

FORSCHUNGEN ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE

8
2013

Herausgegeben von

MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN

unter Mitwirkung von

ANTI SELART, ANDRIS LEVANS und KONRAD MAIER

in Verbindung mit

DETLEF HENNING (Lüneburg), CARSTEN JAHNKE (Kopenhagen),
JUHAN KREEM (Tallinn), ENN KÜNG (Tartu),
ILGVARS MISĀNS (Riga), EVGENIJA NAZAROVA (Moskau),
ULRIKE PLATH (Tallinn), DAVID J. SMITH (Glasgow),
ANDRIS ŠNĒ (Riga), GVIDO STRAUBE (Riga),
TÖNU TANNBERG (Tartu), ÜLLE TARKIAINEN (Tartu),
MATTHIAS THUMSER (Berlin), RITA REGINA TRIMONIENĖ (Šiauliai),
RALPH TUCHTENHAGEN (Berlin), HORST WERNICKE (Greifswald),
SEPPO ZETTERBERG (Jyväskylä)



Forschungen zur baltischen Geschichte - Bd. 8
hrsg. von MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN
Tartu: Akadeemiline Ajalooselts, 2013

Redaktion und Drucklegung wurden gefördert durch
die Wissenschaftsförderung der Republik Estland ETF (*Eesti Teadusfond*) 6941,
ETF 8209, SF (*Sibtfinantseerimine*) 013003809 und SF 0180006511
die Akademische Historische Gesellschaft (Tartu)
die Baltische Historische Kommission e.V.
die Fakultät für Geschichte und Philosophie der Universität Lettlands in Riga
das Historische Institut der Universität Tallinn
das Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu
das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e.V. an
der Universität Hamburg (Nordost-Institut)
und vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund
eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

**NORD
OST
INSTITUT**
an der Universität Hamburg

Redaktion:

Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu
Ülikooli 18, Tartu, Estland, EE-50090
fzbg@ut.ee; <http://www.fzbg.ut.ee/>

Manuskripte werden durch die Redaktion erbeten.
Bestellungen können an die Redaktion oder an das Nordost-Institut,
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg (sekretariat@ikgn.de) gerichtet werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE

Umschlag: IRINA TAMMIS
Satz: MEELIS FRIEDENTHAL

ISSN 1736-4132

© Akadeemiline Ajalooselts, 2013
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Estonia

INHALT

VORWORT

ORTSNAMENKONKORDANZ

AUFSÄTZE

ANU MÄND: Frauen, Memoria und Sakralräume im spätmittelalterlichen Livland	11
PÄRTEL PIIRIMÄE: Staatenbund oder Ständestaat? Der livländische Landtag im Zeitalter Wolters von Plettenberg (1494–1535)	40
MÄRĪTE JAKOVĻEVA: Mythos und Realität: Zur Flotte und zum Schiffbau im Herzogtum Kurland	81
HANNES VINNAL: Der baltische Getreidehandel und das internationale Preisniveau: Der Roggenpreis in Reval im 18. Jahrhundert	103
RAIVIS BIČEVSKIS & AIJA TAIMIŅA: Johann Georg Hamanns kameralwissenschaftliche Studien und Johann Christoph Berens' Vision von Riga: ein utopisches Projekt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	127
TÖNNO JONUŠS: Der estnische Nationalismus und sein Konzept der prähistorischen Religion: Die Nation als Gestalterin des Religionsbildes	145
MARTIN PABST: Deutschbaltischer Neubeginn 1945–1952	165
ODETA MIKŠTAITĒ: Der „Singende Stalinismus“: Zur Entstehung der Massenkultur auf dem Gebiet der Folklore in der Litauischen SSR	192

MITTEILUNGEN

BIRGIT KIBAL: Estnische Archivmaterialien im Internet	215
AIVAR PÖLDVEE: Sodomie, <i>gender studies</i> und die baltische Geschichte: Anmerkungen zu einer schwedischen Dissertation	220
KARSTEN BRÜGGEMANN: Der <i>imperial turn</i> in Estland: Anmerkungen zu Toomas Karjahärms „Das Russische Imperium und der Nationalismus“	228

MĀRTIŅŠ KAPRĀNS: Die Institutionalisierung der Erforschung des sozialen Gedächtnisses in Lettland	236
ANITA ČERPINSKA: Ein Rückblick auf die Feiern in Lettland aus Anlass des 200. Jahrestags des Krieges von 1812	245
JUHAN KREEM: <i>The First Conference of Baltic Urban History</i> in Riga (10.–12. Oktober 2012): Ein Tagungsbericht	255

BESPRECHUNGEN

ANDRES TVAURI: The Migration Period, Pre-Viking Age, and Viking Age in Estonia (von ANDREJS VASKS)	259
Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland (von MAREK TAMM)	263
Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier. A Companion to the Chronicle of Henry of Livonia (von VOLKER HONEMANN)	270
Russland an der Ostsee. Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster (16. bis 20. Jahrhundert) (von MATI LAUR)	272
Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721 (von MADIS MAASING)	276
DENNIS HORMUTH: Livonia est omnis divisa in partes tres. Studien zum mental mapping der livländischen Chronistik in der Frühen Neuzeit (1558–1721) (von ANTI SELART)	280
Från Nyens skans till Nya Sverige: språken i det Svenska Riket under 1600-talet [Von Nyenschantz bis Neuschweden: Die Sprachen im Schwedischen Reich im 17. Jahrhundert] (von ENN KÜNG)	283
JOHANNES BOBROWSKI: Pruzzische Vokabeln. An Old Prussian Glossary (von GIEDRĖ ČEPAITIENĖ & INDRĖ BROKARTAITĖ-PLADIENĖ)	289
Eesti ajaloost 19.–20. sajandil. Uurimusi historiograafiast, allikaõpetusest ja institutsioonidest [Über die Geschichte Estlands im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungen zur Historiografie, Quellenkunde und zu den Institutionen] (von RAIKO JÄÄRATS)	292
Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge (von SIRJE TAMUL)	294

LEA LEPPIK: Kalefaktoripojast professoriks. Tartu ülikooli teenistujate sotsiaalne mobiilsus 1802–1918 [Janitor’s son into professor. The social mobility of employees of the University of Tartu, 1802–1918] (von BRADLEY D. WOODWORTH)	299
A Pragmatic Alliance. Jewish-Lithuanian Political Cooperation at the Beginning of the 20 th Century (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	305
Encapsulated Voices: Estonian Sound Recordings from the German Prisoner-of-War Camps in 1916–1918 (von TÕNU TANNBERG)	308
MARJU MERTELSMANN & OLAF MERTELSMANN: Landreform in Estland 1919. Die Reaktion von Esten und Deutschbalten (von HEIDI LEPPLAAN)	311
Образ Другого – страны Балтии и Советский Союз перед Второй мировой войной [Das Bild des Anderen – die baltischen Länder und die Sowjetunion vor dem Zweiten Weltkrieg] (von TÕNU TANNBERG)	314
JÜRI ANT: August Rei – Eesti riigimees, poliitik, diplomaat [August Rei – ein estnischer Staatsmann, Politiker, Diplomat] (von AGO PAJUR)	316
Reichskommissariat Ostland. Tatort und Erinnerungsobjekt (von KASPARS ZELLIS)	319
CHRISTOPH DIECKMANN: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941–1944 (von OLAF MERTELSMANN)	323
OLAF MERTELSMANN: Everyday Life in Stalinist Estonia; DERS.: Die Sowjetisierung Estlands und seiner Gesellschaft (von OLEV LIIVIK)	327
KRISTIN ROTH-EY: Moscow Prime Time. How the Soviet Union Built the Media Empire that Lost the Cultural Cold War; The Baltic Sea Region and the Cold War (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	335
Mood ja külm sõda. Fashion and the Cold War (von NATHALIE KEIGEL)	341
„Schleichwege“: Inoffizielle Begegnungen sozialistischer Staatsbürger zwischen 1956 und 1989 (von OLIVER PAGEL)	344
The Geopolitics of History in Latvian-Russian Relations (von ARTIS PABRIKS)	349
Die Archive Estlands im europäischen Kontext (von MANFRED VON BOETTICHER)	352

LIEBE LESERINNEN & LESER,

erfreulicherweise haben die „Forschungen zur baltischen Geschichte“ Nachahmer gefunden. Im Editorial der seit Ende März 2013 erscheinenden Web-Zeitschrift „The Baltic Scene“ heißt es programmatisch, man wolle nicht nur Brücken zwischen Estland, Lettland und Litauen bauen, sondern vor allem auch zu einem internationalen Publikum.¹ Fußnoten wird es in dieser *online*-Zeitschrift zwar kaum geben, doch ist uns dieses Ziel höchst sympathisch. Da es unter *www.thebalticscene.eu* vor allem um Popmusik aus den drei Ländern geht, finden sich zahlreiche Videos, Features und Reviews im Netz. Auch wenn der Gegenstand somit ein anderer ist, können wir diesem Projekt nur alles Gute wünschen.

Estland erlebt in diesen Monaten aber nicht nur die Geburt einer neuen Musikzeitschrift, sondern auch die einer neuen Glaubensrichtung, die sogar den Namen eines unserer geschätzten Redaktionsmitglieder trägt – die *selartlased*, zu Deutsch: die Selartianer. Entstanden ist dieser Begriff im Rahmen einer öffentlichen Debatte, in der es vor allem um die Frage geht, wie weit das historische Bewusstsein einer Gesellschaft und der aktuelle Standard der historischen Forschung auseinanderklaffen. Der Begriff der *selartlased*, kreierte von einem unserer früheren Autoren, Andrei Hvostov,² wird in diesem Kontext zu einem wissenschaftlichen Ehrentitel, bezeichnet er doch das Autorenkollektiv des kürzlich unter Leitung von Prof. Dr. Anti Selart erschienenen 2. Bandes der Reihe *Eesti ajalugu* über das Mittelalter.³ Vereinfacht gesagt, geht es um die seit der Zwischenkriegszeit lieb gewonnene Interpretation des estnischen Widerstands gegen Mission und Kolonialisierung als sagenhaften alten „Freiheitskampf“ (*muistne vabadusvõitlus*) und die Interpretation der wenigen schriftlichen Quellen aus dieser Zeit.⁴ Vor allem in den Internetforen wurde leidenschaftlich darüber spekuliert, ob die Autoren für ihre vermeintliche Aufgabe nationaler Positionen – kein Freiheitskampf, kein Patriotismus im Aufstand in der Georgsnacht, dafür

¹ The Baltic Scene – premier of the web magazine covering the Baltic music, einsehbar unter dem URL: <http://www.thebalticscene.eu/the-baltic-scene-a-global-premier-of-webmagazine-covering-the-baltic-music/> (letzter Zugriff 6.4.2013). Vgl. SIIM NESTOR: Noor eestlanna koondab Balti muusika veebiajakirja [Eine junge Estin führt die baltische Musik zu einer Web-Zeitschrift zusammen], in: *Eesti Ekspress* 2013, Nr. 13 (28.3.2013), S. 24.

² ANDREI HVOSTOV: Henriku ja Hoeneke personaalküsimus. „Selartlaste“ ja „enamlaste“ vastasseisu tagamaadest [Der Fall Heinrich und Hoeneke. Über die Hintergründe des Gegensatzes zwischen „Selartianern“ und „Bolschewiken“], in: *Sirp*, 14.2.2013.

³ *Eesti ajalugu II. Eesti keskaeg* [Estnische Geschichte. Das estnische Mittelalter], hrsg. von ANTI SELART, Tartu 2012.

⁴ Siehe hierzu den Beitrag einer weiteren „Selartianerin“: LINDA KALJUNDI: „Ein sicherer Halt“: Zum Verhältnis von Geschichte und Analogieprinzip in „Kodu lugu“, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 4 (2009), S. 238-248, sowie zum breiteren Kontext der Herausbildung des estnischen nationalen historischen Narrativs den Aufsatz von TÕNNO JOONUKS in diesem Band.

die (nach Kapitulation klingende) Integration in den europäischen Kulturraum – womöglich Geld aus „Brüssel“ erhalten hätten.

Mittelalterliche Geschichte bewegt somit erfreulicherweise auch abseits von Wikingerkitsch und Hanserummel ein breites Publikum: An einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung über das Buch im Estnischen Historischen Museum, die live im Internet übertragen wurde, nahmen am 5. Februar über 200 Menschen teil. Und die Debatte hält weiterhin an, auch wenn dieser Historienstreit Ende März kurzfristig dadurch unterbrochen wurde, dass das Land einen neuen historischen Rekord aufstellte. Am 27. März 2013 feierte es nämlich – als Ersatz für den entsorgten mittelalterlichen Freiheitskampf? – seinen „Freiheitstag“ (*priiusepäev*), denn an diesem Tag bestand die Republik seit dem 20. August 1991 genau 7 890 Tage und somit exakt einen Tag länger als der unabhängige Staat der Zwischenkriegszeit. Und das schönste ist, dass dieser Rekord nun von Tag zu Tag gesteigert werden kann.⁵

Aber kommen wir zur aktuellen Ausgabe der „Forschungen zur baltischen Geschichte“. Wieder einmal finden Sie auf den folgenden Seiten Texte von meist jüngeren Autorinnen und Autoren aus allen drei baltischen Ländern und Deutschland, in denen die ganze Bandbreite der baltischen Vergangenheit durchscheint: Frauen und mittelalterliche Memoria, Nationalismus und Religion, der singende Stalinismus sowie der Konflikt zwischen Ordensmeister und Erzbischof auf den livländischen Landtagen; konkrete Themen der diesjährigen Ausgabe sind der Mythos der kurländischen Flotte, die Preise auf dem Revaler Getreidemarkt, Johann Georg Hamanns Visionen von einem neuen Riga und der deutsch-baltische Neubeginn nach 1945.

Wie immer danken wir an erster Stelle unseren Autorinnen und Autoren sowie den fleißigen Übersetzerinnen ANU AIBEL-JÜRGENSON, MAIJA LEVANE, KAI TAFENAU und TEA VASSILJEVA. Englischsprachige Rezensionen und die *summaries* wurden von SIOBHAN KATTAGO, ANDRES KASEKAMP, KERSTI UNT und BRADLEY D. WOODWORTH gegengelesen. Für die Qualität der Optik von Layout und Umschlag bürgten wieder einmal MEE-LIS FRIEDENTHAL und IRINA TAMMIS. Ein herzliches Dankeschön gilt darüber hinaus unseren Förderern an den Universitäten in Riga, Tallinn und Tartu sowie der Baltischen Historischen Kommission und dem Lüneburger Nordost-Institut. Ein achttes Mal können wir Ihnen dank dieser Unterstützung viel Spaß mit den „Forschungen zur baltischen Geschichte“ wünschen.

Im April 2013

KARSTEN BRÜGGEMANN

MATI LAUR

⁵ Auch wenn in der Presse Stimmen laut wurden, die „Freiheit“ hätte mit dem Beitritt zur EU 2004 aufgehört. ENN OJA: Priiusepa priiusepäev – kellele selle tähistamine on vajalik? [Freiheitstag ohne Freiheit – wem nützt es, diesen Tag zu feiern?], in: Öhtuleht, 23.3.2013.

ORTSNAMENKONKORDANZ

Angern – Engure	Libau – Liepāja
Arensburg – Kuressaare	Memel – Klaipėda
Dorpat – Tartu	Mitau – Jelgava
Dünaburg – Daugavpils	Neuenhof – Uuemõisa
Eckau – Iecava	Niederbartau – Nīca
Embach – Emajõgi	Nurmhusen – Nurmuiža
Falkenau – Kärkna	Oberbartau – Rucava
Fegefeuer – Kiviloo	Oberpahlen – Põltsamaa
Fellin – Viljandi	Ösel – Saaremaa
Goldingen – Kuldīga	Padis – Padise
Grobin – Grobiņa	Pappendorf – Papesciems
Grünhof – Zaļāmuiža	Patzkultn – Packule
Hapsal – Haapsalu	Pernau – Pärnu
Harm – Harmi	Peude – Pöide
Harrien – Harjumaa	Popen – Pope
Hasenpoth – Aizpute	Reval – Tallinn
Heiligenaa – Sventāja	Ronneburg – Rauna
Ilsenberg – Ilzeskalns	Rothhof – Sarkanmuiža
Jewe – Jõhvi	Taugogen – Tauragė
Kaugern – Kauguri	Walk – estn. Valga, lett. Valka
Keckau – Ķekava	Wenden – Cēsis
Kegeln – Ķieģelmuiža	Wesenberg – Rakvere
Kiffholm – Suursaar	Wiek – Läänemaa
Kokenhusen – Koknese	Wierland – Virumaa
Kuckers – Kukruse	Windau – Ventspils
Leal – Lihula	Wolmar – Valmiera

Frauen, Memoria und Sakralräume im spätmittelalterlichen Livland

VON ANU MÄND

Zu allen Zeiten haben Menschen den Toten zu Ehren Bauwerke errichtet und Kunstwerke geschaffen. Im Mittelalter wurde den Verstorbenen mit Kapellen, Grabmälern, Kenotaphen, Altarretabeln, Buntglasfenstern und anderen Dingen ein Gedenken bewahrt. Im Interieur (manchmal auch im Exterieur) der Kirchen wurden Bilder angebracht, geschmückt mit dem Porträt des Donators, seinem Wappen bzw. seiner Hausmarke oder mit einer Inschrift, die seinen Namen enthielt. All dies diente als Träger und Stütze des Gedächtnisses einer Gemeinde. Ein für die Kirche gespendetes Kunstwerk drückte in seinem räumlichen und liturgischen Kontext sowohl religiöse als auch weltliche Ambitionen des Auftraggebers aus und verewigte seinen Namen für die nachfolgenden Generationen. An diesen Kunstwerken konnten das Totengedächtnis oder andere Gedächtnisrituale abgehalten werden. Daher können derartige Formen der Memoria als eine ganz spezielle Brücke zwischen Lebenden und Toten angesehen werden.¹

Als Forschungsbegriff weitet sich Memoria gegenwärtig auf die Gedächtniskultur als Ganzes aus, indem er sowohl zur Totenehrung geschaffene Texte und Kunstwerke als auch die kirchlichen und weltlichen Gedächtnisrituale umfasst.² Die Rolle der Memoria in der mittelalterlichen Gesellschaft erlangte in den letzten Jahrzehnten immer mehr Aufmerksamkeit.³ Die

Der vorliegende Text ist eine modifizierte Version des Aufsatzes „Naised, *memoria* ja sakraalruum hiliskeskaegsel Liivimaal“ [Frauen, Memoria und Sakralräume im spätmittelalterlichen Livland], in: *Tuna* 2012, Nr. 3, S. 6-29. Seine Abfassung wurde ermöglicht durch die Wissenschaftsförderung der Republik Estland SF0130019s08 und durch das Projekt „Symbols that Bind and Break Communities“ des Programms EuroCORECODE der Europäischen Wissenschaftsstiftung.

¹ ELIZABETH VALDEZ DEL ALAMO, CAROL STAMATIS PENDERGAST: Introduction, in: *Memory and the Medieval Tomb*, hrsg. von DENS., Aldershot 2000, S. 1-15, hier S. 1.

² OTTO GERHARD OEXLE: Memoria als Kultur, in: *Memoria als Kultur*, hrsg. von DENS., Göttingen 1995 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 121), S. 9-78, hier S. 10, 18f., 39; ARNOUD-JAN A. BIJSTERVELD: *Do ut des*. Gift Giving, *Memoria*, and Conflict Management in the Medieval Low Countries, *Hilversum* 2007 (Middelleeuwse studies en bronnen, 104), S. 9-10, 158-168; TRUUS VAN BUEREN, ROLF DE WEIJERT: *Medieval Memoria Online (MeMO): New research possibilities*, einsehbar unter dem URL: http://memo.hum.uu.nl/pdf/MeMO_project-plan.pdf (2009), S. 3-5 (letzter Zugriff 5.1.2013).

³ Siehe z.B. OTTO GERHARD OEXLE: Memoria und Memorialbild, in: *Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter*, hrsg. von KARL SCHMID und JOACHIM WOLLASCH, München 1984 (Münstersche

meisten Abhandlungen, die in Westeuropa zu diesem Thema entstanden sind, konzentrieren sich auf die Strategien des Hochadels und der hohen Geistlichen, sich ein Andenken zu bewahren. Über die anderen Gesellschaftsschichten, vor allem über die mit niedrigem sozialen Status, sind sehr viel weniger Quellenmaterialien erhalten, weshalb es auch weniger Studien gibt. Frauen, die ihr Seelenheil sichern und sich ein Gedenken bewahren wollten, wurden bisher nur recht selten analysiert. Es versteht sich von selbst, dass auch in Hinsicht auf die Frauen in erster Linie Personen von hoher Abstammung betrachtet wurden.⁴ Die Untersuchung der übrigen sozialen Gruppen, etwa der Stadtbewohner, stand dabei eher im Hintergrund.

Im vorliegenden Aufsatz geht es um die Memoria von Frauen im spätmittelalterlichen Livland, hauptsächlich in Reval und Riga, den größten Städten der Region. Da die Frauen im Vergleich zu den Männern unvergleichlich weniger Spuren in den Quellen hinterlassen haben, ist dies keine leichte Aufgabe. Ihre Identifikation ist in vielen Fällen nur über ihre Ehemänner möglich. Der Beitrag nimmt insbesondere Ehefrauen und Witwen von Kaufleuten und Handwerkern in den Fokus. Außerdem werden einige Beispiele für Adelsfamilien genannt, die in einer Stadt lebten oder für die dortigen Kirchen spendeten. Zunächst werden Frauen als Mitglieder der korporativen Vereinigungen betrachtet, wobei gezeigt wird, wie sich deren Rolle auf Gedächtnisfeiern in Gilden- und Bruderschaftsschragen spiegelte. Gefragt wird, in welchem Kontext Gildeschwestern in den Schragen und anderen Urkunden erwähnt werden und inwieweit ihre Teilnahme an den kollektiven Ritualen festgelegt war. Anschließend soll auf die individuellen Möglichkeiten der Frauen eingegangen werden, sich sowohl durch Geldspenden als auch durch Ausgestaltung eines Sakralraumes ein Gedenken zu bewahren. Zugleich soll die Frage beantwortet werden, ob sich irgendwelche geschlechtsspezifischen Verhaltensmuster feststellen lassen, d.h., ob sich weibliche Strategien, von sich und der Familie ein Gedächtnis zu bewahren, von den männlichen unterschieden.

Mittelalter-Schriften, 48), S. 384-440; DERS.: Memoria in der Gesellschaft und in der Kultur des Mittelalters, in: *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, hrsg. von JOACHIM HEINZLE, Frankfurt am Main 1994, S. 297-323; Memoria in der Gesellschaft des Mittelalters, hrsg. von DIETER GEUENICH und OTTO GERHARD OEXLE, Göttingen 1994 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 111); Care for the Here and the Hereafter: *Memoria*, Art and Ritual in the Middle Ages, hrsg. von TRUUS VAN BUEREN und ANDREA VAN LEERDAM, Turnhout 2005; Memory and Commemoration in Medieval England, hrsg. von CAROLINE M. BARRON und CLIVE BURGESS, Donington 2010 (Harlaxton Medieval Studies, 20).

⁴ Siehe z.B. BARBARA J. HARRIS: The Fabric of Piety: Aristocratic Women and the Care of the Dead, 1450–1550, in: *Journal of British Studies* 48 (2009), S. 308-335; ERIN L. JORDAN: Women, Power, and Religious Patronage in the Middle Ages, New York 2006; PAMELA KING: 'My Image to be Made All Naked': Cadaver Tombs and the Commemoration of Women in Fifteenth-Century England, in: *The Ricardian. Journal of the Richard III Society* 13 (2003), S. 294-314.

Ohne an dieser Stelle ausführlicher auf die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Frauen im Spätmittelalter einzugehen, die in verschiedenen Städten und Regionen sehr unterschiedlich sein konnte,⁵ ist daran zu erinnern, dass Frauen aufgrund der gesetzlichen und gesellschaftlichen Beschränkungen weitaus weniger Möglichkeiten hatten, Geldgeschäfte abzuwickeln oder mit ihrem Vermögen nach eigenem Ermessen umzugehen als Männer. Die Töchter standen unter der Vormundschaft ihres Vaters (im Falle seines Ablebens unter derjenigen eines anderen erwachsenen männlichen Verwandten), die Ehefrauen unter der ihres Ehegatten. Wenn es keinen Ehevertrag gab, in dem dies anders geregelt worden wäre, hatte der Ehemann gewöhnlich das Besitz- und Nutzungsrecht über die Mitgift seiner Frau; in ihrem eigenen Besitz verblieben oft nur die Morgengabe sowie Bekleidung, Schmuck und andere persönliche Gegenstände, die sie in die Ehe mitgebracht hatte.⁶ Wenngleich auch für Witwen Vormünder bestellt wurden, hatten diese jedoch im Hinblick auf ihr Vermögen, auf die damit abgewickelten Geschäfte und auf die Verteilung ihres Erbes beträchtlich größere Rechte als die Ehefrauen.⁷

I.

Frauen finden Erwähnung sowohl in den Schragen der großen gewerblichen Gilden wie auch in denjenigen der kleineren Gilden oder Bruderschaften, die religiöse oder karitative Zwecke verfolgten. Die Gildeschwestern, zu denen überwiegend Ehefrauen oder Witwen der Gildebrüder zählten,⁸ hatten natürlich nicht die gleichen Rechte wie die Männer: Sie waren weder an der Erstellung des Schragens noch an der Beschlussfassung beteiligt und wurden in keine Ämter gewählt. Wie aus den Festinstruktionen und -rechnungen der größeren Gilden Revals und Rigas hervorgeht, waren Frauen auch bei den alljährlichen wichtigsten sozialen Ereignissen, den ein paar Wochen währenden Fastelabend- und Weihnachtsdrunken, nicht ständig

⁵ Zu den deutschen Städten siehe z.B. EDITH ENNEN: Frauen im Mittelalter. 3., überarb. Aufl., München 1987, Kap. 3.

⁶ Ebenda, S. 149; INNA PÖLTSAM-JÜRJO: Liivimaa väikelinn Uus-Pärnu 16. sajandi esimesel poolel [Die livländische Kleinstadt Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Tallinn 2009, S. 312f.

⁷ Zur Erstellung der Testamente und zu den rechtlichen Aspekten des Vererbens siehe KADRI-RUTT HAHN: Revaler Testamente im 15.–16. Jahrhundert. Diss. Phil. Göttingen 2008, S. 374–391. Siehe auch die einschlägigen Bestimmungen des Lübecker Rechts: Lübecki õiguse Tallinna koodeksi 1282 / Der Revaler Kodex des lübischen Rechts 1282, hrsg. von TIINA KALA, Tallinn 1998, S. 177–181.

⁸ Siehe z.B. den Schragen der Rigaer Tafelgilde (1425). WILHELM STIEDA, CONSTANTIN METTIG: Schragen der Gilden und Aemter der Stadt Riga bis 1621, Riga 1896, S. 661, § 2: *Desgeliken mogen erbare vrouwen sustere hyrinne werden, se sin wedewen edder hebben man*. Am Anfang derselben Bestimmung wird präzisiert, dass nur diejenigen Brüder, die Mitglieder der Großen Gilde sind, der Tafelgilde beitreten können.

anwesend; sie wurden nur an bestimmten Tagen ins Gildehaus eingeladen, wenn vorwiegend getanzt wurde und keine administrativen Fragen auf der Tagesordnung standen.⁹ In den religiösen Gilden wiederum waren Frauen in einem viel größeren Maße in die Aktivitäten einbezogen. Nach dem Schragen der Mariengilde (1407), die auf dem Revaler Domberg tätig war, waren sie an den Drunken – die im Unterschied zu den großen Gilden nur einen Tag oder ein paar Tage dauerten –, Versammlungen und Prozessionen beteiligt; außerdem wurde ein weibliches Mitglied bestimmt, das während der Drunke die Gildeschwestern am Tisch bediente.¹⁰

Es gibt nur sehr wenige Bestimmungen in den Schragen, welche Frauen erwähnen; diese regeln meist das Verhalten bei Bestattungen und auf Gedächtnisfeiern. Nach einer allgemein verbreiteten Bestimmung waren anlässlich des Todes eines Gildebruders alle Mitglieder der Gilde, Brüder und Schwestern, zur Teilnahme an der Beerdigungszeremonie sowie an der Vigil und den Gedenkgottesdiensten verpflichtet: Abwesenheit stand unter Strafe. Aus dem Schragen der Großen Gilde etwa geht hervor, dass im Falle der Abwesenheit eines weiblichen Mitglieds der Ehemann die Strafe zu bezahlen hatte.¹¹ Somit lastete auf den männlichen Mitgliedern die Verantwortung für das sittliche Verhalten ihrer Frauen. Die Gilde hielt die Totenwache, trug den Leichnam im Trauerzug in die Kirche und nach der Zeremonie zum Grab; sie zahlte für die Vigil sowie drei Seelenmessen, und während der Bestattungszeremonie waren ihre Kerzen (*gilde lichte*) zu verwenden.¹² Zu einer gemeinsamen Gedächtnisfeier versammelte man sich auch dann, wenn das Gildemitglied außerhalb seiner Heimatstadt verstorben und beerdigt worden war. Im Schragen der Mariengilde des Dombergs heißt es, dass zum Andenken an diejenigen Gildebrüder oder -schwestern, die außerhalb Revals verstarben, genauso ein Gedächtnisgottesdienst im Dom abzuhalten war wie im Falle derjenigen, die der Tod in der Stadt erteilte.¹³ Die Mitgliedschaft in einer Gilde garantierte auch den verarmten Mitgliedern eine ehrwürdige und standesgemäße Beerdigung. Außer den Bestimmungen über die Teilnahme an kollektiven Ritualen beinhalten einige

⁹ Zu den Feierlichkeiten wurden sowohl Frauen als auch junge Mädchen, d.h. auch die Töchter der Gildebrüder eingeladen. ANU MÄND: Urban Carnival. Festive Culture in the Hanseatic Cities of the Eastern Baltic 1350–1550, Turnhout 2005, S. 60, 62, 75, 78ff.; DIES.: Suurgildi ajalugu kuni Liivi sõjani [Die Geschichte der Großen Gilde bis zum Livländischen Krieg], in: IVAR LEIMUS u.a., Tallinna Suurgild ja gildimaja, Tallinn 2011, S. 15–116, hier S. 58f.

¹⁰ FRIEDRICH STILLMARK: Der älteste Schragen der Dom- oder Mariengilde zu Reval, in: Beiträge zur Kunde Estlands, Bd. 18, H. 1, Reval 1932, S. 25–46, hier S. 37ff., § 7–8, § 11–14.

¹¹ EUGEN VON NOTTBECK: Die alten Schragen der Grossen Gilde zu Reval, Reval 1885, S. 44, § 35.

¹² ANU MÄND: Church Art, Commemoration of the Dead and the Saints' Cult: Constructing Individual and Corporate *Memoria* in Late Medieval Tallinn, in: Acta Historica Tallinnensia 2011, Bd. 16, S. 3–30, hier S. 5f.

¹³ STILLMARK, Der älteste Schragen (wie Anm. 10), S. 40, § 27.

Schragen Vorschriften, die jedem Mitglied der Gilde auch eine individuelle Verpflichtung auferlegten, für das Seelenheil des Verstorbenen zu beten.¹⁴

Die Feierlichkeit der Trauerzeremonie und eine möglichst große Anzahl von trauernden Hinterbliebenen waren ein Statussymbol. Man kann jedoch annehmen, dass die Begräbnisfeiern der Gildeschwestern im Vergleich zu denjenigen der männlichen Mitglieder weitaus bescheidener waren. Darauf dürfte bereits der Umstand hinweisen, dass für die Bestattung einer weiblichen Verstorbenen gewöhnlich weniger an die Kirche gezahlt wurde als im Falle eines männlichen Toten. Nach einer „Preisliste“ der Revaler Nikolaikirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fielen für die Beerdigung eines Erwachsenen Kosten in Höhe von drei Mark und für diejenige eines Kindes von einer Mark an; für das Läuten aller Glocken mussten vier Mark gezahlt werden.¹⁵ Sieht man sich aber die tatsächlich eingegangenen Summen an, so zeigt sich, dass für die Beerdigung einer weiblichen Verstorbenen so manches Mal weniger gezahlt wurde, etwa eine Mark oder fünf Ferding (1¼ Mark) – und dies war nicht nur bei Frauen niedrigen Standes der Fall.¹⁶

Ein weiteres wichtiges Ritual war das liturgische Gedenken an die verstorbenen Mitglieder der Gilde. Die größeren unter ihnen, aber auch die besser situierten Zünfte unterhielten mehrere Altäre, an denen sie regelmäßig Messen zu Ehren der Lebenden und Verstorbenen halten ließen. Die Revaler Große Gilde zahlte dafür, dass für die toten Brüder und Schwestern in beiden Stadtkirchen und in der Dominikanerkirche monatlich eine Seelenmesse gesungen wurde; die Tafelgilde zahlte für eine Seelenmesse in der Heiliggeistkirche. Außerdem wurden die Kirchherren und der Prior dafür bezahlt, dass sie das ganze Jahr über von der Kanzel herab der Gildeschwestern und -brüdern gedachten (*vor suster vnde broder dat jar ouer to denkende vp dem predickstole*), etwa durch das Verlesen ihrer Namen.¹⁷ Die Rigaer Tafelgilde ließ jeden Sonntag eine Andacht für die verstorbenen Gildebrüder und -schwestern halten.¹⁸

Aus den Schragen der Revaler und Rigaer Tafelgilde wird deutlich, dass auch den Frauen bei Gedenkfeiern eine gewisse Rolle zukam. Nach dem Schragen des Jahres 1425 versammelte sich die Rigaer Tafelgilde zu einer Gedächtnismesse zum Andenken an die Verstorbenen am zweiten Sonntag nach Michaelis. Gelangte man zum Offertorium, hatten, je eine Wachskerze (*selelicht*) in der Hand, die Ehefrauen der zwei Vorsteher vornan zu

¹⁴ NOTTBECK, Die alten Schragen (wie Anm. 11), S. 66, § 14; STILLMARK, Der älteste Schragen (wie Anm. 10), S. 41, § 34.

¹⁵ Rechnungsbuch der St. Nikolaikirche 1465–1520, in: Stadtarchiv Tallinn (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig: TLA), 31-1-216, fol. 3r.

¹⁶ TLA, 31-1-216, z.B. fol. 40v (1474), 68r (1490), 69r (1490).

¹⁷ MÄND, Suurgildi ajalugu (wie Anm. 9), S. 82f.; MÄND, Church Art (wie Anm. 12), S. 6f.

¹⁸ STIEDA, METTIG, Schragen (wie Anm. 8), S. 663, § 15.

schreiten, gefolgt von den anderen Gildeschwestern.¹⁹ Aus den Festinstruktionen der Revaler Tafelgilde vom Anfang des 16. Jahrhunderts lässt sich entnehmen, dass ein ähnliches Ritual in der Heiliggeistkirche am zweiten Sonntag nach Ostern begangen wurde: Nach dem Ende der Seelenmesse musste die Gattin des Vorstehers der Tafelgilde eine „Seelenkerze“ stiften. Auch die Ehefrauen der Gehilfen des Vorstehers waren gehalten, gemeinsam mit der Erstgenannten an dieser Zeremonie teilzunehmen.²⁰ Die Tatsache, dass nicht beliebige Gildeschwestern mit der Durchführung dieses Rituals betraut wurden, zeugt davon, dass es sich offensichtlich um ein Privileg handelte, das den Frauen aufgrund des Amtes ihrer Gatten übertragen wurde.

Eine weltliche Gedenkfeier für Verstorbene wurde im Gildehaus abgehalten, wo auf einer während der Hauptdrunke stattfindenden Hauptversammlung die Namen der verstorbenen Mitglieder aufgezeichnet und verlesen wurden. Im Schragen der Rigaer Tafelgilde ist auch der Ablauf dieses Rituals festgelegt: Nach der Messe und einer nachfolgenden gemeinsamen Mahlzeit hatte der Schaffer die Glocke zu läuten und die Namen der verstorbenen Gildebrüder- und -schwestern zu verkünden. Danach wurde unter den Anwesenden eine Sammlung durchgeführt – für jeden Toten ein Artig –, deren Erlös dafür verwendet wurde, für alle verstorbenen Brüder und Schwestern so viele Messen abzuhalten, wie es Priester in der Stadt gab.²¹ Zudem wurden auch Verzeichnisse der verstorbenen Mitglieder angefertigt, doch blieb nur eine geringe Anzahl von ihnen erhalten. Die Revaler Tafelgilde listete ihre verstorbenen Mitglieder in aller Regel einmal jährlich zu Ostern auf. In einigen Jahren, insbesondere wenn aufgrund der Pest die Zahl der Toten höher war, wurden diese auch zu Weihnachten und in der Fastnachtszeit aufgelistet. Die Listen, die lückenhaft aus den Jahren 1448 bis 1549 erhalten geblieben sind, verzeichnen jedoch nur männliche Namen.²² Es liegen keine Angaben darüber vor, dass auch die verstorbenen weiblichen Mitglieder registriert worden wären. Aus diesem Grund ist uns auch nicht bekannt, ob die Große Gilde oder auch andere Vereinigungen die Namen der männlichen und weiblichen Toten den Priestern zum Vorlesen vorlegten oder ob der Frauen anonym gedacht wurde. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass Frauen, die aufgrund ihres Geschlechts von der Verwaltung und vom politischen Leben der Gilde ausgeschlossen waren, der Wohltätigkeit und der religiösen Rituale wegen einer Gilde oder Bruderschaft beitraten. Hinzu kamen die Aussicht auf ein würdiges christliches Begräbnis und die gemeinsamen Fürbitten.

¹⁹ Ebenda, S. 662, § 8.

²⁰ NOTTBECK, Die alten Schragen (wie Anm. 11), S. 68, § 3 (der niederdeutsche Text S. 100, § 3), S. 71, § 7 (der niederdeutsche Text S. 103, § 7).

²¹ STIEDA, METTIG, Schragen (wie Anm. 8), S. 662f., § 13.

²² Mitgliederbuch der Tafelgilde 1364–1549, in: TLA, 191-2-1, ab fol. 20v. In der Periode von 1448 bis 1549 wurden die Namen von 774 Personen verzeichnet, derer gedacht wurde. Totenverzeichnisse gibt es auch im Rechnungsbuch des Vorstehers der Tafelgilde (Zuhauer-Rechnungsbuch 1514–1563, in: TLA, 191-2-3, fol. 30r, 37v).

Während für die Ehefrauen der Kaufleute und Handwerker die erste (wenngleich nicht einzige) Wahl die gewerbliche Vereinigung ihrer Männer war, konnten sich etwa Dienstmägde und andere Frauen mit niedrigem Status vor allem den religiösen Gilden anschließen, deren Mitgliedschaft in ständischer Hinsicht weitaus heterogener war. So gab es unter denjenigen, die 1428 der Heiligen Leichnamsgilde zu Reval beitraten, sowohl Ehefrauen von Bürgern als auch eine Dienstmagd namens Gertrud sowie die „im Kloster“ (offensichtlich das Nonnenkloster St. Michael) ansässige Ma(r)gret, bei der es jedoch unklar ist, ob sie eine Nonne war, sowie Katharina Lode, deren Nachname auf ein bekanntes Adelsgeschlecht schließen lässt.²³ Zur Rigaer Bruderschaft der Bierträger, zu der sich trotz ihres Namens Vertreter verschiedener Stände zusammengeschlossen hatten, gehörten neben Männern mit sehr heterogenem sozialen Status auch Ehe- und Jungfrauen: adlige Frauen, Ehefrauen und Schwestern von Ratsherren, Beginen, Dienstmägde u.a.²⁴ 1495 schlossen die Bruderschaft der Bierträger und das Rigaer Zisterzienserinnenkloster ein Abkommen, woraufhin der ganze Konvent der Bruderschaft beitrug. Bei Beerdigungen aller Mitglieder, auch im Falle verstorbener Schwestern, mussten Sargtuch und Kerzen der Bruderschaft verwendet werden. Im Konvent war der Toten in Vigilien und Seelenmessen zu gedenken.²⁵ Auch wenn die Nonnen überwiegend adliger Herkunft waren und die Gründer der Bruderschaft, d.h. die namengebenden Bierträger, eher zur niederen Bevölkerungsschicht gehörten,²⁶ lassen das besagte Abkommen und die Zusammensetzung der Mitglieder darauf schließen, dass die Fürbitten für Verstorbene in der spätmittelalterlichen Gesellschaft von derart großer Bedeutung waren, dass dafür sogar Zugeständnisse an die strenge Unterscheidung zwischen den Ständen gemacht wurden.

II.

Außer der Zugehörigkeit zu einer Gilde und der Teilnahme an kollektiven Ritualen hatten Frauen auch die Möglichkeit, ihre individuelle Religiosität auszudrücken und Schritte zu unternehmen, um von sich ein Gedächtnis

²³ Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch (künftig: LUB), hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE u.a., Bd. 1, Nr. 593, S. 768; TIINA KALA: Keskage Tallinna väikekorporatsioonid ja nende usuelu normatiivsed vormid [Kleinkorporationen des mittelalterlichen Reval und die normativen Formen ihres religiösen Lebens], in: Tuna 2010, Nr. 2, S. 6-24, hier S. 14.

²⁴ CONSTANTIN METTIG: Die Bücher der Rigaschen Bierträrgilde, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1890, Riga 1891, S. 120-125, hier S. 123.

²⁵ Ebenda, S. 123f.; LUB 2/1, Nr. 252.

²⁶ In Riga und Reval dominierten unter den Bierträgern Undeutsche. STIEDA, METTIG, Schragen (wie Anm. 8), S. 119f., vgl. S. 114; PAUL JOHANSEN: Tallinna keskaja öllekandjate ajaloo [Über die Geschichte der Bierträger im mittelalterlichen Reval], in: Ajalooline Ajakiri 5 (1926), S. 91-100.

zu bewahren. Gewiss kam es im Hinblick auf die Möglichkeit der Verwirklichung ihrer religiösen und weltlichen Ambitionen in erster Linie auf ihre soziale Stellung, Familienstand und wirtschaftliche Lage an, doch spielte auch der allgemeine Kontext des jeweiligen Zeitalters eine Rolle, der die in der Gemeinschaft verbreiteten Verhaltensmuster und sozialen Erwartungen in Hinblick auf Menschen mit einem bestimmten sozialen Status prägte. Zu den Mitteln, sein Seelenheil zu erreichen, seinen Wohlstand zu demonstrieren und soziales Ansehen zu gewinnen, gehörte die Überreichung milder Spenden sowohl zu Lebzeiten des Donators als auch durch ein Testament. Zu den verbreitetsten Strategien zählte die Errichtung eines Altars oder einer Vikarie zu Ehren seines Schutzheiligen oder die Stiftung einer Vikarie an einem bereits vorhandenen Altar.²⁷

Die Urkunden über die Stiftung von Vikarien, die mit Kirchen abgeschlossenen Verträge sowie andere einschlägige Urkunden zeugen davon, dass es sich in den meisten Fällen um das Vorhaben eines Mannes in seiner Eigenschaft als Familienhaupt handelte: Oft heißt es in ihnen, dass die Vikarie zugunsten des Mannes, seiner Gattin und aller Familienmitglieder errichtet worden sei. So etwa stiftete Ritter Vicke von Wrangel im Jahre 1390 in Reval in der St. Wenzelkirche (d.h. im St. Michaelskloster) für 150 Rigische Mark eine Vikarie, um für sein eigenes Seelenheil wie auch für dasjenige seiner Mutter, seiner Ehefrau und seiner Ahnen zu sorgen.²⁸ Ritter Diderick von Vitinghof stiftete 1411 in der Revaler Dominikanerkirche am Antoniusaltar eine ewige Messe, die täglich zum Gedenken an ihn, an seine Frau Anna sowie an alle Lebenden und Toten der beiden Familien gehalten werden sollte; auch sollte Didericks verstorbener Gemahlin Adelheid gedacht werden.²⁹

Im Jahre 1378 stifteten zwei Revaler Ratsherren in ihrer Eigenschaft als Vollstrecker des Testaments ihres im selben Jahr verstorbenen Kollegen Johan Duderstadt und als Vormünder seiner Witwe auf Wunsch des Verstorbenen 100 Mark für eine tägliche Messe. Nach dem Ableben der Witwe Duderstadts sollte das Kapital aufgestockt werden, um für das Seelenheil beider zweimal täglich eine Messe zu lesen; dafür sollten zwei Priester berufen werden.³⁰ Aus der betroffenen Urkunde wird zwar nicht ersichtlich, wo sich die in Rede stehende Vikarie befand, doch ergibt sich aus Einträgen aus den 1390er Jahren im städtischen Rentenbuch, dass zur Erinnerung an Duderstadt und seine Gattin sogar zwei Vikarien gestiftet worden waren,

²⁷ Über die meistverbreiteten Formen der Errichtung und Finanzierung der Vikarien siehe z.B. WOLFGANG PRANGE: *Vikarien und Vikare in Lübeck bis zur Reformation*, Lübeck 2003 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, B 40), S. 10ff., 73-86.

²⁸ DIETER HECKMANN: *Revaler Urkunden und Briefe von 1273 bis 1510*, Köln u.a. 1995 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, 25), S. 73, Nr. 49.

²⁹ Ebenda, S. 134f., Nr. 89.

³⁰ Ebenda, S. 60, Nr. 39.

die eine am Altar des Volto Santo von Lucca in der St. Barbarakapelle der Nikolaikirche und die andere am Matthiasaltar der Heiliggeistkirche.³¹

In seinem 1425 aufgesetzten Testament erwähnte der Rigaer Ratsherr Conrad Visch zwei Vikarien in der dortigen Petrikerche. Die eine davon hatte er für sein eigenes Seelenheil sowie das seiner Ehefrau, Kinder und weiterer Angehöriger errichten lassen. Zugleich stattete er diesen Altar mit allem Nötigen aus, indem er drei Ornate, ein Brokattuch, einen Kelch, ein Buch (wohl ein Missal), silberne Messkännchen, Altardecken und Kerzenleuchter stiftete. Darüber hinaus hinterließ er der Vikarie 200 Mark, mit deren Zinsen der Priester vergütet werden sollte.³² Die andere Vikarie, die sich am Altar der heiligen Anna befand, errichtete Visch zum Gedenken an seinen verstorbenen Kollegen Arnd Plaggal (Bürgermeister 1393) sowie an dessen Frau und Kinder.³³

An allen beschriebenen Fällen waren Frauen nur passiv beteiligt. Auch Quellen aus den deutschen Ländern beweisen, dass Frauen nur sehr selten eine Vikarie stifteten. So sind etwa aus dem mittelalterlichen Lübeck 207 Vikarien bekannt, von denen nur fünf auf die Initiative von Frauen, d.h. von wohlhabenden Witwen, zurückgehen.³⁴ Da über das mittelalterliche Livland keine vergleichbare Statistik vorliegt, sei nur auf einige Fälle aufmerksam gemacht, bei denen Frauen Vikarien stifteten bzw. als Partnerin an ihrer Errichtung beteiligt waren. 1399 förderte die Familie Wrangel mit 200 Mark eine ewige Vikarie in Reval, die von einer adligen Witwe namens Ludgard von Mekes, der Gemahlin des verstorbenen Hincke Tuve, errichtet worden war.³⁵ 1453 stiftete Fromhold Lode, der Gutsbesitzer von Kuckers, „mit Rat, Vollbort, Zulass und Willen seiner ehelichen Hausfrau Elsebe“ und „zur Abwaschung der Sünde“ in der Kirche zu Jewe eine Vikarie am Gottesmutteraltar, die für Messen und Seelenmessen für das Seelenheil des Stifters und seiner Gattin Elsebe sowie der Eltern und beider legitimen Nachkommen vorgesehen war.³⁶ Elsebes

³¹ Das Revaler Pergament-Rentenbuch 1382–1518 (künftig: PRB), hrsg. von ARTUR PLAESTERER, Reval 1930, Nr. 1405 (1398), 1421–1422 (1393?). Siehe auch KERSTI MARKUS, KAIRE TOOMING: Hiliskeskaegsest Niguliste kirikust hingepalvete ja eneseeksponeerimise peeglis [Über die spätmittelalterliche Nikolaikirche im Spiegel der Seelenmessen und der Selbst-Exponierung], in: Acta Historica Tallinnensia 2011, Bd. 16, S. 31–66, hier S. 33.

³² LUB 7, Nr. 372, S. 265; ANU MÄND: Kirikute hõbevara: altariiristad keskaegsel Liivimaal [Der Silberschatz der Kirchen: Das Altargerät im mittelalterlichen Livland], Tallinn 2008, S. 43.

³³ LUB 7, Nr. 372, S. 265. Über Plaggal siehe HEINRICH JULIUS BÖTHFÜHR: Die Rigische Rathslinie von 1226 bis 1876, Riga u.a. 1877, S. 81, Nr. 216.

³⁴ PRANGE, Vikarien und Vikare (wie Anm. 27), S. 161, Nr. 31, S. 173, Nr. 66 und 2, S. 180, Nr. 9–10.

³⁵ LUB 4, Nr. 1489; vgl. PRB (wie Anm. 31), Nr. 1442. In der Quelle wird nicht erwähnt, in welcher Kirche die Vikarie gestiftet wurde.

³⁶ Est- und Livländische Brieflade. Eine Sammlung von Urkunden zur Adels- und Gütergeschichte Est- und Livlands. Teil 1, Bd. 1, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE und ROBERT VON TOLL, Reval 1856, Nr. 214.

„Zulass und Willen“ waren einerseits deshalb notwendig, weil es um die Verwendung des gemeinsamen Vermögens des Ehepaars ging, andererseits ist auch nicht ausgeschlossen, dass die Idee zur Errichtung einer Vikarie auf die Frau zurückging.

1447 stifteten der Rigaer Dompropst Dietrich Nagel, Andreas Seppelbeke, Hinrik Harnsch, der Priester und Domvikar Georgius Dazeberch sowie Frau Anna von Alen im Rigaer Dom am Altar des heiligen Joseph eine ewige Seelenmesse. Anna samt ihren Kindern spendete dafür 100 alte bzw. 25 neue Mark und beschenkte den Altar mit einem vergoldeten Kelch.³⁷ Wodurch diese Personen miteinander verbunden waren, ist nicht bekannt. Bei der Familie Alen handelte es sich um ein Rigaer Vasallengeschlecht.³⁸

Auch bei den Stadtbürgern stifteten Ehepaare gemeinsam Vikarien. Der Revaler Kaufmann Hans Potgeter und seine Ehefrau Katharina gaben 1494 der Nikolaikirche ein Kapital in Höhe von 70 Mark und 10 rheinischen Gulden. Dafür wurde für sie in der gerade fertiggestellten Matthäuskapelle am Matthäusaltar eine ewige Vikarie errichtet und vor den Altar ein Grabstein gesetzt.³⁹ Sich bereits zu Lebzeiten einen Grabstein zu besorgen und sicherzustellen, dass er sich an einem möglichst renommierten Platz befand, war unter der städtischen Elite dieser Zeit ein recht weitverbreiteter Brauch. Zusätzlich stiftete Katharina noch 7 Gulden, welche die Hälfte der Summe ausmachten, die bei der Anfertigung eines Wandschranks zwischen dem Matthäus- und Antoniusaltar anfiel. Offensichtlich wurden im Schrank Wertgegenstände und Bücher aufbewahrt, die zu den beiden Altären gehörten. Darüber hinaus stattete das Ehepaar Potgeter den Altar mit allem Nötigen – Messgewand, Kelche, Altardecken, Messbücher etc. – aus, wobei es zusicherte, dies auch künftig zu tun. Bereits im Herbst desselben Jahres spendete Katharina für den Altar weitere 10 rheinische Gulden und im August 1495 70 Mark.⁴⁰

Als Hans Potgeter im Jahre 1499 starb,⁴¹ hinterließ er ein undatiertes Testament.⁴² Auch hierin stellte er die Aufrechterhaltung der Vikarie in jeder erdenklichen Weise sicher: Katharina sollte eine jährliche Rente von 24

³⁷ LUB 10, Nr. 297.

³⁸ LUB 2/1, Nr. 252; PAUL JOHANSEN: Kalendrikatkend Pirita kloostrist [Ein Kalenderfragment aus dem Sankt Birgittenkloster], in: Vana Tallinn III, Tallinn 1938, S. 24–27, hier S. 27.

³⁹ TLA, 31-1-216, fol. 20v–21r, 81v; TIINA KALA: Tallinna linnaelu kajastumine raehärra Hans Rotgersi märkmetes [Die Widerspiegelung des Stadtlebens in Reval in den Aufzeichnungen des Ratsherrn Hans Rotgers], in: Ajalookirjutaja aeg / Aetas Historicorum, hrsg. von PIRET LOTMAN, Tallinn 2008, S. 22–46, hier S. 33.

⁴⁰ TLA, 31-1-216, fol. 81v.

⁴¹ TLA, 31-1-216, fol. 87v. Im Jahre 1500 wurde seiner am Todestag mit Glockengeläut gedacht. Ebenda, fol. 90r. In der Tafelgilde wurde seiner zum ersten Mal erst zu Ostern 1503 gedacht. TLA, 191-2-1, fol. 53r.

⁴² ROLAND SEEBERG-ELVERFELDT: Revaler Regesten, Bd. 3: Testamente Revaler Bürger und Einwohner aus den Jahren 1369 bis 1851, Göttingen 1975 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung, 35), Nr. 87 (hier irrtümlich datiert auf 1505).

Mark aus Potgeters Haus an die Nikolaikirche zahlen. Nach ihrem Ableben sollte das Haus vollständig der Vikarie vererbt werden. Auch wenn das Ehepaar die Vikarie gemeinsam gestiftet hatte und Katharinas Beitrag im Rechnungsbuch der Nikolaikirche gesondert hervorgehoben wurde, machte Hans in seinem Testament deutlich, dass es sich um seinen Altar und seine Vikarie (*to myner fyckeryge, to mynen altare*) handele.⁴³

Katharina ist keine neue Ehe eingegangen.⁴⁴ Da weder in Hans' noch in ihrem Testament Kinder erwähnt wurden, konnte sie mit ihrem Vermögen nach eigenem Ermessen umgehen. 1508 beschloss sie die Stiftung einer weiteren Vikarie, diesmal in der St. Barbarakapelle, die außerhalb der Stadtmauer lag: Aus den Zinsen für ein Kapital in Höhe von 150 Mark sollte jeden Montag eine Seelenmesse für das Seelenheil Katharinas, ihres Gatten und ihrer Eltern sowie für das aller Christen gefeiert werden.⁴⁵ Was Katharina dazu veranlasste, die Vikarie in dieser eher wenig renommierten Kirche zu stiften,⁴⁶ ist nicht bekannt. Da auf dem Friedhof der Barbarakapelle vor allem Arme, Unbekannte und Obdachlose sowie die ebenfalls überwiegend der Unterschicht angehörenden Vorstadtbewohner beerdigt wurden, kann nicht ausgeschlossen werden, dass sie den Notleidenden Beistand leisten und sich zugleich ihrer Fürbitten versichern wollte, standen doch die Armen Gott vermeintlich besonders nahe. Katharina erhielt darüber hinaus auch die Beziehungen zu ihrer St. Nikolaigemeinde aufrecht. 1510 stellte sie den Vorstehern 300 Mark zur Verfügung, aus deren Zinsen ihr bis ans Lebensende 18 Mark jährlich Unterhalt gezahlt werden sollten.⁴⁷ Die Tatsache, dass es Katharina möglich war, mit einem Abstand von nur ein paar Jahren so beträchtliche Summen bereitzustellen, lässt vermuten, dass sie möglicherweise die Geschäfte ihres verstorbenen Mannes zumindest teilweise fortführte.

In der Literatur wurde Katharina Potgeter als Beispiel für eine tiefgläubige und fromme Katholikin hervorgehoben, was im Kontext der Reformationsereignisse deutlich wurde.⁴⁸ Sowohl in Hinsicht auf ihren Wohl-

⁴³ Testamente, in: TLA, 230-1/IIIb-60 H. Potgeter; 230-1-BN 1, H. Potgeter.

⁴⁴ Testament 4.3.1533: TLA, 230-1/IIIb-88; 230-1-BN 1, K. Potgetersche; SEEBERG-ELVERFELDT, Revaler Regesten (wie Anm. 42), Nr. 148.

⁴⁵ LUB 2/3, Nr. 302. Über die Fürbitten, die montags vorgetragen wurden, siehe PETER VOLLMERS: Die Hamburger Pfarreien im Mittelalter: Die Parochialorganisation der Hansestadt bis zur Reformation, Hamburg 2005 (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, 24), S. 244.

⁴⁶ Zur Kapelle siehe RASMUS KANGROPOOL: Püha Barbara kabel ja kalmistu [Die Kapelle und der Friedhof der heiligen Barbara], in: Vana Tallinn II (VI), Tallinn 1992, S. 6-15.

⁴⁷ TLA, 31-1-216, fol. 21r.

⁴⁸ LEONID ARBUSOW: Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland, Leipzig 1921, S. 289, 368; KADRI-RUTT HAHN: Kirchliche und karitative Legate. Revaler Testamente in den ersten Jahrzehnten nach der Reformation (1524–1560), in: Seelenheil und irdischer Besitz. Testamente als Quellen für den Umgang mit den „letzten Dingen“, hrsg. von MARKWART HERZOG und CECILIE HOLLBERG, Konstanz 2007 (Irseer Schriften, N.F. 4), S. 125-137, hier S. 134. Siehe auch TIINA

stand als auch bezüglich ihres Bildungsniveaus dürfte sie sich deutlich abgehoben haben. Wie gesehen kümmerte sie sich in jeder erdenklichen Weise darum, sich und ihrem verstorbenen Gatten eine möglichst kurze Leidenszeit im Fegefeuer sicherzustellen, wobei sie zugleich durch materielle Spenden ein Andenken an sich und ihren Mann zu bewahren suchte. Ob und inwieweit sie zu ihrer Zeit unter den bürgerlichen Frauen der Stadt eine Ausnahme darstellte, ist aber nur zu vermuten: Ihre Ausnahmestellung liegt zumindest zum Teil darin, dass über sie mehr Quellenmaterial als über andere Frauen erhalten geblieben ist.

Katharina erlebte auch den neuen evangelischen Glauben; sie setzte ihr Testament im März 1533 auf. Diese Urkunde kann als gutes Beispiel für die Besonderheiten von Testamenten gelten, die nach der Reformation verfasst wurden: Ohne die Vergangenheit der Witwe zu kennen, hielt man dieses Dokument durchaus für den Letzten Willen einer vorbildlichen Lutheranerinnen, sah es doch nach damaligem guten Brauch große Summen für die Schule und die Armen vor.⁴⁹ In einer Situation, als ihre Vikarien nicht mehr existierten und die alten Verhaltensmuster nicht mehr befolgt werden konnten, wies Katharina einen Großteil ihres Erbes den Armen zu – darunter den Kranken im Siechenhaus und in der Hausarmentafel der Kanutigilde. Dabei handelte es sich um jene Zielgruppe, die sie bereits zuvor bedacht hatte.

III.

Wer von sich ein Gedenken bewahren wollte, konnte wirksamere Methoden nutzen, als der Kirche eine Summe zu vererben, ohne den genauen Verwendungszweck zu bestimmen. So zeugte ein gespendetes Kunstwerk z.B. für alle sichtbar von der sozialen Position des Spenders, half nicht nur bei der eigenen Erlösung, sondern lieferte auch einen Beitrag zur Verzierung der Kirche und damit zur Ausgestaltung öffentlicher Sakralräume. Der Effekt der sozialen Repräsentation konnte auch durch die Stiftung einer Messe oder eines anderen Gottesdienstes (etwa eines Stundengebetes), die Finanzierung der Beleuchtung einer Heiligenfigur oder eines Sakraments erreicht werden. Das Gedenken an den Stifter konnte sowohl durch einen Gegenstand als auch durch das gesprochene Wort, Musik, Gesang und Beleuchtung bewahrt werden.

Aus dem katholischen Reval sind aus der Periode von 1341 bis 1524, vom ältesten erhaltenen Testament bis zum Bildersturm, etwa 160 Testamente

KALA: Euroopa kirjakultuur hiliskeskaegsetes õppetekstides. Tallinna dominiiklase David Sliperi taskuraamat [Die europäische Schriftkultur in spätmittelalterlichen Lehrtexten. Das Taschenbuch des Revaler Dominikaners David Sliper], Tallinn 2001, S. 108, 273.

⁴⁹ SEEBERG-ELVERFELDT, Revaler Regesten (wie Anm. 42), Nr. 148; HAHN, Kirchliche und karitative Legate (wie Anm. 48), S. 134.

erhalten.⁵⁰ Nur 12 davon wurden von Frauen aufgesetzt,⁵¹ das älteste stammt aus dem Jahre 1474 (siehe Tabelle 1).⁵² Infolge der Reformen, die im Herbst 1524 und im darauffolgenden Jahr durchgeführt wurden, änderte sich der Inhalt der Testamente rasch – katholisch geprägte Spenden (Stiftung von Vikarien, Seelenmessen und Heiligenfiguren) verschwinden aus den Dokumenten.⁵³ Es wäre indes irrig anzunehmen, dass alle Stadtbewohner ihre Gesinnung und religiösen Überzeugungen über Nacht anpassten. Da unter der Aufsicht des Magistrats Vikarien aufgehoben, katholische Gottesdienste eingestellt und die dafür eingegangenen Summen dem Gemeinen Kasten zugewiesen worden waren, war es einfach nicht mehr zweckmäßig, in einem Testament anzuordnen, was unter den neuen Verhältnissen nicht mehr verwirklicht werden konnte.

⁵⁰ HAHN, Revaler Testamente (wie Anm. 7), Anhang 1.

⁵¹ Die vorliegenden Zahlen weichen von den Angaben ab, die bei HAHN, Revaler Testamente (wie Anm. 7) vorgelegt werden. So etwa datiert Hahn das Testament der Dienstmagd Mayse auf etwa 1500 (Transkription ebenda, Anhang 8, Nr. 3), doch dürfte es eher aus den 1540/50er Jahren stammen. Im Testament wird Mayse als Dienstmagd der Witwe von Tonnies Knakenhouwer bezeichnet. Tonnies war auf den Weihnachtsdrunken der Kanutigilde um die Jahreswende 1520/21 als Schaffer tätig (Alte Nachrichten der St. Kanuti Gilde 1437–1596, in: TLA, 190-1-60, fol. 90v; somit ist „Knakenhouwer“ Familienname, nicht die Berufsbezeichnung, da die Knochenhauer nicht zur Kanutigilde gehörten) und verfasste sein Testament im Jahre 1539 (TLA, 230-1-BN 1; SEEBERG-ELVERFELDT, Revaler Regesten [wie Anm. 42], Nr. 160). Mayses Testament wurde von *her* Gregorius [Schroder] aufgesetzt, der 1549 als Diakon, 1551 als Kaplan und 1564 als Kirchendiener der Nikolaikirche erwähnt ist (LEONID ARBUSOW: Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert, Dritter Nachtrag, Mitau 1913, S. 189), er wird auch 1539 im Testament von Tonnies erwähnt. Das Testament von Peter Julicks Ehefrau Birgitte (Inventarien 1406–1600, in: TLA, 230-1-Bt 1, fol. 105v) datiert Hahn auf etwa 1521, doch stammt es von 1527 (Ebenda, fol. 105r).

⁵² In den von Seeberg-Elverfeldt erstellten Regesten ist der Großteil der Testamente der Frauen nicht aufgeführt; von den zwölf Vermächtnissen, die in vorreformatorischer Zeit aufgesetzt wurden, nennt sein Buch nur vier: Elsebe Kremersche (1509), Margarete Snitker (zwischen 1492 und 1496), Elisabeth Triss (1511) und Magdalene Sauier (1524). SEEBERG-ELVERFELDT, Revaler Regesten (wie Anm. 42), Nr. 94, 100 (hier fälschlich auf um 1510 datiert), 106, 130 (hier datiert um 1525, was aber unzutreffend ist, da aus dem Inhalt des Testaments hervorgeht, dass es aus der Zeit vor dem September 1524 stammt).

⁵³ Es gibt einzelne Ausnahmen, wo für die katholisch gebliebenen Kirchen gespendet wurde, so etwa beschenkte der Ratsherr Heise Patiner 1536 das Birgittenkloster mit 1000 Mark und förderte fünf Franziskanerkonvente in Livland, damit diese für sein Seelenheil beteten. SEEBERG-ELVERFELDT, Revaler Regesten (wie Anm. 42), Nr. 159. Zu den durch die Reformation bedingten Änderungen in Nachlässen siehe HAHN, Kirchliche und karitative Legate (wie Anm. 48), S. 125–137.

– **Tab. 1.** *Testamente von Frauen im mittelalterlichen Reval*⁵⁴

Name	Testament	Sozialer Hintergrund	Spende für die Kirche
Kathrine, Ehefrau von Bernd Nystad	26.5.1474	Bernd Nystad war Kaufmann	N: 50 Mk. zur Beleuchtung des Sakraments
Margarete, Witwe von Pawel Snitker	zwischen 1492 und 1496	Pawel Snitker dürfte Holzschnitzer gewesen sein	D: Bekleidung (2 Kleider, 1 Heuke), Geschirr (3 Zinnschüssel, 4 Zinnteller, 11 Kannen, 3 Grapen), Bettwäsche (3 Paar Bettlaken, 1 Decke, Kissen u.a.) Kloster Padis: 1,5 Lasten Roggen
Margareta, Ehefrau von Diderick van Katvick	28.6.1499	Tochter des Bauern und Kleinhändlers finnisch-schwedischer Herkunft Olaf Molner; ihr 1. Ehemann Claves van der Sitow († 1482) war Maler und Holzschnitzer, der 2. Ehemann Diderick van Katvick Glaser und Maler	N: 200 Mk. für 2 Erbschaften (als Kapital für die Messe), 3 Mark lötiges Silber für den Kelch, 5 Gulden Dom: 5 Gulden O: 5 Gulden D: 5 Gulden für 2 x 40 Messen
die Lippesche	30.4.1505	Offensichtlich Kaufmannswitwe	HG: 50 Mk. für Almosen
Elsebe Kremersche	6.5.1509	Offensichtlich Kaufmannswitwe	HG: 5 Mk., für die Marienfigur ein Rosenkranz aus Korallen und silbernen Steinen N: 3 Mk. D: 3 Mk.
Elisabeth, Witwe von Wilhelm Triss	17.4.1511	Ihr 1. Ehemann Claves Schorlink († 1494) war Ältermann der Kanutigilde 1489–1492 (?), der 2. Ehemann Wilhelm Triss († 1503 oder 1504) war Kaufmann	HG: Für die Marienfigur ein silbernes Trinkgefäß, Rosenkranz und Kleiderschmuck N: 33 Mk., für die Zinsen an jedem Todestag Vigilien und Seelenmessen; für 4 Marienfiguren Silberschmuck u.a.; ein Harnisch im Wert von 40 Mk. N&HG: Geschirr und Bekleidung, die von den Erben übriggeblieben sind O: Für die Marienfigur ein silbernes Trinkgefäß D: korallener Rosenkranz, 2 Gildekannen, für die Marienfigur 5 silberne Kogelknöpfe B: 2 große Gildekannen

⁵⁴ Zu diesen Frauen und ihrem sozialen Hintergrund siehe ANU MÄND: Naised, *memoria* ja sakraalruum hiliskeskaegsel Liivimaal [Frauen, Memoria und Sakralräume im spätmittelalterlichen Livland], in: Tuna 2012, Nr. 3, S. 6-29; hier S. 14-18.

Name	Testament	Sozialer Hintergrund	Spende für die Kirche
Margareta, Witwe von Laurens Becker	12.4.1518	Laurens <i>becker</i> war entweder der Bäcker Laurens Bonien (Ältermann der Kanutigilde 1486–1489, † um 1499) oder Laurens Becker (Ältermann der Mariengilde des Dombergs 1496–1498)	O: Für die Marienkapelle 10 Mk., für die Kirche 5 Mk. B: 10 Mk.
Kathrina Kulmes	29.5.1518	Offensichtlich Witwe eines besser situierten Handwerkers	D: ihre beste schwarze Heuke für einen Dominikanerbruder B: ein Ballen bestes Leinentuch N: 5 Mark
Katherina, Witwe von Jurgen Meler	11.3.1519	<i>meler</i> Jurgen Dreger († Anfang 1519) war Maler und Holzschnitzer	B: 10 Mk. für 40 Messen und Vigilien, eine Tafel für ein Gemälde, auf dem die Gregoriusmesse dargestellt werden sollte D: 10 Mk. für 40 Messen G: Marienfigur als Himmelskönigin Petrikapelle in Schweden (Finnland): eine Marienfigur, 4 Pfund Wachs für Kerzen, die davorgestellt werden sollten
Margarete, Witwe von Lutke Losseke	30.7.1519	Lutke Losseke († 1515) war Großkaufmann	Dom: 50 Mk. zur Beleuchtung des Sakraments O: 50 Mk. für jährliche Gedächtnismessen
Meighe Kreigen- wengersche	3.9.1522	Witwe des Sohns (?) des Kaufmanns Dirick Kreigenvenger († 1482)	–
Magdalene, Witwe von Sauier	vor September 1524	Offensichtlich Witwe von Martin Sawyarge († 1519), heiratete nach der Erstellung des Testaments den Handwerker Kersten Holm	D: Kopfschmuck für die Marienfigur

Abkürzungen: N – Nikolaikirche, O – Olaikirche, HG – Heiliggeistkirche, D – Dominikaner, B – Birgitten, Dom – Domkirche, G – Gertrudkapelle, Mk. – Markigisch

Unter den zwölf Testatorinnen finden sich Frauen aus unterschiedlichen sozialen Schichten. In der Mehrzahl handelt es sich um Witwen, zwei waren verheiratet (Nystad, Katvick) und eine (Sauier) ging nach der Erstellung des Testaments eine neue Ehe ein.⁵⁵ Die Testamente der Frauen spie-

⁵⁵ Zum besseren Verständnis werden die Frauen hier und im Folgenden mit den Familiennamen ihrer Ehegatten genannt, wenngleich die Frauen auch ihren

geln typischerweise die materielle Kultur, die für ihre hauptsächlichen Tätigkeitsbereiche charakteristisch waren: Wie an die Verwandten und Freunde wurden auch an die Kirche Kleidung, Schmuck, Bettwäsche, Tafelgeschirr und Küchengerät vererbt. Dennoch verfügten einige Frauen auch über Bargeld oder Silber, wofür die Kirche einen bestimmten Gegenstand zu besorgen hatte oder eine bestimmte liturgische Handlung vornehmen musste.

Kathrine, die Ehefrau des Kaufmanns Bernd Nystad, spendete 1474 mit Zustimmung ihres Mannes der Nikolaikirche ein Kapital, aus dessen Zinsen das heilige Sakrament beleuchtet werden sollte.⁵⁶ Da im selben Jahr die kostbare Monstranz, die beim Goldschmied Hans Ryssenberch in Auftrag gegeben worden war,⁵⁷ fertiggestellt wurde, mag Kathrines Spende dadurch veranlasst worden sein. 50 Mark waren für die damalige Zeit eine recht große Summe, die vom Wohlstand der Frau zeugt – in den meisten Fällen beliefen sich die Spenden für die Kirche im Spätmittelalter auf etwa 10 Mark.⁵⁸ 1519 spendete die Kaufmannswitwe Margarete 50 Mark für den Dom zur Beleuchtung des Sakraments – sie setzte damit eine Tradition ihrer Vorfahren fort.⁵⁹ Auch für die Olaikirche spendete sie ein Kapital in Höhe von 50 Mark, aus dessen Zinsen jedes Jahr Gedächtnismessen für ihr Seelenheil gefeiert werden sollten. Interessanterweise erwähnte Margarete in ihren Spenden weder ein liturgisches Gedenken an ihren verstorbenen Ehemann Lutke noch die durch ihn geförderte Vikarie am Adrianusaltar der Olaikirche.⁶⁰ Sie ist eher um ihr eigenes Seelenheil besorgt und folgt dem Brauch ihrer Vorfahren.

Katherina, die Witwe eines Malers und Holzschnitzers, die ihr Testament nur wenige Monate nach dem Tod ihres Gatten verfasste, verfügte sowohl über Bargeld als auch über die Holzskulpturen, die in der Werkstatt ihres Mannes erhalten geblieben waren. An die Gertrudkapelle vor der Großen Strandpforte vererbte sie eine Figur der Jungfrau Maria, dargestellt als Himmelskönigin.⁶¹ Eine andere Gottesmutterfigur schenkte sie der St. Peterskapelle in Schweden (Finnland), die zudem noch 4 Pfund Wachs für die Anfertigung von Kerzen erhielt, die vor der Figur leuchten sollten.⁶² Das

Geburtsnamen weiterführen konnten (auch wenn dies überwiegend in Adelsfamilien der Fall war, so kam dies auch unter Stadtbürgern vor). Vgl. z.B. PÖLTSAM-JÜRJO, Liivimaa väikelinn (wie Anm. 6), S. 313f. Oft wurde der Familienname des Mannes (mit Endung *-sche* oder *-s*) erst bei den verwitweten Frauen in Gebrauch genommen.

⁵⁶ TLA, 230-1-BN 1, K. Nyestad.

⁵⁷ MÄND, Kirikute hõbevara (wie Anm. 32), S. 101, Abb. 90.

⁵⁸ Siehe HAHN, Revaler Testamente (wie Anm. 7), Anhang 4.

⁵⁹ TLA, 230-1-BN 1, M. Losseke, fol. 1v.

⁶⁰ TLA, 230-1-BN 1, L. Losseke.

⁶¹ TLA, 230-1-BN 1, K. Meler.

⁶² Paul Johansen identifizierte diesen Ort als das Dorf Heinlax in Finnland, das offensichtlich Katherinas Geburtsort war. PAUL JOHANSEN: Meister Michel Sittow, Hofmaler der Königin Isabella von Kastilien und Bürger von Reval, in: Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen 61 (1940), S. 1-36, hier S. 31.

St. Birgittenkloster beschenkte Katherina mit einer „schlichten Tafel“, auf die *Sunte Gregories apenbaringe* (Gregorsmesse) gemalt werden sollte. Nach Ansicht Paul Johansens war die Wahl des Themas dadurch veranlasst, dass Katherina ihr Testament am Vorabend des Gregorsfestes (12. März) aufsetzte,⁶³ doch musste dies nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein, da die Gregorsmesse, in der die Vorstellung, Christus sei wahrhaftig im Abendmahl in Brot und Wein gegenwärtig, visualisiert wird, in der Kunst des späten 15. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ein häufig anzutreffendes Motiv war.⁶⁴ Im Bericht der Vollstrecker von Katherinas Testament aus dem Jahre 1522 heißt es, dass an Michel 15 Mark für ein Bild gezahlt worden seien, weshalb angenommen wird, dass es sich dabei um jenes Gemälde handele, das für das St. Birgittenkloster von Michel Sittow gemalt wurde.⁶⁵ Im Unterschied zu einigen anderen Testatorinnen standen Katherina dank dem Beruf ihres Mannes die Heiligenfiguren zur Verzierung der drei Kirchen sozusagen frei zur Verfügung, doch erregen ihre Intentionen Aufsehen, insbesondere der Wunsch, die Kapelle ihres Geburtsorts in Finnland zu verschönern. Für ihre Beerdigung, das Totengeläut, die Vigilien und Seelenmessen spendete Katherina 10 Mark. Außerdem bestellte sie sich ein liturgisches Gedenken auch bei den Birgitten und Dominikanern, denen sie je 10 Mark bereitstellte, um 40 Messen, Vigilien und Seelenmessen zu feiern und für ihr Seelenheil zu beten. Wenngleich Katherina eine Tochter hatte, war die Witwe allem Anschein nach begütert genug, um sowohl für die Zukunft ihres Kindes zu sorgen als auch sich um das Schicksal ihrer eigenen Seele im Jenseits zu kümmern.

Eine gut situierte Frau war auch die 1501 verstorbene Margareta van Katvick (Testament von 1499), die vor allem als Mutter Michel Sittows bekannt ist.⁶⁶ Margareta gehörte der St. Nikolaigemeinde an, der sie die stattlichsten Summen zukommen ließ: Zunächst spendete sie 200 Mark für zwei Erbschaften (*erffnisse*) für sich und ihren Gatten Diderick, worunter wahrscheinlich Messen für ihr Seelenheil zu verstehen sind.⁶⁷ Den Dominikanern stellte Margareta fünf Gulden bereit, wofür zweimal 40 Messen gelesen werden sollten. Für die Nikolaikirche spendete sie noch drei Mark (etwa 624 g) Silber, woraus für die Kirche ein Kelch hergestellt werden sollte. Nach Angaben des Rechnungsbuchs der Nikolaikirche ließ

⁶³ Ebenda.

⁶⁴ Lexikon der christlichen Ikonographie, hrsg. von ENGELBERT KIRSCHBAUM, Rom 2004, Bd. 2, S. 199ff., Bd. 6, S. 440.

⁶⁵ JOHANSEN, Meister Michel Sittow (wie Anm. 62), S. 31f.; TLA, 230-1-Bt 1, fol. 27v: *Nigen Michel 15 mk. vor eyn bilde to malen.*

⁶⁶ JOHANSEN, Meister Michel Sittow (wie Anm. 62), S. 5, 20; RASMUS KANGROPOOL, MAI LUMISTE: Tallinna maalijad ja puunikerdajad 14. ja 15. sajandil [Die Maler und Schnitzer in Reval im 14. und 15. Jh.], in: Kunstiteadus. Kunstikriitika IV, Tallinn 1981, S. 155-176, hier S. 159f., 163f., Nr. 17, S. 166, Nr. 27.

⁶⁷ TLA, 230-1-BN 1, M. Katvick.

Diderick der Kirche 1501 nicht nur einen vergoldeten Kelch zustellen, sondern fügte noch eine Patene, ein Korporale und ein altes Missale hinzu.⁶⁸

In den bislang betrachteten Testamenten gibt es kaum Hinweise auf geschlechtsspezifische Verhaltensmuster: Vergleichbare Erbschaften für das liturgische Gedenken und die Anschaffung von sakralen Gegenständen wurden auch von Männern hinterlassen. Daneben gab es jedoch auch Spenden, die für das weibliche Geschlecht charakteristisch waren. In einigen Testamenten wurde festgehalten, dass Jungfrauenfiguren mit Kleidung und Schmuck oder anderen Gegenständen aus Edelmetall beschenkt werden sollen. Stellt man einen Vergleich mit den deutschen Ländern an, so zeigt sich, dass Kleidung- und Schmuckspenden ausschließlich weiblichen Heiligen-, insbesondere Marienfiguren und Darstellungen des Jesuskindes vorbehalten waren und dass diese Stiftungen fast ausnahmslos von Frauen stammten, in einigen Fällen gemeinsam mit ihren Gatten.⁶⁹ Solche Spenden waren oft nicht unmittelbar zur Verzierung einer Heiligenfigur gedacht, d.h. es wurde nicht vorausgesetzt, dass diese sie tatsächlich tragen würde. Nach Ansicht der Forschung handelte es sich bei solchen Spenden um ein Geschenk „von Frau zu Frau“. Mit den eigenen Kleidungs- oder Schmuckstücken schenkten die Frauen der jeweiligen Heiligen quasi einen Teil von sich selbst und gingen mit ihr eine innige Beziehung ein.⁷⁰ Auch für livländische Kirchen liegen Mitteilungen darüber vor, dass die Jungfrau Maria und das Jesuskind auf ihrem Arm mit Kronen oder einem anderen Kopfschmuck, mit Mänteln aus kostbarem und buntem Material, die je nach Jahreszeit gewechselt wurden, und mit reichhaltigem Schmuck, der entweder an den Mänteln (Broschen, Knöpfe) angebracht oder der Figur um den Hals gehängt wurde (Perlen, Rosenkränze), ausgestattet waren.⁷¹ Aus dem Rechnungsbuch der Revaler Nikolaikirche lässt sich sogar entnehmen, dass für die Pflege und Einkleidung der Gottesmutterfigur(en) ein spezielles Dienstmädchen (*unser leven vrowen maget*) eingestellt war.⁷²

In den Testamenten der Revalerinnen sind drei diesbezügliche Spenden enthalten. Elsebe Kremersche (1509) spendete für die Jungfrauenfigur in der Heiliggeistkirche ihren Rosenkranz aus Korallen und silbernen Steinen.⁷³

⁶⁸ TLA, 31-1-216, fol. 7r; MÄND, Kirikute hõbevara (wie Anm. 32), S. 44, 205.

⁶⁹ GABRIELA SIGNORI: Stadtheilige im Wandel. Ein Beitrag zur geschlechtsspezifischen Besetzung und Ausgestaltung symbolischer Räume am Ausgang des Mittelalters, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 20 (1993), S. 39-67, hier S. 49-53.

⁷⁰ Ebenda, S. 53ff.; siehe auch STEFANIE RÜTHER: Spiegel der Frömmigkeit. Die Testamente bürgerlicher Frauen der Stadt Lübeck in vorreformatorischer Zeit, in: OTIVM 4 (1996), S. 39-48, hier S. 45.

⁷¹ MÄND, Kirikute hõbevara (wie Anm. 32), Anhang 2, S. 180-183, 185-189, 191, 203, 207, 212, 214-219, 223f.

⁷² RICHARD HAUSMANN: Der Silberschatz der St. Nikolaikirche zu Reval, in: Mitteilungen aus dem Gebiete Liv-, Est- und Kurlands, Bd. 17, Riga 1900, S. 213-376, hier S. 245ff.; KALA, Tallinna linnaelu (wie Anm. 39), S. 28.

⁷³ TLA, 230-1/IIIb-64 E. Kremersche: *myn pater noster van corallen vnd suluerstene*. Aus Korallen waren wahrscheinlich die Perlen, zu zehnt aneinandergereiht, die für die

Der Rosenkranz gilt als eine typisch weibliche Spende;⁷⁴ die Kostbarkeit der Materialien weist aber unverkennbar auf Elsebes sozialen Status hin.⁷⁵ Ein vergleichbares Geschenk machte Magdalene Sauier, die 1524 ihren Kopfschmuck der Gottesmutterfigur in der Dominikanerkirche hinterließ.⁷⁶

Am großzügigsten spendete für die Jungfrauenfiguren und -altäre aber die Kaufmannswitwe Elisabeth Triss (1511), deren persönliche Schutzheilige die Gottesmutter gewesen sein dürfte. Sie gedachte ihr sogar in vier verschiedenen Kirchen. Der Heiliggeistkirche vermachte sie für die Jungfrauenfigur ihre größte silberne Trinkschale, einen silbernen Rosenkranz und Kleiderschmuck (offensichtlich ebenfalls aus Silber).⁷⁷ Der Nikolai-kirche spendete sie vier Gottesmutterfiguren. Der Figur, die auf dem alten Kreuzaltar angebracht war, hinterließ sie den (offensichtlich silbernen) Besatz eines anderen Kleides. Die Figur in der Nähe des Chors beschenkte sie mit ihrem silbernen Gürtel. Der Gottesmutterfigur auf dem Altar des Ratsherrn Heise Patiner vererbte sie sechs silberne Knöpfe. Patiner fungierte als einer der Vollstrecker von Elisabeths Testament und wurde darin als ihr guter Freund erwähnt, was vermuten lässt, dass die Stiftung möglicherweise auch auf persönlichere Motive zurückzuführen ist. Zugleich konnte die Ehrung der Gottesmutter auf eine enge Verbindung zwischen den beiden hinweisen. Viertens stiftete Elisabeth für die Marienfigur auf dem Altar der Kanutigilde fünf silberne Knöpfe, ein silbernes Kreuz und eine gestickte Tischdecke. Der Marienfigur bzw. dem Marienaltar in der Olaikirche vererbte sie ein mit Edelsteinen verziertes silbernes Trinkgefäß. Für die kleine Marienfigur in der Dominikanerkirche spendete sie fünf Kapuzenknöpfe. In der gleichen Kirche gedachte sie noch einer anderen weiblichen Heiligen, indem sie ihren korallinen Rosenkranz zu Ehren der heiligen Katharina stiftete. Außerdem bekamen sowohl die Dominikaner als auch die Birgitten von ihr zwei Gildekannen geschenkt – möglicherweise wird ihr Mann diese auf den Drunken der Großen oder der Tafelgilde benutzt haben.

Mariengebete bestimmt waren; „silberne Steine“ waren die fünf größeren silbernen Kugeln dazwischen (gewöhnlich innen hohl), welche die Stellen des Vaterunsers bezeichneten.

⁷⁴ SIGNORI, *Stadttheilige im Wandel* (wie Anm. 69), S. 50.

⁷⁵ Im Testament der Kremerschen fehlt der Name ihres Gatten. *Kremer* kann auf einen Beruf hinweisen, doch handelte es sich dabei um einen relativ weit verbreiteten Familiennamen: Männer dieses Namens gab es in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sowohl in der Großen Gilde (TLA, 191-2-1, fol. 41r, 50v, 58r) als auch in der Kanutigilde (TLA, 190-1-60, fol. 12r, 62v-63v, 75r). Da Elsebes auf Pergament geschriebenes Testament recht prächtig aussieht und dessen Vollstrecker Ratsherr Johan Hardensten und Kaufmann Tonnis van Werden waren, ist wahrscheinlich, dass auch Elsebes Ehemann Kaufmann und Mitglied der Großen Gilde war; nimmt man die zeitlichen Orientierungspunkte als Hilfe, könnte es sich um Hinrick Kremer gehandelt haben, der Ostern 1498 starb (TLA, 191-2-1, fol. 50v).

⁷⁶ TLA, 230-1-BN 1, M. Sauier.

⁷⁷ TLA, 230-1-BN 1, E. Triss.

Elisabeths Testament besticht im Vergleich zu den anderen durch seine außerordentliche Detailfreude. Daraus ergibt sich deutlich, dass die gut situierte Kaufmannswitwe die Gottesmutter innig verehrte. Zugleich zeigt sich ihre Strategie, für möglichst viele Jungfrauenfiguren zu spenden, um sich der Förderung durch die Heilige, der im Spätmittelalter der größte Einfluss zugeschrieben wurde, zu versichern. Die von ihr gestifteten kostbaren Gegenstände, Knöpfe und Gebetsketten schmückten die jeweiligen Heiligenfiguren, was den ganzen Sakralraum prägte. Allerdings spendeten nicht nur Frauen für die Verzierung von Heiligenfiguren (inkl. der weiblichen Heiligen).⁷⁸ Elisabeth Triss' Spenden für die Kirche beschränkten sich nicht auf Geschenke für die Jungfrau Maria, denn die Witwe trug auch Sorge, sich ein liturgisches Gedenken zu bewahren. Sie stiftete 33 Mark für ihre St. Nikolaigemeinde, damit jedes Jahr in Vigilien und Seelenmessen für ihr sowie ihrer Freunde und Verwandten Seelenheil gebetet wurde. Da ihr Testament keine Kinder erwähnt, dürfte sie keine gehabt haben oder sie waren damals bereits verstorben.

An dieser Stelle sei erneut betont, dass bei den kostbaren Schenkungen an die Kirche nicht nur die Frömmigkeit, die finanzielle Lage und der soziale Status der jeweiligen Frau eine Rolle spielten, sondern auch das Vorhandensein von Kindern, insbesondere von minderjährigen. Die Interessen der Nachkommen waren nicht nur durch das Stadtrecht, sondern auch durch elterliche Fürsorge geschützt. So etwa kann die Revalerin Meighe Kreigenwengersche aufgrund der Geldsummen und silbernen Gegenstände, die in ihrem Testament von 1522 aufgezählt sind, keineswegs als unbemittelt gelten, doch vermachte sie ihr ganzes Vermögen an ihr Kind und an ihren in Münster wohnhaften Schwager, damit dieser es als sein eigenes Kind aufziehe.⁷⁹ Der Kirche hinterließ Meighe nichts. Kathrina Kulmes wiederum versprach 1518, für die Nikolaikirche nur in dem Fall fünf Mark zu stiften, wenn ihr Kind sterben sollte.⁸⁰ Somit war es in erster Linie den kinderlosen Kaufmannswitwen wie Katharina Potgetersche und Elisabeth Triss möglich, großzügige Schenkungen zu machen.

Neben den Testamenten geben auch die Rechnungsbücher der Kirchenvorsteher und die erhaltenen Gegenstände Auskunft über Formen des Spendens. Der Kelch als das wichtigste liturgische Gefäß stellte das großzügigste und auch häufigste Geschenk für die Kirche dar. Die Kirchenvorsteher zeichneten in der Regel das Material und das Gewicht des gespendeten Gegenstandes sowie den Namen des Stifters auf. Dies diente nicht nur der Unterscheidung der geschenkten Gegenstände voneinander, sondern auch der Verewigung des Spenders und der Bewahrung eines

⁷⁸ Z.B. TLA, 230-1/IIIb-75 H. Bouwer; ANU MÄND: Hans Bouwer, kaupmees [Der Kaufmann Hans Bouwer], in: TIINA KALA, JUHAN KREEM, ANU MÄND: Kümme keskaegset tallinlast [Zehn mittelalterliche Revaler], Tallinn 2006 (Tallinna Linnaarhiivi Toimetised, 10), S. 60-89, hier S. 85.

⁷⁹ TLA, 230-1-BN 1, M. Kregenwengersche.

⁸⁰ TLA, 230-1-BN 1, K. Kulmes, fol. 1v.

ehrenden Gedenkens an ihn und seine Wohltat. Dem gleichen Zweck dienten auch die in die Gegenstände eingravierten Inschriften und die auf ihnen angebrachten Wappen. Die Vorsteher der Rigaer Jakobikirche nahmen 1436 einen vergoldeten Silberkelch, eine Patene und ein Paar Messkännchen an, die ein Stifter namens Claus Haue und seine Ehefrau spendeten; im gleichen Jahr stiftete die Baldesssche eine Silberschüssel mit einem Gewicht von etwa 260 g.⁸¹ Ein vergoldeter Silberkelch (1496), der aus der Burg Fegefeuer stammt, doch heutzutage auf Bornholm aufbewahrt wird, trägt folgende Inschrift: *biddet got vor bernt zegefrit, vor sine vrowe, vor er beyder geslechte*.⁸² Es handelt sich um eine typische Aufforderung, Fürbitten zu leisten, die sowohl auf mittelalterlichen Grabsteinen, auf dem Abendmahlsgerät wie auch auf anderen Sakralgegenständen anzutreffen ist. In liturgische Gefäße konnten auch nur die Namen der Stifter eingraviert werden, da bereits dies ausreichte, um ihre Namen zu erinnern und für sie zu beten. Als Beispiel seien zwei Kelche aus dem 15. Jahrhundert erwähnt (im Zweiten Weltkrieg verlorengegangen): Der Fuß des Kelchs aus der Kirche Peude war mit folgendem Text versehen: *dussen kellik hevet g'even tile troster vnde sin wiv katerine*; in einen Kelch aus der Kirche Leal war eingraviert: *hinrick vogeler maddilena sin huis frwve*.⁸³ Über keines der beiden Ehepaare liegen schriftliche Mitteilungen vor, weshalb auch keine Vermutungen über ihren sozialen Hintergrund angestellt werden können.

Im Jahre 1495 spendete Magdalena Wymansche für die Revaler Nikolaikirche einen vergoldeten Kelch.⁸⁴ Aus dem in den Fuß des Kelchs eingravierten Text ergibt sich, dass das Gefäß zur Fronleichnamsmesse der Nikolaikirche gehörte (*desse kelk hort to des hilghe[n] lichame missen to sunte niclawes*). Aus dem Rechnungsbuch der Kirchenvorsteher lässt sich jedoch entnehmen, dass die Wymansche den Kelch eigentlich für den Hauptaltar gespendet hatte und der unzutreffende Text auf Anordnung von Bartold Bart ins Gefäß eingraviert wurde. *Dat vorgeue em Got*, fügte der Kirchenvorsteher, von dem die Aufzeichnung stammt, hinzu.⁸⁵ Bart war ein Großkaufmann, der um 1517 (möglicherweise auch schon früher) als Vorsteher der Fronleichnamsmesse der Nikolaikirche fungierte.⁸⁶ Daher kann man annehmen, dass er auf den Wunsch der Witwe bewusst keine Rücksicht nahm und das kostbare Gefäß sozusagen für „seine“ Messe sichern wollte.

⁸¹ MÄND, Kirikute hōbevara (wie Anm. 32), S. 195.

⁸² Siehe zum Kelch ausführlicher ebenda, S. 85f., Abb. 68.

⁸³ Ebenda, S. 72f., Abb. 52, S. 84, Abb. 67.

⁸⁴ Ebenda, S. 80f., Abb. 60f.

⁸⁵ Ebenda, S. 80, 204; TLA, 31-1-216, fol. 7r: *Anno [14]95 8 dage vor wienachten gaff Magdalene Wymansche eynen vorguldet kelk, dar vnder steken eynen staff vnd de vp scrifftholt: to des hilgen lichams misse. Dat is vnrecht screuen, vnd dar woeren welke losgeters by, men dusse kelk gaff se to der kerken to deme hogen altar to bliuende, men Bartolt Bart leth dat vnrecht schriuen.*

⁸⁶ Bart wurde 1517 als Vorsteher der Fronleichnamsmesse genannt. TLA, 31-1-216, fol. 21v. Hausmann zufolge fungierte er bereits 1493 in dieser Funktion. HAUSMANN, Der Silberschatz (wie Anm. 72), S. 242.

Während allgemein angenommen wird, dass die Inschrift im Auftrag des jeweiligen Donators ins Gefäß eingraviert wurde, verweist dieser Fall darauf, dass dieser Auftrag auch vom Vorsteher der Kirche, des Altars oder der Messe erteilt werden konnte, wobei die Wünsche des Stifters nicht immer berücksichtigt wurden. Die Wymansche war wahrscheinlich eine gut situierte und offensichtlich auch kinderlos gebliebene Kaufmannswitwe, denn als sie 1505 starb, vererbte sie ihr Haus der Nikolaikirche, das die Kirchenvorsteher für 600 Mark veräußerten.⁸⁷

Begräbnisriten und Grabsteine dürfen bei der Untersuchung der Frage der weiblichen Memoria und der Ausstattung der Sakralräume nicht außer Acht gelassen werden. Barbara J. Harris, die etwa 180 erhaltene Testamente von adligen Frauen in England aus den Jahren 1450 bis 1560 sorgfältig analysiert hat, kam zu dem Schluss, dass ihre Protagonistinnen bei der Wahl ihrer letzten Ruhestätte und bei der Ausgestaltung des Grabmals großes Selbstbewusstsein zeigten. Ihre besondere Aufmerksamkeit gebührte dabei Frauen, die mehrere Ehen eingegangen waren, manche von ihnen waren drei- bis viermal verheiratet. Am häufigsten wollten diese Frauen neben ihrem ersten Ehegatten oder neben dem Mann, mit dem sie ihr erstes Kind (insbesondere im Falle von Söhnen) hatten – oft war das der erste Gatte –, bestattet werden. Andere entschieden sich für den Mann, dessen Verwandtschaft am bekanntesten war oder mit dem man am längsten zusammengelebt hatte. Über die Gefühle für den einen oder anderen Mann sagen die Vermächtnisse freilich nichts aus. Immerhin konnten Frauen anstelle der Grabstelle ihres Gatten auch die ihrer Eltern bzw. der näheren Verwandtschaft bevorzugen. Die Witwe hatte auch darüber zu entscheiden, ob sie das Grabmal für sich allein oder gemeinsam mit ihrem Ehegatten einrichten lässt, ob sie ihre Identität durch die Familie des Mannes ausdrückt, indem sie dessen Wappen verwendet, oder ihre eigene Herkunft betont und das Grabmal mit ihrem eigenen Wappen und einer entsprechenden Inschrift verzieren lässt.⁸⁸

Die aus dem mittelalterlichen Livland erhaltenen Quellen sind nicht so zahlreich, als dass man eine Statistik der Intentionen von Frauen in Hinsicht auf ihre letzte Ruhestätte erstellt werden könnte. In den oben betrachteten zwölf Revaler Testamenten finden sich nur bei zweien diesbezügliche Weisungen. Jurgen Dregers Witwe Katherina, die ihr Testament bald nach dem Tod des Mannes aufsetzte, wollte neben ihrem Gatten auf dem Kirchhof der Nikolaikirche beerdigt werden.⁸⁹ Elisabeth Triss, deren Ehemänner Clawes Schorlink und Wilhelm Triss in der Nikolaikirche beigelegt worden waren,⁹⁰ wünschte demgegenüber in der Heiliggeistkirche bestattet

⁸⁷ TLA, 31-1-216, fol. 14r, 15v.

⁸⁸ HARRIS, *The Fabric of Piety* (wie Anm. 4), S. 308-335.

⁸⁹ TLA, 230-1-BN 1, K. Meler.

⁹⁰ TLA, 31-1-216, fol. 79r (Schorlink, 1494), 94r (Triss, 1503 oder 1504).

zu werden⁹¹ – womöglich waren ihre Eltern dort begraben. Die Attraktivität der Kirche dürfte sich durch die Möglichkeit gesteigert haben, sich der Fürbitten der Kranken aus dem dortigen Siechenhaus zu versichern, denn ein liturgisches Gedenken an sich hatte Elisabeth bekanntlich in der Nikolaikirche beauftragt. Elisabeths Beichtvater Thomas Ulrici fungierte als Priester und Vikar in beiden Kirchen.⁹² Es lässt sich vermuten, dass Elisabeth eine ziemlich enge geistige Nähe zu ihrem Beichtvater empfand, denn sie vermachte ihm einen ihrer zwei großen silbernen Kelche, zwei silberne Löffel und ein Agnus-Dei-Amulett, dessen eine Seite mit Perlmutter bedeckt war.

Aus den fünf mittelalterlichen Kirchen Revals sind nur etwa 60 mittelalterliche Grabsteine oder deren Fragmente erhalten geblieben. Die aus dem St. Birgittenkloster stammenden Grabsteine aus dem 15. bis 16. Jahrhundert können hinzugerechnet werden, von denen 13 mit einer Inschrift versehen sind.⁹³ Von allen Grabsteinen können nur vier Frauen zugewiesen werden. Der Älteste davon befand sich zunächst offensichtlich in der Dominikanerkirche und gehörte Kune Schotelmund, einer Frau bürgerlichen Standes, die laut der Inschrift der Grabplatte am 27. April 1381 starb (*na der bort gvodes / m ccc in deme lxxxii iare des anderen / su[n]aue[n]des na pashbe / do starff kune schotelmvundes bidde vor d[e] sel[e]*).⁹⁴ Kunes Mann war der Ratsherr und Bürgermeister Gosschalk Schotelmund, der in den Urkunden zuletzt im Oktober 1398 erwähnt wird; somit starb Kune viele Jahre früher als ihr Mann. Den Grabstein ziert eine eingekerbte Frauengestalt, deren Bekleidung und die zwei Hündchen an ihren Füßen davon zeugen, dass sie zur städtischen Elite gehörte. Ein Familienzeichen oder Wappen findet sich jedoch nicht. Dies ist bekanntlich der einzige erhaltene Grabstein der Frau eines Revaler Stadtbürgers.⁹⁵ Die drei übrigen Grabsteine gehören adligen Frauen und finden sich im St. Birgittenkloster. Sie gehörten offensichtlich den Ehefrauen der Adligen, die das Kloster förderten, bzw. den Witwen, die im Konvent ihre letzten Lebensjahre verbrachten.

⁹¹ TLA, 230-1-BN 1, E. Triss; SEEBERG-ELVERFELDT, Revaler Regesten (wie Anm. 42), Nr. 106.

⁹² ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 51), S. 221; KALA, KREEM, MÄND, Kümme keskaegset tallinlast (wie Anm. 78), S. 81, 172. Zurzeit der Erstellung des Testaments von Elisabeth war Ulrici jedoch nicht mehr Vikar der Heiliggeistkirche.

⁹³ MARI LOIT: Keskaegsest surmakultuurist ja hauatähistest reformatsiooneiele Tallinna kirikutes ja kloostrites [Über den mittelalterlichen Totenkult und die Grabmäler in den Kirchen und Klöstern im vorreformatorischen Reval], in: Vana Tallinn XVII (XXI), Tallinn 2006, S. 13-190, hier S. 52-56, 62ff., 69f., 73-77, 86f., 92-96.

⁹⁴ Siehe das Foto auf dem Deckel des Sammelbandes Vana Tallinn XVII (XXI).

⁹⁵ Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in der Revaler Nikolaikirche mittelalterliche Grabsteine, die Frauen oder Ehepaaren aus dem Kaufmannsstand gehörten, sowie einen Grabstein von Kindern, darunter der Töchter des Vorstehers Hans Rotgers. Siehe EUGEN VON NOTTBECK, WILHELM NEUMANN: Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval, 2. Lfg., Reval 1899, S. 150, Nr. 15, S. 156, Nr. 37, S. 157, Nr. 39, S. 161, Nr. 55.

Der älteste Grabstein gehört der im Jahre 1420 verstorbenen Elisabet Hake: Er ist mit dem Wappen der Hakes und einer lateinischen Inschrift verziert. Nach Ansicht der früheren Forschung handelte es sich bei ihr um die Witwe des Adligen dänischer Herkunft Albert Hake, der in Nordestland Besitzungen hatte; Elisabet selbst sei ein Spross der einflussreichen Familie Putbus gewesen.⁹⁶ Zuletzt wurde jedoch angemerkt, dass zum einen Alberts Name auf dem Grabstein fehlt⁹⁷ und zum anderen Albert Hakes Witwe Elisabet beträchtlich später, erst 1445, starb.⁹⁸ Die familiäre Zugehörigkeit von Elisabet Hake, die im Jahre 1420 die ewige Ruhe gefunden hat, konnte jedoch nicht festgestellt werden.⁹⁹ Die Jahreszahl am Stein verrät, dass diese Elisabet Hake eine der ersten gewesen sein dürfte, die in der gerade erst fertiggestellten bzw. in der noch im Bau befindlichen Kirche beigesetzt wurde. Unklar bleibt, ob das Wappen der Familie ihres Mannes auf ihren eigenen Wunsch oder auf Initiative ihrer Familie auf dem Grabstein angebracht wurde.

Ähnliches gilt auch für die 1455 verstorbene Gertrud, deren Geburtsname nicht bekannt ist, doch die mit Bartolomeus Virks, der in Wierland Besitzungen hatte, verheiratet war.¹⁰⁰ Gertruds Grabstein ist mit dem Wappen ihres Gatten und einer niederdeutschen Inschrift verziert: *Int iar vnse he/re[n] m cccc lv des mydweke[n]s vor ma/thie ap[osto]lli starf / gertrud husfrowe bartholomei virkes // biddet got vor de sele.*

Der dritte Grabstein gehört Helena Mekes (geb. Lode), die im Juli 1473 verstarb. Ihr Gatte war Hinrik Mekes, der ein paar Jahrzehnte zuvor gestorben war.¹⁰¹ Möglicherweise wählte Helena die renommierte Klosterkirche als ihre Begräbnisstätte, da sie von ihrer Verwandtschaft finanziell unterstützt wurde.¹⁰² Auf Helenas Grabstein finden sich zwei Wappen, das der Familie Lode und das der Familie Mekes, wobei sich ersteres auf der heraldisch wichtigeren rechten Seite befindet. In der Inschrift wird aber die Tatsache hervorgehoben, dass Helena die Ehefrau von Hinrik Mekes war: *[Int] iar vnse / heren m cccc lxxiii vp sunte annen dach / starf vrowe helena / hinrik mekes husvrowe der got genade [--].*¹⁰³

⁹⁶ VILLEM RAAM, JAAN TAMM: Pirita klooster: ehitus- ja uurimisluгу [Das Birgittenkloster: Bau- und Forschungsgeschichte], Tallinn 2005, S. 63f., Abb. 113.

⁹⁷ Der Name ist zwar schwer lesbar, doch hat es den Anschein, dass er mit dem Buchstaben i beginnt und auf die Buchstaben [n]is endet. Es ist möglich, dass es sich um Johannes handelt. Der vollständige Text: *an[n]o d[omi]ni m / cccc xx in die augustine (sic!) obiit / elisabet vx[or] / iob[ann]is bake orate pro ea.*

⁹⁸ JUHAN KREEM, KERSTI MARKUS: Kes asutas Pirita kloostri? [Wer gründete das Birgittenkloster?], in: Kunstiteaduslikke Uurimusi 2007, Nr. 4 (14), S. 60-74, hier S. 68f.

⁹⁹ Ebenda, S. 70.

¹⁰⁰ RAAM, TAMM, Pirita klooster (wie Anm. 96), S. 64f., Abb. 115.

¹⁰¹ Ebenda, S. 66f., Abb. 119.

¹⁰² KREEM, MARKUS, Kes asutas Pirita kloostri (wie Anm. 98), S. 70.

¹⁰³ Das letzte Wort dürfte *si* (sy) sein. Ein Foto und die Abbildung des Grabsteins bei MÄND, Naised, *memoria* ja sakraalruum (wie Anm. 54), S. 28.

IV.

Zum Schluss sei auf einen konkreten Fall eingegangen, der ein außergewöhnlich vielseitiges Bild davon vermittelt, welche Intentionen eine adlige Dame gehabt haben konnte, wenn es um ihre Bestattung und die Bewahrung der Erinnerung an sie ging. Gemeint ist Gertrud Wrangel, die aus einem bekannten und einflussreichen Geschlecht stammte, 1478 Jacob Deken heiratete, der Harm und Neuenhof besaß und 1492 starb. Die Ehe scheint kinderlos geblieben zu sein.¹⁰⁴

Als Witwe lebte Gertrud offensichtlich in Reval. Etwa um 1511 schloss sie einen Vertrag mit den Vorstehern der Heiliggeistkirche, von dem sich ein Entwurf erhalten hat.¹⁰⁵ Demzufolge spendete sie der Kirche eine sehr stattliche Summe – 800 Mark in Silber und 200 Mark in Gold.¹⁰⁶ Mit den Zinsen sollten zunächst Gottesdienste zu Ehren der Jungfrau Maria finanziert werden: Jeden Tag sollten ihr Stundengebete gesungen und zu ihren Ehren eine Messe mit Orgelmusik gefeiert werden. An der Nordseite der Kirche, in der Nähe des Jungfrauenaltars, sollte ein großes Buntglasfenster angebracht werden, auf dem Gertruds Schutzheiliger – der Apostel Andreas – und das Wappen der Familie Wrangel abgebildet sein sollten. Außerdem sollte für Gertrud vor den Marienaltar eine aus Messing angefertigte Grabplatte verlegt werden,¹⁰⁷ die ebenfalls mit der Figur des Apostels Andreas und Gertruds Wappen geschmückt sein sollte. Die Witwe ordnete an, dass anlässlich ihres Begräbnisses alle Glocken geläutet werden sollten. Zudem war ihr Leichnam mit einem schönen goldenen Tuch zu bedecken und ihrer in Vigilien und Seelenmessen zu gedenken. Aus dem Vertrag wird deutlich, dass Gertrud sehr klare Vorstellungen vom Aussehen ihres Memorialkomplexes hatte. Sie wusste, wie sie in ihrer Eigenschaft als Stifterin auf den Gegenständen identifiziert und wie sie bestattet werden wollte, aber auch, wie ihrer gedacht werden sollte.

In der Heiliggeistkirche sind weder das von Gertrud gespendete Buntglasfenster noch ihr Grabstein erhalten geblieben. Im Chor ist aber eine Seitenstütze der Holzbank (angebracht an eine jüngere Bank) zu sehen, auf der der Apostel Andreas, Wrangels Wappen und die Jahreszahl 1513 zu erkennen sind.¹⁰⁸ Auch wenn die besagte Bank im Vertrag nicht erwähnt wird, weisen die schmückenden Elemente darauf hin, dass es sich um einen

¹⁰⁴ GEORGES VON WRANGELL: Geschichte der Wrangel zur dänischen und Ordenszeit, Dorpat [1927], Teil 1, S. 48, Nr. 158, S. 54, nr. 190, Teil 2, S. 255f.

¹⁰⁵ Konzeptbuch der Stadt Reval 1507–1512, in: TLA, 230-1-Aa 11, fol. 39v. Der Vertrag ist undatiert, doch ist die Eintragung auf fol. 39r auf März 1511 datiert.

¹⁰⁶ Zunächst wurde sogar eine Summe von 1 100 Mark aufgezeichnet, dies ist jedoch durchgestrichen.

¹⁰⁷ Alle in Reval erhaltenen Grabsteine sind aus Kalkstein. Über Grabplatten aus Messing liegen Informationen auch aus anderen Orten in Livland vor. Siehe z.B. PÖLTSAM-JÜRJO, Liivimaa väikelinn (wie Anm. 6), S. 406.

¹⁰⁸ Siehe MÄND, Church Art (wie Anm. 12), S. 25, Abb. 8.

Teil von Gertruds Memorialkomplex handeln dürfte. Möglicherweise gab die Witwe die Bank etwas später in Auftrag.

Gertrud hatte zweifellos die Absicht, ihre Spende mit einem der nach dem Hauptaltar wichtigsten Altäre der Kirche zu verbinden und um diesen herum „ihr“ Eckchen einzurichten. Da der Jungfrau Maria üblicherweise das Nordschiff der Kirche gewidmet war und der Marienaltar gewöhnlich am östlichen Ende des Nordschiffs stand, war dies offensichtlich auch in der Heiliggeistkirche der Fall.¹⁰⁹ Der Marienaltar taucht in den Quellen seit den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts auf,¹¹⁰ doch liegen keine Angaben darüber vor, dass ein anderes Mitglied der Familie Wrangel ihn früher finanziert hätte.

Gertruds Todesjahr ist nicht bekannt. Unter dem Jahr 1515 wird ihr Vermächtnis in den Quellen angeführt, und 1537 war sie bereits tot.¹¹¹ Sogar für den Fall, dass sie rasch nach der Abfassung ihres Testaments starb, war es ihr für einige Jahre noch vergönnt, in den Genuss ihrer Spende zu kommen: Sie konnte die Heiliggeistkirche besuchen, auf „ihrer“ Bank sitzen, „ihr“ Fenster bewundern, an der von ihr geförderten Messe teilnehmen und ihre Lieblingsheiligen Maria und Andreas anbeten. Starb sie jedoch erst nach dem Bildersturm im September 1524 sowie den nachfolgenden Reformen, hätte sie sich damit abfinden müssen, dass der Marienaltar beseitigt und die Liturgie abgeschafft wurde; Bank, Fenster und Grabstein blieben jedoch erhalten, die visuell Zeugnis von der hohen Position der Witwe ablegten.

Gertrud Wrangel wirkte bei der Ausgestaltung ihres Memorialkomplexes aktiv mit, indem sie genaue Anweisungen gab, wie dieser aussehen sollte. Sowohl die gespendeten Gegenstände als auch die Erhabenheit der Liturgie sollten die edle Herkunft, den Status und den Wohlstand der Witwe betonen. Ein wichtiger kultureller Code ist auch darin zu erkennen, dass das Fenster, der Grabstein und die Bank mit ihrem eigenen Wappen verziert wurden und nicht mit dem ihres Ehegatten. Natürlich war die Familie Deken auch kein so bekanntes und einflussreiches Geschlecht wie die Wrangel. Sowohl die Gegenstände wie auch die Liturgie sollten ihr die Gönnerschaft ihrer Heiligen, Maria und Andreas, versichern. Und letztlich war auch der Umstand nicht belanglos, dass Gertrud durch die Wahl der Heiliggeistkirche als ihrer letzten Ruhestätte nicht nur auf die Fürbitten der Geistlichen, sondern auch auf die aller Kirchenbesucher, insbesondere der Kranken und Armen aus dem Siechenhaus, rechnen konnte.

¹⁰⁹ Siehe zum vermutlichen Standort des Altars und des Buntglasfensters: Ebenda, S. 24ff., Abb. 9.

¹¹⁰ PRB (wie Anm. 31), Nr. 55 (1396), 96 (1387). Das Patronatsrecht über den Altar hatte der Magistrat inne.

¹¹¹ WRANGELL, Geschichte der Wrangel (wie Anm. 104), Teil 1, S. 73, Nr. 312, S. 97, Nr. 439, Teil 2, S. 255f.



Die Rolle von Frauen bei milden Spenden und in Fragen der Memoria ist somit zwangsläufig verborgener geblieben als bei Männern. Doch weisen Mitteilungen aus dem Spätmittelalter, insbesondere aus dem späten 15. Jahrhundert und aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, darauf hin, dass gut situierte Frauen sowohl adligen Standes wie auch aus der städtischen Elite ähnlich wie die Männer (oder auch mit ihnen gemeinsam) darauf bedacht waren, Vikarien zu gründen, Fürbitten und Gedächtnismessen zu bestellen, Kunstwerke zu spenden und Anweisungen im Hinblick auf ihre Beerdigung und Gedächtnisfeiern zu geben. All diese Maßnahmen sollten Stand, Lebensstandard und gesellschaftliche Position dieser Frauen betonen, und zugleich sicherstellen, dass ihrer selbst und ihrer Familien gedacht würde; so wollten sie zur Erlangung ihres Seelenheils beitragen. Durch die großzügigsten Spenden zeichneten sich die begüterten, insbesondere die kinderlosen Witwen aus. Die vermögenden und einflussreichen Witwen wirkten aktiv bei der Ausgestaltung ihrer Memoria mit: Sie legten fest, was auf der Grabplatte oder auf einem anderen Kunstwerk abzubilden war und wo diese platziert werden sollten; auf welchem Altar der gespendete Gegenstand zu verwenden war; für welchen Geldbetrag das heilige Sakrament – der Leib Christi – beleuchtet werden sollte; welchem Heiligen zu Ehren und an welchem Altar die Messe zu halten war; zu welcher Feier und an welchem Wochentag Fürbitten gelesen werden sollten usw. Sie ordneten an, dass der geschlossene Vertrag oder die Spende bzw. Stiftung selbst im Rechnungsbuch der Kirchenvorsteher oder in einem städtischen Buch aufgezeichnet wurde. Darüber hinaus ließen sie einen passenden Text in den Gegenstand eingravieren oder ein Wappen anbringen. Sie gaben Anweisungen hinsichtlich der Durchführung ihrer Bestattungszeremonie, bestellten sich ein Gedächtnis am Todestag sowie Fürbitten und eine ewige Messe für ihr Seelenheil.

Die verheirateten Frauen hatten mehrere Identitäten – sie konnten sich sowohl durch ihre Abstammung als auch durch die Familie ihres Gatten definieren. Sie konnten darüber entscheiden, ob sie sich neben ihrem Gatten beerdigen lassen wollten oder nicht. Adlige Witwen konnten wählen, ob sie sich auf dem Grabstein bzw. auf gestifteten Gegenständen mit ihrem eigenen Wappen, durch das ihres Gatten oder aber durch beide identifizieren ließen. Große Bedeutung wurde dabei auch dem Gedenken an die Vorfahren beigemessen – durch Fürbitten und die Fortsetzung der von ihnen begründeten Traditionen. All diese Entscheidungen und Intentionen liefern uns wertvolle Informationen über die Gedankenwelt und die Einstellung der damaligen Frauen, geben Auskunft über ihre religiösen Ansichten, das Bedürfnis der Selbstrepräsentation und das Streben nach weltlichem Prestige. Ärmere Frauen verfügten über weitaus bescheidenerere Mittel für die Memoria. Eine Möglichkeit, sich einer ehrwürdigen

christlichen Beerdigung zu versichern, war es, sich einer religiösen Gilde oder Bruderschaft anzuschließen, die auf besagte Rituale großen Wert legten und sowohl für die begüterten als auch für die ärmeren Mitglieder sorgten.

Auch wenn die Rolle der Frauen im öffentlichen Leben im Vergleich zu derjenigen der Männer weitaus bescheidener war, war es ihnen doch möglich, durch milde Spenden zur Ausgestaltung öffentlicher, repräsentativer Räume wie der Sakralbauten beizutragen. Als typisch weiblich galt etwa die Schenkung von Kleidung, Gebetsketten, Schmucksachen und silbernen Haushaltsgeräten an die Kirche, insbesondere dann, wenn der gestiftete Gegenstand oder das gespendete Kleidungsstück für die Verzierung der Figur der Jungfrau Maria oder einer anderen weiblichen Schutzheiligen zgedacht war. In diesem Falle handelte es sich um eine sehr persönliche Spende „von Frau zu Frau“. Die von Frauen gespendeten Kelche und die übrigen liturgischen Gegenstände wurden zum Zelebrieren der Messe eingesetzt; die Buntglasfenster, Bänke und Grabsteine, die mit ihren Wappen oder einer passenden Inschrift versehen waren, hinterließen im Kirchenraum eine lang anhaltende Spur und fungierten als Träger des Gedächtnisses einer Gemeinde.

SUMMARY

Women, memoria and Sacred Space in Late Medieval Livonia

In this article, rituals of commemoration and artworks connected to *memoria* are analysed from the perspective of gender. The article focuses predominantly (though not exclusively) on the urban higher and middle strata and on lay women, meaning the wives and widows of merchants and craftsmen. First, I have explored the role of women in corporate associations: in which context guild sisters were referred to in the statutes of guilds and confraternities, how their participation was regulated in the rituals of burial and commemoration, and whether they were entrusted with some special task during these rituals. Thereafter, I have studied the strategies and opportunities of women of different social, economic and marital status for establishing their own *memoria* by, for example, endowing a chantry, commissioning a tombstone, or donating a liturgical object.

From the second half of the 15th century until the Reformation, which in Riga and Tallinn culminated in 1524, women from the urban elite were comparatively active in sponsoring memorial masses and intercessory

prayers for themselves and their ancestors. The widows of vassals and merchants, particularly the childless ones, could naturally afford to spend much larger sums on their *memoria* than for example middle-class women. They endowed chantries, donated expensive objects to the church (e.g. stained glass windows, pews, chalices, etc.), and made arrangements for their funeral ceremony and annual commemoration. They prescribed what was to be depicted on the donated objects (e.g. their patron saint and coat of arms) and where and when it had to be used. They had the act of donation recorded in documents or inscribed on the vessel. All these were means for emphasizing the high status, wealth and power of these women, for perpetuating their memory and for paving their way to Paradise.

Less wealthy women had much more limited opportunities to contribute to their *memoria*. They could join a religious guild or confraternity in order to guarantee a decent burial for themselves and to be remembered in the intercessory prayers of the confraternity members.

Unlike men, married women and widows had multiple identities: they could define themselves as a member of their natal or marital family. They could decide if they wished to be buried alongside their spouse or elsewhere, for example, in their parents' burial place. Noble widows could decide if they wanted their tombstone (or other objects) decorated with their husband's coat of arms, with their own or with both. All these decisions provide us with valuable information about the secular and religious aspirations of women and of their self-perception.

Although women played a far more modest role in public life than men, they had the opportunity to influence sacred spaces through their commemorative bequests and to some extent even to "feminise" it. Typical of their gender, women donated clothes, jewellery and household items. A particularly personal gift "from one woman to another was a rosary, adornment or dress that was meant to decorate the statue of the Virgin Mary or some other female saint. Liturgical vessels, furniture and tombstones commissioned by women or for women, and provided with their coat of arms or with a proper inscription, had a long-lasting influence on church interiors and functioned as bearers of communal memory.

Staatenbund oder Ständestaat? Der livländische Landtag im Zeitalter Wolters von Plettenberg (1494–1535)

VON PÄRTEL PIIRIMÄE

Bei der Betrachtung der Staatlichkeit des mittelalterlichen Livlands ist eine Analyse der Institution des Landtags von zentraler Bedeutung. Der lettische Historiker Ilgvars Misāns, einer der besten Kenner der livländischen ständischen Zusammenkünfte, schrieb mit Recht, es sei dem Landtag zu verdanken, dass wir über Livland als „einheitlichen politischen Organismus“ reden können.¹ Der Landtag war tatsächlich die einzige Institution, die alle Landesherren und ständischen Körperschaften vereinigte, weshalb man ohne dessen Existenz nicht von der Einheit Livlands im politischen Sinne reden kann. Allerdings ist in der Historiografie bislang nicht geklärt worden, welche Merkmale für Livland als politischer Organismus charakteristisch waren. Zwei radikale Möglichkeiten zur Beantwortung dieser Frage hat der deutschbaltische Historiker Heinz von zur Mühlen formuliert, als er überlegte, ob das Livland des 16. Jahrhunderts ein „Staatenbund“ oder ein „Ständestaat“ gewesen sei.²

Diese Alternative ist jedoch eindeutig anachronistisch, da sie auf den neuzeitlichen Staatsbegriff abstellt, der auf dem Souveränitätsprinzip beruht, und daher nicht für die Analyse spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher politischer Strukturen geeignet ist. Vormoderne staatliche Gebilde waren vielschichtig und kompliziert, da sie oft Bestandteile umfassten, die unter verschiedenen Bedingungen eingegliedert worden waren und eine sehr unterschiedliche Integrationsstufe aufwiesen.³ Im Hinblick auf Livland stellte seine Bindung an das Heilige Römische Kaiserreich ein geson-

Geringfügig überarbeitete Fassung des Artikels PÄRTEL PIIRIMÄE: Liivimaa maapäev Wolter von Plettenbergi ajal (1494–1535) [Der livländische Landtag in der Zeit Wolters von Plettenberg (1494–1535)], in: Ajalooline Ajakiri 2008, Nr. 1/2 (123/124), S. 45–88. Die Abfassung dieses Beitrages wurde ermöglicht durch die Wissenschaftsförderung der Republik Estland SF0180040s08. Ich bedanke mich bei Dr. Juhan Kreem für hilfreiche Anmerkungen und Hinweise.

¹ ILGVARIS MISĀNS: Wolter von Plettenberg und der livländische Landtag, in: Wolter von Plettenberg und das mittelalterliche Livland, hrsg. von NORBERT ANGERMANN und ILGVARIS MISĀNS, Lüneburg 2001 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 7), S. 55–71.

² HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Livland von der Christianisierung bis zum Ende seiner Selbständigkeit, in: Baltische Länder, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 26–172, hier S. 126–129.

³ Vgl. hierzu HARALD GUSTAFSSON: The Conglomerate State: A Perspective on State Formation in Early Modern Europe, in: Scandinavian Journal of History 23

deres Problem dar – würde man von der Fragestellung von zur Mühlens ausgehen, könnte man auch noch untersuchen, ob nicht als dritte Möglichkeit Livland als „Teilstaat“ anzusehen sei.⁴

Zugleich sind die von von zur Mühlen vorgeschlagenen Begriffe nützliche analytische Werkzeuge, mit deren Hilfe die bisherigen Auffassungen von Livland als einem politischen Organismus überprüft werden können. Diese Diskussion wurde von dem polnischen Historiker Jan Kostrzak eingeleitet. Seiner Ansicht nach wurde das politische System Livlands zu sehr vor dem Hintergrund des preußischen Ordensstaates betrachtet, der sich im 15. bis 16. Jahrhundert zu einem einheitlichen Territorialstaat entwickelte. Daher sei auch in Hinsicht auf Livland dessen politische Einheit viel zu stark betont worden, woraus Kostrzak die Faszination der früheren Historiografie für das „Phänomen des gesamtaltlivländischen Landtags“ herleitet.⁵

In erster Linie kommt es jedoch darauf an, ob die Existenz des Landtags an sich bereits darauf schließen lässt, dass das mittelalterliche Livland als Ganzes im Begriff war, sich zu einem einheitlichen Staat zu entwickeln. Ohne sich diese Frage direkt zu stellen, scheinen die deutschbaltischen Autoren des 19. Jahrhunderts davon ausgegangen zu sein. So betonte der Rechtshistoriker Friedrich Georg von Bunge in seiner Analyse der Landtagsstruktur an erster Stelle die gesamtlivländische Zusammenarbeit der Stände in den Landtagskurien, ohne jedoch darauf Rücksicht zu nehmen, wie territoriale Interessen – diejenigen der Bistümer und des Ordensstaates – und die Zusammenarbeit der Territorialstände im Rahmen der Landtagsinstitution zum Ausdruck kamen. Nach Bunges Ansicht erfolgte die Landtagsgründung vor dem Hintergrund der Zunahme des politischen Einflusses der Ritterschaften in den livländischen Territorien bzw. der Herausbildung der so genannten „landständischen Verfassung“.⁶ Die späteren deutschbaltischen Historiker wie etwa Julius Eckardt und Axel von Gernet unterstützten Bunges These, nach der die Verstärkung des

(1998), S. 189-213; JOHN H. ELLIOTT: A Europe of Composite Monarchies, in: Past and Present 137 (1992), S. 48-71.

⁴ Zu dieser Problematik vgl. MANFRED HELLMANN: Altlivland und das Reich, in: Felder und Vorfelder russischer Geschichte. Studien zu Ehren von Peter Scheibert, hrsg. von INGE AUERBACH u.a., Freiburg im Breisgau 1985, S. 61-75; DERS.: Livland und das Reich. Das Problem ihrer gegenseitigen Beziehungen, München 1989 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 1989, 6).

⁵ JAN KOSTRZAK: Die Ständeprobleme in Altlivland im 15. Jahrhundert, in: Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, hrsg. von HARTMUT BOOCKMANN, München 1992 (Schriften des historischen Kollegs: Kolloquien, 16), S. 151-158, hier S. 156.

⁶ FRIEDRICH GEORG VON BUNGE: Geschichte des Gerichtswesens und Gerichtsverfahrens in Liv-, Est- und Kurland, Reval 1874; DERS.: Geschichtliche Entwicklung der Standesverhältnisse in Liv-, Esth- und Kurland bis zum Jahre 1561, in: Forschungen aus dem Gebiete der liv-, esth-, und curländischen Rechtsgeschichte, Beitrag 1, Dorpat 1838, S. 80f.

zweiten Stands und die gesamtlivländische Zusammenarbeit einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des Landtags ausgeübt hätten.⁷

Diese These wurde 1991 von Priit Raudkivi widerlegt, der statt der Einheit eher die Zersplitterung und Instabilität Livlands betonte und darauf hinwies, dass dieses beständig äußeren Einflüssen ausgesetzt war. Nach Raudkivis Ansicht entstanden die Landtage in erster Linie auf Anregung der Landesherrn, womit er jedoch ein Gleichgewicht der zwei führenden Kräfte im Lande voraussetzte – des Ordens und des Erzbischofs. Die Zunahme der Aktivität des zweiten Stands erklärt sich für Raudkivi durch den Umstand, dass die Vasallenvertretung vom Landesherrn zusammengestellt wurde. Auch die Städte hätten nicht zur Integration Livlands beigetragen, sondern angesichts ihrer Sonderinteressen eher in Opposition zu den anderen politischen Kräften gestanden.⁸ Kostrzak scheint eher Raudkivi zuzustimmen, wenn er im Hinblick auf das 15. Jahrhundert verallgemeinernd feststellt, dass der Landtag eine Zusammenkunft der Vertretungen der livländischen „Kleinstaaten“ gewesen sei, wobei diesen Delegationen auch die Vertreter der Stände angehört hätten.⁹

Der vorliegende Beitrag verfolgt in erster Linie das Ziel, danach zu fragen, ob die These von Raudkivi und Kostrzak auch im Hinblick auf das 16. Jahrhundert gilt, oder ob am Vorabend des Untergangs des mittelalterlichen Livlands eine derart starke Zunahme der Integration festgestellt werden kann, dass wir in jedem Fall von der Anfangsetappe der Entstehung eines einheitlichen Staats sprechen können. Näher betrachtet wird dabei die Amtszeit Wolters von Plettenberg (1494–1535), eine Phase also, die in Livland sowohl in innen- als auch in außenpolitischer Hinsicht besonders reich an Ereignissen war und deswegen ein gutes Bild vom Funktionieren der Machtmechanismen in verschiedenen Situationen vermittelt. Das Ende des 15. Jahrhunderts und der Anfang des 16. Jahrhunderts waren durch Konflikte mit Russland gekennzeichnet, womit ständige Verhandlungen mit den Nachbarländern Dänemark, Polen, Litauen und Schweden einhergingen, um ein gegen Moskau gerichtetes Bündnis abzuschließen. Die 1510er Jahre waren zwar etwas ruhiger, doch entbrannten in den 1520er Jahren erneut scharfe interne Kämpfe, die einerseits auf die Tätigkeit des Erzbischofs Johannes Blankenfeld, andererseits aber auf die Auswirkungen

⁷ JULIUS ECKARDT: Der livländische Landtag in seiner historischen Entwicklung, in: Baltische Monatsschrift 3 (1861), S. 38–78, 116–159; AXEL VON GERNET: Die Anfänge der livländischen Ritterschaften, Reval 1895 (Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels, 2); DERS.: Der Ursprung des altlivländischen Landtages, in: Baltische Monatsschrift 43 (1896), S. 277–288.

⁸ PRIIT RAUDKIVI: Maapäeva kujunemine. Peatükk Liivimaa 14.–15. sajandi ajaloost [Die Herausbildung des Landtags. Ein Kapitel aus der livländischen Geschichte des 14.–15. Jahrhunderts], Tallinn 1991, S. 27, 102, 117, 154ff. Das Buch wurde 2007 neu verlegt und mit einer neuen Einleitung versehen: DERS.: Vana-Liivimaa maapäev. Ühe keskaegse struktuuri kujunemislugu [Der alt-livländische Landtag: Werdegang einer mittelalterlichen Struktur], Tallinn 2007.

⁹ KOSTRZAK, Die Ständeprobleme (wie Anm. 5), S. 157.

der Reformation zurückzuführen waren.¹⁰ Kaum aber waren diese Konflikte abgeflaut, wurde Livland von der Wiekschen Fehde – einem Streit mit internationalem Hintergrund, der sich zu einem bewaffneten Konflikt ausweitete – heimgesucht.¹¹

Die diversen Versuche der Krisenbewältigung ermöglichen es, Licht auf strukturelle Besonderheiten und Funktionen der Institution des Landtags zu werfen, die unter gewöhnlichen Umständen nicht zum Vorschein gekommen wären. Zudem liegt über die Landtage und die anderen ständischen Zusammenkünfte zur Zeit Plettenbergs eine gut erhaltene und kompakte Quellenbasis vor.¹² Dies erklärt auch wenigstens zum Teil, warum

¹⁰ Zu den politischen Ereignissen siehe Eesti ajalugu [Estonische Geschichte], Bd. 2, hrsg. von ANTI SELART, Tartu 2012, S. 154-167; Wolter von Plettenberg. Der größte Ordensmeister Livlands, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, Lüneburg 1985; Wolter von Plettenberg (wie Anm. 1); LEONID ARBUSOW JUN.: Wolter von Plettenberg und der Untergang des Deutschen Ordens in Preußen, Leipzig 1919 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, 36, 2, Nr. 131). Zu den Reformationseignissen: DERS.: Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland, Leipzig 1921 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, 3); JUHAN KREEM: Der Deutsche Orden und die Reformation in Livland, in: The Military Orders and the Reformation: Choices, State Building, and the Weight of Tradition: Papers of the Utrecht Conference, 30.9.–2.10.2004, Hilversum 2006, S. 43-57; JOACHIM KUHLES: Die Reformation in Livland – religiöse, politische und ökonomische Wirkungen, Hamburg 2007 (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa, 16); zu Blankenfeld siehe ANTI SELART: Иоганн Бланкенфельд и Мисюръ Мунехин. К истории ливонско-русских отношений в 1520-е гг. [Johann Blankenfeld und Misjur' Munechin. Zur Geschichte der livländisch-russischen Beziehungen in den 1520er Jahren], in: Studia Slavica et Balcanica Petropolitana 1 (9) (2011), S. 157-170.

¹¹ HANS QUEDNAU: Livland im politischen Willen Herzog Albrechts von Preußen, Leipzig 1939 (Deutschland und der Osten, 12); JUHAN KREEM: Valge Daam, Brandenburgi markkrahv Wilhelm ja keskaegse Liivimaa reformikatsed [Die Weiße Dame, Markgraf Wilhelm von Brandenburg und der Reformversuch im mittelalterlichen Livland], Haapsalu 2006 (Läänemaa muuseumi toimetised, 10), S. 55-64; INNA PÖLTSAM: Liivimaa väikelinn Uus-Pärnu 16. sajandi esimesel poolel [Die livländische Kleinstadt Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Tallinn 2009, S. 403-409; MAGNUS VON HIRSCHHEYDT: Der Krieg, der nie stattgefunden hat: Markgraf Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, Reinhold von Buxhöden, die Öselsche Bischofsfehde und das Problem der fehlenden Kriegslegitimation, in: Geistliche im Krieg, hrsg. von FRANZ BRENDLE und ANTON SCHINDLING, Münster 2009, S. 345-371; MADIS MAASING: Saare-Lääne ja koadjuutorivaenus: keskaegse Liivimaa viimased kodusõjad [Die Wieksche und die Koadjutorfehde: die letzten Bürgerkriege im mittelalterlichen Livland], in: Ajalooline Ajakiri 2008, Nr. 2 (132), S. 115-152; DERS.: Die Wieksche Fehde (1532–1536) und Markgraf Wilhelm von Brandenburg, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 11-35.

¹² Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, 3 Bde., hrsg. von OSKAR STAVENHAGEN und LEONID ARBUSOW, Riga 1907–1938 (künftig: AR); Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, 1/1-12, 2/1-3, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, HERMANN HILDEBRAND, PHILIPP SCHWARTZ, LEONID ARBUSOW und AUGUST BULMERINCO, Reval, Riga und Moskau 1853–1915 (künftig: LECUB). Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1525–1534): Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, bearb. von ULRICH MÜLLER, Köln 1996 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 41).

verschiedene Historiker, die sich mit der späteren Periode des livländischen Landtags beschäftigt haben, sich gerade auf die Zeit Plettenbergs konzentriert haben.¹³

Die Termine und die Einberufung des Landtags

Die Häufigkeit und Regelmäßigkeit der Abhaltung des Landtags gelten als Indikator für dessen Bedeutung im politischen Leben Livlands. Da die Existenz regulärer Institutionen als Voraussetzung für die Herausbildung staatlicher Strukturen gilt, wären in dem Falle, wenn die Zusammenarbeit der livländischen Territorien auf eine stabile institutionelle Grundlage gestellt worden wäre, Möglichkeiten zu einer weiteren politischen Integration Livlands geschaffen worden.

Ein erster Versuch, die gesamtlivländischen Zusammenkünfte auf eine reguläre Basis zu stellen, wurde bereits im Jahre 1422 unternommen, als die „allgemeine Landesordnung“ die Einberufung einer jährlichen Versammlung vorsah.¹⁴ Doch führten gerade die in dieser Landesordnung festgelegten konkreten Einberufungsregeln zum entgegengesetzten Ergebnis. Da diese vorsahen, dass Termin und Ort der Landtagssitzung vom Rigaer Erzbischof im Einvernehmen mit den anderen Landesherren bestimmt werden sollten, kam es bei der Einberufung in erster Linie darauf an, einen Konsens zwischen Erzbischof und Ordensmeister zu erreichen. Allerdings zeigten die Entwicklungen der Folgejahre, dass ein derartiger Konsens über die Notwendigkeit der Einberufung des Landtags nur dann erzielt werden konnte, wenn zwischen Erzbischof und Ordensmeister ein Gleichgewicht der Kräfte herrschte.¹⁵ Hatte einer von beiden eine politische Übermacht, waren beide eher bestrebt, ihren Willen mit anderen Machtmechanismen durchzusetzen.

Auch unter Plettenberg wurde der Landtag nicht in regelmäßigen Abständen einberufen. Als Anlass für seine Einberufung musste eher eine konkrete Notwendigkeit herhalten, das ganze Land betreffende Probleme zu erörtern. Zu Plettenbergs Zeit trat der Landtag im Durchschnitt etwas häufiger als ein Mal in zwei Jahren zusammen – während der 42 Jahre fanden 27 Landtage statt. Allerdings gab es auch Jahre, in denen zwei Landtage stattfanden (1503, 1526, 1530).¹⁶ Dabei handelt es sich um die schwierigsten Phasen der ganzen Amtszeit Plettenbergs: 1503 wurden komplizierte Friedensverhandlungen mit dem Moskauer Großfürs-

¹³ MISÄNS, Wolter von Plettenberg (wie Anm. 1); ILGVARS MISÄNS: Organisation und Ablauf der Livländischen Land- und Städtetage, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 51 (2005), München 2006, S. 49-62.

¹⁴ AR I, Nr. 299, § 15 (im Folgenden 299.15). Vgl. auch RAUDKIVI, Maapäeva kujunemine (wie Anm. 8), S. 113.

¹⁵ RAUDKIVI, Maapäeva kujunemine (wie Anm. 8), S. 120.

¹⁶ Künftig bezeichnet 1503^I und 1503^{II} usw.

ten geführt, 1526 erreichte der Konflikt zwischen Erzbischof Johannes Blankenfeld und den livländischen Ständen seinen Höhepunkt und 1530 verlangten die zugespitzten Beziehungen zwischen dem Orden und dem Erzbischof nach einer Regelung. Die Abhaltung zweier Landtage während eines Jahres war jedoch die Ausnahme – ein zweiter Landtag wurde nur dann einberufen, wenn eine wichtige, das ganze Land betreffende Frage auf dem vorigen Landtag ohne Lösung geblieben war. 1503 mussten die Stände die Bedingungen des geänderten Friedensvertrages bestätigen, 1526 zeigten sich nach dem Ende des ersten Landtags neue Umstände in Hinsicht auf Blankenfeld – ein vermeintlicher Verrat – und 1530 konnte ein Konflikt zwischen dem Orden und dem Erzbischof beim ersten Mal nicht beigelegt werden.

Die Pausen zwischen den Landtagen konnten manchmal sehr lange währen, manchmal sogar länger als drei Jahre: 1508–1512 (48 Monate), 1526–1530 (44 Monate), 1495–1498 (39 Monate) und 1504–1507 (36 Monate). Lässt sich die Pause zwischen 1526 und 1530 damit erklären, dass das Gleichgewicht zwischen Orden und Erzbischof nicht aufrechterhalten werden konnte, so kam es in den anderen Phasen offensichtlich deshalb nicht zur Einberufung des Landtags, weil es keine dringenden Probleme gab, die gemeinsam hätten besprochen und gelöst werden müssen. Besonders ruhig verlief die Periode zwischen 1505 und 1511, als nur zwei Landtage zusammenkamen. Deren Einberufung war nicht durch die Zuspitzung der internen Lage veranlasst, sondern aufgrund von außenpolitischen Problemen: 1507 und 1508 musste die Verlängerung des Friedens mit Moskau erörtert werden.

Es gab auch keinen bestimmten Termin oder wenigstens eine Jahreszeit für den Landtag. Real wurden Winter (zwölf Landtage zwischen Januar und März) und Sommer (zwölf Landtage zwischen Juni und August) bevorzugt, wobei die Versammlung sieben Mal im Juli und sechs Mal im Januar abgehalten wurden. Kein einziges Mal fand der Landtag im April, November oder Dezember statt. Ausschlaggebend war der Zustand der Wege: Man konnte sich nur dann treffen, wenn der Boden im Winter von einer geschlossenen Schneedecke bedeckt war, oder im Sommer, wenn die Straßen nach dem Frühjahr wieder benutzbar waren.¹⁷

Nicht einmal die Dauer der Landtage war festgelegt. Es kam offensichtlich auf die Anzahl der zu erörternden Fragen und darauf an, wie schnell ein Konsens hergestellt werden konnte. Die kürzesten Landtage dauerten nur drei Tage (1495, 1503¹, 1512), die längsten dagegen bis zu zwei Wochen (1530¹¹ – 13 Tage, 1534 – 14 Tage). Anscheinend stellte sich bei den längeren Landtagen das Problem, dass einige Teilnehmer sie vorzeitig verließen. In den Artikeln, die vor dem Landtag von 1516 vorgelegt wurden, mahnten Ordensmeister und Erzbischof gemeinsam an, dass der Landtag

¹⁷ Wiederholt wurde der Landtagstermin je nach Witterung festgesetzt: „mit dem ersten schlittenwege“. AR III 327.3; „tom negestkumftigen landesdage, zo mit dem ersten grase sal boramet und angesettet werden“. AR III 301.59.

aufgrund der großen Anzahl der zu erörternden Fragen mindestens zehn Tage dauern werde, und erinnerten alle an ihre Pflicht, bis zum Schluss anwesend zu sein.¹⁸

Es gab auch keinen ständigen Tagungsort für den livländischen Landtag, der jedes Mal vom Ordensmeister und vom Erzbischof neu vereinbart werden musste. Im 15. Jahrhundert wurde jedoch an der Tradition festgehalten, sich in den Kleinstädten im Herzen Livlands – Walk, Wolmar oder Wenden – zu versammeln. Im Jahre 1495 galt Walk als der traditionelle Versammlungsort und die drei ersten Landtage unter Plettenberg wurden ebenfalls dort abgehalten. Ab 1501 versammelte man sich hingegen stets in Wolmar. Die einzige Ausnahme stellt der Landtag von 1534 dar, der in Fellin stattfand. Somit hat es den Anschein, dass Erzbischof und Ordensmeister im 16. Jahrhundert zumindest im Hinblick darauf einen Konsens fanden, dass Wolmar für die Abhaltung der Landtage ein geeigneter Ort war. Wolmar bot praktische Versammlungsräume (Ratssaal, Kirche, Gildestube) und vermutlich auch passende Unterkünfte.¹⁹

Die Tatsache, dass die Landtage nur unregelmäßig abgehalten wurden, vergrößerte die Bedeutung der politischen Kraft, die für deren Einberufung zuständig war. Stellt man einen Vergleich mit den fürstlichen Territorien des Reichs an, so gehörte dort die Einberufung des Landtags zu den Hoheitsrechten des Landesherrn.²⁰ In den geistlichen Fürstentümern

¹⁸ AR III 66.

¹⁹ MISÄNS, Organisation und Ablauf (wie Anm. 13), S. 54–59.

²⁰ GEORG VON BELOW: Die landständische Verfassung in Jülich und Berg, Düsseldorf 1885–1891 (Neudruck Aalen 1965); GABRIELE GREINDL: Untersuchungen zur bayerischen Ständeversammlung im 16. Jahrhundert. Organisation, Aufgaben und die Rolle der adeligen Korporation, München 1983 (Miscellanea Bavarica Monacensia, 121); KARL VON HEGEL: Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahr 1555, Rostock 1856 (Neudruck Aalen 1968); HERMANN KRAUSE: System der landständischen Verfassung Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Rostock 1927 (Rostocker Abhandlungen, 2); KLAUS KÖHLE: Landesherr und Landstände in der Oberpfalz von 1400–1583. Sozialstruktur und politische Repräsentanz eines frühneuzeitlichen Territoriums, München 1969 (Miscellanea Bavarica Monacensia, 16); UWE MÜLLER: Die ständische Vertretung in den fränkischen Markgraftümern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Neustadt an der Aisch 1984 (Schriften des Zentralinstituts für fränkische Landeskunde und allgemeine Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg, 24); ARMGARD VON REDEN: Landständische Verfassung und fürstliches Regiment in Sachsen-Lauenburg (1543–1689), Göttingen 1974 (Veröffentlichungen des Max-Planck Instituts für Geschichte, 41); NICO SAPPER: Die Schwäbisch-Österreichischen Landstände und Landtage im 16. Jahrhundert, Stuttgart 1965 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 6); ERNST SCHUBERT: Die Landstände des Hochstifts Würzburg, Würzburg 1967 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, IX, 23); DIETER KURT GUSTAV SPECK-NAGEL: Die vorderösterreichischen Landstände im 15. und 16. Jahrhundert. Teil 1: Zu Geschichte, Institution und Wirkungsbereich der Landstände in Elsaß, Sundgau, Breisgau und Schwarzwald; Teil 2: Materialsammlung der Land- und Ausschußtage, Tübingen 1991; RAINER WALZ: Stände und frühmoderner Staat. Die Landstände

war der Bischof jedoch auf den Konsens des Domkapitels angewiesen.²¹ Im Falle der Verweigerung des Landesherrn konnte es sogar vorkommen, dass das Kapitel selbst mit den anderen Ständen den Landtag einberief.²² In einer normalen Rechtslage fielen das Recht und die Pflicht der Einberufung der Stände jedoch unbestritten in die Kompetenz des Landesherrn. Aus den livländischen Bistümern ist nicht bekannt, dass sich eine ständische Versammlung auf Einladung der Stände versammelt hätte, doch liegen Belege dafür vor, dass diese Druck auf den Landesherrn ausübten, damit dieser eine Zusammenkunft organisierte.²³ Sowohl im Bistum Ösel (bzw. Ösel-Wiek) als auch im Erzbistum Riga führte der Druck der Stände dazu, dass die Landesherren auf ihr Recht verzichteten, Manntage nach eigenem Ermessen je nach Bedarf zusammenzurufen, und legten im Jahre 1524 fest, dass diese Versammlungen künftig einmal jährlich stattfinden sollten.²⁴

Auf gesamtlivländischer Ebene war die Lage freilich komplizierter, denn wo es an einem höchsten Seigneur fehlte, der verschiedene Gruppierungen vereinigt hätte, hieß es, ein Gleichgewicht zwischen Ordensmeister und Erzbischof zu finden, welche die Ansprüche des jeweils anderen auf die Führungsposition in Livland nicht anerkannten. Die führende Rolle bei der Einberufung des Landtags, die mit dem Bodengesetzbuch von 1422 dem Erzbischof von Riga zugeschrieben worden war, stand nicht im Einklang mit dem tatsächlichen Kräfteverhältnis. Auch geht aus einer Analyse der Landtage des 15. Jahrhunderts hervor, dass der faktische Mechanismus der Landtagseinberufung nicht damit übereinstimmte, was vorher verabredet worden war. Damit spiegelte sich das tatsächliche Kräfteverhältnis auch im symbolischen Akt der Einberufung des Landtags. Dabei liegt es auf der Hand, dass dieser Akt keine bloße Statusfrage war, denn mit dem Einberufungsrecht gingen auch wichtige politische Vorteile einher. Die gewohnheitsrechtliche Norm, die sich im 15. Jahrhundert entwickelt hatte, galt auch unter Wolter von Plettenberg: In den Jahren 1495 bis 1523 wurden alle Landtage vom Ordensmeister und dem Erzbischof gemeinsam einberufen. Die meisten Landtagsrezesse beginnen mit der Standardformel,

von Jülich-Berg im 16. und 17. Jahrhundert, Neustadt an der Aisch 1982 (Bergische Forschungen, 17).

²¹ SIEGFRIED BACHMANN: Die Landstände des Hochstifts Bamberg. Ein Beitrag zur territorialen Verfassungsgeschichte, Bamberg 1962, S. 112.

²² BERTHOLD JÄGER: Das geistliche Fürstentum Fulda in der Frühen Neuzeit: Landesherrschaft, Landstände und fürstliche Verwaltung, Marburg 1986 (Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde, 39), S. 209.

²³ AR III 96.

²⁴ AR III 162.9, 169.3; PÄRTEL PIIRIMÄE: Riik, maaisandad ja seisused. Varusaegsete võimustruktuuride kujunemisest Vana-Liivimaa piiskopkondades [Der Staat, die Landesherren und die Stände. Über die Herausbildung der frühneuzeitlichen Machtstrukturen in den alt-livländischen Bistümern], in: Kleio. Ajaloo ajakiri 1995, Nr. 3 (13), S. 16-25; DERS.: Ständischer Dualismus und territoriale Verselbständigung. Über die Verfassung des Bistums Dorpat im letzten Jahrhundert Alt-Livlands, in: Zur Geschichte der Deutschen in Dorpat, hrsg. von HELMUT PIIRIMÄE und CLAUDIUS SOMMERHAGE, Tartu 1998, S. 38-61.

sie seien von Erzbischof und Ordensmeister „bestimmt und vorschreiben“ worden;²⁵ dieselbe Formel taucht auch z.B. in den Einladungen des Ordensmeisters an Reval auf.²⁶

Der Gebrauch dieser Formel in einem Rezess oder einer Einladung gibt jedoch keine Auskunft darüber, auf wen die Initiative zur Einberufung des Landtags tatsächlich zurückzuführen ist. Leider ist die Korrespondenz zwischen dem Ordensmeister und dem Erzbischof, die zu einer zuverlässigeren Lösung dieses Problems beitragen könnte, nicht erhalten geblieben. Auf der Grundlage der indirekten Quellen kann man im Hinblick auf mehrere Landtage jedoch behaupten, dass diese eigentlich vom Orden initiiert wurden.²⁷ In all diesen Fällen handelte es sich um Landtage, die hauptsächlich der Lösung außenpolitischer Probleme dienen sollten. Bei der Gestaltung der livländischen Politik in diesem Bereich kam dem Orden unbestreitbar eine führende Rolle zu. Demgegenüber liegen keine Angaben darüber vor, dass der Orden bei der Regelung der allgemeinen Lebensordnung in Livland die entscheidende Initiative ergriffen hätte, und man kann annehmen, dass in dieser Hinsicht der Ordensmeister und der Erzbischof dieselbe Position innehatten.

Das Gleichgewicht zwischen dem Orden und dem Erzbischof ging 1525 verloren.²⁸ Ordensmeister Plettenberg bemühte sich in diesem Jahr um die Schlichtung der Konflikte Erzbischof Johannes Blankenfelds mit den Dorpater und Rigaer Ständen, weshalb er die Bischöfe samt Kapiteln und Ritterschaften nach Ronneburg zitierte, um die zwischen ihnen entbrannten Auseinandersetzungen beizulegen.²⁹ Der Erzbischof war jedoch nicht an einer gesamtlivländischen Zusammenkunft interessiert, da er fürchtete, in eine Minderheitenposition zu geraten. Daher begab er sich nicht nach Ronneburg und verweigerte auch seine Teilnahme am Landtag. Die Distanzierung des Bischofs signalisierte seine Absicht, den Landtag seiner Legitimität zu berauben. Auch wenn sich Plettenberg offensichtlich darum Sorgen machte, dass der Landtag möglicherweise scheitern könne, rief er ihn jedoch allein zusammen. In seinem Schreiben vom 25. Mai teilte er allen Ständen mit, der Landtag finde in Abwesenheit des Erzbischofs statt, der lediglich einen Gesandten aus Ronneburg schicken werde.³⁰ An den Erzbischof selbst schickte der Ordensmeister einen höflichen Brief, worin

²⁵ So im Juni 1526 (AR III 237.1). 1498 wurde der Landtag von Erzbischof und Ordensmeister „bestemmet“ (AR III 10), von Erzbischof und Ordensmeister „vorschryven“ (AR III 12); 1501 bestimmt von Erzbischof und Ordensmeister im Konsens mit den anderen Prälaten (AR III 15); 1503 (AR III 21), 1507 (AR III 35), 1508 (AR III 38.1), 1512 (AR III 53.1), 1513 (AR III 54.1), 1514 (AR III 57.2), 1516 (AR III 66), 1520 (AR III 99) und 1522 (AR III 135) gemeinsam von Erzbischof und Ordensmeister einberufen.

²⁶ LECUB 2/1, Nr. 153; LECUB 2/1, Nr. 681.

²⁷ LECUB 2/1, Nr. 1072; LECUB 2/2, Nr. 496.

²⁸ MISÄNS, Wolter von Plettenberg (wie Anm. 1), S. 59–65.

²⁹ ARBUSOW, Die Einführung der Reformation (wie Anm. 10), S. 356.

³⁰ AR III 195, 196, 198.

er behauptete, er hätte es wirklich gerne gesehen, wenn der Erzbischof „nolder wiesze und gewonheit den szelvigen dach mith uns bestimpt und vorschreven hadden.“ Er bat Blankenfeld, den Umstand, dass der Orden sich nun gezwungen sehe, den Landtag allein zusammenzurufen, nicht als Änderung des althergebrachten Brauchs zu betrachten.³¹

Doch änderte Plettenbergs Schritt den „althergebrachten“ Brauch grundlegend. Aufgrund von Blankenfelds Distanzierungstaktik konnte der Ordensmeister 1525 erstmalig die Durchführung des Landtags übernehmen, und es gelang ihm bei vielen künftigen Landtagen, diese wichtige Funktion beizubehalten. Bei vier der insgesamt acht Landtage, die von 1525 bis 1534 stattfanden – 1525, 1526¹ (März), 1530¹ (Februar), 1533 –, fungierte Plettenberg als der alleinige Initiator der Zusammenkunft. Beim Landtag 1530¹¹ (Juli) werden der Ordensmeister und der Dorpater Bischof gemeinsam als Initiatoren genannt, wobei die Initiative des Dorpater Bischofs auf seine Rolle als Vermittler in der Rigaer Koadjutorfehde zurückging, die er mit dem Bischof von Ösel übernommen hatte.

Bei drei Landtagen wurde neben dem Ordensmeister jedoch auch der Rigaer Erzbischof als Initiator genannt. So vermeldete der Rezess des Landtags vom Juni 1526, der in Zusammenhang mit dem Kapitulationsvertrag des Erzbischofs stand, die gemeinsame Initiative.³² Auch 1532, als in erster Linie Fragen der internen Organisation Livlands besprochen wurden, wurde der Landtag von beiden gemeinsam einberufen.³³ Beim Felliner Landtag von 1534 ging die Initiative vom Ordensmeister und dem Dorpater Bischof aus, die dafür die Zustimmung des Erzbischofs einholten.³⁴

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in der hier betrachteten Zeit dem Ordensmeister bei der Festsetzung und Einberufung des livländischen Landtags die führende Rolle zukam, wenngleich dies in den rechtlichen Akten nicht so festgehalten war. Bis 1525 war er gehalten, einen Landtag stets mit dem Erzbischof gemeinsam zu vereinbaren. Seit dem Landtag von 1525 jedoch rief der Ordensmeister von einer stärkeren Position im Vergleich zu der des Erzbischofs wiederholt den Landtag aus eigener Initiative zusammen. Auf die Schwächung der erzbischöflichen Macht weist auch der Umstand hin, dass sich Plettenberg oft zuerst mit dem Dorpater Bischof absprach und die Angelegenheit erst danach mit dem Erzbischof koordinierte. Es gelang dem Ordensmeister jedoch nicht, seine führende Position rechtlich festzuhalten. Dem Gewohnheitsrecht zufolge war auch künftig ein Konsens mit dem Erzbischof vonnöten. Im Februar 1530 gaben die Gesandten des Erzbischofs eindeutig zu verstehen, dass ihr Dienstherr davon ausging, bei der Festsetzung des Termins und des Tagungsortes des

³¹ AR III 197.

³² AR III 237.1.

³³ AR III 295.

³⁴ AR III 327.3.

nächsten Landtags Mitspracherecht zu haben.³⁵ Auf diese Weise konnten die Unklarheiten bei der Einberufung des Landtags nicht behoben werden.

Wie luden die Organisatoren des Landtags die übrigen Landesherrn und Stände ein? Eine gesetzliche Regelung der Einladungsprozedur wurde auf dem Landtag von 1495 verabschiedet. Die Landesherrn und Stände vereinbarten damals, dass der Rigaer Erzbischof „seine“ Prälaten, der Ordensmeister „seine“ Gebietiger und Vasallen sowie die Ritterschaften und Städte vorlädt.³⁶ Diese Prozedur gründete auf der hierarchischen Position der beiden – der Erzbischof in seiner Eigenschaft als oberstes Kirchenhaupt lud die bischöflichen Territorien vor, der Ordensmeister die Stände seines Territoriums. Bei der Einberufungsregelung fällt auf, dass die Stiftsstände nicht erwähnt werden, was die Annahme bestätigt, dass jeder Bischof die Vertretung seines Territoriums selbst zusammensetzte. Die Tatsache, dass die Territorialstände die Einladung zum Landtag nicht direkt von dessen Organisatoren, sondern durch ihren Landesherrn erhielten, ist eines der Indizien dafür, dass der Landtag in erster Linie als eine Zusammenkunft der Territorien angesehen wurde. Die Stände waren auf dem Landtag als Gesandtschaft ihres Landesherrn im Rahmen ihrer territorialen Vertretung präsent, nicht aber als Teil der Vertretung ihrer livländischen Standesgefährten.

Die Quellen zu den Landtagen der Jahre 1495 bis 1535 bestätigen, dass man sich tatsächlich an diese Einladungsprozedur hielt. Vor allem die Einladungsschreiben des Ordensmeisters an die Stadt Reval sind in größerer Zahl erhalten geblieben,³⁷ doch existiert auch eine Einladung des Erzbischofs an den Bischof von Ösel.³⁸ Leider enthalten die Quellenpublikationen keine Einladungen der Landesherrn an die Stände. Die rechtzeitige Zustellung der Einladungsschreiben war dabei Voraussetzung für eine möglichst zahlreiche Teilnahme, damit alle notwendigen Vorbereitungen getroffen werden konnten. Der Ordensmeister schickte die Einladung für gewöhnlich vier bis fünf Wochen vor dem Landtagsbeginn an Reval; die kürzeste Ankündigungsfrist betrug zwei Wochen. Die Prälaten wurden sogar noch früher über den Landtag benachrichtigt. 1520 entschuldigte der Öselsche Bischof seine Abwesenheit vom Landtag damit, dass er nicht imstande sei, sich auf den langen und schwer befahrbaren Weg vorzubereiten, da er nur sechs Wochen vor Beginn des Landtags informiert worden sei. Ihm verdanken wir auch die Information, dass „nha deme olden geholden“ üblicherweise „12 oft oph geryngste 10 weken thovoiren ahn den heren prelaten dhe tydt eynes vorrhämenden landesdages“ mitgeteilt worden sei.³⁹

³⁵ AR III 272.19.

³⁶ AR III 2.4.

³⁷ 1498 (LECUB 2/1, Nr. 681), 1504 (LECUB 2/2, Nr. 651), 1532 (AR III 291).

³⁸ 1520 (AR III 99).

³⁹ AR III 101.8.

Die Struktur und die Prozedur des Landtags

Die Zusammensetzung der ständischen Vertretungen spiegelte die Struktur der ganzen mittelalterlichen Gesellschaft unmittelbar wider. Deren Grundlage war die Zugehörigkeit der Menschen einerseits zu einem sozialen und politischen Stand und andererseits zu einer lehnsrechtlichen Hierarchie. So war auch die Landtagsstruktur ihrem Wesen nach ständisch-hierarchisch: Die Teilnehmer am Landtag waren nicht als Einzelpersonen präsent, sondern sie repräsentierten ihre ständische Gruppierung, wobei sie zugleich durch den Treueeid an ihren Lehnsherrn gebunden waren. In einer gewöhnlichen territorialen ständischen Vertretung finden wir somit zwei Parteien: den Landesherrn und das zu ihm in Opposition stehende „Land“, das die Stände repräsentierte – in den Worten Otto Brunners „waren“ die Stände das Land.⁴⁰ Überall in Europa wurden die Landtagsmitglieder nach ihrer Standeszugehörigkeit in Kurien aufgeteilt.⁴¹

An der Struktur der ständischen Vertretung war auch deren Verfahrensordnung orientiert. In aller Regel legte der an der Spitze der feudalen Hierarchie stehende Landesherr, der als führende, aktivere Partei der territorialen Politik fungierte, das Prozedere fest, rief den Landtag zusammen und leitete die Verhandlungen. Entsprechend der ständischen Aufteilung fanden die wichtigsten Verhandlungen in den Kurien statt, deren Ergebnisse auf einer Plenarversammlung vorgetragen wurden. Das Plenum traf auch endgültige Beschlüsse. Diesem Schema entsprachen grundsätzlich die Manntage der livländischen Bistümer. Auch die Landtagsstruktur stimmte damit im Wesentlichen überein, doch war sie aufgrund des komplizierten politischen Systems Livlands etwas umständlicher.

Die Verfahrensordnung des livländischen Landtags bildete sich nach dem Gewohnheitsrecht heraus. Daher können bei deren Erforschung keine Rechtsakte herangezogen werden. Friedrich Georg von Bunge⁴² und – diesem weitgehend folgend – Julius Eckardt⁴³ beschreiben die Verfahrensordnung des Landtags anhand eines Memorials aus dem Jahre 1562.⁴⁴ Demnach wurden die livländischen Stände vom Ordenskanzler zusammengerufen, der auf der ersten Sitzung die Anwesenden begrüßte und sich bei ihnen für ihre Teilnahme bedankte. Daraufhin verlas er die auf der Versammlung

⁴⁰ OTTO BRUNNER: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter, Wien 1965 (Nachdruck Darmstadt 1984).

⁴¹ OTTO HINTZE: Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte, hrsg. von FRITZ HARTUNG, Leipzig 1941, S. 110-129.

⁴² BUNGE, Geschichtliche Entwicklung (wie Anm. 6), S. 83f.

⁴³ ECKARDT, Der livländische Landtag (wie Anm. 7), S. 49.

⁴⁴ Es handelt sich um einen 1562 in lateinischer Sprache abgefassten Bericht der livländischen Stände, der dem Fürsten Radziwill vorgelegt wurde, als dieser den Landtag zusammenrufen wollte. Veröffentlicht bei BUNGE, Geschichtliche Entwicklung (wie Anm. 6), S. 97f.

zu erörternden Artikel und überreichte jedem Stand ein Exemplar dieser Art Tagesordnung. Anschließend kam es zu den Verhandlungen in den Kurien, bevor alle Teilnehmer am Schluss wieder in einer Vollversammlung zusammenkamen, wo nach der Vorlage der Meinungen der Stände Beschlüsse gefasst wurden. Dem Memorial zufolge gab es in Livland vier Kurien, die wie folgt zusammengesetzt waren:

- 1) der Erzbischof von Riga nebst den Bischöfen von Dorpat, Ösel, Kurland und Reval, mit Hinzuziehung der Äbte von Falkenau und Padis;
- 2) der Ordensmeister mit den Gebietigern und Rittern des Ordens;
- 3) der Adel ganz Livlands mit den Räten der Fürsten;
- 4) die Städte Riga, Dorpat, Reval, Pernau, Wenden, Wolmar, Narva, Fellin und Kokenhusen zusammen mit den Schlosshauptleuten.

Es ist jedoch nicht gerechtfertigt, bei der Beschreibung der Verfahrensordnung des Landtags sich ausschließlich auf das Memorial von 1562 zu verlassen. Zum einen handelte es sich bei diesem Text nicht um eine Darstellung der tatsächlichen Verfahrensordnung der letzten livländischen Landtage, sondern um ein normatives Dokument, woran sich die neuen Herrscher ein Beispiel nehmen sollten. Beschrieben wurde die Auffassung der Vertreter der livländischen Stände, wie ein legitimer Landtag aussehen *sollte*. Diese Normvorstellung entsprach jedoch nicht ganz der Realität des 16. Jahrhunderts. So wurden etwa als Mitglieder der Städtekurie neun Städte erwähnt, obwohl nur Riga, Dorpat und Reval tatsächlich das Recht auf Teilnahme am Landtag hatten.⁴⁵ Das Memorial schweigt auch über die Teilnahme der Vertreter der Kapitel – offensichtlich wurden sie für einen Teil der bischöflichen Gesandtschaft gehalten. Zweifel erweckt auch die Erwähnung der Äbte von Padis und Falkenau als Mitglieder des Landtags, obgleich sie in den Quellen des 16. Jahrhunderts kein einziges Mal erwähnt werden. Auch liegen in anderen Quellen keine Mitteilungen über die Teilnahme der Schlosshauptleute an der Sitzung der Städtekurie vor.

Zum anderen würde die Übertragung der Beschreibung des Jahres 1562 auf die Institution des livländischen Landtags als Ganzes bedeuten, dass die Institution an sich als statisch und unveränderlich angesehen wird. Es trifft zwar zu, dass die Landtage im 15. und 16. Jahrhundert recht ähnlich blieben. Doch dürfen die wesentlichen Änderungen nicht übersehen werden. Auch wenn das Memorial weiß, dass der Landtag vom Deutschen Orden einberufen wird, kann dies nicht auf das ganze 16. Jahrhundert ausgedehnt werden, denn der Orden übernahm diese Funktion de facto erst allmählich im zweiten Viertel des Jahrhunderts.

⁴⁵ Während auch Bunge nur Riga, Dorpat und Reval für landtagsberechtigt hält, zählt Eckardt irrtümlicherweise auch Pernau hinzu. ECKARDT, Der livländische Landtag (wie Anm. 7), S. 52. Zwar war Pernau tatsächlich an einzelnen Landtagen beteiligt, doch nur um seine eigenen Angelegenheiten mit den anderen Städten zu besprechen. So etwa bat der Ordensmeister 1498 die Städte, Pernau die Erlaubnis zu erteilen, an der Sitzung ihrer Kurie teilzunehmen. AR III 10.

Um zuverlässigere Informationen zu gewinnen, müssen daher die Landtage selbst einer Betrachtung unterzogen werden, wobei eine vergleichende Analyse ihrer tatsächlichen Verfahrensordnung vorgenommen werden soll. Die Rezesse liefern recht viele Informationen über die Vollversammlungen und Verhandlungen der Städtekurie; weniger Angaben liegen über die Sitzungen vor, an denen die Städte nicht beteiligt waren. Um eine allgemeine Vorstellung vom Ablauf des livländischen Landtags zu bekommen, sei zuerst als Beispiel der Landtag von 1498 in Walk angeführt. Es handelte sich um eine Zusammenkunft von relativ kurzer Dauer (lediglich vier Tage), weshalb sie sich recht gut verfolgen lässt.⁴⁶

Der Anlass für die Einberufung und das Hauptthema des Landtags von 1498 war die Einführung einer Steuer für Verteidigungszwecke, um einer zunehmenden russischen Gefahr zu begegnen. Vom Thema her handelte es sich um klassische frühneuzeitliche Finanzierungsverhandlungen, bei denen der Landesherr – in diesem Fall der für die Verteidigung zuständige Ordensmeister – zur Erfüllung eines bestimmten, meistens außenpolitischen Ziels auf die finanzielle Unterstützung der Stände angewiesen war. Nach der Messe früh am Morgen des ersten Tages – der 3. Juli war ein Dienstag – fand in der Kirche „upp des ordens syde“ die Generalversammlung aller Beteiligten statt, auf der der Erzbischof den Anlass für die Zusammenkunft bekanntgab: die rapide Zunahme der militärischen Gefahr durch Russland.⁴⁷ Danach legte er den zur Erörterung anstehenden Tagesordnungspunkt vor, d.h. die Einführung einer neuen Verteidigungssteuer für die Rekrutierung von Söldnern. Vereinbart wurde, dass zunächst die Prälaten, dann die Vasallen und die Städte ihren Standpunkt diskutieren sollten. Außerdem hatten sie alle ihrem jeweiligen Herrn einen Besuch abzustatten und mit ihm die Angelegenheit zu besprechen. Schließlich war der Standpunkt (*gude radt*), zu dem man im Ergebnis der Erörterungen gelangt war, am frühen Morgen des nächsten Tages wiederum in derselben Kirche vorzulegen.⁴⁸

Am Nachmittag fanden die Beratungen der Stände statt (der Begriff „Kurie“ wird nicht verwendet): die Prälaten, der Ordensmeister samt Gebietigern, die Vasallen und die Städte. Erhalten haben sich nur Angaben über die Verhandlungen in der Städtekurie. Zuerst diskutierten die Vertreter der Städte über die Proposition der Landesherren, doch kam man zu dem Schluss, dass die neue Steuer nicht im Einklang mit den Privilegien der Städte stehe. Man beschloss zwar, den Söldnern in den Städten weiterhin Unterhalt zu gewähren, doch verweigerte man sich der Einführung einer neuen Steuer.⁴⁹ Danach nutzten die Städte die Möglichkeit, eigene Fragen zu erörtern.⁵⁰

⁴⁶ Vgl. MISÄNS, Organisation und Ablauf (wie Anm. 13), S. 60f.

⁴⁷ AR III 10.2.

⁴⁸ AR III 10.3.

⁴⁹ AR III 10.4.

⁵⁰ AR III 10.5-8.

Der Anordnung entsprechend versammelten sich die Stände wohl noch am selben Abend nach Territorien. Wie die Quellen über die Städte bestätigen, versammelten sich diese am nächsten Tag um sieben Uhr morgens, um über die Ergebnisse der Besprechung mit dem Landesherrn zu sprechen. Letztere hatten den Städten mitgeteilt, dass die Vasallen mit der neuen Steuer einverstanden seien, und versuchten nun die städtischen Vertreter davon zu überzeugen, keine abweichende Entscheidung zu treffen.⁵¹ Doch blieben die Repräsentanten der Städte bei ihrer Ablehnung, wobei sie zur Begründung vorbrachten, dass die Magistrate ihnen keine Ermächtigung erteilt hätten, einer neuen Steuer zuzustimmen.⁵²

Aufgrund dieser Beratung war die Plenarversammlung auf neun Uhr verlegt worden. Auf ihr nahmen die Parteien direkte mündliche Verhandlungen auf. Die Vasallen, „de gemene manschopp“, schlugen vor, dass sich die Höhe der Steuer auf eine Mark pro Haushalt belaufen solle. Doch war die daraus zu erzielende Summe nach Meinung des Erzbischofs und des Ordensmeisters viel zu gering, um im Laufe eines Jahres 4 000 Soldaten unterhalten zu können, weshalb sie auf einer Größenordnung von vier bis sechs Mark beharrten. So konnte keine Einigung erzielt werden, und das Problem wurde zur Erörterung an die Vasallen zurückverwiesen. Die nächste Besprechung sollte am folgenden Tag wieder um sieben Uhr stattfinden.⁵³

Tatsächlich begann am Donnerstag den 5. Juli die nächste Generalversammlung zwischen 8 und 9 Uhr. Der Erzbischof ersuchte die Vasallen, ihren Beschluss den Prälaten sowie dem Ordensmeister und den Gebietigern bekanntzugeben. Zuerst gab Hans Maydell die Proposition der Ritterschaft von Harrien-Wierland bekannt: Sie stimmte der Entrichtung einer Steuer in Höhe von einer Mark pro Haushalt zu und schlug vor, zusätzlich einen tüchtigen Landsknecht je 15 Haken und einen Reiter je Ritterlehen zu unterhalten. Wem es nicht gelinge, einen Söldner zu werben, werde als Kompensation eine Steuer von 20 Mark entrichten.⁵⁴ Dieser Vorschlag wurde jedoch von den Dorpater und Rigaer Vasallen zurückgewiesen, die nicht einsahen, dass Harrien und Wierland „Letlande“ gleichgestellt wurden, das dafür viel zu stark verwüstet sei. Der Ordensmeister argumentierte seinerseits gegen die Entschädigung von 20 Mark, da seiner Ansicht nach ein Soldat im Kampf mit dem Feind nicht durch eine Geldzahlung zu ersetzen sei.⁵⁵

Danach verlangten die Landesherrn und Vasallen von den Städten Rechenschaft darüber, was diese zu Gunsten des Landes unternehmen könnten, insbesondere weil der Konflikt mit Moskau ausgerechnet aufgrund von Handelsangelegenheiten entflammt war. Die Städte erklärten,

⁵¹ AR III 10.9.

⁵² AR III 10.10.

⁵³ AR III 10.11.

⁵⁴ AR III 10.12.

⁵⁵ AR III 10.13.

jede von ihnen werde darüber nach dem Landtag in eigener Regie beraten und dem Ordensmeister eine schriftliche Antwort zustellen. Auf Antrag der Städte wurde auch die Frage der Getreideausfuhr besprochen.

Anschließend erstattete der Ordensmeister Bericht über die Plünderungszüge der Russen in die Stifte Dorpat und Riga. Er stellte die Frage zur Diskussion der Stände, ob ein Vergeltungszug zweckmäßig sei. Die Ritterschaften und Städte waren jedoch der Ansicht, dass das Land für einen Vergeltungszug noch nicht ausreichend vorbereitet sei.⁵⁶ Der Ordensmeister sprach demgegenüber von der Notwendigkeit, den Russen gemeinsam einen Schlag zu erteilen. Eine endgültige Beschlussfassung in Sachen Steuer und Kriegszug wurde auf den nächsten Tag verschoben. Anschließend führte der Ordensmeister mit Reval noch Verhandlungen über die Frage der Verteidigung Narvas, war doch Reval nicht damit einverstanden, sich unentgeltlich für die Verteidigung der grenznahen Stadt einzusetzen.⁵⁷

Am Nachmittag des 5. Juli wurden die Verhandlungen in der Städtekurie fortgesetzt. Diesmal stand ein Konflikt zwischen Riga und Pernau zur Diskussion. Man gelangte zu dem Entschluss, die Besprechung auf der nächsten Städtezusammenkunft fortzuführen.⁵⁸ Wahrscheinlich fanden zur selben Zeit auch Sitzungen der anderen Kurien statt.

Am Freitag wurde die letzte Generalversammlung abgehalten. Vor der Verlesung des endgültigen Beschlusses (*afsprake*) ersuchten die Vasallen darum, ihnen Informationen über die Zahlungsfristen und das Eintreibungssystem mitzuteilen, damit sie diese weiterleiten könnten. Danach wurde der Landtagsbeschluss verlesen.⁵⁹

Stellt man einen Vergleich mit dem Memorial von 1562 an, so zeigen sich Unterschiede bereits hinsichtlich der Verlesung der Landtagsartikel: 1498 war dies Sache des Erzbischofs, nicht des Ordensmeisters oder seines Kanzlers. Im Allgemeinen war diese Frage während der betrachteten Periode nicht genau geregelt, weshalb der Landtag sowohl durch den Ordensmeister als auch durch den Erzbischof eröffnet werden konnte; offensichtlich gab es darüber im Vorwege Vereinbarungen. Man kann annehmen, dass die Artikel von beiden gemeinsam verfasst wurden und demjenigen es oblag, sie zu verlesen, der einen größeren Anteil an der Abfassung der Artikel hatte. Dabei kam es in erster Linie auf das zu erörternde Thema an. So stellte z.B. auf den Landtagen von 1502 und 1503, als es um Krieg und Friedensschluss mit Moskau ging, der Ordensmeister die Artikel vor.⁶⁰ Auch 1507 präsentierte der Ordensmeister die Artikel über den Bündnisschluss mit Polen und ergänzte diese mit Vorschlägen hinsichtlich der Einführung eines neuen Zolls für die Verteidigung Livlands und der Regelung des

⁵⁶ AR III 10.16-17.

⁵⁷ AR III 10.20.

⁵⁸ AR III 10.22.

⁵⁹ AR III 10.24-29.

⁶⁰ AR III 19.31, 58-59; 21.7.

Münzwesens.⁶¹ Der Unterschied zwischen den Verantwortungsbereichen der zwei livländischen Großmächte zeigte sich anschaulich im Jahre 1514, als beide je einen Teil der Artikel verlasen: Während der Ordensmeister die Artikel zu den Grenzprobleme und zum Münzwesen verlas, übernahm der Erzbischof die zur bauerlichen Bildung, zur Visitationsordnung, zu den gefälschten Waren und zur Frage der Berufungseinlegung außerhalb Livlands – schließlich blieb es ihm auch überlassen anzusprechen, dass es den Vasallen untersagt sei, sich ohne Genehmigung eine Ehefrau aus dem Ausland zu besorgen.⁶² Wenngleich diese Verteilung der Aufgaben nicht präzise festgelegt war, kann sie doch generell umrissen werden: Der Ordensmeister kümmerte sich um Außenpolitik und das Münzwesen, der Erzbischof trug die Verantwortung für die innere Organisation des Landes sowie für das Kirchen- und Bildungswesen.⁶³

Mit dem Verlesen der Artikel wurde in jedem Fall der Hauptteil des Landtags eingeleitet. Fraglich ist, ob die zu erörternden Probleme den Beteiligten bereits vor ihrer Anreise bekannt waren und sie sich darauf hatten vorbereiten können, oder ob sie die Propositionen der Landesherren erst auf der ersten Generalversammlung erfuhren. Im Falle der Landtage von 1503 und 1504 ist mit Sicherheit bekannt, dass die Städte nicht über die Gründe der Einberufung informiert waren.⁶⁴ Demgegenüber wurden ihnen 1516 bereits vor dem Beginn des Landtags die Artikel zugestellt, worüber sie sich somit noch vor der Generalversammlung auf einer Zusammenkunft beraten konnten.⁶⁵ Im Allgemeinen gibt es allen Grund zu der Annahme, dass die vorherige Benachrichtigung der beteiligten Korporationen über die Tagesordnung eher die Regel als die Ausnahme war, denn anderenfalls hätten den Gesandten keine Vollmachten erteilt werden können.⁶⁶ Beweise hierfür liegen in ausreichender Zahl vor. So konnte der Bischof von Ösel 1522 die Artikel seinen Ständen bereits vor dem Beginn des Landtags zur Stellungnahme vorlegen,⁶⁷ und im Januar 1531 beriet sich der Revaler Magistrat über die Landtagspropositionen, die auf dem Landtag im Februar erörtert werden sollten.⁶⁸ Die Informationssperre vor den Landtagen von 1503 und 1504 lässt sich möglicherweise damit erklären, dass die Einberufung des Landtags durch sensible außenpolitische Fragen veranlasst war, die man nicht im Vorwege einem breiten Kreis zur Diskussion stellen wollte.

⁶¹ AR III 35.

⁶² AR III 54.17; 57.44.

⁶³ Anders bei MISĀNS, Wolter von Plettenberg (wie Anm. 1), S. 62.

⁶⁴ AR III 23.5; AR III 28.2.

⁶⁵ AR III 66.1-2.

⁶⁶ ILGVARS MISĀNS: Die Städte als politischer Faktor in Livland zur Hansezeit, in: Städtisches Leben im Baltikum zur Zeit der Hanse, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, Lüneburg 2003 (Baltische Seminare, 10), S. 21-42, hier S. 30.

⁶⁷ AR III 129.

⁶⁸ AR III 268-269.

In vielen deutschen Fürstentümern waren auch die Stände berechtigt, ihrerseits dem Landtag Artikel bzw. Beschwerden (*gravamina*) vorzulegen. In Livland war dies ebenfalls grundsätzlich möglich, doch waren derartige Beschwerden und Vorschläge bereits vor dem Landtagsbeginn einzureichen, damit sie noch auf die Tagesordnung gesetzt werden konnten. So stößt man z.B. unter den Landtagsartikeln des Jahres 1520 auf eine Beschwerde Dorpats über die Aktivitäten russischer Kaufleute. Während der Landtagssitzungen wurde die Tagesordnung aber nicht mehr geändert. Auf dem Landtag von 1525 unterbreiteten die Städte den Vorschlag, auch Religionsfragen zu diskutieren, worauf der Ordensmeister jedoch entgegnete, dass nur solche Fragen zur Diskussion stünden, zu deren Erörterung der Landtag zusammengerufen worden sei.⁶⁹ Durch eine strenge Ordnung wurde einerseits ausgeschlossen, dass sich der Landtag endlos lange hinzog, andererseits gingen die Vorschläge der Stände vor Landtagsbeginn durch den Auswahlfilter der Landesherrn.

Im Hinblick auf die Verhandlungsprozedur lassen sich anhand des Beispiels von 1498 all die Züge recht anschaulich aufzeigen, welche die ganze betrachtete Periode kennzeichneten. Zu Landtagsbeginn wurde das Verhandlungssystem durch die Landesherrn klar festgelegt: Zunächst wurden Ständeverhandlungen geführt, danach verhandelten die Stände mit ihren Landesherrn und zum Schluss alle miteinander. Somit zeigt sich ein weiterer deutlicher Unterschied zum Memorial von 1562, das allerdings recht genau das System der Landtage in den deutschen Fürstentümern wiedergibt, wo sich Kurien- und Plenarversammlungen abwechselten. Die Realität der livländischen Landtage zeigt aber, dass es noch eine dritte Form der Verhandlungen gab – die nach dem Territorialprinzip. Dass diese drei Verhandlungsformen im Wechsel aufeinanderfolgten, war für die livländischen Landtage im Besonderen charakteristisch.

Wie aus der Beschreibung im Memorial von 1562 hervorgeht, wurden die Ständeverhandlungen in vier Kurien geführt: die Prälaten, der Ordensmeister samt Gebietigern, die Vasallen und die Städte. Die zwei letztgenannten Kurien waren vergleichbar mit dem zweiten und dritten Stand der deutschen Fürstentümer. Durchaus interessant war aber das Bildungsprinzip der zwei ersten Kurien: Diese wurden nach den Territorien, nicht auf ständischer Grundlage formiert. Livland war in zwei Teile aufgeteilt, den Ordensstaat und die Bistümer, die beide zur Generalversammlung ihren Standpunkt vorlegten. In der Landtagsstruktur zeigte sich dadurch die Zersplitterung Livlands: Die geistlichen Landesherrn waren nicht einheitlich, denn der Orden unterschied sich von den übrigen Territorien. Zugleich förderte eine solche Ordnung die gegenseitige Zusammenarbeit zwischen dem Erzbischof und den anderen Bischöfen.

⁶⁹ AR III 207.9. Das gleiche Schicksal erfuhr auf dem Landtag von 1503 eine von Riga gegen den Ordensmeister eingereichte Beschwerde über den Bau des Schlosses.

Die kuriale Aufteilung des livländischen Landtags war eine einzigartige Kombination des territorialen mit dem ständischen Prinzip. Darin kommt der höchst ambivalente Charakter des Phänomens des Landtags zum Ausdruck: Dies war ein Versammlungsort der livländischen Territorien und zugleich ein Forum der Landesherren und Stände zur Regelung gegenseitiger Rechte und Pflichten. Somit stellte der livländische Landtag eine interessante Synthese der Verhandlungen zwischen den Territorien auf der einen Seite und einer klassischen ständischen Zusammenkunft auf der anderen Seite dar. Bei der Zusammensetzung der Gesandtschaften sahen wir, dass die Stände auf dem Landtag als Teil der territorialen Vertretung präsent waren. Zur Besprechung der Artikel vereinigten sich die Stände aber mit ihren livländischen Standesgefährten. So wiederholten sich die strukturellen Grundzüge des Territorialtags auf Ebene des gesamtlivländischen Landtags.

Dies lässt sich nur mit einer recht weitreichenden Integration Livlands erklären. Der Landtag war mit der Aufgabe betraut, solche Beschlüsse zu fassen, die für alle Territorien in gleicher Weise verbindlich sein sollten. Dies bedeutete, dass die Landesherren die gleichen Anforderungen an die Stände aller Territorien stellten. Als gutes Beispiel dafür dient eben der Landtag von 1498: Der Anspruch auf die Entrichtung einer Verteidigungssteuer wurde bei allen Vasallen und Städten als Ganzes, nicht bei jedem Territorium einzeln erhoben. Im letzteren Fall hätte man darüber verhandelt, welche Summen ein Territorium in eine gemeinsame Kasse hätte zahlen müssen, und im Anschluss daran für jedes Territorium einzeln darüber bestimmt, welche Lasten die einzelnen Stände zu tragen hätten.

Auch wenn es den Anschein hat, dass die territoriale Einheit infolge dieser Landtagsregelung eher gering war, sollte sie nicht unterschätzt werden. Seitdem man damit begann, den Ständen die Landtagsartikel bereits vor dem Beginn der Zusammenkunft zuzustellen, konnten in den Bistümern entweder auf Ebene des Stiftsrates oder auf der des Manntags Vorverhandlungen geführt werden, um den Standpunkt des jeweiligen Territoriums zu erarbeiten. So legte der Bischof von Ösel im April 1522 dem Manntag die Propositionen des nächsten Landtags zur Erörterung vor, woraufhin das Kapitel und die Ritterschaft einen gemeinsamen Standpunkt erarbeiteten.⁷⁰ Somit repräsentierte jede ständische Gruppierung in der Kurie zum Teil auch die Interessen ihres jeweiligen Territoriums.

Eine Kombination des territorialen und ständischen Prinzips zeigte sich auch in der Verteilung der Sitzplätze auf der Plenarversammlung. Dies wird im Rezess des Landtags von 1504 beschrieben. Auf der einen Seite saßen die Vertreter der Bistümer – die Bischöfe, Kapitel und Ritterschaften –, auf der anderen Seite der Ordensmeister, die Gebietiger, Ordensritter und Vasallen. In der Mitte waren die Plätze der Vertreter der Städte.⁷¹ Somit

⁷⁰ AR III 129.

⁷¹ AR III 28.9.

waren die Städte auch visuell die einzige separate ständische Gruppe, denn die Vasallen schlossen sich der Vertretung ihres Territoriums an.

Aufgrund der komplizierten Struktur des Landtags beschränkte man sich nicht nur auf die bereits beschriebenen Verhandlungsgremien, sondern es kamen noch weitere Zusammenkünfte aller politischen Kräfte zustande. Des Öfteren traf sich vor der Generalversammlung der Ordensmeister mit den Städten,⁷² mitunter wurden auch die Vasallen hinzugezogen.⁷³ Eine besonders enge Zusammenarbeit kam jedoch zwischen den Ritterschaften und den Städten zustande, so dass die gegenseitige Koordination der jeweiligen Kurienbeschlüsse geradezu zur Norm wurde. Auf dem Landtag von 1504 führten die Städte und Ritterschaften gemeinsame Verhandlungen und verfassten eine gemeinsame Antwort auf die Artikel der „Herren“.⁷⁴ Im Jahre 1513 beschuldigten die Städte die Ritterschaften der „Absonderung“, da diese ihre Antworten auf die Propositionen erstellt hatten, ohne sie mit den Städten zu koordinieren. Schließlich wurden die Propositionen im Folgejahr auf Vorschlag der Städte gemeinsam „nha dem olden“ erörtert.⁷⁵ Als 1522 hingegen die Ritterschaften auf die Unterstützung der Städte gegen die Landesherrn angewiesen waren, ging die Zusammenarbeit von ihnen aus. Parallel dazu führten auch der Orden und die Prälatenkurie gemeinsame Verhandlungen.⁷⁶

Diese Beispiele veranschaulichen, dass die Spannungen zwischen dem Landesherrn und den Ständen in den Territorien möglicherweise auch auf livländischer Ebene zum Vorschein kamen und dort in einen Konflikt zwischen den Landesherrn auf der einen und allen livländischen Ständen auf der anderen Seite übergehen konnten. Eine derartige Situation entstand in den 1520er Jahren, als die gesamtlivländische Zusammenarbeit der Stände verstärkt wurde, da man bei den Standesgefährten Unterstützung bei der Lösung von internen Konflikten im Rahmen des Territoriums suchte. Ein solcher Ausnahmezustand schuf jedoch keine ausreichende Grundlage für eine dauerhafte Integration. Nachdem die Spannungen in den Territorien infolge der Privilegien von 1523/24 nachgelassen hatten, löste sich zunächst die gesamtlivländische Zusammenarbeit der Ritterschaften und Städte auf. Auf dem Landtag von 1525 gingen die Vasallen mit den Landesherrn ein gegen die Reformation und die Städte gerichtetes Bündnis ein.⁷⁷ Damit bewahrten diese beiden Stände auf der Landesebene eine Einheit, die jedoch auf dem Landtag im März 1526 bereits einen Riss bekam. Verursacher waren die Stände des Dorpater Bistums, die an ihrem 1522 geschlossenen Bündnis festhielten. Diese territoriale Vereinigung zwischen dem Kapitel, der Ritterschaft und der Stadt erwies sich als stärker als das

⁷² Z.B. 1503^I, 1503^{II}, 1504.

⁷³ 1504 (AR III 28.17).

⁷⁴ AR III 28.20, 21.

⁷⁵ AR III 57.12.

⁷⁶ AR III 135.17, 22-25, 29, 35, 39, 51, 56.

⁷⁷ ARBUSOW, Die Einführung der Reformation (wie Anm. 10), S. 445ff.

ständische Zusammengehörigkeitsgefühl auf livländischer Ebene. Die Ritterschaften von Ösel-Wiek und Harrien-Wierland gingen gegen Blankenfeld vor, doch konnten sie die Vasallen des Dorpater Bistums und des Rigaer Erzbistums nicht überreden, sich von ihrem Landesherrn loszusagen. Was die Städte angeht, so setzten sich Riga und Reval im Unterschied zu Dorpat für die Errichtung der Alleinherrschaft des Ordens ein, doch darf man nicht außer Acht lassen, dass die beiden Städte zu den Ständen des Ordensterritoriums gehörten, weshalb auch ihre Politik in gewissem Sinne als Repräsentation territorialer Interessen angesehen werden kann. Aufgrund des Zusammenstoßes unterschiedlicher territorialer Interessen war es dem Orden gar nicht möglich, eine Alleinherrschaft auszuüben.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die gesamtlivländische Zusammenarbeit der Stände in solchen Phasen enger war, wenn das auf dem Landtag zu erörternde Thema unmittelbar ihre eigenen Rechte und Pflichten betraf. Bei Bedarf ging man in diesem Sinne auch gegen den Landesherrn vor. In diesem Fall kam auch den kurialen Verhandlungen größeres Gewicht zu. War aber das auf dem Landtag zu diskutierende Thema nicht von allgemeiner Natur, sondern betraf nur ein konkretes Territorium oder einen konkreten Landesherrn, dann zeigte sich oft die Einheit innerhalb eines Territoriums und den Verhandlungen nach dem Territorialprinzip wurde größere Bedeutung beigemessen. So erhoben z.B. auf dem Landtag im Juni 1526, als Blankenfelds Kapitulationsvorschlag erörtert wurde, die Stände des Dorpater Bistums (die Stadt, die Ritterschaften und das Kapitel) Anspruch darauf, diese Frage untereinander besprechen zu können, was ihnen auch ermöglicht wurde. Der gemeinsame Standpunkt der Dorpater Stände wurde durch den Dorpater Propst vorgelegt.⁷⁸ Auf dem Landtag im Juli 1530, als das Hauptproblem der fürstliche Koadjutor des Rigaer Erzbistums war, wurde beschlossen, dass die Stände ihren Standpunkt nach dem Territorialprinzip vorzulegen hätten: die Ritterschaft von Harrien-Wierland samt Reval, die Dorpater Ritterschaft zusammen mit der Stadt Dorpat und die Rigaer Ritterschaft zusammen mit der Stadt Riga.⁷⁹

Eine beständige institutionalisierte Vereinigung der Ritterschaften auf livländischer Ebene ist jedoch nicht entstanden. Ihr hauptsächlich politisches Interesse war die Aufrechterhaltung territorialer Rechte, was auch ihre Verfahrensweise auf dem Landtag diktierte. Mit einem Konflikt im Rahmen des Territoriums ging auch eine Konfliktsituation auf dem Landtag einher. Unterhielten aber die Vasallen zu ihrem Landesherrn gute Beziehungen, so stimmten ihre Interessen auf dem Landtag mit denjenigen der Landesherrn überein. Dies haben wir auch im Hinblick auf den Landtag von 1498 gesehen, als die Ritterschaften die Verteidigungsinitiative der Landesherrn finanziell unterstützten. Der Landtag war eine der Institutionen, in dessen Rahmen sich der ständische Dualismus der

⁷⁸ AR III 237.7.

⁷⁹ AR III 281.39.

Territorien zeigte: Die Stände kontrollierten die Politik des Landesherrn daraufhin, ob sie im Einklang mit ihren eigenen Interessen und denen des Territoriums stand.⁸⁰

Die Abstimmungsprinzipien des Landtags und das Mandat der Gesandten

Aber wie kamen eigentlich die Landtagsbeschlüsse zustande? Auf den Landtagen der Fürstentümer im Reich wie auch im Reichstag erfolgte die Entscheidungsfindung in den Kurien nach dem Mehrheitsprinzip, auf der Plenarversammlung musste hingegen ein Konsens erzielt werden – die Kurien konnten einander nicht „niederstimmen“.⁸¹ Dies schützte die Interessen der Stände im Hinblick auf die Fragen, wovon sie unmittelbar betroffen waren, denn die Mehrzahl der Lasten (z.B. Steuern) war ständespezifisch.

Über das Abstimmungsprinzip innerhalb der Kurien des livländischen Landtags liegen in den Quellen leider keine Angaben vor. Es ist möglich, dass man auch innerhalb der Kurien bestrebt war, zu einem Konsens zu kommen. Diese Annahme wird unterstützt durch die Tatsache, dass von der Formel „endrachtliken bosluten“ oft Gebrauch gemacht wurde.⁸² Auf jeden Fall galt das Konsensprinzip aber bei einem Landtagsbeschluss. Faktisch handelte es hierbei um einen Vertrag, der nur für diejenigen verbindlich war, die ihm durch ihre Zustimmung beigetreten waren. So war es auch im Jahr 1498, als die Verteidigungssteuer nur für die Ritterschaften verbindlich war und es den Städten gelang, sich ihr zu entziehen. Die Landesherrn waren gehalten, über ihre Vorschläge mit jeder Kurie gesondert eine Einigung zu erzielen. Von diesem Standpunkt aus kann der Landtag auch als ein Forum angesehen werden, das aus vielen gesonderten Verhandlungen zwischen den Landesherrn und den Ständen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten bestand.

Wolter von Plettenberg, der für die inhaltliche Leitung der gemeinsamen livländischen Politik zuständig war, begriff sehr wohl, dass das Konsensprinzip die Effektivität der Zusammenkünfte paralyisierte. 1516 hielt er ausdrücklich fest, dass die Landtage in erster Linie deshalb so ertraglos seien, weil die Standpunkte aller Parteien zu berücksichtigen

⁸⁰ PÄRTEL PIIRIMÄE: Maaisandad, seisused ja maapäev. Vana-Liivimaa riiklustest Wolter von Plettenbergi perioodil (1494–1535) [Landesherrn, Landstände und Landtag. Zur Verfassungsgeschichte Alt-Livlands im Zeitalter Wolters von Plettenberg (1494–1535)]. Magisterarbeit, Tartu 1998, S. 15ff. (Manuskript in der UB Tartu).

⁸¹ Siehe die Literatur in Anm. 20.

⁸² Zum Beispiel auf dem Landtag von 1498 der Beschluss der Städte hinsichtlich der Steuer. AR III 10.4.

und ein gemeinsamer Rezess abzufassen seien.⁸³ Der Landtag hatte nach dieser Terminologie eher den Charakter eines Beratungsorgans und war in institutioneller Hinsicht nicht fähig, für alle Beteiligten verbindliche Beschlüsse zu fassen.

Die Beschlussfähigkeit des livländischen Landtags wurde noch weiter dadurch gelähmt, dass die Gesandten der ständischen Korporationen aufgrund des ihnen erteilten engen Mandates eine nur beschränkte Zuständigkeit hatten. Wir haben gesehen, dass auf dem Landtag von 1498 die Gesandten der Städte die Einführung der neuen Steuer ablehnten, weil sie zu deren Einführung nicht bevollmächtigt seien. So fasste der Landtag im Hinblick auf die Städte den Beschluss, dass deren Magistrate die Steuerfrage zu beraten und das Ergebnis ihrem Landesherrn mitzuteilen hätten. In Bezug auf die Städte wiederholte sich dieses Problem immer wieder: Ihre Vertreter waren nicht befugt, auf dem Landtag endgültigen Beschlüssen zuzustimmen.⁸⁴ Die Gesandten der Städte hörten sich die Vorschläge der Landesherrn an und brachten ihre Einwände vor, doch waren sie auch im Falle von Zugeständnisse seitens der Landesherrn nicht ermächtigt, auf einen Kompromiss einzugehen.

Der Hintergrund dieses Problems ist die Entwicklung der Repräsentation als politisches Prinzip.⁸⁵ Die politische Repräsentation (Vertretung) im neuzeitlichen Sinne bedeutet, dass ein Abgeordneter ein freies Mandat von dem zu Vertretenden erhält, wodurch er befugt ist, in dessen Namen Beschlüsse zu fassen, ohne ihn zu konsultieren. Im Mittelalter war jedoch die Erteilung eines imperativen Mandates üblich: Der Vertreter hatte kein selbstständiges Entscheidungsrecht und fungierte bei den Verhandlungen nur als Vermittler der Beschlüsse des/der zu Vertretenden.⁸⁶ Dafür wurden ihm genaue Instruktionen mitgegeben. Die Gesandten der livländischen Städte verfügten auf dem Landtag über ein imperatives Mandat, das sie dazu bevollmächtigte, die Beschlüsse des Magistrats auf dem Landtag vorzutragen. Doch hatten sie kein Recht, neue Beschlüsse im Namen des Magistrats und der ganzen Stadt zu fassen.⁸⁷

Vom Problem der mangelhaften Vollmachten waren nicht nur die Städte, sondern auch die Landesherrn und andere ständische Korporationen in Livland betroffen. Waren die Landesherrn selbst nicht an der ständischen Zusammenkunft beteiligt, so delegierten sie ihre(n) Vertreter, denen

⁸³ AR III 66.43.

⁸⁴ AR III 12.10; AR III 15.90; LECUB 2/2, Nr. 22; AR III 281.36.

⁸⁵ Siehe HARVEY C. MANSFIELD: *Modern and Medieval Representation*, in: *Representation*, hrsg. von JAMES ROLAND PENNOCK und JOHN W. CHAPMAN, New York 1968, S. 55-82; HANNA FENICHEL PITKIN: *The Concept of Representation*, Berkeley 1967.

⁸⁶ Ich beziehe mich hier auf die Unterscheidung nach CHRISTOPH MÜLLER: *Das imperative und freie Mandat*, Leiden 1966.

⁸⁷ Auch der Magistrat hatte kein vollständiges freies Mandat, denn in Hinsicht auf die wichtigeren Beschlüsse war eine Einigung mit den Vertretern der Bürgerschaft (Gilden) zu erzielen. Dies betrifft jedoch nicht das Thema der vorliegenden Arbeit.

ebenfalls kein freies Mandat erteilt wurde. Darauf verweisen die ausführlichen Anweisungen, die ihnen mitgegeben wurden. Solche Instruktionen wurden vom Ordensmeister,⁸⁸ dem Rigaer Erzbischof,⁸⁹ der Rigaer Ritterschaft,⁹⁰ der Ritterschaft von Harrien-Wierland,⁹¹ dem Kapitel und der Ritterschaft von Ösel-Wiek erteilt.⁹² Doch waren die Kapitel und Ritterschaften auf den Landtagen weitaus beschlussfähiger als die Städte, was darauf schließen lässt, dass das repräsentative Prinzip in diesen Korporationen stärker entwickelt war.

Der Ordensmeister und der Erzbischof begriffen, dass der Landtag aufgrund mangelhafter Vollmachten nicht beschlussfähig war, und unternahm mehrere Versuche zur Änderung dieser Situation. Im Jahre 1516 verlangten sie in ihren Landtagspropositionen, dass alle Beteiligten gut instruiert und zur Beschlussfassung ermächtigt seien, um zu garantieren, dass Beschlüsse gefasst und bestätigt werden könnten.⁹³ Die Städte antworteten jedoch, dass die Bürger nicht bereit seien, so weitreichende Vollmachten zu erteilen.⁹⁴ Das freie Mandat entsprach noch nicht den damaligen Rechtsgrundsätzen, auch wenn das Bedürfnis danach bereits erkennbar war.⁹⁵

Um die Beschlussfähigkeit des Landtags zu verbessern, konnten die Propositionen bereits vor Landtagsbeginn den Ständen zur Diskussion vorgelegt werden. Wie wir gesehen haben, wurde dies spätestens ab 1516 auch versucht. Dadurch war es den Korporationen möglich, ihren Vertretern ein präziseres Mandat zu geben. In den Propositionen von 1522 wurde ausdrücklich verlangt, dass diese von den Ständen vor Beginn der Versammlung gründlich erörtert und den Delegierten entsprechende Vollmachten erteilt werden sollten, um auf dem Landtag keine Zeit zu vergeuden.⁹⁶ Das Kapitel und die Ritterschaft von Ösel-Wiek antworteten jedoch, dass sie die Gesandten nicht mit einer Generalvollmacht ausstatten könnten, da die Landtagsartikel geheim bleiben sollten.⁹⁷ Für die Erteilung der Vollmachten wäre es nötig gewesen, die Artikel allen Domherren und Vasallen vorzustellen, was aber offensichtlich nicht erlaubt war.

⁸⁸ Auf dem Landtag war der Ordensmeister stets persönlich anwesend. 1525 erteilte er seinen Gesandten Instruktionen für den Pernauer Ständetag. AR III 215.

⁸⁹ AR III 271.

⁹⁰ AR III 215.

⁹¹ AR III 221.

⁹² AR III 130.10.

⁹³ AR III 66.5.

⁹⁴ AR III 66.18.

⁹⁵ HEINZ RAUSCH: Repräsentation. Wort, Begriff, Kategorie, Prozeß, Theorie, in: Der moderne Parlamentarismus und seine Grundlagen in der ständischen Repräsentation, hrsg. von KARL BOSL, Berlin 1977 (Beiträge des Symposiums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der International Commission for Representative and Parliamentary Institutions auf Schloß Reisenburg 20.–25.4.1975), S. 69–98.

⁹⁶ AR III 129.10.

⁹⁷ AR III 130.10.

Zur Prozedur des Landtags gehörte auch die Überprüfung der Vollmachten der Gesandten. Sollte das Mandat nicht den Anforderungen genügen, konnten diese zurückgeschickt werden, um eine neue Vollmacht einzuholen. So geschah es im März 1526, als die erzbischöflichen Vollmachten für 18 Vasallen als nicht ausreichend angesehen wurden. Denn der Erzbischof hatte in seiner Vollmacht ausdrücklich keine Einschränkungen seiner „Ehre, Stand, Land, Güter und Herrschaft“ zugelassen.⁹⁸ Eben dies aber war auf dem Landtag geplant – man wollte den Erzbischof wegen seines angeblichen Verrats auf Schadenersatz verklagen und die Verwaltung der Grenzschlösser dem Orden und den Ständen übertragen. Um weitergehende Vollmachten einzuholen, wurden die Gesandten in das nicht weit entfernte Ronneburg geschickt.

Die Funktionen und die Rolle des Landtags im politischen System Livlands

Die Herausbildung der Landtagsinstitution war bedingt durch die Notwendigkeit, zur Erreichung gemeinsamer Ziele die Politik der livländischen Territorien zu koordinieren. Diese gemeinsamen Ziele können im großen Ganzen wie folgt definiert werden: Die Organisation der Verteidigung gegen äußere Gefahren, die Schaffung und Sicherung der inneren Rechtsordnung sowie die Gewährleistung des wirtschaftlichen Auskommens bzw. der „Nahrung“ aller Stände. Zu fragen ist, welche Funktionen der Landtag erfüllen sollte (wobei zwischen verschiedenen politischen Kräften unterschieden wird) und ob – und in welchem Maße – der Landtag diese Funktionen tatsächlich erfüllt hat. Das Hauptziel der Analyse dieses Abschnitts ist es, die Rolle der Landtagsinstitution im livländischen politischen System als Ganzes zu beurteilen.

Da der Landtag je nach Bedarf einberufen wurde, setzte seine Abhaltung einen gewissen Konsens darüber voraus, dass eine solche Notwendigkeit entstanden war. Somit mussten der Ordensmeister und der Erzbischof bei der Einberufung einen legitimen Grund für die Notwendigkeit einer gesamtlivländischen Zusammenkunft angeben, um Unterstützung durch andere Landesherrn zu finden. Dafür musste ein politisches Problem aufgetaucht sein, zu dessen Lösung die Institution des Landtags am besten geeignet war. Somit liefert die Analyse der Gründe für die Einberufung eines Landtags unmittelbare Informationen über die wichtigsten Funktionen, die diesem Gremium zugeschrieben wurden. Zugleich wurden auf den Landtagen in aller Regel auch solche Fragen erörtert, die für sich allein genommen nicht ausgereicht hätten, um die Versammlung zu initiieren. Die Klärung dieser Fragen soll als sekundäre Funktion des Landtags bezeichnet werden.

⁹⁸ AR III 231.62.

Die Gründe für die Einberufung des Landtags werden in zwei Quellenarten angesprochen: Die Landtagseinladungen und die Eröffnungsansprachen des Ordensmeisters⁹⁹ bzw. des Erzbischofs. Wird der Grund für die Einberufung nicht explizit erwähnt, so wird davon ausgegangen, dass das Problem, das an erster Stelle und ausführlicher als die anderen besprochen wurde, den eigentlichen Anlass für den Landtag markiert.

Die diversen Probleme lassen sich je nach Bereichen in drei größere Gruppen einteilen: die Außen- und Verteidigungspolitik, die internen Konflikte in Livland und die Alltagsordnung Livlands. Aus den 27 Landtagen, die im vorliegenden Aufsatz betrachtet werden, kann bei 22 der Grund für die Einberufung festgestellt werden.¹⁰⁰ Tabelle 1 gibt eine Übersicht über die Aufteilung dieser Gründe nach den jeweiligen Bereichen. Das Problem, das den Landtag veranlasste, ist explizit genannt; mit einem Kreuz (x) werden diejenigen Bereiche gekennzeichnet, deren Probleme ebenfalls auf dem Landtag besprochen wurden (sekundäre Funktionen).

– **Tabelle 1.** *Haupt- und Sekundärfunktionen des Landtags*

	Außen- und Verteidigungspolitik	interne Konflikte in Livland	Alltagsordnung Livlands
1495	x		x
1498	Verteidigungs- ordnung		x
1499	Bündnis mit Dänemark	x	x
1501	Bündnis mit Litauen	x	x
1502	Krieg mit Moskau		x
1503 ^I	Frieden mit Moskau		x
1503 ^{II}	Frieden mit Moskau	x	
1504	Hilfeleistung an Litauen	x	x
1507	Bündnis mit Polen		x
1508	Hilfeleistung an Polen	x	
1512	Pleskauer Frage		
1513	Grenzvertrag mit Moskau		

⁹⁹ Anstelle des Ordensmeisters trat in dieser Funktion oft dessen Kanzler auf.

¹⁰⁰ Für die Jahre 1495, 1516, 1518 und 1522 kann kein Problem eindeutig hervorgehoben werden, denn es wurden in gleicher Intensität verschiedene Fragen erörtert. Der Hauptgrund für die Zusammenkunft von 1523 war die Bestätigung des Rezesses, der auf dem vorigen Landtag beschlossen worden war.

	Außen- und Verteidigungspolitik	interne Konflikte in Livland	Alltagsordnung Livlands
1514	Grenzvertrag mit Moskau		Münzwesen, ×
1516	×	×	×
1518		×	
1520	Waffenstillstand mit Moskau		×
1522	×	×	×
1523	×	×	
1525		Stadt Dorpat <i>contra</i> Bischof	×
1526 ^I		Verrat des Erzbischofs	×
1526 ^{II}		Bündnis- vorschlag des Erzbischofs	
1530 ^I		Problem des Rigaer Koadjutors	
1530 ^{II}		Orden <i>contra</i> Erzbischof	Münzwesen
1532	×	Bündnis der Katholiken	×
1533		Wieksche Fehde	
1534		Wieksche Fehde	
1535		Wieksche Fehde	

Wie aus der Tabelle ersichtlich ist, lässt sich der betrachtete Zeitraum in drei Perioden einteilen:

1498–1514: Die Zeit außenpolitischer Probleme. Alle Landtage in dieser Zeit wurden zusammengerufen, um Lösungen für außen- oder verteidigungspolitische Probleme zu finden, die durch die vom Großfürstentum Moskau ausgehende Gefahr bedingt waren.

1515–1524: Die Zeit des außen- und innenpolitischen Friedens. Die Landtage wurden einberufen zur Lösung von Problemen sehr unterschiedlicher Natur, wobei kein Aspekt eindeutig dominierte. Nur 1520 wird als Grund für die Einberufung des Landtags ausdrücklich die Verlängerung des Waffenstillstands mit Moskau erwähnt.¹⁰¹

1525–1535: Die Zeit innenpolitischer Probleme. Alle neun Landtage wurden zusammengerufen, um interne Krisen zu diskutieren. In dieser

¹⁰¹ AR III 100, 102, 104.

Phase ging es um die Reformation, die Konflikte zwischen dem Orden und dem Erzbischof sowie um die Wiexsche Fehde.

Somit spiegeln die Anlässe für die Einberufung der Landtags sehr deutlich die politische Situation zur Amtszeit Wolters von Plettenberg wider: Eine zugespitzte außenpolitische Lage in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wurde in den 1520er Jahren durch die internen Konflikte in Livland abgelöst.

Es zeigt sich, dass der Landtag in der Regel nicht speziell zur Lösung von ständigen Problemen einberufen wurde, also von solchen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen, die ständig auf der Tagesordnung standen. Deren Lösung konnte bis zum nächsten Landtag verschoben werden, so dass abgewartet wurde, bis ein dringlicheres Problem auftauchte, an das dann die ständigen Fragen angehängt werden konnten. So ergab sich in der ersten Periode oft die dringende Notwendigkeit, auf Ebene des Landtags über Bündnisvorschläge und Hilfsersuchen ausländischer Mächte zu beraten oder Friedens- bzw. Grenzverträge mit dem Moskauer Großfürsten zu ratifizieren. Zu dieser Hauptfunktion des Landtags kamen in den meisten Fällen nachträglich sekundäre Fragen hinzu wie das Münzwesen, Ausfuhrverbote, die Auslieferung flüchtiger Bauern, Schulgründungen, Berufungen etc. Auch brachten die Landesherren und Stände zu den Versammlungen ihre aktuellen Konflikte mit, deren Bedeutung jedoch nicht so weit ging, dass extra ein Landtag hätte ausgerichtet werden müssen.

Auch in der zweiten (1515–1524) und dritten (1525–1535) Periode standen die außen- und innenpolitischen Konflikte im Vordergrund, während Fragen der internen Organisation Livlands nur nebenbei behandelt wurden.¹⁰² Die livländische Alltagsordnung erhielt gerade während der dritten Periode besonders wenig Aufmerksamkeit, als sich die Versammlungen vor allem um die mühsame Beilegung der innenpolitischen Konflikte drehten. Demgegenüber scheint es wesentlich einfacher gewesen zu sein, Fragen der Grenzziehung im Osten und des Waffenstillstands zu klären, die während der zweiten Periode erörtert wurden, oder die Konflikte Revals mit Harrien-Wierland. Daher wurde den Landtagen wiederholt ein ganzes Paket von Vorschlägen zur Regelung der alltäglichen Ordnung in Livland vorgelegt.

Somit scheint der Landtag in erster Linie als eine Ad-hoc-Institution für die Lösung heikler Fragen angesehen worden zu sein. Wenngleich in der internen Ordnung Livlands zahlreiche Fragen jahrzehntelang aktuell waren, wurden für ihre Lösung nie spezielle Landtage einberufen. Diese Probleme wurden an zweiter Stelle neben den akuten Konflikten erörtert.

¹⁰² Die wichtigste Frage dürfte die Regelung des Münzwesens gewesen sein, die 1514 und 1530¹¹ sogar als einer der Gründe für die Einberufung des Landtags genannt wurde. AR III 57.2; AR III 280.

Die außen- und verteidigungspolitische Initiative in Livland lag unbestreitbar bei der Ordensführung. Der Ordensmeister führte die außenpolitische Korrespondenz und oft vertraten seine Gesandten ganz Livland. Dennoch bestand die Funktion des Landtags nicht nur darin, die Ordenspolitik passiv gutzuheißen oder abzulehnen. Der Landtag war im Hinblick auf außenpolitische Fragen die höchste Autorität im Lande. Als Autor völkerrechtlicher Verträge wurden weder der Ordensmeister noch die Landesherren, sondern der Landtag als Ganzes angesehen.¹⁰³ Als der polnische König in den Jahren 1507/08 den Ordensmeister dringend bat, ein militärisches Bündnis gegen Moskau einzugehen, schob Wolter von Plettenberg die Antwort hinaus, indem er auf den Landtag als zuständiges Entscheidungsgremium verwies.¹⁰⁴ So wurden auf dem Landtag tatsächlich alle wichtigen außenpolitischen Aktionen beschlossen: Bündnis-, Friedens- und Grenzverträge sowie die Frage der Hilfestellung für ausländische Mächte.¹⁰⁵

Die livländische Außenpolitik wurde somit als einheitlich angesehen. Allerdings war der Ordensmeister nicht ermächtigt, Verträge im Namen ganz Livlands abzuschließen, und den livländischen Territorien und ständischen Gruppierungen war es untersagt, Separatbündnisse oder -abkommen zu schließen. 1498 unterbreitete der litauische Großfürst Alexander Lübeck und den livländischen Städten den Vorschlag, ein Bündnis gegen Moskau einzugehen.¹⁰⁶ Reval teilte daraufhin Riga mit, dass ein solches Bündnis nicht ohne Kenntnis des Ordensmeisters und der Prälaten geschlossen werden dürfe.¹⁰⁷ 1501 beschuldigte der Ordensmeister die Stadt Riga und die Ritterschaft, im Jahre 1485 ein Bündnis mit Schweden eingegangen zu sein. Die Stadt und die Ritterschaft gaben zur Antwort, dass dieses Bündnis von ihren Vertretern ohne Ermächtigung der Körperschaften abgeschlossen worden sei.¹⁰⁸

Die führende Rolle des Ordensmeisters bei der Besprechung außenpolitischer Fragen wurde auch während des Landtags beibehalten. In der Regel war er derjenige, der auf der Generalversammlung die Vertragsentwürfe vorlegte und danach zur Verhandlungsführung ermächtigt wurde.¹⁰⁹ Ihm sekundierten die anderen Landesherren, die jedoch gelegentlich auch ein Gegenprojekt vorlegten.¹¹⁰ Die Rolle der ständischen Körperschaften in der Außenpolitik Livlands war demgegenüber nur zweitrangig. Mitunter bevollmächtigten die Kurien der Vasallen und der Städte die Bischöfe

¹⁰³ LECUB 2/1, Nr. 867.

¹⁰⁴ LECUB 2/3, Nr. 226; LECUB 2/3, Nr. 413.

¹⁰⁵ AR III 21, 23; AR III 54, 57; AR III 100.

¹⁰⁶ LECUB 2/1, Nr. 700.

¹⁰⁷ LECUB 2/1, Nr. 712.

¹⁰⁸ AR III 15.130.

¹⁰⁹ AR III 103.

¹¹⁰ AR III 15.97. Ein Gegenprojekt wurde vom Erzbischof und dem Bischof von Ösel vorgelegt.

und den Ordensmeister, den endgültigen Vertragsentwurf selbstständig zu erarbeiten, ohne ihn den Ständen erneut vorlegen zu müssen.¹¹¹

Die Ritterschaften verfolgten im Hinblick auf die Außenpolitik keine spezifischen Interessen, denn diese stimmten meist mit denen der Landesherren überein. Die Städte hingegen unterbreiteten mehrere Vorschläge in außenpolitischer Hinsicht. Diese hatten jedoch nur die Eigeninteressen der Städte im Blick. So etwa waren die Städte im Mai 1503 an der Besprechung eines Friedensprojektes interessiert, „dar denne welke articule inne weren, de stede und copenschopp belangende“, und beschlossen, einen eigenen Mann in die nach Novgorod geschickte Gesandtschaft einbinden zu lassen, um die eigenen Interessen und die der anderen Hansestädte zu verteidigen.¹¹² Auch im Jahre 1514 bemühten sie sich darum, einen bis drei Vertreter in die Gesandtschaft zu delegieren, welche für Grenzverhandlungen bevollmächtigt wurde. Zugleich erklärte man sich damit einverstanden, dass die Landesherren die Grenzlinie festsetzten.¹¹³ Somit zeigt sich eine gewisse Distanz der Städte: Sie schalteten sich nur dann in die livländische Außenpolitik ein, wenn sie ihre Handelsinteressen direkt davon betroffen sahen.¹¹⁴

Auch die Organisation der gemeinsamen Landesverteidigung war ein Bereich, in welchem dem Landtag die ausschließlich Zuständigkeit der Beschlussfassung oblag. Er bestimmte über die Einführung außerordentlicher Kriegssteuern,¹¹⁵ erarbeitete Angriffspläne,¹¹⁶ entwickelte die Verteidigungstaktik¹¹⁷ und setzte den Umfang der Verteidigungspflichten von Städten¹¹⁸ und Vasallen¹¹⁹ fest. In seine Kompetenz fiel auch die grundsätzliche Zustimmung zur Ankündigung eines Krieges. 1504 teilte Wolter dem litauischen Großfürsten Alexander mit, dass man Moskau nicht eher angreifen könne, als dass er darüber mit allen Prälaten und Ständen Einvernehmen erzielt habe.¹²⁰

Dass alle Landesherren und Stände auf dem Landtag über Fragen der Landesverteidigung abstimmten, lässt sich mit der Tatsache erklären, dass der Ordensmeister nicht zur Rekrutierung der bischöflichen Vasallen berechtigt war, da diese auf jedem Territorium gesondert zum Heer

¹¹¹ Im Jahre 1499 betrauten die Stände den Ordensrat, den Erzbischof und die Prälaten mit der Erarbeitung eines endgültigen Bündnisprojektes. AR III 12.25, 36. 1504 gaben die Städte und Vasallen ihre Zustimmung zum Vorschlag der Herren, kein Bündnis mit Litauen und Schweden einzugehen. Alle erklärten sich mit dem Briefkonzept des Ordensmeisters an Polen einverstanden. AR III 28.

¹¹² AR III 23.9.

¹¹³ AR III 54.

¹¹⁴ MISÄNS, Die Städte als politischer Faktor (wie Anm. 66), S. 32-40.

¹¹⁵ AR III 10.

¹¹⁶ AR III 19.

¹¹⁷ AR III 21.

¹¹⁸ AR III 29.

¹¹⁹ AR III 100; AR III 129.6.

¹²⁰ LECUB 2/2, Nr. 645.

einberufen wurden. Daher war der Umfang der Heerespflicht ein Verhandlungsgegenstand. Es versteht sich von selbst, dass die Stände dabei ein wichtiges Mitspracherecht hatten, denn dies betraf unmittelbar ihre Pflichten.¹²¹ Die Vasallen führten zwar Verhandlungen über den Umfang außerordentlicher Pflichten, doch wurde grundsätzlich das Recht des Landtags, den Verteidigungsbeitrag der Stände festzulegen, anerkannt.¹²² Für die Städte besaß der Landtag keine so hohe Autorität: 1498 verweigerten sie ihre Zustimmung zur Einführung einer Kontribution, die nach dem Landtagsbeschluss den Vasallen auferlegt werden sollte.¹²³ Wahrscheinlich waren die Städte der Ansicht, die Verteidigungspflicht falle eher in die Zuständigkeit des Territoriums, und ihr Umfang sollte in Verhandlungen mit dem Landesherrn festgesetzt werden.¹²⁴ Der Ordensmeister war aber bestrebt, sich eben die Autorität des Landtags zunutze zu machen, um den Städten neue Lasten aufzubürden. Gelegentlich ist dies auch gelungen. Als Beispiel sei erneut auf den Konflikt Revals mit dem Orden hinsichtlich der Frage der Verteidigung Narvas verwiesen.¹²⁵ Der Ordensmeister verlangte 1497 Revals Einsatz für Narva,¹²⁶ doch wies die Stadt dieses Ansinnen zurück. Auf dem Landtag von 1498 gelang es dem Ordensmeister jedoch per Beschluss, Reval zu Narvas Verteidigung zu verpflichten.¹²⁷ Die Stadt brachte zwar weiterhin verschiedene Gründe vor, warum es seine Verteidigungspflicht nicht in vollem Umfang zu erfüllen vermochte, doch implizierte diese Entschuldigung bereits eine grundsätzliche Anerkennung der Verpflichtung.¹²⁸

Die wenigen verteidigungspolitischen Initiativen der Städte selbst waren wie schon im Bereich der Außenpolitik auf deren Sonderinteressen zurückzuführen. Auf dem Landtag von 1502 schlug Reval vor, in Narva gegenüber Ivangorod und auf Kiffholm Festungsanlagen (Blockhäuser) zu errichten.¹²⁹ Dieser Vorschlag kann als Versuch der Stadt ausgelegt werden, die Erfüllung ihrer Verteidigungspflicht zu erleichtern.

Eine weitere Hauptfunktion des Landtags war die Beilegung der internen Konflikte in Livland, die ab 1525 alle übrigen Probleme in den Hintergrund drängten. Die Schlichtung der Auseinandersetzungen zwischen den Ständen sowie zwischen ihnen und den Landesherrn hatte zwar schon auf der Tagesordnung früherer Landtage gestanden, doch hatten die Konflikte

¹²¹ So etwa wurde 1502 den Ständen die Frage zur Diskussion vorgelegt, wann es zweckmäßig sei, Russland anzugreifen. AR III 19.42.

¹²² AR III 130.6.

¹²³ LECUB 2/1, Nr. 704.

¹²⁴ LECUB 2/1, Nr. 149, 487, 555, 686, 690; LECUB 2/2, Nr. 85; LECUB 2/3, Nr. 767; AR III 277.

¹²⁵ JUHAN KREEM: *The town and its lord. Reval and the Teutonic Order (in the fifteenth century)*, Tallinn 2002, S. 90-96.

¹²⁶ LECUB 2/1, Nr. 550.

¹²⁷ AR III 10.28.

¹²⁸ LECUB 2/2, Nr. 181; LECUB 2/2, Nr. 344; LECUB 2/3, Nr. 286.

¹²⁹ AR III 19.70.

damals noch keinen Anlass für die Einberufung einer Zusammenkunft gegeben. Eine wesentliche Bedeutung erlangte die Beilegung der internen Auseinandersetzungen erst in Zusammenhang mit der Politik des Erzbischofs Johannes Blankenfeld und der Reformation, die dann auch in die Koadjutor- und die Wieksche Fehde einfließen.

Die internen Konflikte, denen auf dem Landtag nur sekundäre Bedeutung beigemessen wurde, wurden nicht während der nur wenige Tage währenden Zusammenkunft gelöst. Um sie zu lösen, wurden auf dem Landtag unparteiische Richter ernannt, denen es oblag, nach dem Ende des Landtags eine Lösung zu finden. So wurden z.B. 1508 im Grenzstreit zwischen dem Orden und dem kurländischen Bischof der Rigaer Erzbischof und der Bischof von Ösel als Richter eingesetzt, die ihrerseits zwei Rigaer Vasallen, einen Öselschen Vasallen sowie einen Dorpater und Öselschen Domherrn als Vermittler beauftragten. Sollten diese das Problem nicht lösen, waren „alle prelaten der lande“ gehalten, eine Entscheidung zu treffen.¹³⁰ Für gewöhnlich wurde ein Bischof zum Vermittler ernannt. Auf dem Landtag von 1516 wurden der Rigaer Erzbischof und der kurländische Bischof als Vermittler in einem Streit zwischen der Stadt Reval und der Ritterschaft von Harrien-Wierland um die Bauernläuflinge eingesetzt.¹³¹ 1523 wurde die Schlichtung des Streits zwischen dem Dorpater Bischof und dem Felliner Komtur dem Erzbischof anvertraut;¹³² 1530 wurden wiederum der Dorpater Bischof und der Bischof von Ösel mit der Lösung des Konflikts zwischen dem Orden und dem Erzbischof betraut.¹³³ Zuweilen wurden richterliche Aufgaben auch vom Ordensmeister¹³⁴ oder sogar von den Ritterschaften wahrgenommen.¹³⁵ Die Beilegung eines Streits zwischen zwei Städten konnte einer dritten Stadt anvertraut werden.¹³⁶ In jedem Fall galt die Regel, dass die Beschlüsse unparteiischer Richter vollstreckt werden mussten.¹³⁷

Die Tatsache, dass die Lösung von Konflikten unter den und innerhalb der Territorien dem Landtag anvertraut wurde, lässt auf eine relativ weitreichende Integration Livlands schließen. Die Landesherrn und Stände sahen ein, dass es im Interesse der Einheit des Landes zweckmäßig war, die innerhalb Livlands entstandenen Konflikte zu lösen.¹³⁸ In dieser Funktion wurde die Institution des Landtags anerkannt.

Zugleich lag es auf der Hand, dass weder der Landtag noch die von ihm eingesetzten Schiedsrichter zur Schlichtung der Auseinandersetzungen

¹³⁰ LECUB 2/3, Nr. 442.

¹³¹ AR III 67.

¹³² AR III 138.3.

¹³³ AR III 281.48.

¹³⁴ AR III 28, 29.

¹³⁵ AR III 29.

¹³⁶ AR III 12.69, 72.

¹³⁷ LECUB 2/2, Nr. 251.

¹³⁸ AR III 66.23, 37.

tatsächlich geeignet waren: Der Landtag wurde viel zu unregelmäßig abgehalten und war nicht beschlussfähig, und es gab keinen Mechanismus, um die Entscheidungen der Schiedsrichter tatsächlich auch durchzusetzen. In Zusammenhang mit den scharfen Konflikten der 1520er Jahre waren die livländischen Landesherren und Stände bestrebt, eine auf einer regulären Grundlage beruhende oberste Gerichtsstanz zu errichten, welche die Gerichtsbarkeit des Landtags übernehmen sollte. Eine diesbezügliche Entscheidung wurde von den Landesherren, Kapiteln und Ritterschaften auf dem Landtag von 1525 getroffen. Es wurde zunächst ein drei Jahre gültiges Abkommen geschlossen, wonach die Beilegung von Konflikten einem aus 21 Mitgliedern bestehenden Gerichtskollegium oblag.¹³⁹ Diese neue Institution wurde offensichtlich von den Ritterschaften initiiert, die in ihr eine deutliche Vormachtstellung besaßen. Allerdings hat sich dieses Kollegium nie konstituiert. 1526 forderten die Rigaer und Öselschen Vasallen, es in ein ständiges Organ zu verwandeln, dem die Gerichte niederer Instanzen unterstellt sein sollten.¹⁴⁰ Auf dem Landtag wurde dieser Vorschlag jedoch nicht einmal diskutiert – offensichtlich waren gerade die Landesherren dagegen, die sich nicht damit abfinden wollten, auf territorialer Ebene an Rechten einzubüßen. Aber auch wenn diese Idee nicht verwirklicht wurde, stellte sie einen bemerkenswerten Versuch dar, in Livland ein neues reguläres zentrales Organ zu schaffen, das mit Sicherheit die gesamtlivländische Integration als Gegengewicht zur Territorialisierung verstärkt hätte.

Der Landtag funktionierte zudem als traditionelle Berufungsinstanz für die Gerichte niederer Instanzen. Da bereits im Laufe des 15. Jahrhunderts eine Vielzahl von Privatsachen bei ihm anhängig war, vermutete Astaf von Transehe-Roseneck, dass aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Landtag von 1435 beschlossen worden sei, der Institution die Funktion der obersten Berufungsinstanz in Livland zuzuteilen.¹⁴¹

In der betrachteten Periode kam es im Hinblick auf die Anerkennung dieser althergebrachten Funktion des Landtags zu einem Konflikt zwischen den Landesherren und den Ständen. Die Landesherren unternahmen 1516 durch Vorlage einer Proposition den Versuch, die Einlegung von Berufungen an den Landtag zu untersagen.¹⁴² Die Städte erklärten sich damit einverstanden, wollten jedoch das Recht, Berufung bei Kaiser und Papst einzulegen, beibehalten.¹⁴³ Der Ordensmeister vertrat den Standpunkt, Berufung gegen ein Gerichtsurteil solle bei dem jeweiligen Landesherrn eingelegt werden, doch konnten Fremde Berufung beim Landtag

¹³⁹ AR III 208.

¹⁴⁰ AR III 232.

¹⁴¹ ASTAF VON TRANSEHE-ROSENECK: Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland. Theil 1: Das Mannlehen, Riga 1903 (Mitteilungen aus der livländischen Geschichte, 18), S. 50.

¹⁴² AR III 66.2.

¹⁴³ AR III 66.13.

einlegen.¹⁴⁴ Die Vasallen lehnten diesen Vorschlag jedoch ab. Die Öselsche Ritterschaft verlangte 1518 von ihrem Landesherrn unter Verweis auf einen althergebrachten Brauch die Aufrechterhaltung des Berufsrechts.¹⁴⁵ Dieses wurde zu einem der wichtigsten Probleme in den Konflikten mit dem Landesherrn in den 1520er Jahren. Im Bistum Ösel wurde dieses Recht mit dem Privileg von Johann Kiewel 1524,¹⁴⁶ im Bistum Dorpat mit dem Privileg von Johannes Bey 1540 wiederhergestellt. Den Rigaer Vasallen hingegen blieb das Recht auf Berufung vor dem Landtag verwehrt.¹⁴⁷

Diese Funktion des Landtags muss vor dem Hintergrund der territorialen politischen Strukturen Livlands betrachtet werden. Die Stände versuchten zu vermeiden, dass das letzte Entscheidungsrecht beim Landesherrn oder bei dem an ihn gebundenen Stiftsrat verblieb, und suchten eher bei den Standesgefährten außerhalb des Territoriums Unterstützung. Die Bischöfe zogen es wiederum vor, Gerichtssachen abschließend innerhalb des Territoriums zu verhandeln. Die Gerichtsbarkeit der obersten geistlichen und weltlichen Macht – des Papstes und des Kaisers – konnten sie nicht anfechten,¹⁴⁸ doch war dies im Hinblick auf den Landtag durchaus denkbar. Die Politik der Bischöfe kann als ein Aspekt des für die frühe Neuzeit charakteristischen Territorialisierungsprozesses angesehen werden, in dessen Verlauf die Unabhängigkeit eines in Entstehung begriffenen Staats von anderen Mächten erreicht werden sollte.

Die Regelung der internen Ordnung des Landes wurde im Vergleich zur Lösung außen- und verteidigungspolitischer Probleme und interner Auseinandersetzungen eindeutig in den Hintergrund gedrängt. In vielen Fällen wurden die zur Lösung anstehenden Probleme zwar dem Landtag vorgelegt, doch wurde kein Beschluss gefasst. Ein solches Problem war etwa die Regelung des livländischen Münzwesens.¹⁴⁹ Dieses wurde auf den Landtagen von 1495, 1504, 1507, 1512, 1513, 1514, 1516, 1520, 1522, (Juli) 1530 und 1532 erörtert, doch wurden keine endgültigen Entscheidungen getroffen. Daher verabschiedeten der Ordensmeister und der Erzbischof 1510 eine provisorische Münzregelung „bis zum Landtagsbeschluss“.¹⁵⁰ Reval und Dorpat verweigerten die Anerkennung dieses Münzedikts und ersuchten darum, die Entscheidung auf den Landtag zu verschieben.¹⁵¹ Zwar war der Erzbischof damit einverstanden, doch beharrte der Ordensmeister auf

¹⁴⁴ AR III 66.38.

¹⁴⁵ AR III 85.

¹⁴⁶ AR III 169.2.

¹⁴⁷ AR III 143.21.

¹⁴⁸ Vgl. LEO LEESMENT: Über die livländischen Gerichtssachen im Reichskammergericht und im Reichshofrat, Tartu 1929 (*Acta et commentationes Universitatis Tartuensis [Dorpatensis]*, 18), S. 9-13.

¹⁴⁹ IVAR LEIMUS: Das Münzwesen Livlands im 16. Jahrhundert (1515–1581/94), Stockholm 1995 (*Stockholm Studies in Numismatics*, 1), S. 21-28.

¹⁵⁰ LECUB 2/3, Nr. 825.

¹⁵¹ LECUB 2/3, Nr. 830.

seinem Standpunkt.¹⁵² Somit waren die Städte diejenigen, die Anspruch auf einen Landtagsbeschluss erhoben, während die Landesherren untereinander zur Beschlussfassung bereit waren. Die Vasallen wiederum waren der Ansicht, das Münzwesen falle gar nicht in die Kompetenz des Landtags.¹⁵³

Als weiteres Beispiel sei das Problem der Gründung einer höheren Schule in Livland angeführt. Den Vorschlag zur Gründung einer solchen unterbreiteten der Ordensmeister und der Erzbischof auf dem Landtag von 1512. Die Städte erklärten sich damit einverstanden, führten jedoch aus, dass dafür zunächst Geld beschafft werden müsse.¹⁵⁴ Im Laufe der nächsten zehn Jahre ging es in dieser Hinsicht nicht voran. Die Propositionen von 1522 enthielten erneut den Vorschlag zur Errichtung einer Schule.¹⁵⁵ Zwar hielten die Ritterschaften und Städte in ihrer gemeinsamen Antwort die Existenz einer Schule durchaus für notwendig, doch verweigerten sie letztlich dem Projekt ihre Unterstützung.¹⁵⁶

Somit herrschte unter den livländischen Landesherren und Ständen keine Einigkeit darüber, für welche Fragen der Landtag zuständig sein sollte. Darin zeigt sich ein erheblicher Unterschied im Vergleich zu den Bereichen der Verteidigungs- und Außenpolitik sowie zur Regelung der internen Konflikte, bei denen nahezu einmütig die Funktion des Landtags als oberstes Entscheidungsgremium anerkannt wurde. Hinsichtlich dieser Fragen fasste der Landtag verbindliche Beschlüsse, die in aller Regel auch umgesetzt wurden. Dringliche Probleme der internen Ordnung des Landes hingegen wurden zwar erörtert, doch bestand kein Konsens darüber, ob der Landtag hier oberste Autorität besaß. Daher wurden Gesetzgebungsakte im Bereich der inneren Ordnung auch oft nicht umgesetzt. Hierzu zählten diverse Ausfuhrverbote,¹⁵⁷ Beschränkungen des Getreideverkaufs durch die Vasallen¹⁵⁸ oder die Frage der städtischen Pflicht zur Auslieferung flüchtiger Bauern.¹⁵⁹

Einer der Gründe für die Ineffizienz des Landtags im Hinblick auf die Regelung der internen Ordnung war zweifelsohne auch das Fehlen eines Exekutivorgans, das die Umsetzung der gesetzgeberischen Beschlüsse kontrolliert hätte. Misāns hat als Grund für die Unwirksamkeit des Landtags dieses Fehlen eines Exekutivapparats betont und weniger die mangelnde Autorität.¹⁶⁰ Die Errichtung eines vollziehenden Organs ist offensichtlich deshalb unterblieben, weil als Hauptfunktion der Institution die Lösung nur einmal auftretender Probleme angesehen wurde. Auf dem Landtag

¹⁵² LECUB 2/3, Nr. 833, 835.

¹⁵³ AR III 66.22.

¹⁵⁴ AR III 53.30.

¹⁵⁵ AR III 129.2.

¹⁵⁶ AR III 136.10.

¹⁵⁷ LECUB 2/3, Nr. 101.

¹⁵⁸ LECUB 2/2, Nr. 275.

¹⁵⁹ AR III 76.

¹⁶⁰ MISĀNS, Wolter von Plettenberg (wie Anm. 1), S. 56.

von 1498 wurde festgelegt, dass die Kontrolle über die Umsetzung der Beschlüsse den Landesherrn obliege.¹⁶¹ Somit wurde die Umsetzung der Gesetzgebungsakte durch den Landtag auf die territoriale Ebene verlegt, was wiederum die Bedeutung der territorialen Ebene in Livland vergrößerte und die Rolle der Landtagsinstitution verringerte.

Zugleich bestand die Funktion des livländischen Landtags nicht nur darin, Propositionen zu erörtern und Beschlüsse zu fassen. Zweifellos kam ihm als der einzigen alle Landesherrn und Stände vereinigenden Institution im politischen Leben Livlands eine weitaus wichtigere Rolle zu. Schließlich trafen sich auf den groß angelegten Landtagen alle „Politiker“ des Landes. Als Kommunikationsort war der Landtag ein Zentrum der Interessenvermittlung und des Ideenaustausches und gab zweifellos einen emotionalen Anstoß, der zur Stärkung des Einheitsgefühls in Livland beigetragen haben dürfte. Auf der größten Zusammenkunft der livländischen Elite wurden wahrscheinlich noch alle möglichen Dinge erledigt, worüber die Rezesse allerdings meist schweigen. Einmal jedoch hielt ein fleißiger Stadtschreiber fest, dass der Rigaer Erzbischof 1504 den Landtag als Möglichkeit nutzte, in einem größeren Kreis seinen 71. Geburtstag zu feiern.¹⁶²

Zusammenfassung

Dem Landtag kam somit im politischen System Livlands keineswegs die Rolle eines übermächtigen zentralen Organs zu, aber ihm wurde eine recht konkrete Zuständigkeit verliehen. Die wichtigsten Funktionen des Landtags waren die Umsetzung einer gemeinsamen Verteidigungs- und Außenpolitik sowie die Beilegung interner Auseinandersetzungen. In diesen Bereichen erkannten die livländischen politischen Mächte den Landtag als höchste Instanz an, weshalb die Beschlüsse über diese Fragen meistens umgesetzt wurden. Demgegenüber wurde die grundsätzliche Regelung der internen Ordnung des Landes im Vergleich zu den genannten Hauptfunktionen in den Hintergrund gedrängt. Zwar wurde dem Landtag eine Vielzahl an Fragen zum livländischen Alltag vorgelegt, was darauf schließen lässt, dass deren Regelung auf gesamtlivländischer Ebene durchaus für wichtig gehalten wurde. Allerdings wurde die Institution des Landtags für diese Bereiche nicht einmütig als höchste Instanz im Lande anerkannt. Daher gelangte man in dieser Hinsicht nur selten zu verbindlichen Beschlüssen, und deren tatsächliche Umsetzung erwies sich als kompliziert.

Somit war der Landtag eine Institution, die eine beschränkte Kompetenz hatte und in unregelmäßigen Abständen abgehalten wurde, wobei seine Hauptfunktion in der Lösung konkreter politischer Probleme bestand,

¹⁶¹ AR III 10.

¹⁶² AR III 28.15.

nicht aber in der Verabschiedung von Gesetzen der inneren Ordnung. Somit ist die Integration Livlands auf halbem Weg steckengeblieben: Die gemeinsame Institution des Landtags wurde zwar in sehr wichtigen Bereichen anerkannt, doch entwickelte sie sich nicht zu einer regulären staatlichen Instanz, von der Livland als Ganzes betreffende Fragen verbindlich hätten gelöst werden können. Da es auf der Ebene Livlands an einer einheitlichen Gesetzgebung fehlte, wurde die Zersplitterung des Landes beibehalten.

Bei der Einberufung des Landtags berief man sich auf eine gewohnheitsrechtliche Norm aus dem 15. Jahrhundert, nach der der Landtag vom Ordensmeister und vom Erzbischof gemeinsam durchgeführt werden sollte. Aus einer Analyse der Landtage in der Periode Wolters von Plettenberg geht jedoch hervor, dass der Ordensmeister die führende Rolle bei der Abhaltung der Versammlungen übernommen hatte. Zum Teil war dies auch dadurch bedingt, dass der Ordensmeister für konkrete außenpolitische Maßnahmen und die Verteidigung zuständig war, während der Erzbischof die Verantwortung für die innere Ordnung des Landes sowie für das Kirchen- und Bildungswesen trug. Die wichtigsten Funktionen des Landtags betrafen jedoch den Verantwortungsbereich des Ordensmeisters, während die vom Erzbischof verantworteten Themen meist nur von sekundärer Relevanz waren.

Die Untersuchung des Aufbaus der Institution und ihrer Verhandlungsordnung lieferte keine eindeutige Antwort auf die Frage, ob es sich in erster Linie um ein Verhandlungsgremium der Territorialvertretungen oder um eine typische frühneuzeitliche ständische Zusammenkunft handelte, auf der die ständischen Körperschaften mit dem Landesherrn Verhandlungen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten führten. Die Grundform der Gespräche war vergleichbar mit derjenigen des Landtags der deutschen Fürstentümer und des Reichstags, wo sich Plenarversammlungen und Verhandlungen in den ständischen Kurien abwechselten. Hiervon wich jedoch zum einen die kuriale Aufteilung des livländischen Landtags ab, die eine einzigartige Kombination des territorialen und des ständischen Prinzips darstellte. Zum anderen wurde der Großteil der Verhandlungen nicht in den Kurien, sondern im Rahmen der Gesandtschaften der Territorien geführt. Darin kam der ambivalente Charakter dieses Gremiums zum Ausdruck: Dieses war gleichzeitig Versammlungsort der livländischen Territorien wie auch Verhandlungsforum der Landesherren und Stände – zur Regelung gegenseitiger Rechte und Pflichten.

Den kurialen Verhandlungen kam in den Fällen größere Bedeutung zu, wenn die zu erörternden Fragen die Rechte und Pflichten der Stände gegenüber den Landesherren betrafen. In der Regel fielen solche Themen aber in die Kompetenz der Territorien und gehörten nicht zu den Hauptfunktionen des Landtags. War aber das auf dem Landtag zu erörternde Thema nicht von allgemeiner Natur, sondern betraf ein konkretes

Territorium oder einen konkreten Landesherrn, wurde den Verhandlungen von der entsprechenden Seite größere Bedeutung beigemessen, und es konnte vorkommen, dass der Generalversammlung der gemeinsame Standpunkt eines Territoriums vorgelegt wurde.

Unter den ständischen Korporationen genossen die Städte die größte Autonomie. Ihre Partikularinteressen standen oft in Opposition zu denen der Landesherrn. Demgegenüber verfolgten die Ritterschaften und Kapitel keine spezifischen gesamtlivländischen Interessen – ihr Hauptziel war die Aufrechterhaltung ihrer territorialen Rechte. Nachdem den Ritterschaften im Jahre 1520 diese Rechte gewährleistet worden waren, sahen sie keinen Grund mehr für eine Vertiefung der gesamtlivländischen Zusammenarbeit. Daher ist auf der Ebene Livlands keine beständige institutionalisierte Vereinigung der Ritterschaften entstanden.

Die Analyse der konkreten Landtagsprozedur demonstrierte mehrere Faktoren, welche die Beschlussfähigkeit des Gremiums hemmten. An erster Stelle stand dabei der Umstand, dass sowohl die Landesherrn als auch die Gesandten der ständischen Korporationen nur über beschränkte Vollmachten verfügten. Ein weiteres Problem bestand darin, dass die Plenarversammlung das Mehrheitsprinzip nicht kannte, weshalb zur Beschlussfassung mit jeder Kurie einzeln eine Einigung zu erzielen war. Den Landesherrn waren die Gründe für die Ineffizienz des Landtags durchaus klar, weshalb sie versuchten, die Lage zu verbessern. Zum einen konnten man die Propositionen bereits vor Beginn der Versammlung vorlegen, damit den Gesandten der Stände und der Landesherrn genauere Anweisungen mitgegeben werden konnten. Zum anderen wurde vorgeschlagen, den Gesandten umfangreichere Vollmachten zu erteilen, was mit den Rechtsgrundsätzen des 16. Jahrhunderts jedoch nicht im Einklang stand.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in der Zeit Wolters von Plettenberg der Landtag in erster Linie ein Verhandlungsforum der Territorien unter landesherrlicher Leitung war. Als einziger Stand betrieben die drei Großstädte Livlands eine autonome Politik. Der Landtag war somit eine der Institutionen, in der die duale Herrschaft des Landesherrn und der Stände zum Ausdruck kam. Eine Zunahme der politischen Rolle der Ritterschaften auf territorialer Ebene verstärkte ihre gesamtlivländische Position und dadurch nicht zuletzt auch das ständische Zusammengehörigkeitsgefühl. Dies war jedoch nicht ausreichend, um neben dem Landtag neue Strukturen für die Integration Livlands zu schaffen.

Der Landtag als Organ der Zusammenarbeit aller politischen Kräfte gilt als Indikator für die livländische Integration. Dass sich der Landtag hauptsächlich auf die Lösung konkreter außenpolitischer Fragen und innenpolitischer Konflikte beschränkte, zeugt jedoch von einer schwachen Integration der Territorien. Diese waren weder in der Lage, auf livländischer Ebene Beschlüsse zur Regelung der Lebensordnung Livlands zu fassen,

noch deren Umsetzung zu gewährleisten. In der livländischen Verfassung dominierten die territorialen Strukturen und eine territoriale Identität. Die horizontale Integration der Stände und ihre gemeinsame soziale Identität waren zu schwach ausgebildet, um Livlands Verfasstheit auf eine neue Grundlage zu stellen und einen einheitlichen Staat zu errichten.

SUMMARY

The Livonian Diet during the Era of Wolter von Plettenberg (1494–1535)

This article is a contribution to the historiographical debates about the character of the political system of late medieval Livonia. It focuses on the institution of the Diet (*Landtag*) during the reign of Wolter von Plettenberg, the influential Master of the Livonian branch of the Teutonic Order. The Diet was the only institution that gave political unity to the conglomerate of princely territories of Livonia (the Order, the Archbishopric of Riga and the Bishoprics of Tartu, Saaremaa and Curonia). The broad question posed in the article is whether the Diet should be viewed principally as an assembly of estates (clergy, nobility, towns) or as a gathering of territories. This, in turn, would enable us to decide whether or not Livonia was developing the characteristics of a unitary state or remained a loosely bound confederation until its end in the Livonian War.

The analysis of the functions, structure and procedures of the Diet show that it was an irregular institution with restricted responsibilities and authority. Its main function was to organize Livonian common foreign and defence policy and to solve internal political conflicts. In these issues the Diet was acknowledged as the highest authority and the decisions were usually successfully carried out. In internal matters where common legislation was seen as desirable, such as monetary reform, export restrictions, delivery of escaped peasants or foundation of educational establishments, the authority of the Diet was not universally recognized. Therefore, the Diet seldom reached binding resolutions when dealing with these issues, and those reached were rarely carried out in practice. A major reason for the inefficiency of the Diet was the lack of an executive organ operating on the level of Livonia as a whole. The execution of resolutions fell to princes in their separate territories, which increased the power of the territories at the expense of the Diet.

The Diet was summoned and directed according to 15th-century custom, which gave equal importance to the Livonian Master and the Archbishop

of Riga. Yet, it seems that Plettenberg managed to dominate most Diets of the period. This was partly due to the division of labour between the Master and the Archbishop: the Master was responsible for the coordination of the foreign policy and defence of the land; the Archbishop for internal matters, church and education. The main functions of the Diet during the period under observation coincided with the responsibilities of the Master, while the matters brought forward by the Archbishop remained secondary.

The study of the structure and procedures of the Diet do not give an unequivocal answer to the question whether it was primarily an assembly for the negotiation between the embassies of the territories or a typical early modern proto-parliamentary assembly where the corporations negotiated with their lords about reciprocal rights and duties. The form of the negotiations was largely similar to the *Landtage* in German princely territories and the *Reichstage* in the Empire, where the plenary sessions alternated with negotiations within corporations. However, the Livonian Diet was different in several important respects. Firstly, the structure of the Diet was a unique combination of corporate and territorial principles: while the nobility and burghers of all territories of Livonia formed two *curiae* along the usual lines of social estates, the higher clergy – bishops with their chapters and the Order – formed two separate *curiae*. Secondly, the combination of corporate and territorial principles was also reflected in the form of negotiations: a large part of the negotiations were held not in *curiae* or in plenary sessions but within territorial embassies. Thus, the Diet was both a forum where lords and their estates negotiated their differences, and a meeting place for the leadership of the Livonian territories.

The negotiations tended to take place in *curiae* when the subject matter concerned the rights and duties of the estates towards their lords. However, such matters were usually not regarded as belonging to the sphere of authority of the Diet but were to be solved on the territorial level. When, on the other hand, specific political issues or conflicts between territorial lords were discussed, the negotiations happened largely within territorial embassies and the common viewpoint of the territory was then presented to the plenary meeting.

The most autonomous among the corporations were the large Hanseatic towns of Livonia (Riga, Tartu and Tallinn), whose specific trade-related interests often diverged from those of their lords. The noble corporations and chapters, on the other hand, did not form a distinct interest group on the Livonian level, since their only concern was the preservation of their privileges within territories. The events of the 1520s demonstrated that as long as these were guaranteed, the nobility had no incentive to cooperate with their fellows in other parts of Livonia. Therefore no institutionalized union of all Livonian noble corporations emerged.

The analysis of the procedures of the Diet revealed a number of factors that inhibited its decision-making capacity. The most significant of those

was the restricted mandate of the representatives of the corporations and the lords who did not appear in person. The other problem was the demand for consensus in the plenary session. The lords were well aware why the Diets often proved fruitless and made an effort to improve their procedures. One method was to send the propositions to other lords and corporations prior to the Diet so that they could give a more precise mandate to their envoys. Secondly, the convenors of the Diet insisted on giving a broader mandate to the representatives, which, as it appeared, was not consistent with sixteenth-century notions of legality.

The article concludes that in the era of Wolter von Plettenberg, the Livonian Diet was first and foremost a forum for negotiations between the embassies of Livonian territories led by their lords. The only estate that exercised autonomous policy were the burghers of the Hanseatic towns. The participation of other political estates (noble corporations and chapters) in the Diet was an expression of the significant role they had acquired in the government of their territories. The rise of the role of nobilities on the territorial level increased their corporate consciousness on the Livonian level as well but it was not sufficient to generate new institutions in addition to the Diet. The preoccupation of the Diet with specific issues of foreign policy, defence and internal conflicts, and the lack of authority over internal legislation demonstrates the weakness of Livonian regional integration. The common identity of the Livonian estates lacked the muscle to transform Livonia into a single, unified state. This proved fatal in the 1550s when the Livonian territories failed to rally to each other's aid to face the growing threat from Russia and fell victim to the Livonian War.

Mythos und Realität: Zur Flotte und zum Schiffbau im Herzogtum Kurland

VON MĀRĪTE JAKOVĻEVA

In der Mitte des 17. Jahrhunderts gab es im Herzogtum Kurland eine Reihe von Aktivitäten, zu denen auch der von den Herzögen intensiv geförderte Schiffbau zählte. Das Auftreten kurländischer Schiffe auf den Meeren gehört gemeinsam mit den groß angelegten Kolonisationsplänen in Übersee zu den wohl auffälligsten Ambitionen Herzog Jakob Kettlers (1610–1681, im Amt ab 1642). Hierdurch wurde das kleine Herzogtum für die zeitgenössische Welt sichtbar – und das Interesse der Historiker in den folgenden Jahrhunderten geweckt.

Seereisen in ferne Länder sind für jedes Publikum reizvoll und werden in der Literatur häufig romantisert. Auch Wissenschaftler können sich solch einer Perspektive selten entziehen. Doch trotz des regen Interesses und der relativ umfangreichen Historiografie¹ ist das Thema der kurländischen Flotte und des Schiffbaus im Herzogtum bei weitem noch nicht erschöpfend erforscht worden. Etliche Fakten und längst veraltete Ansichten wandern immer noch von Buch zu Buch, was heutzutage im Internet nur potenziert wird.²

I.

Schon seit den 1620er Jahren, als Kurland während des Krieges zwischen Schweden und Polen-Litauen (1600–1629/35) von durchmarschierenden Truppen verheert wurde, bemühten sich die Herzöge konsequent um die Anerkennung der Neutralität des Herzogtums. Dafür wurden nicht nur diplomatische Beziehungen genutzt, sondern auch beträchtliche Geldsummen ausgegeben. Die Prozedur der Anerkennung der kurländischen Neutralität musste zudem ständig wiederholt werden, wechselten doch die Herrscher der Nachbarländer recht häufig. Nachdem Herzog Jakob seine

¹ Gemeint sind hier die Arbeiten von Autoren wie WALTER ECKERT, OTTO HEINZ MATTIESEN, JANS JUŠKEVIČS, EDGARS DUNSDORFS, EDGARS ANDERSONS und ARTURS EIŽENS ZALSTERS. Die bibliografischen Angaben folgen im Laufe des Artikels.

² Siehe die folgenden Wikipedia-Einträge: Kurzemes un Zemgales hercogiste [Das Herzogtum Kurland-Semgallen], einsehbar unter dem URL: http://lv.wikipedia.org/wiki/Kurzemes_un_Zemgales_hercogiste; sowie Jēkabs Kettlers [Jakob Kettler], einsehbar unter dem URL: http://lv.wikipedia.org/wiki/J%C4%93kabs_Kettlers (letzter Zugriff 17.3.2013).

Flotte vergrößert und den Schiffbau ausgedehnt hatte, versuchte er auch, der Neutralität auf See Geltung zu verschaffen. Das war schon deshalb wichtig, weil die Seemächte faktisch das ganze 17. Jahrhundert hindurch in verschiedenen Konstellationen untereinander Krieg führten. Jakobs Schiffbau und -fahrt waren von Zeit zu Zeit durchaus gefährdet, besonders in Kriegszeiten. Als besonders gefährlich erwiesen sich dabei die folgenden Auseinandersetzungen: die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648); die Seekriege zwischen England und den Niederlanden (1652–1654, 1664–1667, 1672–1674); der Englisch-Spanische Krieg (1655–1658), nachdem die Engländer den Spaniern Jamaika entwendet hatten; der so genannte Holländische Krieg (1672–1678), an dem Frankreich, England, die Niederlande, Schweden, Spanien, das Heilige Römische Reich, Brandenburg-Preußen und Dänemark beteiligt waren; der Krieg zwischen Schweden und Brandenburg-Preußen (1674–1679); schließlich noch die zahlreichen militärischen Konflikte zwischen Dänemark und Schweden. Während der Kriege war es erlaubt, Schiffe des Gegners oder seiner Verbündeten anzugreifen. Freibeuterei, also der durch die Regierungen sanktionierte Seeraub, wurde gefördert. Davor schützte die kurländische Neutralität nicht.

Um das Risiko des Verlustes von Schiffen zu mindern, gab Herzog Jakob seinen Kapitänen strenge Anweisungen, sich nicht an bewaffneten Konflikten zu beteiligen. Die wenigen Kanonen, über die seine Schiffe verfügten, dienten mehr zur Abschreckung und kamen kaum zum Einsatz. Ihre Anzahl war meist viel geringer als die für sie vorgesehenen Luken. Diese vorgetäuschte Bewaffnung half indes nicht sehr, wenn die Schiffe Freibeutern zum Opfer fielen. So brachten z.B. spanische Kaperfahrer 1645 das Schiff „Gekröntes Elendt“ bei Dunkerque in ihre Gewalt, da der Kapitän ein Holländer war. Das Schiff wurde in den Hafen von Ostende gebracht. Beide Städte gehörten zu Flandern, das seinerseits zu den spanischen Niederlanden gehörte. Da Spanien damals gegen die Generalstaaten³ Krieg führte, betrachtete es die Anwesenheit eines holländischen Kapitäns auf dem Schiff als einen Verstoß gegen die Neutralität, weshalb die „Gekröntes Elendt“ ihnen als Trophäe galt. Der Kapitän wurde bald darauf freigelassen und fuhr auf anderen kurländischen Schiffen weiter. Herzog Jakob bekam jedoch trotz aller diplomatischen Bemühungen seines Gesandten Georg Fircks das Schiff nicht mehr zurück.

Fircks, Gutsherr auf Nurmhusen, sollte damals eigentlich dafür sorgen, dass Frankreich den 1643 mit dem Herzog geschlossenen Handelsvertrag ratifizierte (was erst 1646 erfolgte). Doch sollte er sich auch darum bemühen, die „Gekröntes Elendt“ von den Spaniern auszulösen. Hierfür wandte er sich an mehrere Amtspersonen in den Spanischen Niederlanden, darunter auch die Admiralitäten in Brüssel und Dunkerque, die er im Herbst

³ Die Republik der Vereinigten Niederlande war entstanden, als die nördlichen Provinzen der Niederlande 1581 ihre Unabhängigkeit von Spanien erklärt hatten. Die dominierende Provinz in diesem Bündnis war Holland.

1645 aufsuchte. In Brüssel weilte er auf seiner Rückreise nach Kurland Ende Februar 1646 ein weiteres Mal. Da der Gouverneur der spanischen Niederlande, Admiral Manuel de Moura, Marquis von Castel-Rodrigo (1590–1651), Fircks nicht entgegenkam, schlug dieser Herzog Jakob vor, sich direkt an den spanischen König Philipp IV. zu wenden. Allerdings setzte er keine allzu großen Hoffnungen mehr auf einen positiven Ausgang der Angelegenheit, da das Schiff auf einer Auktion bereits verkauft worden war.⁴

Philipp ließ die Bitte des Herzogs bezüglich der Restitution des Schiffes unbeantwortet. Daher beschloss Jakob, sich an Spanien für diese Ehrenverletzung und den entstandenen Schaden zu rächen. Als 1646 Fircks wieder nach Holland und Frankreich entsandt wurde, bekam er aufgetragen, mit drei holländischen Freibeuter-Offizieren Kontakt aufzunehmen, um mit ihnen eine geheime Abmachung über den Angriff auf die spanische „Silberflotte“ und andere spanische Schiffe zu treffen. Die Beute sollte zwischen dem Herzog und den Freibeutern aufgeteilt werden – nach den Traditionen der holländischen Kaperfahrer.⁵ Wir wissen leider nicht, ob der Herzog auch bereit war, für dieses Unternehmen eigene Schiffe einzusetzen. Die Mannschaften sollten jedenfalls dem Herzog Treue schwören. Allerdings gelang es Fircks nicht, diesen Auftrag auszuführen, da die internationale Lage sich änderte: Dunkerque fiel im September 1646 in französische Hand, während Spanien und die Generalstaaten einen Frieden aushandelten, der am 8. Januar 1647 vertraglich besiegelt wurde. Herzog Jakob hatte keine Wahl, er musste die Verluste auf diplomatischem Weg zu kompensieren versuchen. In den Jahren 1647 und 1648 hoffte er, dafür Unterstützung vom Markgrafen von Brandenburg und preußischen Herzog Friedrich Wilhelm, dem „Großen Kurfürsten“, zu bekommen, doch blieben auch diese Bemühungen ergebnislos.⁶ All die darauffolgenden Jahre hoffte Jakob auf eine Kompensation seitens Spaniens: 1661 berechnete er den Umfang seiner Verluste samt den Prozenten auf 80 000 Taler.⁷ Als sich in dieser Angelegenheit nichts bewegte, forderte er als Entschädigung die Insel Trinidad, die damals Spanien gehörte. Noch im Oktober 1681, ein paar Monate vor seinem Tod, hielt Jakob ein Schiff in Bereitschaft, um es nach Trinidad zu schicken, in der Überzeugung, Spanien werde seinen Forderungen bald nachkommen.⁸ Doch blieb diese Hoffnung unerfüllt.

⁴ Sammlung der Berichte von Georg Fircks für die Jahre 1643–1647, in: Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga, künftig: LVVA), Bestand 554, Findbuch 1, Akte 676, Bl. 10, 16, 27, 42, 48, 60, 61, 65, 69, 74, 76 u.a.

⁵ Instruktion Herzog Jakobs an Fircks, 29.7.1646, in: LVVA, 554-3-325, Bl. 59.

⁶ Siehe z.B. die Berichte des kurfürstlich brandenburgischen Residenten in Polen, Andreas Adersbach (zugleich auch Resident des kurländischen Herzogs), aus Warschau, Dezember 1647 und Anfang 1648, in: LVVA, 554-1-2425, Bl. 17-20; ebenda, 554-3-333, Bl. 1.

⁷ Brief Herzog Jakobs an Christofer Hagedorn Baron de Estroe, Grobin, 27.6.1661, in: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (Berlin, künftig: GStA), I Hauptabteilung (HA), Repertorium (Rep.) 9 (Polen), Nr. 7e 2, S. 25-29.

⁸ Brief Herzog Jakobs an Hagedorn, Mitau, 7.10.1681, in: LVVA, 554-1-263, Bl. 13.

Ähnlich erging es auch anderen kurländischen Schiffen, die in die Hand von Franzosen, Portugiesen, Dänen, Schweden oder Holländern gelangten. Sie wurden in verschiedenen europäischen Häfen beschlagnahmt, was sogar häufiger geschah als dass sie von Freibeutern gekapert wurden. Schiffe konnten beschlagnahmt werden, wenn z.B. ein Gläubiger Forderungen erhob oder es zu anderen Konflikten kam. Derartige Prozesse dauerten oft sogar Jahre. Immerhin gelang es dem Herzog zuweilen, seine Schiffe wieder freizubekommen, allerdings meist nur gegen ein hohes Lösegeld.⁹ Die Kanonen, von denen schon die Rede war, waren in den seltenen Fällen, in denen sie tatsächlich zum Einsatz kamen, keine große Hilfe. 1663 wurden zwei Schiffe des Herzogs, die nach Gambia unterwegs waren, von fünf türkischen Piratenschiffen angegriffen. Dabei wurde ein sich widersetzendes kurländisches Schiff – dessen Name unbekannt ist – versenkt. Ein Teil der Mannschaft und der Passagiere kam dabei ums Leben, die übrigen wurden gefangengenommen. Das zweite Schiff, die „Isländer“, das sich an der Schlacht nicht beteiligt hatte, konnte fliehen.¹⁰

II.

Von einer Kriegsflotte bzw. von Kriegsschiffen des Herzogtums zu sprechen, wäre maßlos übertrieben. Kurland verfügte nur über Handelsschiffe – einige bewaffnet, andere nicht –, und Fischerboote. Da fast alle Schiffe mehr oder weniger bewaffnet waren, gab es Edgars Andersons (1920–1989) zufolge damals „keinen wesentlichen Unterschied“ zwischen Kriegs- und Handelsschiffen.¹¹ Es kam darauf an, ob die Schiffe ihre Waffen auch

⁹ Die größten Meinungsverschiedenheiten hatte Herzog Jakob diesbezüglich mit den Holländern. Sowohl die Westindische Kompanie als auch Jakobs Handelspartner und Faktoren versuchten nicht selten, sich auf Kosten des Herzogs zu bereichern. Die Gründe für die Festsetzung der Schiffe waren manchmal unbedeutend: 1657 ließen die Erben des verstorbenen Kaufmanns Andreas Jaspersen aus Amsterdam drei kurländische Schiffe dort festsetzen, wobei sie als Anlass eine angeblich noch von Jakobs Vater Herzog Wilhelm (1574–1640, im Amt 1585–1616) stammende Schuld angaben. Herzog Jakob gab an, nichts davon zu wissen, und zeigte sich erstaunt, dass die Holländer erst 30 Jahre später ihre Ansprüche erhoben. Siehe den Brief Herzog Jakobs an den Rat von Amsterdam, Mitau, 4.6.1657, in: LVVA, 554-1-288, Bl. 138. Große Verluste brachten auch die Schweden, die während ihres Krieges mit Polen kurländische Schiffe vernichteten oder als Trophäen einbrachten. Zu ähnlichen Vorfällen kam es am Ende des 17. Jahrhunderts, als Riga verstärkt gegen die Konkurrenz der kurländischen Kleinhäfen anging; auch damals setzten die Schweden mehrere Schiffe des Herzogs fest.

¹⁰ Brief mehrerer festgesetzter Seeleute an den Herzog, Algier, 8.11.1663, in: LVVA, 554-1-294, Bl. 33, 34. Mattiesen datierte diesen Angriff auf den 19.2.1664: OTTO HEINZ MATTIESEN: Die Kolonial- und Überseepolitik der kurländischen Herzöge im 17. und 18. Jahrhundert, Stuttgart 1940, S. 592. Der zitierte Brief zeigt jedoch, dass der Angriff ein Jahr früher stattfand.

¹¹ EDGARS ANDERSONS: Tur plivoja Kurzermes karogi [Dort wehten die Fahnen Kurlands], [Bruklin] 1970, S. 46. Andersons widerlegt in seinem Buch vieles von dem, was Jans Juškevičs schrieb (siehe Anm. 12), doch vertraut er wiederum zu sehr den Angaben von MATTIESEN, Die Kolonial- und Überseepolitik (wie Anm. 10).

einsetzten. In Bezug auf die Schiffe der kurländischen Herzöge kann man mit Sicherheit sagen, dass sie weder an einem Seekrieg noch an einer Seeschlacht teilgenommen haben, denn die wenigen Fälle, in denen sie sich gegen Angriffe von Seeräubern zur Wehr setzten, können kaum als regelrechte Kampfhandlungen gelten. Die Schiffe wurden nur zum Transport von Waren und manchmal auch von Passagieren eingesetzt. Zwar schrieb 1931 Jans Juškevičs (1886–1961) wiederholt von „Kriegsschiffen“, doch kam auch er zu dem Schluss, dass kurländische Schiffe nur Salutschüsse abgefeuert hätten: „kein Schiff des Herzogs nahm an einer Seeschlacht teil“; falls es angegriffen wurde, habe es sich ergeben, vor allem dann, „wenn der Angriff vom Schiff einer Großmacht ausging.“¹² Von einer Kriegsflotte des Herzogtums Kurland kann somit keine Rede sein.

Obwohl es nicht möglich ist, die Anzahl der kurländischen Schiffe zur Blütezeit des Herzogtums exakt zu bestimmen, kann man anhand der vorliegenden Quellen davon ausgehen, dass sich zur selben Zeit wohl 15 bis 35 Schiffe in seinem Besitz befanden. In den Dokumenten zu den 1640er Jahren werden 19 Schiffe erwähnt, von denen einige jahrelang aufgrund eines Streits zwischen Johann und seinen Handelsagenten, den Kaufleuten Johann Kampe (auch Kempe) und Georg Laubengier, in Amsterdam festgehalten wurden.¹³ Einige erlitten Schiffbruch, andere gingen bei Angriffen von Freibeutern verloren. Kapitän Heinrich Kasparsen, der mit der „Fidelitas“ im Dezember 1658 in Hamburg eintraf, meldete, dass der kurländische Herzog insgesamt 20 Schiffe besitze.¹⁴ In den Quellen zu den Jah-

¹² JANS JUŠKEVIČS: *Hercoga Jēkaba laikmets Kurzemē* [Die Zeit Herzog Jakobs in Kurland], Riga 1931, S. 270. Für lettische Leser ist dieses Werk leider zur wichtigsten Auskunftsquelle bezüglich der Geschichte des Herzogtums Kurland im 17. Jahrhundert geworden. Doch bietet es viel mehr Erfindungen als historische Fakten. Seine Schlüsse zieht der Autor oft ohne jegliche Begründung.

¹³ Die Amsterdamer Kaufleute Kampe und Laubengier waren schon seit 1641 als Handelsvertreter Jakobs tätig. Im Herbst 1646 kam es zwischen ihnen und dem Herzog zu Auseinandersetzungen, da sie sich weigerten, nach Kurland zu fahren, um Bericht zu erstatten. Zudem sandten sie dem Herzog unübersichtliche Rechnungen, die keinerlei Klarheit über ihre Waren- und Geldoperationen lieferten. Kampe und Laubengier forderten von Jakob einige tausend Florins, während der Herzog selbst fast 140 000 Florins forderte. In dieser Situation gelang es den beiden Kaufleuten, mehrere kurländische Schiffe zu beschlagnahmen („Wappen von Curland“, „Wallfisch“, „Speranz“, „Rothe Löwe“, „Crocodill“, „Bär“ und „Louise Charlotte“). Die Schiffe waren wie jedes Jahr im Oktober in Amsterdam eingelaufen. Die endgültige Übereinkunft erfolgte erst 1649, als Jakob sich bereit erklärte, Kampe und Laubengier 6 000 Florins bzw. Gulden zu bezahlen. Das langwierige Prozessieren und die Zahlungen an Bevollmächtigte sowie der Stillstand der Schiffe, deren Reparatur und ähnliche Ausgaben verursachten indes weitaus mehr Kosten. Viele Akten im LVVA bieten Einblick in den intensiven Briefwechsel im Zusammenhang mit diesem Konflikt; auch im Stadtarchiv von Gdańsk und anderen Archiven finden sich Informationen darüber. Zur selben Zeit wurde in Amsterdam auch der Prozess zwischen dem Herzog und der Westindischen Kompanie geführt, der den Fall des Schiffes „Fortuna“ betraf.

¹⁴ Bericht des kurfürstlichen Residenten in Hamburg, Conrad Mollen, an den Kurfürsten von Brandenburg, Dezember 1658, in: GStA, I HA, Rep. 9 (Polen), Nr. 7e 2, S. 6.

ren von 1652 bis 1658 sind mindestens 33 Schiffsnamen erwähnt. Zu dieser Zeit dürfte die Flotte des Herzogs ihre maximale Größe erreicht haben.

Genauere Informationen zu erhalten wird vor allem auch dadurch erschwert, dass die Quellen häufig die Namen der Schiffe nicht nennen oder Nachrichten über ein und dasselbe Schiff widersprüchlich sind: So können die Angaben über Ort und Jahr des Stapellaufs oder über den Standort eines bestimmten Schiffes zu einem konkreten Zeitpunkt variieren. Anfang 1659 hieß es z.B. von der „Temperantia“, dass die Schweden sie gefangen gesetzt hätten; aus anderen Berichten ergibt sich jedoch, dass das Schiff sich damals in Memel befand.¹⁵ Zum Teil trugen mehrere Schiffe denselben Namen oder der Name ein und desselben Schiffes konnte in mehreren Varianten vorkommen. So endete z.B. die erste Fahrt der „Fortuna“ mit einem Schiffbruch vor Göteborg.¹⁶ Ein paar Jahre später jedoch taucht in den Dokumenten wieder ein herzogliches Schiff namens „Fortuna“ auf. Man kann vermuten, dass Laubinger dieses Schiff in Amsterdam für den Herzog besorgte.¹⁷ Allerdings gab es eine weitere „Fortuna“ in der zweiten Hälfte der 1680er Jahre sowie in den 1690er Jahren. Zuweilen ist es so gut wie unmöglich zu erkennen, ob es sich um ein und dasselbe Schiff oder um verschiedene Schiffe handelt. Ähnlich verwirrend ist die Situation hinsichtlich der „Jungste Prinz“, die im Dezember 1655 erwähnt wird.¹⁸ In den Jahren 1656 und 1662 firmiert es einfach als „Prinz“.¹⁹ Im Januar 1659 meldete der damalige Amsterdamer herzogliche Handelsvertreter Heinrich Momber, dass es auf dem Schiff „Der jünger Prinz“ 16 Kanonen gebe und dass es für eine Fahrt nach Portugal gechartert worden sei. Der Faktor des Herzogs in Kopenhagen Friedrich Pöpping meldete im März desselben Jahres wiederum, dass das Schiff „Der junge Prinz“ in Hamburg liege und 40 Kanonen mit sich führe.²⁰ Es lässt sich nicht endgültig klären, ob es sich hierbei um ein Schiff oder um mehrere handelte. Es ist aber auch möglich, dass es zu einem bestimmten Zeitpunkt mindestens zwei Schiffe gab, die ähnlich hießen. Die unterschiedlichen Schreibweisen erschweren jedoch ihre Identifikation zusätzlich.

¹⁵ Bericht des kurländischen Faktors Heinrich Momber an den Kurfürsten von Brandenburg, Amsterdam, 14.1.1659, in: GStA, I HA, Rep. 9 (Polen), Nr. 7e 2, S. 14.

¹⁶ Die „Fortuna“ begab sich am 14.5.1640 mit einer Fracht Roggen unter Kapitän Arendt Vogt (auch Voigt) von Libau nach Amsterdam, doch der Faktor des Herzogs in Lübeck, Antonius Wessel, der für die Versicherungen zuständig war, leitete sie nach Göteborg. Siehe z.B. den Bericht an Herzog Jakob vom Kapitän Arendt Vogt, Gottenburg, 15.5.1640 (a.St.), in: LVVA, 554-1-1026, Bl. 2; Briefe Herzog Jakobs an Antonius Wessel, Mitau, 16.7. und 23.7.1640, in: LVVA, 554-1-833, Bl. 234, 237.

¹⁷ So Georg Fircks in seinem Brief aus Haag, 17.4.1646, in: LVVA, 554-1-676, Bl. 73.

¹⁸ Rechnung der Schiffszimmermeister Gerth Jantzen und Dirck Berentzen, Windau, 11.12.1655, in: LVVA, 554-3-1758, Bl. 125.

¹⁹ Schiffsrechnungen aus den Jahren 1656 und 1662, in: LVVA, 554-1-837, Bl. 86, 120, 144, 153.

²⁰ Berichte von Heinrich Momber aus Amsterdam und von Friedrich Pöpping aus Kopenhagen, 14.1. und 9.3.1659, in: GStA, I HA, Rep. 9 (Polen), Nr. 7e 2, S. 14, 18.

Vergleichbare Schwierigkeiten treten auch in Bezug auf Typ oder Funktion der Schiffe auf. So werden z.B. alle Fischerschiffe des Herzogs in den Quellen „Herrings Büsse“ genannt, obgleich sie nicht nur für den Fischfang, sondern auch für den Warentransport dienten. Die Schiffe „Cablau“ (auch „Cabelau“, „Kabelau“, „Cabeljau“)²¹, „Lachs“ (auch „Lax“), „Die Drei Herringe“, „Macreel“ (auch „Mackrell“, „Makreele“), „Der Salm“ u.a. gehörten zu diesem Typus von Schiffen. Doch gab es in den 1650er und 1660er Jahren auch ein konkretes Schiff, das „Herrings Büsse“ hieß, zuweilen aber „Neue Heringsfischer“ oder „Herringsfänger“ genannt wurde. Noch über 20 Jahre später wird ein Schiff namens „Herringsfänger“ erwähnt, das Anfang 1689 an der Küste Frankreichs von Freibeutern aus Ostende aufgebracht worden sei. Wahrscheinlich handelte es sich dabei aber um ein neues Schiff, das einen ähnlichen Namen trug. Schiffe, die in den Quellen unterschiedlich genannt werden, gibt es viele: Die bereits erwähnte „Isländer“ kommt auch als „Islandsfahrer“ vor; die „Hirsch“ figuriert auch als „Hirschbock“, „Hirsch Bock“, „Hartbock“ oder „Harten Bock“.

Ähnliche Schwierigkeiten bereiten die Bezeichnungen von Jachten. In den 1680er und 1690er Jahren besaß Herzog Friedrich Kasimir (1650–1698, im Amt seit 1682) einige Jachten, wie etwa „Bull“, „Jäger von Tobago“ (auch „Tabagischer Jäger“ oder „Tobagensis Venatoris“ genannt)²² usw., die in den Dokumenten einfach als „Jacht(en)“ oder „Kleine Jacht(en)“ vorkommen. Bei den damaligen Jachten handelte es sich übrigens nicht um kleine Boote zum Privatvergnügen des Herzogs. Sie erfüllten je nach Bedarf verschiedene Funktionen und wurden nicht selten als Frachtschiff eingesetzt. Mit der Jacht „Jäger von Tobago“ wurden 1691 z.B. von Stettin und Danzig die persönlichen Sachen der neuen Herzogin Elisabeth Sophie (1674–1748) transportiert.²³ In den Quellen genaue Hinweise auf den jeweiligen Schiffstyp zu finden, ist recht kompliziert. Am häufigsten finden sich solche Bezeichnungen wie „grosses Schiff“, „kleines Schiff“ oder „Schiffgen“.

Die Gesamtzahl der Schiffe unter Herzog Jakob wird in der Forschungsliteratur immer wieder mit denselben Zahlen angegeben, die auf Juškevičs zurückgehen: Ihm zufolge wurden zu Jakobs Zeit in Windau „44 Kriegsschiffe und 79 Handelsschiffe gebaut“.²⁴ Als Urquelle für diese Information dient ein um 1736 verfasstes Manuskript des Goldinger Arztes Johann Georg Weygandt (1680–1740), der hierin tatsächlich 44 Schiffe mit und 15 Schiffe ohne Kanonen vermerkte: Zudem gebe es „noch andere 60 Han-

²¹ Ein Schiff solchen Namens tritt im Zeitraum von 1653 bis 1683 auf, doch es ist denkbar, dass es sich um zwei verschiedene Schiffe handelte.

²² In den 1650er Jahren besaß Herzog Jakob ein Schiff vom Typ einer Galiot namens „Jäger“, das Ende 1658 oder Anfang 1659 im Öresund von Schweden aufgebracht wurde. 1644 wurde in Windau ein Schiff namens „Galliot“ gebaut, das ein paar Jahre später versank.

²³ Dienstzettel des Kapitäns Dirck Groot's für die Zeit von 1688 bis 1698, in: LVVA, 554-1-1219.b, Bl. 270.

²⁴ Juškevičs, Hercoga Jēkaba laikmets (wie Anm. 12), S. 150.

dels-Schiffe“, deren Nahmen jedoch unbekannt seien, ganz zu schweigen von den „übrigen Fahr-Böthen und Last-Schiffen, wozu eine ungemene große Summa von Geldern auf die Schiff-Bauerei aufgegangen, worunter auch sehr viele waren, welche der Durchl. Hertzog Friedrich Casimir erbauen lassen.“²⁵ Obwohl in diesem Text von 44 bewaffneten und 75 wohl unbewaffneten Schiffen die Rede ist, schrieb Walter Eckert, es seien im Zeitraum von 1639 bis 1682 in Kurland 44 Kriegsschiffe, 60 größere und 19 kleinere Handelsschiffe gebaut worden.²⁶ Es ist sehr wahrscheinlich, dass die „19“ einem Druckfehler entsprang, wo eigentlich eine „15“ hätte stehen müssen. Aber diese Angabe wurde dann von späteren Autoren übernommen.

Als Weygandt seine Arbeit über die Geschichte des Herzogtums Kurland schrieb, war mehr als ein halbes Jahrhundert seit dem Tod Herzog Jakobs vergangen. Zu dieser Zeit hatte die Werft in Windau längst ihre Arbeit eingestellt. Daher müssen seine Zahlen als Annäherungen betrachtet werden. Zudem verweist er nicht auf die Quelle seiner Informationen; nur am Rande des Manuskripts ist eine kleine Notiz des Autors erkennbar, in der es heißt: „Auf d. Fürstlichen Goldingschen Schloss waren oben der Boden-Decke diese Schiffe schön abgescildert zu sehen, nun ist es eingefallen.“²⁷ Der Autor nennt auch Schiffe, die unter den Herzögen Jakob und Friedrich Kasimir gebaut wurden, ohne seine Angaben jedoch genauer zu datieren. Siebzig Jahre später nutzte der aus Goldingen stammende Ernst Hennig (1771–1815) in seiner „Geschichte der Stadt Goldingen in Kurland“ Weygandts Angaben und schrieb auch davon, dass an der Decke des Tanzsaales, der auch Schiffsaal genannt wurde, Schiffe dargestellt seien, deren Bau er auf die Zeit nach 1652 datierte.²⁸ Woher Hennig diese Jahreszahl hat und wie sie zu interpretieren ist, erfahren wir jedoch nicht.

Im Inventar des Schlosses Goldingen²⁹ vom 14. Mai 1653 finden sich noch keine Gemälde von Schiffen. Der Schiffsaal wird zum ersten Mal in einem Brief des Schlosskommandanten Gerhard Block an Herzog Friedrich Kasimir vom 17. Juli 1693 erwähnt, in dem unter anderem von Unwetterschäden berichtet wurde, zu denen auch kaputte Fensterscheiben im Großen Schiffsaal zählten.³⁰ Einem in Mitau abgeschlossenen Vertrag zwischen

²⁵ Kopie des Manuskripts von Johann Georg Weygandt, in: LVVA, 7363-3-951, Bl. 186-189.

²⁶ WALTER ECKERT: Kurland unter dem Einfluss des Merkantilismus. Ein Beitrag zur Staats- und Wirtschaftspolitik Herzog Jacobs von Kurland (1642–1683), Riga 1927, S. 150.

²⁷ Kopie des Manuskripts (wie Anm. 25), Bl. 186. Nachdem im Herbst 1709 die schwedische Garnison das Schloss von Goldingen verlassen hatte, verfiel dieses. Um 1728 waren die meisten Räume, einschließlich des Schiffsaals, schon eingestürzt.

²⁸ ERNST HENNIG: Geschichte der Stadt Goldingen in Kurland, Teil I, Mitau 1809, S. 34f.

²⁹ Inventarium des Frstl. Hauses Goldingen, Mai 1653, in: LVVA, 554-2-3007, Bl. 2-11.

³⁰ Brief an Herzog Friedrich Kasimir von Kapitän Gerhard Block, Schloss Goldingen, 17.7.1693, in: LVVA, 554-3-1051, Bl. 96.

Herzog Jakob und dem Maler Jakob Graubitz vom 3. Februar 1665 zufolge sollte letzterer mit zwei Gesellen die Schlossräume nach Skizzen bemalen, die Jakob später zu liefern versprach.³¹ Obwohl der Vertrag nicht erwähnt, dass Graubitz Schiffe malen sollte, ist es durchaus denkbar, dass ihm die Dekorierung des Großen Saales anvertraut wurde.³² Hennings Behauptung, die gemalten Schiffe seien nach 1652 gebaut worden, überzeugt auch deshalb nicht, weil viele der bei Weygandt, aber auch von ihm selbst genannten Schiffe, die angeblich die Wände des Saals zierten, bereits in den 1640er Jahren gebaut worden waren – wie z.B. die Schiffe „Krokodil“ (auch „Crokodill“), „Speranz“ (auch „Esperance“), „Neptun“ und „Wallfisch“.

Die bei Weygandt und Hennig genannte Liste der Schiffe, die später von Otto von Mirbach (um 1766–1855) übernommen wurde, ist in chronologischer Hinsicht nicht mehr zu konkretisieren. Obwohl Weygandt und Hennig nicht nur auf die Ära Jakobs, sondern auch auf die Regierungszeit Friedrich Kasimirs verweisen, taucht der Name des letzteren nicht mehr auf. Zu behaupten, alle Schiffe seien in Windau gebaut worden, ist nicht korrekt, denn seit 1677 gab es auch in Libau eine Werft; zudem wurden mehrere Schiffe von den Herzögen auch gekauft, wie die bereits erwähnte „Fortuna“ in den 1640er Jahren in Amsterdam. Etliche Schiffe hatte sich Jakob an der kurländischen Küste besorgt. So kaufte er z.B. 1641 in Libau die Schute „Weisser Schwan“, mit der schon früher Waren des Herzogs nach Danzig transportiert worden waren, direkt von deren Kapitän Michael Ostergarten. Im Mai 1647 wurde in Windau ein beschädigtes Lübecker Schiff namens „Schwan“ von Kapitän Jakob Steffensen gekauft, über dessen Typus keine näheren Informationen überliefert sind.³³ Auch eine um 1673 vor der Küste von Libau gestrandete Schute namens „Hecht“, die einem schwedischen Kaufmann gehörte, wurde erworben.³⁴ Es darf nicht übersehen werden, dass der Herzog nicht nur aufgrund der

³¹ Vertrag zwischen Herzog Jakob und dem Maler Jacob Graubitz, Mitau, 3.2.1665, in: LVVA, 554-1-2057, Bl. 64.

³² Otto von Mirbach schrieb in seinem Briefroman, dass der Schiffsaal von einem Maler namens Eichhorn bemalt worden sei, der danach nach Berlin gegangen und in den Dienst des Großen Kurfürsten getreten sei. OTTO VON MIRBACH: Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob, 2. Aufl., Teil 2, Mitau 1846, S. 291f. Kunsthistoriker haben den Namen des Malers aus diesem Buch übernommen. In den Quellen ist er jedoch nicht zu finden. Der Maler Jakob Graubitz ließ sich anscheinend in Goldingen nieder. Einige Zeit später wurde er im Amt des Hofmalers von Johann Karl Graubitz, bei dem es sich wahrscheinlich um seinen Sohn handelte, abgelöst, der 1690 im Schloss Goldingen beschäftigt war.

³³ Inventarium der Schute „Der Weisse Schwan“, o.D., in: LVVA, 554-1-850.c, Bl. 12-16.; Inventarium des gestrandeten Lübschen Schiffs „Der Schwan“, welches Schiffer Jacob Steffensen Ihre Frstl. Dhl. verkauft, Windau, 29.5.1647, in: LVVA, 554-1-850.c, Bl. 14-16. In den Quellen wird die „Weisser Schwan“ zuweilen auch einfach als „Schwan“ bezeichnet; auch in den 1660er bis 1680er Jahren gab es in der Flotte des Herzogs ein Schiff diesen Namens.

³⁴ Inventarium der Schute „Die Hecht“, 29.12.1673, in: LVVA, 554-1-1219.b, Bl. 21.

Angriffe von Freibeutern oder wegen juristischer Konflikte Schiffe verlor, denn nicht selten liefen sie irgendwo auf Grund oder wurden auf See vom Sturm beschädigt. Leider bieten die Quellen keine ausreichenden Informationen, um das Schicksal jedes einzelnen Schiffes verfolgen zu können. Somit können bezüglich des Umfangs der herzoglichen Flotte vom Anfang des 17. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts nur annähernde Ziffern genannt werden. Im Laufe dieser mehr als hundert Jahre dürfte die herzogliche Flotte aus insgesamt 160 bis 200 Schiffen bestanden haben. Während der Regierungszeit Jakobs und Friedrich Kasimirs, als Kurland über eine maximale Anzahl an Schiffen verfügte, waren 15 bis 35 Schiffe zugleich im Einsatz. Viele Schiffe existierten jedoch nur für kurze Zeit.

III.

Ein weiterer Mythos betrifft den umfänglichen Handel mit Schiffen, den Herzog Jakob betrieben haben soll. Aber auch in diesem Zusammenhang entstammen die in der Forschungsliteratur vorgebrachten Informationen eher der Phantasie der Autoren. Juškeviġs zufolge soll Jakob von 1644 bis 1658 24 Schiffe für Frankreich gebaut haben, zu denen sich 1665 noch drei weitere gesellt hätten; für England habe Kurland im Zeitraum von 1644 bis 1649 sechs Schiffe gebaut.³⁵ Anhand von Archivalien lassen sich diese Angaben nicht bestätigen. Der bereits erwähnte kurländische Gesandte Georg Fircks sollte erst im Sommer 1646 Frankreich, Portugal, Venedig und Genua Schiffe anbieten. Er begann tatsächlich, diesbezügliche Gespräche in Paris aufzunehmen, und berichtete dem Herzog am 9. November, die Franzosen könnten Schiffe gebrauchen; da sie jedoch bereits mit Schweden entsprechende Gespräche führten, verzichte er vorläufig auf Gespräche mit Portugal und Venedig.³⁶ Die Verhandlungen mit der französischen Regierung dauerten mehrere Monate, bis diese einen Vertreter entsandte, der sich im Frühjahr 1647 sechs Schiffe des Herzogs, die damals in Amsterdam festgehalten wurden, ansah.³⁷ Jedoch hielt er mit Ausnahme der „Wappen von Curland“ (auch „Churische Wappen“, „Waffen von Curland“) die Schiffe für zu klein – in ihrer Bauweise entsprächen sie nicht den militärischen Zwecken der Franzosen. Daher kam das Geschäft nicht zustande.³⁸

³⁵ Juškeviġs, *Hercoga Ķekaba laikmets* (wie Anm. 12), S. 269f.

³⁶ Georg Fircks Brief an Herzog Jakob, Paris, 9.11.1646, in: LVVA, 554-1-291, Bl. 200-203.

³⁷ Es ist bemerkenswert, dass Jakob das französische Interesse nutzte, um auf die Holländer Druck auszuüben und die Freilassung seiner Schiffe zu erwirken. Im April 1647 schrieb er dem Residenten der Generalstaaten in Danzig, Paul Pells, dass die Schiffe Ihrer Majestät dem König von Frankreich gehörten und freigelassen werden müssten, damit man sie noch im Mai liefern könne. Brief Herzog Jakobs, 26.4.1647, in: LVVA, 554-3-521, Bl. 57. Leider entsprach dies nur den Wunschträumen des Herzogs.

³⁸ Briefe von Georg Fircks an den Herzog, Amsterdam, 24.4. und 18.5.1647, in: LVVA, 554-1-676, Bl. 131, 145.

Die Frage des Verkaufs von Schiffen an Frankreich wurde Anfang 1655 wieder aktuell, als dieses Thema während eines Mitau-Besuchs des jungen Grafen Louis-Henri Loménie de Brienne (1636–1698), des Sohns des französischen Außenministers und zugleich dessen späterer Nachfolger, offensichtlich zur Sprache kam.³⁹ Doch bleibt unklar, ob tatsächlich ein Vertrag abgeschlossen wurde, denn am 21. April informierte Fircks, der zu dieser Zeit schon Oberhauptmann in Goldingen war, den Herzog über Missverständnisse mit den Franzosen. Fircks hatte im Auftrag des Herzogs dem Grafen mitgeteilt, die besten und größten Schiffe befänden sich in Windau. Daraufhin erhielt er jedoch zur Antwort, dass die Franzosen einen Beauftragten zur Besichtigung der Schiffe nach Amsterdam und in den Sund schicken würden, nicht aber nach Kurland.⁴⁰ Als dann während des Polnisch-Schwedischen Krieges (1655–1660) das Herzogtum im Herbst 1658 jedoch von den Schweden besetzt wurde, beschlagnahmten letztere die in Windau liegenden Schiffe. Der bereits in Riga gefangen gesetzte Herzog Jakob erklärte daraufhin dem schwedischen Feldmarschall Robert Douglas (1611–1662), die Schiffe gehörten eigentlich dem König von Frankreich, da sie bereits vor drei Jahren speziell für Paris gebaut worden seien. Allerdings habe es bei der Anlieferung aufgrund des zu niedrigen Wasserstandes, der Kriegshandlungen und anderer Schwierigkeiten Verspätungen gegeben. Schweden, so beschwerte sich der Herzog, bedrohe durch seine Handlungsweise die Beziehungen Kurlands mit Frankreich.⁴¹ Zwar kann man dieses Schreiben als Beweis für einen tatsächlich abgeschlossenen Handel ansehen, doch ist es nicht ausgeschlossen, dass der Herzog damit nur Druck auf die Schweden auszuüben versuchte, wie er es ähnlich schon 1647 mit den Holländern getan hatte. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass kein Vertrag zustande gekommen war, was aus einem aus der Feder eines französischen Beamten stammenden Bericht von 1661 hervorgeht. Hierin wurde Kritik an den herzoglichen Schiffen geäußert, deren Konstruktion getadelt und behauptet, die kurländischen Häfen seien nicht tief genug, um dort solche Schiffe zu bauen, welche den französischen Bedürfnissen entsprächen.⁴² Unklar bleibt in diesem Bericht indes das konkrete Jahr, in dem der kurländische Schiffsbau untersucht wurde. Deutlich wird, dass keineswegs Dutzende von Schiffen ins Ausland verkauft wurden, wie Juškevičs behauptete, sondern nur ein

³⁹ MARGERS STEPERMANIS: Dažas ziņas par Latviju franču senajā vēstures literatūrā un avotos [Einige Nachrichten über Lettland in der älteren französischen Literatur und in den Quellen], in: Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls 1937, Nr. 2, S. 226–255, hier S. 240f.

⁴⁰ Brief von Georg Fircks an Herzog Jakob, Goldingen, 21.4.1655, in: LVVA, 554-1-677, Bl. 89.

⁴¹ Brief Herzog Jakobs an Robert Douglas, Riga, 23.4. (a. St.)/3.5. (n. St.), in: Riksarkivet (künftig: RA), Stockholm, Diplomatica: Polonica, Nr. 329, unpag.

⁴² Auf Lettisch ist der erwähnte Bericht veröffentlicht in: PĒRS ŽAKS ŠARLIĀ [PIERRE-JAQUES CHARLIAT]: Kolbērs un Francijas tirdzniecība ar Vidzemi un Kurzemi (1661–1683) [Colbert und der französische Handel mit Livland und Kurland (1661–1683)], in: Izglītības Ministrijas Mēnešraksts 1930, Nr. 5/6, S. 506–520, hier S. 511.

paar, die zudem aufgrund der Kriegsereignisse in schwedischen und nicht in französischen Besitz gerieten.⁴³ In der Literatur findet sich zwar noch der Hinweis, dass der französische Hof 1665 jemanden nach Kurland entsandt habe, um zwei Schiffe zu bestellen, die weniger für den Seekrieg als vielmehr für Fahrten auf der relativ flachen Ostsee geeignet sein sollten.⁴⁴ Doch gibt es hierzu keine weiteren Angaben mehr, weder in der Forschungsliteratur noch in den Quellen.

Herzog Jakob pflegte aber durchaus geschäftliche Beziehungen mit England, d.h. mit König Charles I. (1600–1649). Kurland versorgte dessen Armee während des von 1645 bis 1650 dauernden Kriegs gegen die Anhänger Oliver Cromwells (1599–1658) mit Schießpulver, Musketen, Kanonen und Roggen. Jakob wollte Charles auch sechs bewaffnete Schiffe zukommen lassen,⁴⁵ doch zog sich deren Vorbereitung bis 1647 hin, als die Nachricht eintraf, der König sei gefangen genommen worden. Letzten Endes gelangten die Schiffe nie nach England.⁴⁶

Dass die Lieferungen von Schiffen an Frankreich, England und andere Länder scheiterten, bedeutet nicht, dass die Schiffe der Herzöge keinen Profit brachten. Selbstverständlich wurde der größte Anteil an Einnahmen aus dem Handel erzielt, d.h. mit Lieferungen landwirtschaftlicher Produkte und Holz, die auf den herzoglichen Schiffen nach Europa transportiert wurden.⁴⁷ Doch wurden auch Schiffe verkauft, zumindest gibt es entsprechende Dokumente vom Ende des 17. Jahrhunderts, aus der Regierungszeit von Jakobs Sohn Friedrich Kasimir. Dieser verkaufte im November 1694 den Rigaer Kaufleuten Johann Groot (auch Grodt) und Johann Bewert das 1690 in Windau gebaute Schiff „Radt von Avanture“ (oft fälschlich als „Stadt von Avanture“ bezeichnet). Dieses Schiff war im Juni 1691 an der Küste von Angern von den Schweden beschlagnahmt worden, die damals aktiv gegen die Nutzung der kleinen kurländischen Häfen wie Angern

⁴³ Nach seiner Rückkehr aus Windau meldete Kapitän Lukas Adriansen Anfang 1659 dem Kurfürsten von Brandenburg, dass sich bei Ankunft der schwedischen Truppen in Mitau im Oktober 1658 drei Schiffe des Herzogs von Windau nach Lübeck und zwei nach Danzig begeben hätten. An Schweden fielen fünf Schiffe in Patzkuln, die noch nicht vollständig mit Takelage ausgerüstet waren, und drei noch nicht fertig gebaute Schiffe, die noch in der Werft lagen. Adriansens Bericht, 30.1.1659, in: GStA, I HA, Rep. 9 (Polen), Nr. 7e 2, S. 10. Anscheinend sprach Jakob in seinem Brief von den fünf früheren Schiffen in Patzkuln.

⁴⁴ ŠARLIĀ, Kolbērs un Francijas tirdzniecība (wie Anm. 42), S. 514.

⁴⁵ Übrigens schlug Fircks, der Beziehungen mit den englischen Vertretern in Frankreich und in den Generalstaaten pflegte, dem Herzog vor, keine Schiffe an die „Royalisten“ zu schicken, da sie leicht an die „Parlamentarier“ fallen könnten. Brief von Fircks an Jakob, Haag, 10.4.1646, in: LVVA, 554-1-676, Bl. 71f.

⁴⁶ MARĢERS STEPĒRMANS: Kurzemes hercoga Jēkaba palīdzība Anglijas ķēniņam Kārlim I cīņā pret parlamentu [Die Hilfe Herzogs Jakob von Kurland für König Charles I. von England im Kampf gegen das Parlament], in: Senatne un Māksla 1936, Nr. 2, S. 16-23.

⁴⁷ Hier wird nicht auf die Frage eingegangen, ob der Warentransport mit selbst gebauten Schiffen günstiger war als mit Frachtschiffen.

und Kaugern vorgingen, schadeten diese doch der Rigaer Schifffahrt und verletzten die Privilegien der Stadt. Daraufhin gelangte die „Radt von Avanture“ nach Riga. Dem Herzog gelang es erst 1694, sie wieder frei zu bekommen, woraufhin sie schließlich verkauft wurde. Doch kehrte sie bald darauf wieder an die Küste Kurlands zurück, nachdem seine neuen Besitzer sie an Johann Groots Bruder Arendt, einen Libauer Bürger und Kaufmann, übergeben hatten.⁴⁸ Das vor 1688 gebaute Schiff „Die Stadt Windau“ verkaufte der Herzog im Oktober 1695 für 3 000 Taler an den Rigaer Kaufmann Ernst Metsue.⁴⁹

Zur Herrschaftszeit Friedrich Kasimirs wurden nicht nur gebrauchte, sondern auch völlig neue Schiffe verkauft. So erwarb Konrad Borchert, ein Windauer Kaufmann und späterer Ratsherr, 1692 eine Jacht vom Herzog, die er 1699 in der Windauer Werft umbauen lassen wollte.⁵⁰ 1694 wurde auf dieser Werft die „Patientia“ auf Borcherts Bestellung gebaut. Zwei Jahre später wollte er zwei weitere in Windau gebaute Schiffe kaufen.⁵¹ Ob er dieses Vorhaben verwirklichte, wissen wir nicht. Bekannt ist aber, dass 1696 in Windau auf Bestellung des Rigaer Kaufmanns Daniel Protz zwei Lichter bzw. Fähren gebaut wurden.⁵²

IV.

Jakob und Friedrich Kasimir beteiligten sich oft an Geschäften mit ortsansässigen und ausländischen Kaufleuten. Sie waren auch bereit, ihre Schiffe an verschiedene Privatpersonen zu vermieten. Damit konnten unter anderem die Kosten für die Mannschaft gedeckt werden. So liefen kurländische Schiffe regelmäßig in die Häfen Europas ein, was wie gesagt wesentlich dazu beitrug, das Herzogtum bekannt zu machen. Doch kam es auch vor, dass die Kapitäne und leitenden Offiziere die Anordnungen des Herzogs nicht befolgten und auf eigene Faust handelten oder die Schiffe einfach plünderten. Dies bezeugen die recht häufigen Gerichtsprozesse, die von

⁴⁸ Leider ist im Verkaufsvertrag keine genaue Verkaufssumme genannt. Verkaufsvertrag und Übergabedokument, Riga, 12.11.1694 (a.St.), in: LVVA, 554-1-1023, Bl. 93, 94. Unter anderem war auch die Familie Bewert in Libau vertreten. Die Schwester von Arendt Groot war mit Johann Bewert aus Libau verheiratet, der um die Jahrhundertwende Strandvogt war.

⁴⁹ Verkaufsvertrag, Riga, 22.10.1695 (a.St.), in: LVVA, 554-1-1023, Bl. 119. Im Jahr 1699 erhielt Ernst Metsue den Titel eines Adligen; seitdem ist er in der Geschichte der Stadt Riga als Metsue von Dannenstern bekannt.

⁵⁰ Gesuch von Konrad Borchert an Herzog Ferdinand, Windau, 8.2.1699, in: LVVA, 554-3-1755, Bl. 40.

⁵¹ Siehe z.B. den Brief des Strandvogts von Windau, Peter Wetkindt, an Herzog Friedrich Kasimir, Windau, 13.9.1696, in: LVVA, 554-1-1836, Bl. 111.

⁵² Brief des Schiffbaumeisters Cornelius Sywertz an Herzog Friedrich Kasimir, Windau, 30.8.1696, in: LVVA, 554-1-1836, Bl. 98.

den Herzögen angestrengt wurden.⁵³ Jakob sah sich bereits zu Beginn seiner Herrschaft mit unehrlichen Kapitänen konfrontiert. Kapitän Berendt Raßaw z.B. sollte im November 1641 mit der Schute „Weisser Schwan“ von Libau nach Frankreich fahren, wo er die Ladung Hafer und Teer dem herzoglichen Faktor Adam Ferber zu übergeben hatte. Anschließend sollte Raßaw die von Ferber besorgten Waren nach Kurland transportieren. In seinem Auftrag betonte der Herzog mit Nachdruck, dass das Schiff keine fremden Waren laden dürfe und aus Frankreich direkt nach Kurland segeln solle. Raßaw jedoch handelte eigenmächtig: Er ließ sich schon unterwegs von einigen herzoglichen Faktoren in verschiedenen Häfen Geld und begann an der französischen Küste Frachtleistungen anzubieten. Zudem entließ er die meisten seiner Seeleute, die – wie er selbst – in Windau Jakob den Treueid geleistet hatten. Im Mai 1642 strandete die „Weisser Schwan“ jedoch und erlitt Schiffsbruch. Eine Zeitlang später tauchte Raßaw in Danzig auf, worüber der herzogliche Faktor in Danzig Albrecht Law (auch *Lau* oder *Loewe*) Jakob informierte. Der Herzog wandte sich daraufhin am 6. September 1644 an den Danziger Rat mit der Bitte, den treuebrüchigen Raßaw zu verhaften und den anderen zur Warnung zum Tode zu verurteilen. Das Schreiben des Herzogs enthielt Beweise, die die Schuld Raßaws belegten, darunter Jakobs Auftrag, den Treueid, den die Mannschaft geleistet hatte, Auszüge aus den Berichten der Faktoren über den Kurs des Schiffes und über die eigenmächtigen Handlungen des Kapitäns. Nach der Durchsicht der eingereichten Unterlagen stimmte der Rat im April 1645 zu, den Fall zu verhandeln. Leider sind die Dokumente der Gerichtsverhandlung im Gdańsker Archiv nicht aufzufinden.⁵⁴ Doch gewann der Herzog anscheinend sein Schiff wieder, denn es ist überliefert, dass die „Weisser Schwan“ noch im Spätsommer 1643 Holz, Teer und Malz nach Danzig lieferte.⁵⁵ Derartige Beispiele gibt es viele.

Auch die vom Herzog angeordneten Expeditionen nach Gambia und Tobago scheiterten manchmal. Als markantes Beispiel sei der Fall des Expeditionskommandeurs Johann Christian von der Heyde angeführt.⁵⁶ Dieser aus Holstein stammende Mann, der in der Moskauer Armee gedient, diese aber bald verlassen hatte, sollte nach einer Vereinbarung mit Her-

⁵³ Ähnliche Probleme wie mit den Kapitänen hatte der Herzog auch mit seinen Faktoren im Ausland. Neben dem bereits erwähnten Fall mit Laubengier und Kamppe in Amsterdam prozessierte er auch gegen Antonius Wessel in Lübeck und Friedrich Pöpping in Kopenhagen.

⁵⁴ Acten des Rats von Danzig 1644–1645, in: Staatsarchiv Danzig (*Archiwum Państwowe w Gdańsku*, künftig: APG), 300, 53/Nr. 643.

⁵⁵ In den Quellen findet sich die letzte sichere Erwähnung des Schiffes in der Rechnung des Faktors Albrecht Law in Danzig für das Jahr 1643, in: LVVA, 554-3-83, Bl. 7.

⁵⁶ Bei der Beschreibung dieses Falles ließ MATTIESEN, *Die Kolonial- und Überseepolitik* (wie Anm. 10), S. 646–649 viele Fehler zu. Sie sind teilweise übernommen worden von EDGARS ANDERSONS: *Senie kurzemnieki Amerikā un Tobāgo kolonizācija* [Die alten Kurländer in Amerika und die Kolonisation von Tobago], Stockholm 1970, S. 202f.

zog Jakob vom 30. September 1674 für drei Jahre als Gouverneur der Insel Tobago in kurländische Dienste treten. Vereinbarungsgemäß hätte die Expedition, die aus der neuen Fregatte „Einhorn“ und dem alten „Isländer“ als Hilfsschiff bestand, noch Ende 1674 abreisen sollen. Doch verließ die Fregatte den Windauer Hafen erst am 16. Mai 1675.⁵⁷ Am 24. Mai trafen beide Schiffe auf der Reede in Lübeck ein, wo sie anderthalb Monate liegen blieben. Hier wurde Eisen, Blei, Schießpulver, Bier und Brot geladen sowie die vom holländischen Kapitän Jan van Troyen in Holland verdingten Seeleute und zusätzliche 30 Soldaten für den Dienst in Tobago an Bord genommen. Nach der Anordnung des Herzogs sollte von der Heyde weiter nach London fahren, wo noch weitere Kolonisten aufzunehmen waren. Doch segelte die kleine Expedition stattdessen nach Kopenhagen, wo sie Mitte August eintraf. Später erklärte van der Heyde dies damit, dass die „Isländer“ reparaturbedürftig gewesen sei und der Faktor des Herzogs in Lübeck vorgeschlagen habe, das Schiff in Kopenhagen reparieren zu lassen, wo die Reparaturkosten angeblich niedriger waren. Zudem habe es auch an Lebensmitteln gefehlt, da er nur mit den Soldaten gerechnet habe, nicht aber mit deren Familienangehörigen. Insgesamt hätten sich allein auf der „Einhorn“ mehr als 100 Leute befunden, darunter auch Frauen und Kinder – sogar Hochzeitsfeiern hätten ausgerichtet werden müssen.⁵⁸ Allerdings herrschte damals Krieg zwischen Dänemark und Schweden, weshalb die Kurländer lange keine Handwerker und Reparaturmaterialien für die „Isländer“ hätten auftreiben können. Somit habe van der Heyde beschlossen, das Schiff zurück nach Kurland zu schicken, auch um nach der Reparatur weitere Lebensmittel mit sich zu führen. Als die „Isländer“ zurückkehrte,⁵⁹ war von der Heyde jedoch bereits mit der „Einhorn“ abge-

⁵⁷ Von der Heyde begründete die Verzögerung damit, dass das Schiff nicht rechtzeitig für die Fahrt vorbereitet gewesen sei. Der Herzog dagegen warf von der Heyde vor, die Abreise absichtlich verzögert zu haben. Siehe Replica IFD von Curland gegen Joh. Chr. v.d. Heyde, produziert im Rigaer Burggrafengericht, 19.6.1677, in: LVVA, 554-1-1219.b, Bl. 33.

⁵⁸ Bei der Gerichtsverhandlung klagten die Seeleute, dass sich von der Heyde der Mannschaft gegenüber würdelos verhalten und auch unanständiges Benehmen seitens der Soldaten geduldet habe. Ohnedies wurde ihm der Vorwurf gemacht, er habe zu viel Interesse für Frauen gezeigt. Dies stritt er jedoch ab. Zeugnis von mehreren Seeleuten, abgegeben in Amsterdam, 11.5.1676, in: LVVA, 554-1-340, Bl. 17f.

⁵⁹ Aus unklaren Gründen hielten die Dänen die „Isländer“ an und machten dem Herzog das Angebot, ihm das Schiff abzukaufen, um es als „Brander“ zu benutzen, d.h. um es, mit Holz und Schießpulver beladen, an einem feindlichen Schiff mit Haken zu befestigen und dann anzuzünden. Jakob lehnte den Vorschlag ab und bekam es höchstwahrscheinlich zurück. Siehe seinen Brief an den dänischen Admiral Bielke (Bjelke), Mitau, 2.6.1676, in: LVVA, 554-2-3159, Bl. 12. Laut Mattiesen verlor der Herzog die „Isländer“ noch im selben Jahr 1676, als Freibeuter sie abfingen. In den Dokumenten wird aber nicht erwähnt, wer damals Kapitän des Schiffes war. Es ist denkbar, dass es Daniel Pappe (auch *Pap*) war, der das Schiff am 1.7.1674 übernahm. MATTIESEN, Die Kolonial- und Überseepolitik (wie Anm. 10), S. 645, und ANDERSONS, Senie kurzemnieki (wie Anm. 56), S. 202, nennen Jan van Troyen als Kapitän der „Isländer“ während dieser Expedition. Er war aber Kapitän auf der „Einhorn“.

segelt. Um die während der Liegezeiten entstandenen Kosten zu decken, hatte er am 30. Oktober (a. St.) 1675 in Kopenhagen einen Frachtvertrag mit dem Amsterdamer Kaufmann Johann Freygau (auch *Feyga*) abgeschlossen, der sich verpflichtete, Gerste aus dem dänischen Holbek nach Amsterdam zu liefern.⁶⁰

Die „Einhorn“ verließ Kopenhagen am 30. November, Anfang Dezember nahm sie in Holbek die anvisierte Ladung auf und segelte Mitte des Monats weiter. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich auf dem Schiff nur noch die Mannschaft und ein paar Soldaten; die meisten von ihnen waren in Kopenhagen desertiert. Auf dem Weg nach Amsterdam kämpfte die „Einhorn“ zwei Wochen lang gegen den Sturm; von der Heyde schlug vor, die Ladung entweder in Schottland oder in England zu verkaufen statt in Amsterdam. Doch Kapitän van Troyen widersetzte sich, da er befürchtete, von der Heyde könnte dort auch das herzogliche Frachtgut und letzten Endes vielleicht sogar die „Einhorn“ selbst verkaufen. Vor Gericht berichtete van Troyen, es sei daraufhin zu einer heftigen Auseinandersetzung gekommen. Nach diesem angeblichen Streit erreichte das Schiff die Insel Texel an der holländischen Küste, wo es auf eine Sandbank auflief. Seine Befreiung kostete mehrere Tage und viel Mühe. Dann segelte die „Einhorn“ weiter nach Medemblik in den Niederlanden. Sobald sie den Hafen anließ, wurde sie auf Bitten des Steuermanns festgesetzt, denn der Kapitän hatte sich geweigert, der Mannschaft ihren Sold vom Frachtgeld auszuzahlen. Von der Heyde hatte sich jedoch das Geld von einem örtlichen Kaufmann geliehen, weshalb er wieder in Konflikt mit dem Kapitän geriet. Um die entstandene Situation zu lösen, traf nach einiger Zeit der älteste Sohn Herzog Jakobs Friedrich Kasimir ein, der damals gerade in den Generalstaaten im Kriegsdienst während des Holländischen Kriegs stand. Beide – van der Heyde und van Troyen – wurden aus ihrem Dienst entlassen. Das Schiff wiederum kehrte offenbar nach Kurland zurück. Van der Heyde und van Troyen führten einen Prozess gegen den Herzog in Amsterdam, den van Troyen gewann. Nachdem van der Heyde von Amsterdam nach Riga zurückgekehrt war, strengte der Herzog im Juni 1677 im burggräflichen Gericht der Stadt Riga einen Prozess gegen ihn an.⁶¹ Laut den Angaben Otto Heinz Mattiesens (1908–1876) wurde von der Heyde am 7. Juli 1679 zum Tode verurteilt.⁶² Man weiß aber nicht, ob das Urteil auch vollstreckt wurde.

⁶⁰ Kopie des Vertrages, in: LVVA, 554-1-1219.b, Bl. 31.

⁶¹ Gerichtsprotokolle und andere mit dem Gerichtsverfahren verbundene Akten, in: LVVA, 554-1-340, Bl. 6-37; 554-1-1219.b, Bl. 32-35; ebenda, 554-1-1121, Bl. 172-175. Das Urteil ist zurzeit leider nicht auffindbar.

⁶² MATTIESEN, Die Kolonial- und Überseepolitik (wie Anm. 10), S. 649.

V.

Auch wenn einige wenige Kapitäne dem Herzog Probleme bereiteten und ihm sogar große materielle Verluste einbrachten, waren viele ehrlich und dienten ihm lange Jahre. Cornel Dou (auch *Dov*, *Dau*) z.B. stand in dessen Dienst von 1648 bis 1654 als Kapitän auf der „Invidia“, von 1656 bis 1658 auf der „Lux“ und von 1663 bis 1666 auf der „Schwan“. Jakob Dousen (auch *Dowessen*, *Dauesen*) wird zwischen 1642 und 1662 als Kapitän auf mindestens sechs Schiffen erwähnt. Man könnte mit der Aufzählung ähnlicher Fälle fortfahren. Manche der im herzoglichen Dienst stehenden Kapitäne ließen sich in Windau oder Libau nieder und wurden zu Bürgern dieser Städte, wo sie die ersten Schifferdynastien Kurlands begründeten. Doch sind die Geschichten von den vielen Letten, die angeblich auf den Schiffen des Herzogs gedient haben, nicht wahr.⁶³

Die Besatzungen und Kapitäne für die Schiffe des Herzogs wurden meist im Ausland angeworben – in Lübeck, Hamburg, Amsterdam, Kopenhagen, Helsingør und in anderen Hafenstädten. Das gilt auch für die Soldaten, die für die Fahrten nach Übersee, also nach Gambia oder Tobago, angeheuert wurden. Auch waren in Kurland ansässige Deutsche, Holländer und Skandinavier darunter, doch trifft man Letten nur extrem selten auf den herzoglichen Schiffen an. Schließlich waren der Herzog selbst wie auch der Adel und das städtische Patriziat daran interessiert, dass die Arbeitskraft nach Möglichkeit vor Ort einsetzbar blieb. Es gab jedoch einige wenige Fälle, wo zur Mannschaft eines Schiffs auch Letten oder „Unenteutsche“ zählten: So wurden 1657 drei Undeutsche auf dem „Herringsfänger“ erwähnt.⁶⁴ Zuweilen kam ein Lette illegal auf ein Schiff, wie etwa der Windauische Stadtbauer oder „Kammerneck“ Jānis Bērzipagale (*Berse Paggall Jan*), der 1675 aus dem Speicher der Gutsbesitzerin von Popen ein paar Pfund Wachs gestohlen hatte, dem Arrest entflohen und sich auf einem Schiff des Herzogs versteckte, das auf dem Weg nach Oldenburg war. Als das Schiff zurückkehrte, erfuhren die Diener des Herzogs, dass Bērzipagale unter Diebstahlverdacht stand. Er wurde aus dem Dienst entlassen und an den Rat der Stadt Windau ausgeliefert, welcher ihn kurzerhand als Dieb hinrichten ließ.⁶⁵

⁶³ Man kann keinesfalls der Behauptung eines Zeitungsartikels zustimmen, in dem es heißt: „Die Seeleute in der Flotte des Herzogs, ausgenommen die Offiziere, waren Letten“. VIKTORS LAMSTERS: *Latvju jūrnieceiba gadu simtu maiņās* [Lettische Seefahrer im Wandel der Jahrhunderte], in: *Limbažu Vēstnesis*, 15.9.1939, Beilage Nr. 19 (140).

⁶⁴ Rechnung der den Seeleuten bezahlten Heuer im Jahr 1657, in: LVVA, 554-1-837, Bl. 115.

⁶⁵ Der Rat habe nicht einmal auf die Ankunft des neu eingesetzten Hauptmanns zu Windau gewartet, beschwerte sich der Verwalter des Amts Windau beim Herzog. Bericht des Amtmanns von Windau Gerhard Koschkull an den Herzog [August 1675], in: LVVA, 554-1-291, Bl. 154. Für die Verhandlung von Strafsachen war der Rat zusammen mit dem jeweiligen Hauptmann zuständig. Im Unterschied zur Praxis in deutschen Ländern war ein Amtmann in Kurland nur ein Gutsverwalter,

Zwar waren die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Letten damals recht begrenzt, doch waren die Küstenbewohner gute Fischer und gelangten mit ihren Booten sogar bis nach Danzig. 1614 klagten die Libauer Bürger darüber, dass die Bauern Fische und andere Waren unverzollt nach Danzig gebracht hätten, also Schleichhandel betrieben.⁶⁶ Die Behörden waren jedoch nicht imstande, dieses Phänomen zu bekämpfen. Noch am 16. Mai 1707 ging eine Meldung vom Libauer Strandvogt und Zollverwalter Johim Bauman ein, wonach er die Schute eines Bauern aus Heiligenaa dabei ertappt habe, Fisch nach Danzig geliefert zu haben und mit 40 Fässern Salz zurückgekehrt zu sein. Auf dem Rückweg habe sich die Schute wegen des Nebels verirrt und eine halbe Meile vom Zollkontor entfernt angelegt. Bauman beschwerte sich auch darüber, dass die Bauern von der Küste bei Heiligenaa und Pappendorf mit nicht verzollten Waren handelten, wodurch seiner Meinung nach dem Schmuggel Vorschub geleistet wurde.⁶⁷ Zudem ist bekannt, dass die Letten damals auch als Lotsen, Schauerleute und Werftarbeiter tätig waren.

VI.

In Lettland gibt es heute noch viele übertriebene und stereotype Vorstellungen von den kurländischen Werften. So wird z.B. gerne angenommen, Herzog Jakob habe in Goldingen Schiffe bauen lassen. Behauptet hat dies zuerst Theodor Schiemann (1847–1921) in seinem Aufsatz „Jacob, Herzog von Kurland und seine naechsten Nachfolger“.⁶⁸ Höchstwahrscheinlich handelte es sich dabei aber um einen Druckfehler, denn statt Goldingen hätte an dieser Stelle Libau genannt sein müssen. Merkwürdigerweise wird Libau in diesem Text gar nicht erwähnt, obwohl Schiemann sicher von der dortigen Werft wusste, schließlich war er mit dem ehemaligen herzoglichen Archiv in Mitau gut vertraut. Leider ist dieser Fehler aus Schiemanns Text später von anderen Autoren übernommen worden, wie z.B. von Heinrich Dieckrichs (1840–1914) und Juškevičs. Auch Arturs Eižens Zālsters (1922–2008) war der Meinung, dass die „Fortuna“ 1639 in Goldingen gebaut worden sei und dem dortigen Großhändler Johann Arendt gehört habe.⁶⁹ Eine Bestä-

während Hauptleute auch richterliche Funktionen ausübten. Insgesamt gab es im Herzogtum Kurland acht Hauptmanns- und vier Oberhauptmanns-Bezirke.

⁶⁶ Gesuch der Libauer Bürger an Herzog Wilhelm [Anfang Juni 1614], in: LVVA, 554-1-1764, Bl. 9-13, hier Bl. 12.

⁶⁷ Strandvogt Baumanns Bericht an den schwedischen Oberstleutnant und Kommandanten Johann Gustav von Sacken, 6./16.5.1707, in: LVVA, 554-3-2028, Bl. 20.

⁶⁸ THEODOR SCHIEMANN: Jacob, Herzog von Kurland und seine naechsten Nachfolger, in: DERS.: Historische Darstellungen und archivalische Studien. Beiträge zur baltischen Geschichte, Hamburg und Mitau 1886, S. 119-137, hier S. 130.

⁶⁹ ARTURS E. ZĀLSTERS: Hercoga Jēkaba burinieki [Die Segelschiffe Herzog Jakobs], Rīga 2002, S. 77. Die „Fortuna“ gehörte keineswegs Arendt, sondern dem Herzog; Arendt war damals als dessen Handelsagent tätig.

tigung hierfür ist jedoch nicht überliefert – ganz davon zu schweigen, dass die Windau für Schiffe derartiger Größe nicht geeignet war.

Die älteste Werft an der kurländischen Küste, die urkundlich erwähnt wird, befand sich in Libau. Sie gehörte allerdings nicht dem Herzog, denn dort wurden kleine Schiffe von den Einheimischen gebaut, wie z.B. im März 1604 ein 15 Lasten großes Schiff für Martin Bentzien.⁷⁰ Die Tradition des Schiffbaus an der Küste von Libau reichte bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Herzog Friedrich, Jakobs Onkel (1569–1642, mit einigen Unterbrechungen im Amt seit 1587), hatte 1625 im Privilegium für die Stadt dieses Recht den Libauern bestätigt. Ursprünglich wollte Herzog Jakob seine Werft wohl auch dort begründen.⁷¹ Am 3. August 1638 befahl er während eines Aufenthalts den auf seinen nahegelegenen Gütern ansässigen Dienstleuten, zusammen mit einem ungenannt bleibenden Schiffbaumeister⁷² in den Wäldern von Niederbartau, Oberbartau und Rutzau Waldarbeiten durchzuführen, wobei es um die Beschaffung des notwendigen Holzes für den Schiffbau ging. Weiterhin wissen wir aus einem Bericht des herzoglichen Agenten in Amsterdam Piter Janson van Nes vom 5. Juni 1640 an seinen Lübecker Kollegen Antonius Wessel, er habe dessen Bitte Folge geleistet und einen Zimmermann mit Gesellen über Hamburg und Lübeck nach Windau entsandt. Van Nes fügte hinzu, er habe den vorigen Briefen entnommen, dass die Arbeiten in Libau durchzuführen seien, weshalb er den Zimmermann beinahe dorthin geschickt habe.⁷³ Hieraus kann man ableiten, dass Jakob seine Flotte ursprünglich tatsächlich in Libau bauen lassen wollte, sich jedoch letzten Endes für Windau entschied. Man kann vermuten, dass er die dortigen Verhältnisse für günstiger hielt.

Herzog Friedrich teilte am 19. Juli 1638 eine Reihe von Gütern seinem Neffen Jakob zu, darunter auch den Windauer Hafen: „Wir Hertzog Friedrich vergönnen Hertzogen Jacobo die Port oder die Einfahrt zur Windau bester maassen. Jedoch auf SLb eigenen Unkosten anfertigen zu lassen.“⁷⁴ Jakob erhielt somit in Windau völlige Handlungsfreiheit. Die Flussmündung der Windau bot ihm die Gelegenheit, einen Hafen bauen zu lassen, was dort sicher einfacher war als in Libau, wo für ein derartiges Projekt erst

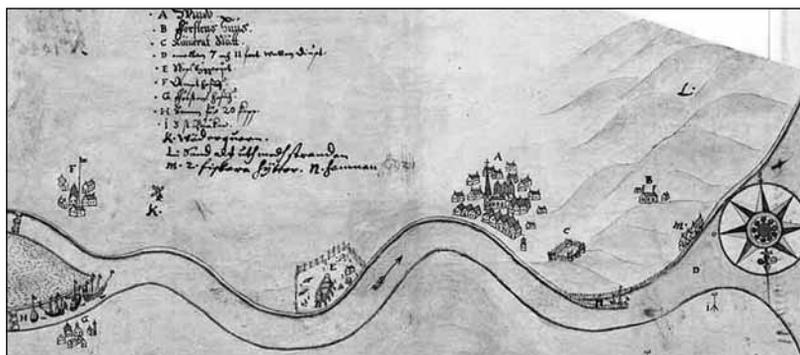
⁷⁰ Bericht des Strandvogts von Libau, Abracham Heidenreich, an die Preußische Regierung, März 1604, in: GStA, XX HA, Herzogliches Briefarchiv, Abteilung D, Kasten Nr. 700c, unpag. Libau befand sich zusammen mit dem Burgbezirk von Grobin zwischen 1560 und 1609 in Pfandbesitz des Herzogs von Preußen.

⁷¹ Herzog Friedrich hatte bereits im Herbst 1633 Jakob mehrere kurländische Territorien, darunter die Küste von Libau mit den Strandvogteien von Heiligena und der Stadt Libau zur Verwaltung überlassen.

⁷² Es ist möglich, dass der Name des Meisters Hans Reimers war. Dieser Name findet sich ohne Amtsbezeichnung im Text der Anordnung, 3.8.1638, in: LVVA, 554-1-2531, Bl. 448f.

⁷³ Brief von Piter Janson van Nes an Antonius Wessel, Amsterdam, 5.6.1640, in: LVVA, 554-1-1219.b, Bl. 12.

⁷⁴ Vereinbarung der Herzöge Friedrich und Jakob, Mitau, 19.7.1638, in: LVVA, 554-3-27, Bl. 12f.



– Abb. 1. Plan von der Umgebung der Stadt Windau um 1658 oder 1659, in: *Ventspils muzeja raksti [Schriften des Museums Ventspils]*, hrsg. von ARMANDS VIJUPS und MĀRITE JAKOVĻEVA, Bd. 6, Ventspils 2009, S. 276.

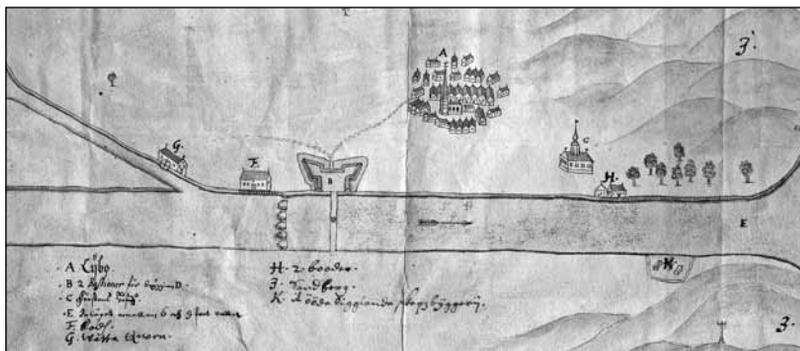
ein Kanal hätte gebaut werden müssen. Die Werft, mit deren Bau Jakob um 1639 begann – in den Quellen als „Baustete“ oder „Baustelle“ bezeichnet –, lag am linken Ufer der Windau, zwischen der Stadt und Rothhof bzw. dem Amt Windau (siehe Abb. 1). Beaufsichtigt wurde sie von einem Amtmann und dem Strandvogt, umzäunt wurde sie jedoch erst Anfang 1653.⁷⁵ Zwar kamen die Schiffbaumeister aus Holland und Lübeck, doch stammten die meisten Arbeiter aus der Umgebung.

Über die um 1677 in Libau eingerichtete herzogliche Werft bieten die Quellen leider viel weniger Informationen als über die entsprechende Anlage in Windau. Auch finden sich keine genaueren Ortsangaben. Als die Schweden 1658 das Land eroberten, hatte die bereits erwähnte städtische Werft ihre Tätigkeit wieder eingestellt. Möglicherweise ist ihr Standort auf einer Karte der Umgebung Libaus (siehe Abb. 2) zu sehen, auf der mit dem Buchstaben „K“ eine verlassene Schiffbaustelle gekennzeichnet ist.⁷⁶ Es ist außerdem überliefert, dass auf der herzoglichen Werft in Libau zwei holländische Baumeister arbeiteten – Hindrich Jansen und Peter Clason Mütz –, die sich jedoch angeblich nicht besonders gut vertrugen.⁷⁷

⁷⁵ Die Anordnung Herzog Jakobs an Wilhelm Groll, dem Amtmann zu Windau, Mitau, 5.1.1653, in: LVVA, 554-2-2899, Bl. 52.

⁷⁶ Ein Vergleich der hier genutzten Karten von Windau und Libau zeigt, dass deren Ausführung identisch ist. Wahrscheinlich wurden sie von derselben Hand angefertigt. Eventuell wurden sie auf Anordnung des schwedischen Kommissars Per Hanson erstellt, der am 20.10.1658 (a. St.) von der schwedischen Admiralität beauftragt worden war, den Hafen und die Werft von Windau zu revidieren (RA, Diplomatica: Polonica, Nr. 329, unpag.). Anscheinend beschafften sich die Schweden ähnliche Informationen auch in Libau. Die Originale beider Karten befinden sich heute im Schwedischen Kriegsarchiv in Stockholm.

⁷⁷ Bericht des Libauschen Strandvogts Andreas Langner an Herzog Friedrich Casimir über die Konflikte zwischen den Schiffsbaumeistern, Libau, 24.11.1677, in: LVVA, 554-1-943, Bl. 132; Liebausches Gage und Ausspeise Buch von HFD Schiffs-Baumeister, Zimmerleute, Tackelaer, Schmidt und Arbeitern 1689–1691, in: LVVA, 554-3-1757, Bl. 1-31.



– Abb. 2. Plan von der Umgebung der Stadt Libau um 1658 oder 1659, in: *Ventspils muzeja raksti [Schriften des Museums Ventspils]*, hrsg. von ARMANDS VIJUPS und MĀRĪTE JAKOVĻEVA, Bd. 6, Ventspils 2009, S. 276.

Als nach dem Tod Herzog Jakobs am 31. Dezember 1681 dessen ältester Sohn Friedrich Kasimir den Thron bestieg, setzten beide herzoglichen Werften ihre Arbeit fort. Friedrich Kasimirs Tod am 22. Januar 1698 und der Große Nordische Krieg (1700–1721) brachten dem Land politisches Chaos und ökonomischen Verfall. Zuerst stellte die Libauer Werft ihre Arbeit ein; das letzte Schiff der Kettler-Dynastie, das noch in Windau gebaut wurde, war wohl die „Neptunus“, deren Bau im Frühjahr 1714 abgeschlossen wurde und die von schwedischen Freibeutern am 17. April 1715 auf der Reede vor Windau aufgebracht wurde.⁷⁸ Es ist nicht leicht, die offizielle Schließung der Werft genau zu datieren, doch geschah dies wahrscheinlich zu dem Zeitpunkt, als das Gut Rothhof im April 1716 an die Witwe Herzog Friedrich Wilhelms (1692–1711, im Amt seit 1710), Anna Ivanovna (1693–1740), die spätere Kaiserin von Russland (1730–1740), übergeben wurde.⁷⁹

* * *

Auch im 18. Jahrhundert wurde der Schiffbau im Herzogtum Kurland nicht aufgegeben. Handwerker in Windau und Libau reparierten Schiffe und bauten weiterhin Boote, bis 1768 Herzog Ernst Johann von Biron (1690–1772, im Amt 1737–1740 und 1762–1769) die Werft in Windau wiederherstellen wollte. Hierfür wurden bereits Handwerker aus Lübeck angeworben. So wissen wir z.B., dass 1768 ein Schiffszimmermeister namens Heinrich Christian Frahm für den Herzog ein neues Schiff in Windau baute und

⁷⁸ Quittung des Zollschreibers Johann Tiedemann über das Lotsengeld wegen Ausbringung des Schiffes „Neptunus“, Windau, 24.4.1714, in: LVVA, 554-1-1119, Bl. 1224; Brief von Dietrich Pulss an Herzog Ferdinand nach Danzig, Stralsund, 24.10.1719, in: LVVA, 554-1-1120, Bl. 149, 200.

⁷⁹ Inventarium des fürstlichen Amtes Windau, 10.4.1716, in: LVVA, 6999-44-1129, Bl. 14. Als Herzog Friedrich Wilhelm 1710 in das Herzogtum zurückkehrte, ließ er sich über den Stand der Dinge aufklären und beschloss, die Werft zu schließen.

später dort als Hafenbaumeister tätig war.⁸⁰ Wohl auf Bestellung einer Privatperson wurde 1791 auch in Libau ein neues Schiff gebaut.⁸¹

Das Thema der Schifffahrt und des Schiffbaus im Herzogtum Kurland ist noch lange nicht erschöpft. Um die Bedeutung der Flotte für den Handel der Herzöge einschätzen zu können, brauchen wir jedoch mehr Studien. Das betrifft vor allem den herzoglichen Handel mit Europa, den Zoll, die Handelsaktivitäten verschiedener Kaufleute in Kurland und die Entwicklung der Städte.

SUMMARY

Myth and Reality: On the Fleet and Shipbuilding in the Duchy of Courland

This article discusses the prominent topic of the fleet of the Duchy of Courland in the 17th century, created by the representatives of the Kettler-dynasty, Duke Jakob (1610–1681) and Duke Friedrich Kasimir (1655–1698). In research and in Latvian historical memory this topic hitherto has been stamped by myths and exaggerations. Against those myths the article proves that there never has been a fleet of the dukes for military purposes. Of course, Courland's ships at least partly were equipped with canons, but this was meant for self-defence only. Never has any ship of the Duchy been active in any sea battles, only rarely were the weapons used against pirates or buccaneers for mostly, the ships if attacked, gave in quite instantly. For the Dukes of Courland the imperative throughout the time under scrutiny since the 1620s has been to maintain their neutrality in all of the numerous European conflicts of the age.

Still today in literature or the Internet one can find exaggerated numbers of ships allegedly built in the shipyards of Windau. Although it is extremely difficult to give exact numbers, we can assume that during the era of the Kettler-dynasty from 1562 to 1737 the fleet of the Duchy consisted of approximately 160 to 200 ships. At their zenith from the 1640s to the 1690s, the Dukes had approximately 15 to 35 at their disposal at the same time. The first shipyard was built around 1639 by Duke Jakob in Windau, another one operated in Libau since 1677. Although many authors created the impression that sea ships were built as well in Goldingen, this actually was never the case.

⁸⁰ Brief des Licent-Inspectors Johann Christian Grundt an Herzog Biron, Windau, 16.4.1768, in: LVVA, 554-3-2035, Bl. 171; Untersuchungs-Protocoll wider den Licent-Inspector J. Chr. Grundt, Windau, 20.–24.3.1770, in: LVVA, 554-3-2032, Bl. 142-149, hier Bl. 147.

⁸¹ Specification der Waren und Schiffe in Libau 1791, in: LVVA, 554-3-1924, Bl. 157.

Der baltische Getreidehandel und das internationale Preisniveau: Der Roggenpreis in Reval im 18. Jahrhundert

VON HANNES VINNAL

Die Getreidepreise gehören zu den wenigen „harten Fakten“ bzw. messbaren Daten, die uns als statistisch analysierbare Serien über lange Zeiträume zur Verfügung stehen und zugleich geografisch recht umfassend sind. Für Sozial- und Wirtschaftshistoriker gelten daher Getreidepreise als wichtiger Indikator für die materiellen Grundstrukturen einer Gesellschaft. Anhand eines Vergleichs der Preisreihen können diverse sozialwirtschaftliche Prozesse erforscht werden,¹ denn Getreide war sowohl wichtigstes Grundnahrungsmittel als auch Handelsgut im vormodernen Europa und seine diversen Sorten wiesen nur geringe Preisunterschiede auf. Zu den aktuellen Forschungsrichtungen, die sich auf Getreidepreisreihen stützen, gehört die Untersuchung von Integration und Verflechtung der Märkte.²

Die Abfassung dieses Beitrags wurde durch den *Eesti Teadusfond* (ETF 8209) und das über die Stiftung Archimedes abgewickelte Programm DoRa des Europäischen Sozialfonds unterstützt. Für gute Ratschläge und die Anregung zur Beschäftigung mit diesem Thema sei dem Betreuer meiner Doktorarbeit, Dr. Enn Küng, sowie Prof. Dr. Ulrich Pfister von der Universität Münster und Liisi Taimre gedankt.

¹ Zu den theoretischen Grundlagen für die Heranziehung der Getreidepreise als eines historischen Datenbestands siehe FERNAND BRAUDEL, FRANK C. SPOONER: *Prices in Europe from 1450–1750*, in: *Cambridge Economic History of Europe*, Bd. 4, Cambridge 1967, S. 390–393; THOMAS RAHLF: *Getreide in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis 18. Jahrhundert. Das Beispiel Köln im regionalen Vergleich*, Trier 1996 (*Kleine Schriften zur Geschichte und Landeskunde*, 3), S. 54–72.

² Die wichtigsten neuesten Studien aus diesem Bereich im Hinblick auf die frühneuzeitliche Periode: KARL GUNNAR PERSSON: *Grain Markets in Europe 1500–1900: Integration and Deregulation*, Cambridge 2005 (*Cambridge Studies in Modern Economic History*, 7); SÜLEYMAN ÖZMUCUR, SEVKET PAMUK: *Did European Commodity Prices Converge During 1500–1800*, in: *The New Comparative Economic History: Essays in Honor of Jeffrey G. Williamson*, hrsg. von TIMOTHY J. HATTON, KEVIN O’RORKE und ALAN M. TAYLOR, Cambridge 2007, S. 59–86; GIOVANNI FEDERICO: *When Did European Markets Integrate?*, in: *European Review of Economic History* 15 (2011), S. 93–129; VICTORIA N. BATEMAN: *The Evolution of Markets in Early Modern Europe, 1350–1800: A Study of Wheat Prices*, in: *Economic History Review* 64 (2011), S. 447–471; ULRICH PFISTER, MARTIN UEBELE und HAKON ALBERS: *The Great Moderation of Grain Price Volatility?: Market Integration vs. Climatic Change, Germany, Seventeenth to Nineteenth Centuries*. Conference Paper presented at BEAT-Workshop in Historical Economics,

Im Allgemeinen wurden die Getreidepreise in Europa recht ausführlich untersucht, doch liegen in Bezug auf die Wirtschaftsgeschichte Est- und Livlands nur sehr wenige preishistorische Untersuchungen vor. Im Hinblick auf die frühe Neuzeit seien hier die Studien von Otto Liiv³ und Edgars Dunsdorfs hervorgehoben.⁴ Zuverlässige statistische Daten über längere Perioden liegen bisher jedoch nicht vor. Da der Getreideexport in den Westen für die sozialwirtschaftlichen Beziehungen im frühneuzeitlichen Est- und Livland eine bedeutende Rolle spielte, ist dieser Mangel durchaus bemerkenswert. Der Behauptung des Wirtschaftswissenschaftlers Feliks Sauks, es sei vergeblich, im Hinblick auf diese Zeit genaue statistische Angaben ausfindig zu machen,⁵ muss allerdings widersprochen werden. Die in den estnischen Archiven in großer Zahl erhaltenen Unterlagen zur geschäftlichen Buchführung der Kaufleute bietet ausgezeichnetes Material für preishistorische Forschungen.⁶

Strasbourg, 13.–14.5.2011 (abrufbar unter dem URL: http://www.wiwi.uni-muenster.de/wisoge/md/personen/uebele/PfisterUebeleAlbers_Strasbourg_2011_Mi_1400.pdf, letzter Zugriff 27.3.2013). Konkreter wird der Getreidehandel in der Ostsee- und Nordseeregion in den folgenden Abhandlungen behandelt: PIERRE JEANNIN: Preis-, Kosten- und Gewinnunterschiede im Handel mit Ostseegetreide (1550–1650), in: Wirtschaftliche und soziale Strukturen im säkularen Wandel. Festschrift für Wilhelm Abel zum 70. Geburtstag, hrsg. von INGOMAR BOG u.a., Bd. 2, Hannover 1974, S. 494–517; RICHARD W. UNGER: Integration of Baltic and Low Countries Grain Markets, 1400–1800, in: The Interactions of Amsterdam and Antwerp with the Baltic Region, 1400–1800, hrsg. von JOHANNA MARIA VAN WINTER, Leiden 1983, S. 1–10; ROBERT C. ALLEN, RICHARD W. UNGER: The Depth and Breadth of the Market for Polish Grain 1500–1800, in: Baltic Affairs: Relations Between the Netherlands and North-Eastern Europe 1500–1800, hrsg. von JACQUES P.S. LEMMINK und HANS J.S.A.M. VAN KONINGSBRUGGE, Nijmegen 1990, S. 1–18; DAVID JACKS: Market Integration in the North and Baltic Seas, 1500–1800, in: Journal of European Economic History 33 (2004), S. 285–329.

³ OTTO LIIV: Die wirtschaftliche Lage des estnischen Gebietes am Ausgang des XVII. Jahrhunderts, Bd. 1, Tartu 1935 (*Õpetatud Eesti Seltsi Toimetised*, 27), S. 280–310 zu den Getreidepreisen in Reval.

⁴ EDGARS DUNSDORFS: Rigaer Roggenpreise im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Preisrevolution, in: *Commentationes Balticae* 10/11 (1963/64), Nr. 3, S. 125–145.

⁵ FELIKS SAUKS: Mõnede põllumajandussaaduste ekspordist Eestis XVIII sajandil [Über den Export einiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse in Estland im 18. Jahrhundert], in: *Majandusteaduslikke töid*, Bd. 30, Tartu 1980 (*Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised*, 526), S. 58–76, hier S. 64.

⁶ Durch eine außergewöhnliche Kontinuität bestehen in erster Linie die im Estnischen Historischen Archiv (*Eesti Ajalooarhiiv*) in Tartu aufbewahrten Archivbestände „Kaubamaja Hans Didrich Schmidt Pärnus“ [Kaufhaus Hans Didrich Schmidt in Pärnu] (Bestand 3340), „Kaubamaja Jakob Jacke ja Ko Pärnus“ [Kaufhaus Jakob Jacke und Ko in Pärnu] (Bestand 3339) und „Ekspeditioonifirma Th. Clayhills ja poeg Tallinnas“ [Expeditionsfirma Th. Clayhills und Sohn in Reval] (Bestand 4924), aber auch mehrere kaufmännische Rechnungsbücher über kürzere Perioden in den kaufmännischen Schul- und Rechnungsbüchern im Bestand des Revaler Magistrats (Bestand 230) im Stadtarchiv Tallinn (*Tallinna Linnaarhiiv*).

Der erste Abschnitt des vorliegenden Aufsatzes verfolgt das Ziel, den vom Autor erstellten Datenbestand über den Revaler Roggenpreis in der Zeit von 1735 bis 1800 vorzustellen. Die Daten beruhen auf der Hauptbuchserie des Archivs des Revaler Handelsunternehmens Thomas Clayhills & Sohn.⁷ Es wird näher auf die Frage der Homogenität und Repräsentativität der Preise eingegangen. In den beiden folgenden Abschnitten wird das Hauptgewicht auf die Analyse der Preisangaben vor dem breiteren Hintergrund der internationalen Handelsbeziehungen gelegt. Dabei soll der Frage nachgegangen werden, ob – und wenn ja, wie – sich die Position Revals und seines Hinterlands als Ausfuhrmarkt für Getreide im Fernhandel entsprechend dem langfristigen Preisverlauf auf dem internationalen Markt verändert hat. Im Rahmen dieser allgemeineren Fragestellung wird näher untersucht, wie das Preisniveau für Roggen in Reval im Verhältnis zu anderen Getreidehandelszentren im Ost- und Nordseeraum war, wie es sich in der zu betrachtenden Periode veränderte und wodurch sich diese Veränderungen erklären lassen.

Die Quellen und die Zuverlässigkeit der Preisangaben

Die Preisserie für Roggen aus den Jahren 1735 bis 1800 bildet die empirische Grundlage für die vorliegende Abhandlung (siehe Anhang 1). Vor der Auslegung der Daten müssen aber erst einmal deren Charakter und Qualität als eines statistisch zu analysierenden Komplexes ermittelt werden. Hier zeigt sich eine Diskrepanz, auf die der polnische Historiker Witold Kula treffend hingewiesen hat. Verlängern wir die Datenreihe, die als Grundlage der Analyse dient, und betrachten immer längere Perioden, so gewinnt der Datenbestand zwar an Interpretationsmöglichkeiten. Zugleich müssen damit jedoch Einbußen bei der Homogenität der Daten in Kauf genommen werden, und die Analyse wird ihrer Zuverlässigkeit beraubt.⁸ Somit ist der Historiker bei der Untersuchung von Zeitreihen gehalten, einen geeigneten Mittelweg zu finden: Es muss eine ausreichend lange Periode betrachtet werden, damit sich die allgemeinen Tendenzen und relevanten Zusammenhänge abzeichnen, zugleich müssen die Angaben möglichst einheitlicher Herkunft und Qualität sein.

⁷ Die kontinuierliche Serie der Hauptbücher von „Th. Clayhills & Sohn“, 1735–1800, in: Estnisches Historisches Archiv (*Eesti Ajalooarhiiv*, Tartu, künftig: EAA), Bestand 4924, Findbuch 1, Akte 3ff., Bl. 7ff., 11–17.

⁸ WITOLD KULA: Geschichte und Ökonomie: Die „Langen Zeitabläufe“, in: Geschichte und Ökonomie, hrsg. von HANS-ULRICH WEHLER, Köln 1973 (Neue Wissenschaftliche Bibliothek. Geschichte, 58), S. 255–272, hier S. 263.

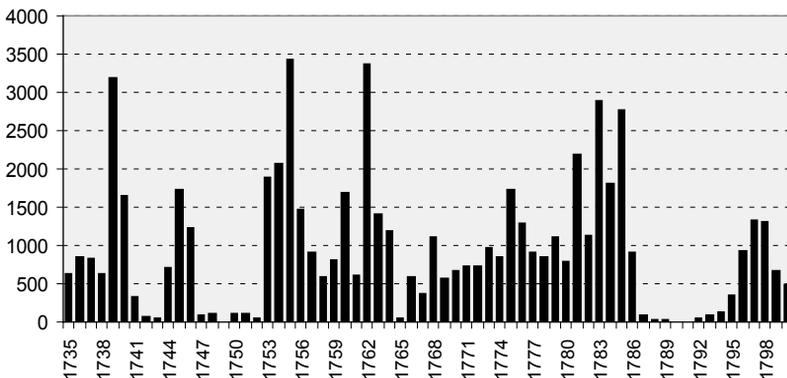
Die Expeditionsfirma Thomas Clayhills & Sohn war das Revaler Handelsunternehmen, das am längsten ununterbrochen tätig war.⁹ Über die Geschäftsvorgänge des Unternehmens wurde nach einem einheitlichen System von 1716 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Buch geführt. Aus den Jahren 1735 bis 1800 stammt die aus 13 Bänden bestehende, vollständig erhaltene Serie der Hauptbücher der Firma.¹⁰ Die einzige grundlegende Änderung im 18. Jahrhundert war der Übergang vom Albertustaler als Buchgeld zum Silberrubel im Jahre 1756. Unverändert blieb im 18. Jahrhundert auch der Schwerpunkt der Handelstätigkeit des Unternehmens: die Ein- und Ausfuhr der wichtigsten Massenwaren – Salz, Tabak, Getreide und Flachs. Sowohl im Hinblick auf den Außenhandelsumsatz als auch hinsichtlich der Höhe des Handelskapitals gehörte das betreffende Unternehmen während der ganzen zu betrachtenden Periode zu den bedeutendsten Handelsfirmen Revals und im ganzen estnischen Gebiet.¹¹

In Grafik 1 wird dargestellt, wie viel Roggen Clayhills & Sohn jährlich gekauft hat. Die im Laufe eines Jahres angekaufte und im Hauptbuch auf der Sollseite des Roggenkontos verbuchte Menge in Lasten und Tonnen sowie der dafür gezahlte Geldbetrag in Silberrubeln und Kopeken dienen als Grundlage für den Datenbestand der vorliegenden Untersuchung. Wie sich aus der Grafik entnehmen lässt, lag der Ankauf von Roggen in normalen Jahren durchschnittlich zwischen 500 und 1 500 Lasten, wobei er sich in Rekordjahren auch auf über 3 000 Lasten belaufen konnte. Durchschnittlich wurden auf der Sollseite des Roggenkontos ein- bis zweihundert Eintragungen jährlich vorgenommen. Die Zahl der Kaufgeschäfte, als deren gewichtetes Mittel die Preisserie zusammengestellt wurde, war somit bemerkenswert groß. Auffallend gering, zwischen zwei bis 117 Lasten, war der Ankauf von Roggen indes in den Jahren 1742–1743, 1747–1752,

⁹ Der Firmengründer Thomas Clayhills (1690–1757), ein Sohn des Revaler Kaufmanns schottischer Herkunft Johann Clayhills, nahm die selbstständige Geschäftstätigkeit um 1716 auf. In den 1730er Jahren stieg er zu einem der bedeutendsten Großkaufleute Revals auf. 1742 wurde der Firmenname „Thomas Clayhills & Sohn“ eingeführt. Nach dem Tod des Gründers wurde das Unternehmen bis 1770 von seinem Sohn Hermann Johann und danach von dessen Witwe Margaretha Elisabeth (geb. Hetling) geleitet. Schließlich wurde es 1782 an Johann Karl Girard, den Ehemann der Schwester Margaretha Elisabeths, vererbt. HANNES VINNAL: Thomas Clayhills (1690–1757). Uurimus kaubanduslikust ettevõtlusest Tallinnas 18. sajandi esimesel poolel [Thomas Clayhills (1690–1757). Eine Studie über das kaufmännische Gewerbe in Reval in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts]. Magisterarbeit, Universität Tartu 2011, S. 17–21 (Manuskript einsehbar in der Abteilung für estnische Geschichte der Universität Tartu).

¹⁰ Leider sind die Buchhaltungsbücher aus der Zeit von 1721 bis 1734 verlorengegangen.

¹¹ GOTTFRIED ETZOLD: Seehandel und Kaufleute in Reval nach den Frieden von Nystad bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Marburg/Lahn 1975 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, 99), S. 198; OTTO-HEINRICH ELIAS: Reval in der Reformpolitik Katharinas II. Die Statthalterschaftszeit 1783–1796, Bonn-Bad Godesberg 1978 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 3), S. 133.



– **Grafik 1.** Die Mengen des von Thomas Clayhills & Sohn angekauften Roggens in Lasten (1735–1800).¹²

1765 und 1787–1794. Diese Talsohlen spiegeln die von der russischen Zentralregierung bestimmten Ausfuhrverbote für Getreide.¹³

Leider kann beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht festgestellt werden, inwieweit der jährliche Ankauf von Getreide durch Clayhills & Sohn die Dynamik des gesamten Revaler Getreidehandels widerspiegelt. Vergleicht man das Volumen des Warenumsatzes des Unternehmens mit dem Ausfuhrvolumen des Revaler Hafens, kann dessen Anteil an der Getreideausfuhr im Hinblick auf die einzelnen Jahre jedoch auch genauer ermittelt werden. Von 1735 bis 1737 belief er sich auf beinahe 16%¹⁴ und zeigte

¹² Als Grundlage für die Erstellung wurden die im Anhang 1 angeführten Angaben herangezogen.

¹³ Vollständige Ausfuhrverbote für Getreide aus Reval bestanden im Zeitraum vom 7.7.1742 bis Ende 1744, vom 20.2.1746 bis November 1752, vom 1.7.1762 bis zum 31.7.1762 sowie von 1784 bis 1795. MATI LAUR: Eesti ala valitsemine 18. sajandil (1710–1789) [Die Verwaltung des estnischen Gebietes im 18. Jahrhundert], Tartu 2000, S. 176f.; ETZOLD, Seehandel und Kaufleute (wie Anm. 11), S. 118f.; ELIAS, Reval in der Reformpolitik (wie Anm. 11), S. 140.

¹⁴ HANNES VIGNAL: Kaubabilansi kujunemine ja rahvusvaheliste maksete liikumine Läänemere regioonis 18. sajandil: Tallinna kaupmehe Thomas Clayhillsi näide [Die Entwicklung der Handelsbilanz und der internationale Zahlungsverkehr in der Ostseeregion im 18. Jahrhundert: am Beispiel des Revaler Kaufmanns Thomas Clayhills], in: Ajalooline Ajakiri 2011, Nr. 3–4, S. 265–285, hier S. 272. Der Anteil von Clayhills & Sohn am Revaler Getreidehandel lässt sich auch anhand der vom Magistrat erstellten Getreideinquisitionen entnehmen. So hielt das Unternehmen während der Hungersnot am 7.7.1741 84 Lasten Roggen auf Lager, was 29% der in der Stadt angelegten Vorräte entsprach; während der Inquisitionen vom 19.11.1770 und vom 26.5.1771 waren es 80 Lasten (7%) bzw. 151 Lasten (5%). Siehe die von Johann Daniel Intelmann erstellte Inquisition über das in der Stadt aufbewahrte Getreide, 7.7.1741, in: Revaler Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig: TLA), Bestand 230, Findbuch 1, Akte BK 27, Bl. 68r–69; die vom Revaler Magistrat durchgeführte Inquisition über das in der Stadt aufbewahrte Getreide, 19.11.1770, in: ebenda, Bl. 150–168r; die vom Revaler Magistrat durchgeführte Inquisition über das in der Stadt aufbewahrte Getreide, 26.5.1771, in: ebenda, Bl. 169–191r.

anschließend eine eher steigende Tendenz, da er 1744 bei nahezu 49% lag.¹⁵ Nachdem er 1771 auf 10%¹⁶ gefallen war, stieg er in den Jahren von 1780 bis 1787 jedoch erneut auf 45%¹⁷.

Der Kreis der Erzeuger und Zwischenhändler, die Clayhills & Sohn mit dem zur Ausfuhr bestimmten Getreide belieferten, war während der zu betrachtenden Periode relativ einheitlich. Hierbei handelte es sich in erster Linie um im Bauernhandel engagierte Revaler Kaufleute sowie um Gutsbesitzer aus Estland (in geringerem Maße auch aus Livland).¹⁸ Die jeweils angekauften Mengen waren verhältnismäßig groß – nur selten weniger als zwei Lasten. Dies lässt den Schluss zu, dass der Direktankauf von Getreide bei den Bauern im Falle von Clayhills & Sohn eher eine Ausnahme darstellte. Auch wenn eine genauere Ermittlung des geografischen Hinterlands des Unternehmens noch gründlicherer Untersuchungen bedarf, lässt sich bei einer ersten Betrachtung feststellen, dass ein Großteil des angekauften Roggens aus der näheren Umgebung Revals stammte. Ein großangelegter Ankauf erfolgte auch durch Dorpater, Hapsaler, Pernauer und Arensbürger Kaufleute, direkte Kontakte unterhielt die Firma sogar zu mehreren relativ weit entfernt gelegenen Gütern auf Ösel und im nördlichen Teil Livlands.¹⁹ Als Ausnahme kann eine Missernteperiode in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre gelten, als in der Buchführung des Unternehmens auch Angaben über die Einfuhr ausländischen Roggens genannt werden.²⁰

Ausgehend von diesen Beobachtungen können die dieser Studie zugrundeliegenden Angaben als Ankaufpreise der Großhändler in Reval und seinem Handelshinterland gelten. In Anbetracht dessen, dass das Unternehmen in der zu betrachtenden Periode kontinuierlich tätig war, der Ankauf durch die Firma sowohl mengenmäßig als auch nach Anzahl der Geschäfte in den meisten Jahren beträchtlich war und zugleich einen beachtlichen Teil der Getreideausfuhr Revals ausmachte, können die vorgelegten Daten

¹⁵ ETZOLD, Seehandel und Kaufleute (wie Anm. 11), S. 198.

¹⁶ 1771 betrug der Ankauf von Roggen durch die Firma nach Angaben der Hauptbücher 720 Lasten. Aus der vom Revaler Magistrat täglich erstellten Übersicht über in die Stadt geliefertes Getreide und Schnaps geht hervor, dass im Laufe des Jahres 7 446 Lasten Roggen (1 359 Lasten Weizen, 2 835 Lasten Malz, 1 064 Lasten Hafer und 10 211 Fässer Schnaps) eintrafen. Siehe den vom Revaler Magistrat erstellten Bericht über das der Stadt eingetroffene Getreide und den Schnaps, 11.1.1771–8.1.1772, in: TLA, 230-1- BK 27, Bl. 200–204r.

¹⁷ Der Ankauf von Roggen durch Clayhills & Sohn betrug 12 480 Lasten, der Ankauf von Hafer und Gerste ca. 1 500 Lasten. Die Getreideausfuhr aus dem Revaler Hafen belief sich auf insgesamt 30 647 Lasten. FELIKS SAUKS: Väliskaubandus 18. sajandil ja 19. sajandi esimesel poolel [Der Außenhandel im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts], in: Eesti talurahva ajalugu, hrsg. von JUHAN KAHK, Tallinn 1992, S. 398–402, hier S. 398, Tabelle 4, eigene Berechnungen.

¹⁸ VINNAL, Thomas Clayhills (wie Anm. 9), S. 51.

¹⁹ Ebenda, S. 29ff.

²⁰ 1787 wurden aus Helsinki 54 Lasten und 1789 aus Lübeck 6 Lasten Roggen eingeführt. Siehe das Hauptbuch von „Th. Clayhills & Sohn“ 1787–1792, in: EAA, 2924-1-15, Bl. 131.

als ziemlich repräsentativ angesehen werden. Die Datenqualität kann aufgrund der geringen Zahl der Kaufgeschäfte nur im Hinblick auf die Jahre 1749 und 1788–1791 angezweifelt werden, als der Ankauf weniger als 20 Lasten betrug.²¹

Der auf der Grundlage der Hauptbücher von Clayhills & Sohn erstellte Datenbestand kann anhand der anderen vergleichbaren Datenserien überprüft werden. Eine gute Möglichkeit dafür bietet die vom Revaler Magistrat von 1752 bis 1761 und von 1779 bis 1786 erstellte Statistik über die durchschnittlichen Monatspreise für Getreide. Im Hinblick auf die meisten Jahre zeigt sich eine erhebliche Konvergenz.²² Als Vergleichsmaßstab können gleichfalls die in der früheren Historiografie dargelegten Preisangaben herangezogen werden, die in der Regel weitaus kürzere Perioden umfassen oder als Durchschnittswerte für längere Perioden angelegt sind.²³ Im Großen und Ganzen stimmt der Datenbestand der vorliegenden Untersuchung mit den Angaben aus früheren Arbeiten überein. Im Hinblick auf einige Diskrepanzen darf behauptet werden, dass die auf der Grundlage der Hauptbücher von Clayhills & Sohn zusammengestellte Preisserie den tatsächlichen Marktpreis sogar besser widerspiegelt, da sie sich auf einen

²¹ Die geringsten Mengen von Roggen wurden in den Jahren 1790 und 1791 angekauft – zwei bzw. drei Lasten. Die Zahl der Eintragungen auf der Sollseite bzw. die Zahl der Kaufgeschäfte belief sich in beiden Jahren nur auf drei. Siehe Hauptbuch (wie Anm. 20), Bl. 131. Ein Aspekt, auf den hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Daten hingewiesen werden muss, ist deren zuweilen mögliche zeitliche Verschiebung, was auf die Besonderheit der Buchführung zurückzuführen ist. Aus unbekanntem Grund wurden in den Jahren 1759 und 1760 auf der Sollseite des Roggenkontos mehrere Roggenkäufe aus den Jahren 1755/56 verbucht. Siehe das Hauptbuch von „Th. Clayhills & Sohn“ 1756–1761, in: EAA, 2924-1-9, Bl. 305, 340. Der Genauigkeit der jährlichen Preisschwankungen halber wurden diese Geschäfte bei der Zusammenstellung der Preisserie nicht berücksichtigt. Es ist möglich, dass solche Eintragungen, die eine zeitliche Verschiebung aufweisen, auch im Hinblick auf andere Jahre vereinzelt vorkommen. Sie herauszufiltern wäre jedoch zu arbeitsaufwändig gewesen, zumal die einzelnen Geschäfte im Falle eines großen Umsatzes keinen erheblichen Einfluss auf den statistischen Durchschnitt ausüben.

²² Die der vorliegenden Studie als Grundlage dienenden Roggenpreise waren von 1752 bis 1762 und von 1779 bis 1786 wie folgt: 22, 24, 23, 24, 30, 31, 37, 24, 24, 22, 31 sowie 30, 36, 47, 46, 41, 55, 51, 65 Silberrubel. Die jährlichen Durchschnittspreise, berechnet als arithmetisches Mittel der Monatspreise nach der Rechnungsführung des Magistrats, beliefen sich jeweils auf 20, 23, 23, 24, 27, 28, 28, 22, 21, 22, 29 und 30, 33, 45, 46, 42, 50, 51, 73 Silberrubel. Siehe den vom Revaler Magistrat abgefassten Bericht über die Monatspreise für Getreide 1752–1762, in: TLA, 230-1-BK 27, Bl. 107-116; Übersicht über die Monatspreise für Getreide 1779–1786, in: TLA, 230-11-139.

²³ RAIMO PULLAT: Eesti linnarahvastik 18. sajandil [Die Stadtbevölkerung Estlands im 18. Jahrhundert], Tallinn 1992, S. 46ff.; SAUKS, Mõnede põllumajandussaaduste ekspordist (wie Anm. 5), S. 58-76; JUHAN KAHK: Die Krise der feudalen Landwirtschaft in Estland, Tallinn 1969, S. 81, 97; DERS.: Viinatootmine mõisates 18. sajandi teisel ja 19. sajandi esimesel poolel [Die Schnapsbrennerei auf den Gütern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts], in: Eesti talurahva ajalugu (wie Anm. 17), S. 425-431, hier S. 426ff.

einheitlichen Quellenkorpus und auf Angaben über eine Vielzahl von Einzelgeschäften stützt.

Der Roggenpreis in Reval im Vergleich zum internationalen Preisniveau

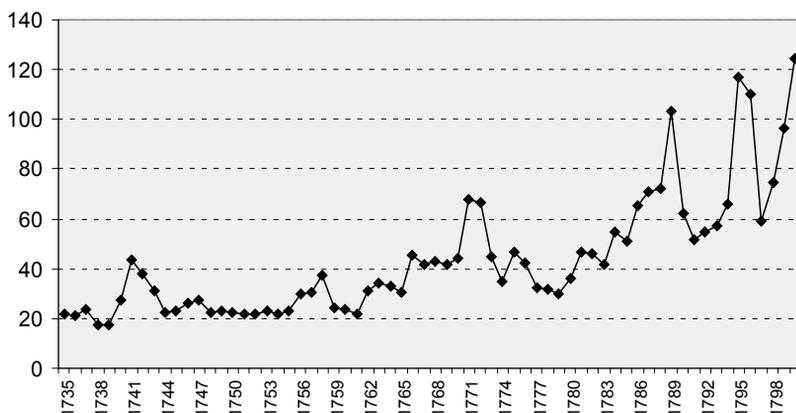
Entsprechend der Dynamik der Getreidepreise im vormodernen Europa spiegeln auch kurzfristige Schwankungen der Revaler Preise in erster Linie Missernten aufgrund der lokalen klimatischen Verhältnisse. Die sich anhand der Grafik 2 abzeichnenden abrupten Preissteigerungen in den Jahren 1741–1743, 1756–1758, 1771–1772, 1786–1789, 1795–1796 und 1799–1800 fallen zeitlich zusammen mit den größten Missernten in Estland, welche die Historiografie bislang ermittelt hat.²⁴ Auch korreliert der Preis für Roggen mit den demografischen Daten.²⁵ Lenkt man die Aufmerksamkeit von kurzfristigen Schwankungen auf den langfristigen Verlauf, dem das Hauptinteresse der vorliegenden Studie gilt, lässt sich eine erhebliche Erhöhung der Nominalpreise feststellen. Ein ruckartiger Anstieg des Preisniveaus zeichnet sich für die erste Hälfte der 1760er und die zweite Hälfte der 1780er Jahre ab. Die Jahre 1777–1780 zeichnen sich demgegenüber durch niedrige Preise aus.

Um die Revaler Preise vor einem breiteren geografischen Hintergrund zu vergleichen, wurden die in den Quellen verwendeten Maßeinheiten in Gramm Silber pro Liter Roggen umgerechnet. Die Berechnung des Silberäquivalents ist Tradition in der preishistorischen Forschung, wodurch die derartig ausgedrückten Preise in der Fachhistoriografie und in den entsprechenden Datenbanken allgemein zugänglich gemacht werden können. Eine solche Methode der Konvertierung historischer Preise weist jedoch auch Mängel auf.²⁶ Die Wechselkurse einer Währung hängen nicht nur von

²⁴ SULEV VAHTRE: Ilmastikuoludest Eestis XVIII ja XIX sajandil (kuni 1870. a.) ja nende mõjust põllumajandusele ja talurahva olukorrale [Über die Witterungsbedingungen in Estland im 18. und 19. Jahrhundert (bis 1870) und deren Einfluss auf die Landwirtschaft und die Lage der Bauern], in: Eesti NSV ajaloo küsimusi VI, Tartu 1970 (Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised, 258), S. 43–159; MARTEN SEPPAL: Näljaabi Liivi- ja Eestimaal 17. sajandist 19. sajandi alguseni [Die Hungerhilfe in Liv- und Estland vom 17. Jahrhundert bis Beginn des 19. Jahrhunderts], Tartu 2008 (Dissertationes Historiae Universitatis Tartuensis, 15), S. 47–50.

²⁵ Vergleicht man die von Herbert Ligi dargelegte Relation zwischen den jährlich erfolgten Taufen und Beerdigungen mit der Dynamik des Roggenpreises, so kann man cum grano salis behaupten, dass sich eine Preiserhöhung um 30% oder mehr im Verhältnis zum vorigen Jahr immer auch in einer erhöhten Sterblichkeit ausdrückte. Personalarchiv von Herbert Ligi, in: Handschriften- und Raritätenabteilung der Universitätsbibliothek Tartu (*Tartu Ülikooli raamatukogu haruldaste raamatute ja käsikirjade osakond*), Bestand 146, Akte 41, Bl. 1–4.

²⁶ LENNART JÖRBERG: A History of Prices in Sweden, 1732–1914, Bd. 1, Lund 1972, S. 83ff.; BRAUDEL, SPOONER, Prices in Europe (wie Anm. 1), S. 430.



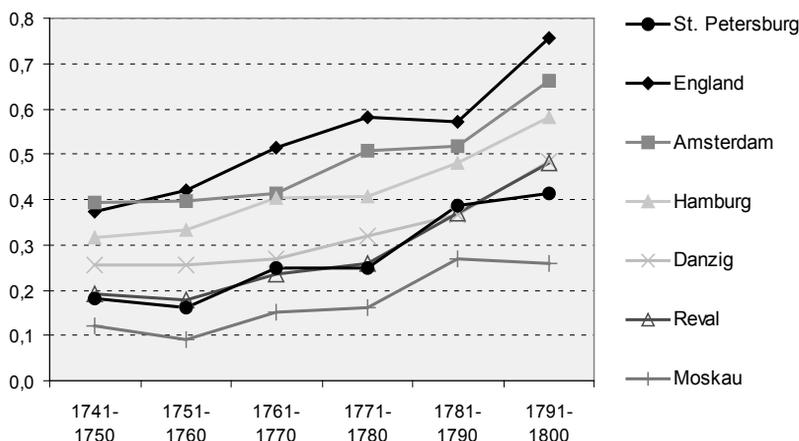
– **Grafik 2.** Der Ankaufpreis für Roggen in der Firma „Th. Claybills & Sohn“ 1735–1800, in Silberrubeln und Lasten.

der Menge des in ihr enthaltenen Edelmetalls, sondern auch von der unterschiedlichen Nachfrage der Märkte nach unterschiedlichen Währungen ab. Da die systematischen Angaben über die Wechselkurse in der zu betrachtenden Periode sehr lückenhaft sind und im Hinblick auf Reval vollständig fehlen, ist die Berechnung des Silberäquivalents aber unvermeidlich. Mehrere frühere Untersuchungen haben gezeigt, dass eine solche Vorgehensweise, bei der kurzfristige Kursschwankungen nicht berücksichtigt werden, einem Vergleich langfristiger Trends unterschiedlicher Preisserien nicht entgegensteht.²⁷

Im Folgenden soll der Roggenpreis in Reval mit den Preisen in sechs Städten und Regionen – in Moskau, St. Petersburg, Danzig, Hamburg, Amsterdam und in England – verglichen werden. Bei der Auswahl der Preisserien wurde darauf geachtet, dass diese die Preise des für die frühe Neuzeit charakteristischen Systems des Ost-West-Getreidehandels widerspiegeln. Dabei vertreten Moskau, St. Petersburg, Reval und Danzig die traditionell Getreide ausführenden, Hamburg, Amsterdam und England die Getreide einführenden Märkte.

Beim Vergleich der Preisserien ist zu berücksichtigen, dass sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Getreidehandel der Ost- und Nordseeregion

²⁷ Pierre Jeannin hat in seiner Studie den Unterschied zwischen den auf zweierlei Art berechneten Roggenpreisen in Amsterdam und Danzig verglichen. Aus dem Vergleich ging hervor, dass trotz der Anwendung unterschiedlicher Methoden die Ergebnisse keine bemerkenswerten Unterschiede aufwiesen. In der Zeit von 1548 bis 1650 zeigte sich die größte Verschiebung hinsichtlich der Daten in den Jahren 1628–1634, als der in Gramm Silber pro Liter ausgedrückte Preis in Amsterdam 157% des Danziger Preises ausmachte, während sich dieser auf der Grundlage der Geldkurse auf 145% belief. JEANNIN, Preis-, Kosten- und Gewinnunterschiede (wie Anm. 2), S. 498.



– **Grafik 3.** Der Roggenpreis im Ost- und Nordseeraum 1740–1800, in Gramm Silber pro Liter.²⁸

wesentliche strukturelle Veränderungen ereigneten. Danzig büßte seither seine Rolle als Zentrum der Getreideausfuhr ein, während insbesondere ab den 1760er Jahren der Anteil des aus Russland und Weißrussland stammenden Getreides, das hauptsächlich über Riga und St. Petersburg nach Westeuropa gelangte, anwuchs.²⁹ Südengland war vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts eine Getreideausfuhrregion. Dies änderte sich abrupt in den 1760er Jahren, als England zu einem wichtigen Getreideimporteur aufstieg.³⁰ Neben den traditionellen Bestimmungs-orten des aus Reval ausgeführten Getreides – Amsterdam und Lübeck – trat in den Jahrzehnten nach dem Nordischen Krieg Schweden hervor. Der Roggen, der im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts aus Reval ausgeführt wurde, war zu 38% für Amsterdam, zu 36% für Schweden und zu 8% für Lübeck bestimmt.³¹ In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nahm die Bedeutung Schwedens im Vergleich zu Amsterdam immer mehr zu. Auch stieg Flensburg zu einem wichtigen Ausfuhrbestimmungsort auf.³²

²⁸ Als Grundlage für die Erstellung wurden die im Anhang 3 aufgeführten Angaben herangezogen.

²⁹ MILJA VAN TIELHOF: The “Mother of All Trades”: The Baltic Grain Trade in Amsterdam from the Late 16th to the Early 19th Century, Leiden, Köln und Boston 2002 (The Northern World, 3), S. 50-62; JENNIFER NEWMAN: The Russian Grain Trade 1700–1779, in: The Baltic Grain Trade. Five Essays, hrsg. von WALTER MINCHINTON, Exter 1985, S. 47-59.

³⁰ DAVID ORMROD: The Rise of Commercial Empires. England and the Netherlands in the Age of Mercantilism, 1650–1770, Cambridge 2003 (Cambridge Studies in Modern Economic History, 10), S. 209-216.

³¹ ETZOLD, Seehandel und Kaufleute (wie Anm. 11), S. 114, eigene Berechnungen. Als Grundlage dienen die Jahre 1722–1729, 1731–1732, 1734, 1742, 1744, 1746 und 1753.

³² ELIAS, Reval in der Reformpolitik (wie Anm. 11), S. 142.

Mangels geeigneter Daten können in der vorliegenden Studie die schwedischen Preise nicht herangezogen werden. Den Roggenpreis von Lübeck und Flensburg spiegelt der Hamburger Datenbestand recht gut wider.

Die Grafik 3 veranschaulicht das Wesen des für die frühe Neuzeit charakteristischen Systems des Getreidehandels in der Ost- und Nordseeregion. Die regionalen Preise rangieren in der Ost-West-Richtung von unten nach oben.³³ Der Unterschied zwischen ihnen ist desto geringer, je näher sich die Märkte zueinander befinden. Die Preise in Reval und St. Petersburg stimmen wegen der günstigen Transportverhältnisse praktisch überein. Das Preisniveau in Moskau war im Vergleich zu den Städten an der Ostseeküste beträchtlich niedriger, was zugleich auf schlechte Transportverhältnisse im Binnenland hinweist. Die Ost-West-Hierarchie der Preise wurde auch in früheren Untersuchungen bestätigt.³⁴ In Anlehnung an Gunnar Mickwitz und Otto Liiv war das Preisniveau um die Mitte des 16. Jahrhunderts und am Ende des 17. Jahrhunderts in Amsterdam und Lübeck jeweils nahezu 2 bzw. 1,7 Mal höher als in Reval.³⁵ Der Beitrag der vorliegenden Studie besteht darin, dass Reval und sein Hinterland auf der Skala des Preisniveaus während einer langen Periode genauer platziert wird. Zudem werden Daten über St. Petersburg und Moskau herangezogen, ohne die die Handelsposition des estnischen Gebiets im 18. Jahrhundert schwer zu verstehen ist, da damals seine Bindung an den russischen Markt beträchtlich zunahm.

³³ Der vollständige Vergleich des Preisniveaus in verschiedenen Regionen unter Anwendung einer solchen Methode ist nur mit einigen Vorbehalten möglich, zumal die Preisserien oft Quellen unterschiedlichen Typs entstammen, welche die Preise verschiedener Vermarktungsstufen spiegeln. Der Ankaufpreis der Großhändler, der als Grundlage für die Revaler Preisserie dient, ist von seinem Typ her zweifellos etwas niedriger als der Kleinverkaufspreis, der als Grundlage für die Preisserien aus England und Amsterdam dient. Auch dürfte beim Vergleich verschiedener Preisserien die Tatsache eine gewisse Rolle spielen, dass die Qualität und der Preis des aus verschiedenen Regionen stammenden Getreides etwas unterschiedlich waren. (In den Buchführungsdokumenten von Clayhills & Sohn wird nicht zwischen den verschiedenen Anlieferungsregionen des Roggens differenziert). Zu den theoretischen Grundlagen des Vergleichs verschiedener Preisserien siehe HANS-JÜRGEN GERHARD, ALEXANDER ENGEL: Preisgeschichte der vorindustriellen Zeit. Ein Kompendium auf Basis ausgewählter Hamburger Materialien, Stuttgart 2006, S. 83f.

³⁴ WALTER ACHILLES: Getreidepreise und Getreidehandelsbeziehungen europäischer Räume im 16. und 17. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 7 (1959), S. 39-42; BRAUDEL, SPOONER, Prices in Europe (wie Anm. 1), S. 395-399; WILHELM ABEL: Agricultural Fluctuations in Europa from the Thirteenth to the Twentieth Centuries, London 1980, S. 107ff.; PIERRE JEANNIN, Preis-, Kosten- und Gewinnunterschiede (wie Anm. 2), S. 494-517.

³⁵ GUNNAR MICKWITZ: Aus Revaler Handelsbüchern. Zur Technik des Ostseehandels in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Helsinki 1939, S. 106; LIIV, Die wirtschaftliche Lage (wie Anm. 3), S. 280-286.

– **Tabelle 1.** *Der Roggenpreis im Ost- und Nordseeraum im Vergleich zu Reval (=100) in den Jahren 1741–1800 (als Grundlage dient der Roggenpreis in Gramm Silber pro Liter)*³⁶

Stadt / Region	1741–1760	1761–1780	1781–1800
England	214	222	152
Amsterdam	214	187	139
Hamburg	176	164	121
Danzig	138	120	97
St. Petersburg	94	101	91
Moskau	57	62	60

In der Tabelle 1 ist das Preisniveau der betrachteten Märkte im Vergleich zu Reval während Perioden von je zwanzig Jahren aufgeführt. Wenngleich die Erhöhung des Preisniveaus im Silberäquivalent (siehe Grafik 2) für die ganze Region charakteristisch war, ist diese Verschiebung nicht gleichzeitig erfolgt. Die sechs betrachteten Preisserien lassen sich deutlich in zwei Gruppen aufteilen. Die Preisserien von St. Petersburg und Moskau lagen in der untersuchten Periode im Großen und Ganzen auf derselben Ebene wie die von Reval. Demgegenüber zeigen die Serien der westlichen Städte im Verhältnis zu Reval einen stark sinkenden Trend.³⁷ Somit ist es zu einer Preiskonvergenz gekommen: Die Preisunterschiede in der Ost-West-Richtung reduzierten sich. Der Unterschied zwischen den Roggenpreisen in Reval und auf dessen traditionellen Ausfuhrmärkten in Westeuropa, der sich in den zwei vorangegangenen Jahrhunderten stets in derselben Größenordnung gehalten hatte, verringerte sich ab den 1760er Jahren beträchtlich. In Hinsicht auf die einzelnen Jahre zeichnet sich dieser Trend deutlich in der im Anhang 4 dargestellten Grafik ab.

Ursachen der langfristigen Preiskonvergenz im Ost-West-Getreidehandel

In Anlehnung an die frühere Historiografie und die erfassten empirischen Daten soll im Folgenden auf die drei wichtigsten Entwicklungen

³⁶ Als Grundlage für die Erstellung wurden die im Anhang 3 aufgeführten Angaben herangezogen. Als Berechnungsgrundlage dient das arithmetische Mittel der Preise in der jeweiligen Periode.

³⁷ Betrachtet man den Preisanstieg prozentual im Hinblick auf Phasen 1741–1760 und 1781–1800, so stiegen die Preise in Moskau, St. Petersburg und Reval um je 147%, 131% und 134% an; die Preiserhöhung in Westeuropa war dagegen erheblich geringer – in England, Amsterdam, Hamburg und Danzig je 68%, 49%, 63% und 57% (siehe Anhang 3). Darauf, dass sich der Preisunterschied zwischen Binnenrussland und Westeuropa von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts ständig reduzierte, wies kürzlich hin BORIS MIRONOV: *Wages and Prices in Imperial Russia, 1703–1913*, in: *Russian Review* 69 (2010), S. 47–72, hier S. 58.

im estnischen Gebiet eingegangen werden, welche die beschriebenen Preistrends potenziell beeinflussen konnten. Diese Faktoren sind: 1) die Zunahme der Bevölkerungszahl, 2) die Liberalisierung des Getreidemarkts und die Senkung der Transaktions- und Transportkosten im Ost-West-Handel sowie 3) die Verbreitung der Schnapsbrennerei und des Schnaps-handels in Est- und Livland.³⁸

1. *Die Zunahme der Bevölkerungszahl.* Betrachtet man die Getreidepreise in Europa auf einer längeren Zeitskala, so zeichnet sich eine zyklische Auf- und-Ab-Bewegung ab, in deren Rahmen die in der vorliegenden Studie zu betrachtende Periode von einem generellen Anstieg gekennzeichnet ist. Von einer vergleichbaren allgemeinen Preiserhöhung waren die Märkte auch in der Zeit von 1530 bis 1620 betroffen, während sich die Jahre von 1660 bis 1750 und von 1810 bis 1830 durch niedrige Preise auszeichneten.³⁹ Der deutsche Agrarhistoriker Wilhelm Abel und seine Schule haben gezeigt, dass sich diese zyklische Bewegung mindestens zum Teil mit der demografischen Entwicklung erklären lässt. Im Hinblick auf West- und Mitteleuropa fallen die Perioden der Agrarkonjunktur zeitlich mit den Phasen einer Bevölkerungsexplosion zusammen. Der Zusammenhang zwischen dem Getreidepreis und der Dynamik der Bevölkerungszahl lässt sich auf eine Gesetzmäßigkeit zurückführen, die vom englischen Ökonomen Thomas R. Malthus zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschrieben wurde: Bei statischer Technologie und beschränkten Bodenressourcen bleibt die Zunahme der landwirtschaftlichen Produktion hinter der Zunahme der Bevölkerung zurück, und die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse steigen verhältnismäßig.⁴⁰

Ausgehend vom Malthus-Modell können die Änderungen des Preisniveaus auf eine unterschiedliche demografische Entwicklung zurückgeführt werden. Die Bevölkerungszunahme im Russländischen Reich und in dessen Ostseeprovinzen überstieg im 18. Jahrhundert diejenige in West- und

³⁸ An dieser Stelle wird nicht näher auf die Veränderungen im Geldangebot und bei den internationalen Edelmetallflüssen eingegangen. Hinsichtlich der Frage, welchen Anteil diese Faktoren am Preisniveau und an den Handelsbeziehungen hat, sind die Forscher nicht einig, und unter Anwendung quantitativer Methoden lassen sich die Beziehungen nur schwer feststellen. Siehe JENNIFER NEWMAN: *International Price Levels and Regional Specialisation. The Russian and Eastern Baltic Trade in Foodstuffs during the 17th and 18th Centuries*, in: *Maritime Food Transport*, hrsg. von KLAUS FRIEDLAND, Köln, Weimar und Wien 1994 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte NF, 40), S. 53-63.

³⁹ WILHELM ABEL: *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter*, Hamburg und Berlin 1966, S. 13-17, 182-189; RAHLF, *Getreide in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (wie Anm. 1), S. 126-130.

⁴⁰ ABEL, *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur* (wie Anm. 39), S. 13-17; WALTER ACHILLES: *Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung*, Stuttgart 1993, S. 77-81.

Mitteleuropa um mehr als das Doppelte.⁴¹ Nimmt man aber lediglich das estnische Gebiet in den Fokus, so büßt das Modell von Malthus, das zur Beschreibung der dicht besiedelten Gebiete Westeuropas gut geeignet ist, einen Großteil seiner Aussagekraft ein. Die rasante Bevölkerungszunahme war in Estland vor allem durch einen großen Rückschlag in der Zeit von 1695 bis 1711 bedingt. Von einem mit West- und Mitteleuropa vergleichbaren Landmangel kann in den meisten estnischen Gebieten im 18. Jahrhundert nicht gesprochen werden. In Anlehnung an Herbert Ligi dürfte in Südestland die Zahl der Bauern von 1688 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts nur um 9 Prozentpunkte schneller als die Ackerfläche gewachsen sein. Zieht man auch die beträchtliche Ausweitung der Gutsäcker in derselben Periode in Betracht, neigte sich das Verhältnis zwischen der Bevölkerungszahl und dem bebauten Boden eher zugunsten des Letzteren.⁴² Somit lässt sich die oben beschriebene Preiskonvergenz nicht mit dem Bevölkerungsargument begründen.

2. *Die Liberalisierung des Getreidemarktes sowie die Senkung der Transaktions- und Transportkosten.* Der langfristige Anstieg des relativen Preisniveaus bei Getreide in Reval im Vergleich zu seinen traditionellen Ausfuhrmärkten kann als Anzeichen für die zunehmende Integration und Verflechtung der Märkte ausgelegt werden. Nach dem „Gesetz des einheitlichen Preises“ bewegen sich die Preise im Falle der Senkung der Transport- und Transaktionskosten auf den Märkten auf ein einheitliches Niveau zu. Werden diese Kosten etwa aufgrund technischer Erneuerungen, niedrigerer Zölle oder der Abnahme von Risiken gesenkt, vermag der Ausfuhrmarkt auch im Falle eines geringeren Preisunterschieds den Einfuhrmarkt zu versorgen.⁴³ Somit kann die Situation, in der die Getreidepreise in Russland und in den Ostseeprovinzen schneller anstiegen als auf den westlichen Ausfuhrmärkten, auf eine Senkung der Transport- und Transaktionskosten und die dadurch verdichteten Handelsbeziehungen in der Ost-West-Richtung hinweisen.

Die aus den oben beschriebenen Gründen erfolgte langfristige Preissteigerung war ab Mitte des 18. Jahrhunderts eines der hauptsächlichen wirtschaftspolitischen Ziele sowohl des baltischen Adels als auch der

⁴¹ In Europa betrug der durchschnittliche Bevölkerungszuwachs in der Zeit von 1750 bis 1800 pro 1 000 Einwohner jährlich 5,8 (in England 7,9; in den Niederlanden 2,0; in Deutschland 7,3; in Schweden 5,6). Im Russländischen Reich belief sich die entsprechende Zahl sogar auf 8,9. *The Cambridge Economic History of Modern Europe*, Band 1: 1700–1870, hrsg. von STEPHEN BROADBERRY und KEVIN H. O'ROUKE, Cambridge 2010, S. 53, Tabelle 2.4. In der Zeit von 1712 bis 1779 nahm in Nordestland die Bevölkerung pro 1 000 Einwohner im Durchschnitt um 13 Personen jährlich zu. HELDUR PALLI: *Rahvastik* [Bevölkerung], in: *Eesti talurahva ajalugu* (wie Anm. 17), S. 307–316, hier S. 312.

⁴² HERBERT LIGI: *Talupoegade koormised Eestis 13. sajandist 19. sajandi alguseni* [Die Bauernlasten in Estland vom 13. Jahrhundert bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts], Tallinn 1968, S. 257f., Tabelle 32; S. 263f., Tabelle 33.

⁴³ PERSSON, *Grain Markets* (wie Anm. 2), S. 91ff.

Kaufmannschaft wie auch der russischen Zentralregierung. Darin kommen die für das Aufklärungszeitalter charakteristischen wirtschaftlichen Auffassungen zum Ausdruck. Das bisherige kraftvolle Eingreifen in den Preisgestaltungsprozess auf dem Getreidemarkt wurde nunmehr als unzumutbar angesehen. Für die Stabilisierung und Steigerung der Preise wurden eine Liberalisierung der Märkte und eine Förderung des Warenaustausches empfohlen.⁴⁴ Ausgehend von diesen neuen physiokratischen Ansichten unterstützte Ekaterina II. den Plan ihres Beraters Gerhard Linke, in den Ostseeprovinzen die Getreidepreise zu erhöhen, indem sie die freie Ausfuhr aus den baltischen Häfen zuließ.⁴⁵ Dies stimmte mit den langfristigen Interessen des baltischen Adels und der Kaufmannschaft überein, deren Einkünfte in direkter Abhängigkeit von den Vermarktungsmöglichkeiten für Getreide standen.⁴⁶ Mehrere zeitgenössische Autoren führten die Steigerung der Getreidepreise ab den 1760er Jahren eben auf die Abschaffung der Ausfuhrverbote und die Liberalisierung der Märkte zurück.⁴⁷ Diese Ansicht ist auch in der Geschichtsschreibung verbreitet.⁴⁸

Durch die Preisdynamik von Roggen und die Angaben über die Ausfuhrvolumen werden diese optimistischen Ansichten jedoch nicht bestätigt. Im letzten Drittel des Jahrhunderts, als die freie Ausfuhr des Getreides in größerem Maße als früher gewährleistet war, veränderten sich die Ausfuhrvolumen im Vergleich zur vorangegangenen Periode nicht. Die Ausfuhr sowohl aus Reval wie auch aus anderen Hafenstädten Estlands hielt sich auf einem niedrigeren Niveau als im 17. Jahrhundert. Die neueren Studien zur Integration der Märkte in der Frühneuzeit am Beispiel des Getreidehandels bestätigen, dass es im Ost-West-Handel des 18. Jahrhunderts weder zu einem beträchtlichen Integrationsprozess noch zu einer dadurch veranlassten Etablierung eines einheitlichen Preisniveaus kam.⁴⁹ Eine Vereinheitlichung des Preisniveaus lässt sich erst ab den 1830er Jahren feststellen.⁵⁰ Die Frachtkosten – ein Faktor, der in erster Linie ausschlaggebend für die Profitabilität der gegenseitigen Beziehungen der Märkte war und den Hauptanteil (25–45%) am Preisunterschied zwischen den Märkten

⁴⁴ Siehe ebenda, S. 7–18.

⁴⁵ PHILLIP H. CLENDENNIG: The Economic Awakening of Russia in the Eighteenth Century, in: The Journal of European Economic History 3 (1985), S. 443–471, hier S. 468.

⁴⁶ LAUR, Eesti ala valitsemine (wie Anm. 13), S. 176f.

⁴⁷ [FRANZ ULRICH ALBAUM:] Ueber die freye Ein- und Ausfuhr des Getreides in Betracht Estlands. Ein Beytrag zu des Hern. Reimarus Untersuchung der wichtigen Frage von der freyen Ein- und Ausfuhr des Getreides, Riga 1772, S. 87; AUGUST WILHELM HUPEL: Topographische Nachrichten von Lief- und Ehistland, Bd. 2, Riga 1777, S. 547f.

⁴⁸ ELIAS, Reval in der Reformpolitik (wie Anm. 11), S. 41, 140.

⁴⁹ ALLEN, UNGER, The Depth (wie Anm. 2), S. 14ff.; BATMAN, The Evolution (wie Anm. 2), S. 452–458; JACKS, Market Integration (wie Anm. 2), S. 297–309.

⁵⁰ FEDERICO, When Did European Markets Integrate? (wie Anm. 2), S. 103, 118.

ausmachte – erfuhren während des 18. Jahrhunderts im Schiffsverkehr auf der Ostsee praktisch keine Änderungen.⁵¹

Somit erfolgte eine Vereinheitlichung des Preisniveaus zwischen Reval und seinen traditionellen Ausfuhrmärkten, ohne dass damit eine erhebliche Senkung der Transaktions- und Transportkosten einhergegangen wäre. Dies lässt den Schluss zu, dass sich die Profitabilität des Geschäfts der Revaler Getreideausfuhr auf den westeuropäischen Markt verminderte. Es kam immer häufiger zu Phasen, in denen die Getreideausfuhr nach Amsterdam oder Lübeck aufgrund des zu geringen Preisunterschiedes nicht profitabel war. Die im 18. Jahrhundert im Revaler Handel erfolgten Änderungen – der Rückgang der Ausfuhrvolumen nach Westeuropa (insbesondere in die Niederlande, wo sich der Preisunterschied am stärksten verringerte) und die Ablösung einer positiven Handelsbilanz durch eine negative,⁵² der zunehmende Anteil Schwedens (wo die Getreidepreise verhältnismäßig zügiger anstiegen als in Westeuropa⁵³) und eine zunehmende Gebundenheit des städtischen Hinterlandes an den russischen Binnenmarkt – bestätigen die oben dargelegte Schlussfolgerung.

3. *Die Verbreitung der Schnapsbrennerei und des Schnaps Handels.* Als dritter und zugleich wichtigster Faktor für den Anstieg des allgemeinen Preisniveaus für Getreide gilt die Verbreitung der Schnapsbrennerei. In der bisherigen Geschichtsschreibung ist im Allgemeinen die Ansicht verbreitet, dass es der Boom der Schnapsbrennerei die bedeutendste strukturelle Veränderung im Wirtschaftssystem des estnischen Gebiets im 18. Jahrhundert dargestellt habe. Die Preisdynamik im Falle des Roggens als dem hauptsächlichsten Rohstoff für die Schnapsbrennerei in der zu betrachtenden Periode bestätigt die bisherige Auffassung, dass sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts aufgrund der Zunahme des inländischen Konsums und in erster Linie aufgrund der Eröffnung des St. Petersburger Markts für lokale Erzeugnisse mit der Schnapsbrennerei eine günstige Möglichkeit für die est- und livländischen Gutsbesitzer eröffnete, die durch die geringen Preise von Rohgetreide bedingte Not zu überwinden.⁵⁴

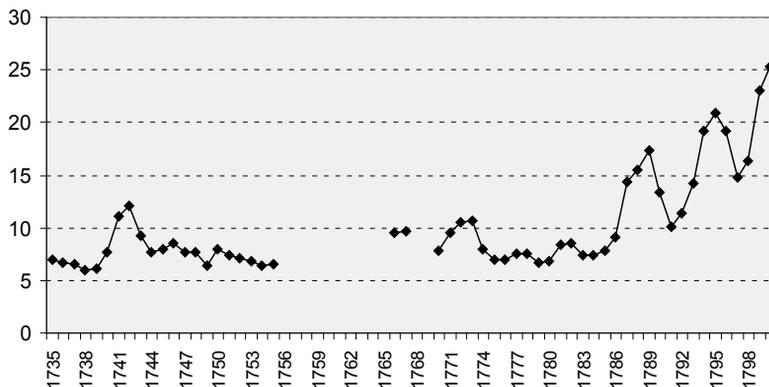
Auch in der Handelstätigkeit der Firma Thomas Clayhills & Sohn nahm ab den 1770er Jahren die Ausfuhr der örtlichen Schnapsproduktion vor allem nach Finnland und Schweden einen immer wichtigeren Platz ein.

⁵¹ JAKE V. TH. KNOPPERS: Dutch Trade with Russia from the Time of Peter I to Alexander I: A Quantitative Study in Eighteenth Century Shipping, Occasional Paper no. I, in: Interuniversity Centre of European Studies, Montreal 1976, S. 186–204; JAN LUITEN VAN ZANDEN, MILJA VAN TIELHOF: Roots of Growth and Productivity Change in Dutch Shipping Industry, 1500–1800, in: Explorations in Economic History 4 (2009), S. 389–403, hier S. 394f.

⁵² VINNAL, Kaubabilansi kujunemine (wie Anm. 14), S. 269ff.

⁵³ JÖRBERG, A History of Prices in Sweden (wie Anm. 26), Bd. 2, S. 11.

⁵⁴ In den 1790er Jahren wurden in Estland schätzungsweise 30% der Getreideernte zu Schnaps verarbeitet. Ca. 40% der Schnapsproduktion wurden nach Russland verkauft. OTU IBIUS: Ühe tööstusharu ajaloost [Zur Geschichte eines Industriezweiges], Tallinn 1977, S. 43, 47.



– **Grafik 4.** *Der Ankaufpreis für Schnaps in der Firma Thomas Clayhills & Sohn 1735–1800 (in Fässern und Silberrubeln).*⁵⁵

Da das Unternehmen in relativ kleinen Mengen bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mit Schnaps gehandelt hatte, kann ein mit der Preiserie für Roggen parallel verlaufender Datenbestand über die Ankaufpreise für Schnaps erstellt werden, der es erstmals ermöglicht, die jährliche Preisdynamik von Schnaps und seiner Rohstoffe während einer langen Periode einer vergleichenden Betrachtung zu unterziehen. Dabei ist jedoch darauf Rücksicht zu nehmen, dass der Datenbestand laufende Ankaufpreise der Großhändler in Reval widerspiegelt, die sich von den staatlichen Ankaufpreisen unterschieden, auf deren Grundlage ein Großteil der Gutsbesitzer ihren Schnaps verkaufte.⁵⁶

Grafik 4 veranschaulicht, dass sich der Ankaufpreis für Schnaps im Großen und Ganzen in vergleichbaren Bahnen wie der Roggenpreis bewegt hat. Die Relation der Preise, welche die Gewinnmarge der Schnapsproduktion ausdrückt, hielt sich in der zu betrachtenden Periode überraschend stabil.⁵⁷ Aus der Gesetzmäßigkeit der kurzfristigen Schwankungen lässt

⁵⁵ Als Grundlage für die Erstellung wurden die im Anhang 2 aufgeführten Angaben herangezogen.

⁵⁶ Nach Angaben Friebe war der Preisunterschied zwischen den staatlichen Lieferungen und dem auf dem freien Markt verkauften Schnaps beträchtlich. Für den Verkauf eines Rigaer Fasses an die russische Armee erhielt man 18 Rubel – auf dem Rigaer Markt kostete die gleiche Menge 13 bis 14 Rubel. WILHELM CHRISTIAN FRIEBE: *Physisch-ökonomisch⁷ und statistische Bemerkungen von Lief- und Echstland oder von den beiden Statthalterschaften Riga und Reval, Riga 1794*, S. 181.

⁵⁷ In Anlehnung an die Berechnungen von Ibius, wonach der Preis für den Rohstoff für ein Fass Schnaps mit dem Preis für 6 Scheffel bzw. 1/8 Lasten beinahe übereinstimmte (IBIUS, *Ühe tööstusharu ajaloost* [wie Anm. 54], S. 45f.), machte der Gewinn aus der Produktion und Vermarktung von Schnaps in der Zeit von 1770 bis 1800 durchschnittlich 158% im Verhältnis zum Verkauf von Rohgetreide aus. Am niedrigsten war diese Zahl in den Jahren der Hungersnot 1771 und 1786 – 112% bzw. 111%. Am höchsten war sie in den Perioden 1776–1779 (170% bis 190%) und 1793–1794 (199% bzw. 232%), als die Getreidepreise relativ niedrig waren.

sich entnehmen, dass der Preis für Schnaps im Vergleich zum Roggenpreis weniger volatil war – im Falle hoher Getreidepreise hielt sich der Preis für Schnaps auf einem relativ niedrigen Niveau und umgekehrt. Dies lässt sich auf eine größere Elastizität der Nachfrage nach Schnaps im Vergleich zu der nach Getreide als lebenswichtiges Nahrungsmittel zurückführen. So war es den Gutsbesitzern möglich, durch die Schnapsproduktion in erheblichem Maße die Risiken abzufedern, die durch eine hohe Instabilität des Roggenpreises bedingt waren, indem sie die Schnapsproduktion an die Schwankung der Gewinnmarge anpassten.

Zusammenfassung

Der vorliegende Aufsatz diskutiert das Problem, wie sich die Position Revals und seines Hinterlands als Ausfuhrmarkt für Getreide dem langfristigen Preisverlauf in den anderen Getreidehandelszentren im Ost- und Nordseeraum entsprechend veränderte. Das Archiv der Handelsfirma Thomas Clayhills & Sohn, die in Reval im 18. Jahrhundert eine führende Position innehatte, ermöglicht es, eine kontinuierliche Preisreihe für Roggen in der Zeit von 1735 bis 1800 zu konstruieren. In Anbetracht dessen, dass der Anteil des Unternehmens am Lokalmarkt beträchtlich war, und die Preisserie auf einer großen Anzahl von Geschäften beruht, darf der erfasste Datenbestand als zuverlässig gelten.

Vergleicht man die Revaler Preisserie auf der Grundlage des Silberäquivalents mit den anderen wichtigen Getreidehandelszentren in der Ost- und Nordseeregion (Moskau, St. Petersburg, Danzig, Hamburg, Amsterdam und England), so stiegen die Preise erwartungsgemäß in der Ost-West-Richtung an. Der Preisunterschied war desto geringer, je näher die Märkte einander geografisch waren. In Bezug auf die Beziehungen zwischen den einzelnen Preisen sind in der zu betrachtenden Periode grundlegende Änderungen erfolgt. Die östlichen Preisserien (Reval, St. Petersburg, Moskau) weisen eine weitaus stärker ansteigende Tendenz auf als ihre Pendanten aus Westeuropa. Somit wurden die Preise in der Ost-West-Richtung vereinheitlicht, es kam zu einer Preiskonvergenz. Der Unterschied zwischen den Preisen in Reval und denen auf seinen traditionellen Ausfuhrmärkten in Westeuropa reduzierte sich ab den 1760er Jahren erheblich.

Der größte direkte Einfluss auf die Preiskonvergenz ist der Zunahme der Roggen verarbeitenden Schnapsproduktion auf den baltischen Gütern zuzuschreiben, deren Ausfuhr größtenteils auf den russischen Markt orientiert war. Somit übte der relative Preisanstieg beim Getreide ab den 1760er Jahren vor allem auf die Einkünfte der Gutsbesitzer einen günstigen Einfluss aus. Da die Transport- und Transaktionskosten auf dem Ost- und Nordseehandelsweg auf demselben Niveau blieben, hätte sich hypothetisch die Rentabilität der Getreideausfuhr verringern müssen. Ob

und in welchem Maße die in der vorliegenden Studie dargelegte Preiskonvergenz die Profitabilität des Revaler Getreidehandels beeinflusste und die Verlagerung der Handelsbeziehungen verursachte, müssen zukünftige Forschungen zeigen.

– **Anhang 1.** *Der Ankaufpreis und die Menge von Roggen im Besitz der Firma Thomas Clayhills & Sohn 1735–1800 (in Lasten und Silberrubeln)*

Jahr	Menge	Preis	Jahr	Menge	Preis	Jahr	Menge	Preis
1735	508	21,7	1757	897	30,5	1779	1107	30,1
1736	922	21,1	1758	579	37,0	1780	773	36,4
1737	814	23,4	1759	794	24,3	1781	2182	47,0
1738	612	17,4	1760	1675	23,9	1782	1114	46,3
1739	3173	17,6	1761	605	21,6	1783	2877	41,4
1740	1647	27,6	1762	3352	30,9	1784	1805	54,6
1741	330	43,3	1763	1405	34,4	1785	2766	51,0
1742	70	38,1	1764	1187	33,2	1786	891	65,1
1743	42	31,3	1765	40	30,7	1787	72	70,7
1744	691	22,3	1766	578	45,6	1788	15	72,2
1745	1719	23,0	1767	366	41,5	1789	13	103,4
1746	1226	26,3	1768	1108	42,7	1790	2	62,2
1747	74	27,2	1769	559	42,0	1791	3	51,4
1748	110	22,6	1770	659	44,1	1792	45	54,9
1749	10	23,0	1771	720	67,6	1793	74	56,9
1750	105	22,6	1772	729	66,4	1794	117	66,1
1751	100	21,6	1773	967	44,7	1795	341	116,7
1752	36	21,6	1774	839	34,6	1796	913	110,3
1753	1888	22,8	1775	1728	46,6	1797	1322	58,8
1754	2056	22,1	1776	1284	42,5	1798	1310	74,4
1755	3419	22,9	1777	902	32,5	1799	655	96,5
1756	1462	30,1	1778	841	31,7	1800	284	124,4

Quelle: EAA, 4924-1-3ff., 7ff., 11 bis 17; Hauptbücher von „Th. Clayhills & Sohn“ 1735–1800, Konto „Rocken pro mio“, Debet, in: EAA, 4924-1-3ff. und 9 bis 17. Der durchschnittliche Jahrespreis ergab sich durch Division der im Laufe eines Jahres gekauften Roggenmenge und der dafür bezahlten Geldsumme. In der Zeit von 1735 bis 1755 dienten als Grundlage für die Buchführung Albertustaler und Kopeken. Dabei wurde in der Buchführung 1 Taler mit 80 Kopeken gleichgesetzt. Ausgehend von diesem Umrechnungskurs wurden für die Jahre von 1735 bis 1755 Taler in Silberrubel umgerechnet (1 Rubel = 100 Kopeken = 1,25 Taler).

– **Anhang 2.** *Der Ankaufpreis für Schnaps in der Firma Thomas Clayhills & Sohn 1735–1800 (in Silberrubeln und Fässern)*

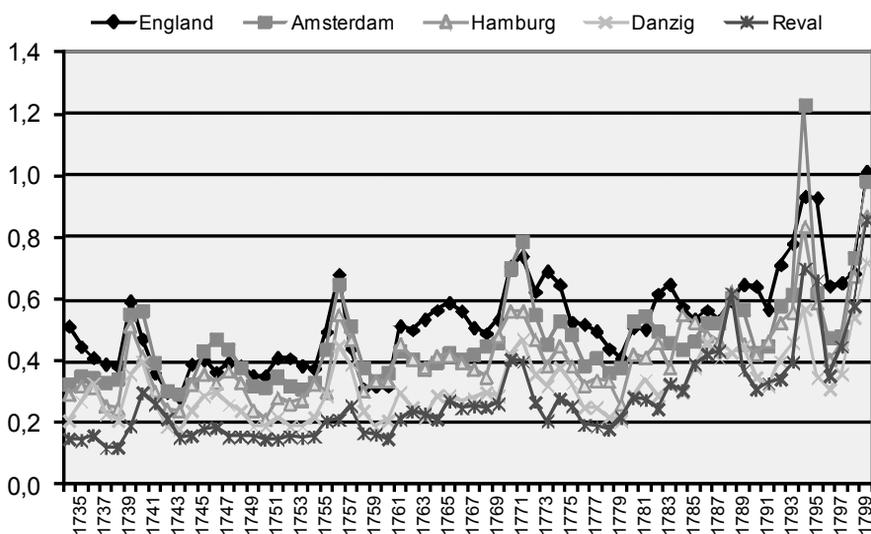
Jahr	Anzahl der Angaben	Preis	Jahr	Anzahl der Angaben	Preis	Jahr	Anzahl der Angaben	Preis
1735	6	7,0	1753	6	6,9	1783	6	7,5
1736	6	6,7	1754	5	6,5	1784	6	7,4
1737	4	6,6	1755	6	6,6	1785	6	7,8
1738	6	6,0	1766	2	9,5	1786	5	9,0
1739	6	6,1	1767	2	9,6	1787	6	14,3
1740	6	7,7	1770	6	7,9	1788	6	15,5
1741	6	11,2	1771	6	9,5	1789	5	17,4
1742	1	12,1	1772	5	10,5	1790	6	13,4
1743	3	9,2	1773	6	10,6	1791	6	10,1
1744	3	7,7	1774	6	8,0	1792	6	11,4
1745	1	8,0	1775	6	7,0	1793	6	14,2
1746	1	8,9	1776	6	6,9	1794	6	19,2
1747	6	7,7	1777	6	7,5	1795	6	20,1
1748	3	7,7	1778	6	7,6	1796	6	19,2
1749	6	6,4	1779	6	6,6	1797	6	14,8
1750	6	8,0	1780	6	6,8	1798	6	16,4
1751	5	7,5	1781	6	8,3	1799	6	23,0
1752	6	7,2	1782	6	8,5	1800	6	25,3

Quelle: Hauptbücher von „Th. Clayhills & Sohn“ 1735–1800, Konto „Dorpat's Brandtwein“ bis 1751, ab 1770 Konto „Brandtwein pro mio“, Debet, in: EAA, 4924-1-3ff., 7ff. und 11 bis 17; Serie der Journale von „Th. Clayhills & Sohn“ 1735–1751, 1756–1761 und 1766–1800, in: EAA, 4924-1-66 bis 70 und 76 bis 80. Da in den Hauptbüchern keine Angaben über die Mengen des gekauften Branntweins vorlagen, wurden bei der Erstellung der Preisserie die Angaben aus den Hauptbüchern und Journalen kombiniert. Es wurde jeweils das erste Geschäft des zweiten Monats (ab Januar) des Jahres berücksichtigt. Lagen im entsprechenden Monat im Hauptbuch keine Eintragungen auf der Sollseite vor, waren also keine Kaufgeschäfte abgewickelt worden, so wurde die erste darauf folgende Eintragung auf dem Konto für Schnaps berücksichtigt. Die Albertustaler wurden in Silberrubel umgerechnet nach dem in der Buchführung verwendeten Kurs (siehe Anhang 1). Im Hinblick auf die Jahre 1766 und 1767 wurden die Angaben über den Schnapspreis der Habenseite des Haushaltskontos im Hauptbuch entnommen (der aus dem Haushalt verkaufte Schnaps). Siehe Hauptbuch von „Th. Clayhills & Sohn“, Konto „Haushaltung“, Kredit, in: EAA, 2924-1-11, Bl. 161.

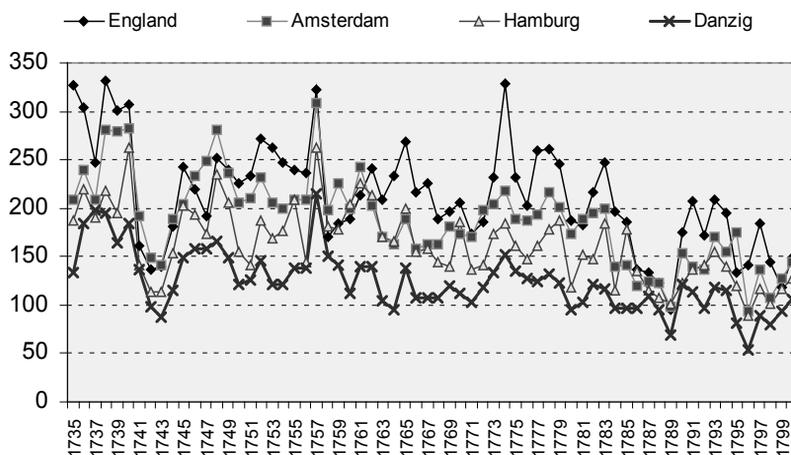
– **Anhang 3.** Der durchschnittliche Roggenpreis während eines Jahrzehnts im Ost- und Nordseeraum 1741–1800 (in Gramm Silber pro Liter)

Jahr	Moskau	St. Petersburg	Reval	Danzig	Hamburg	Amsterdam	England
1741-1750	0,118	0,183	0,193	0,255	0,316	0,394	0,372
1751-1760	0,093	0,163	0,177	0,257	0,333	0,396	0,419
1761-1770	0,147	0,249	0,234	0,270	0,403	0,415	0,513
1771-1780	0,160	0,250	0,260	0,321	0,407	0,506	0,581
1781-1790	0,267	0,385	0,378	0,367	0,479	0,516	0,573
1791-1800	0,256	0,413	0,497	0,484	0,581	0,661	0,756

– **Anhang 4.** Der Roggenpreis im Ost- und Nordseeraum 1735–1800 (in Gramm Silber pro Liter)



– **Anhang 5.** *Der Roggenpreis im Ost- und Nordseeraum im Verhältnis zum Revaler Preis (=100) 1735–1800 (als Grundlage dient der Preis in Gramm Silber pro Liter)*



Quelle: für *Moskau* und *St. Petersburg* – Datenbank des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte (IISG): Prices and wages in Russia, 1590s–1817 (URL: <http://www.iisg.nl/hpw/data.php#russia>, letzter Zugriff 22.3.2013), als Grundlage für die Preise dienen die durchschnittlichen Preise des Jahrzehnts, als Grundlage für Konvertierungen wurden die hier aufgeführten Angaben herangezogen (1 Zetwert = 209,9 Liter, 1 Rubel = 20,75 g. Ag bis 1761, später 18 g. Ag); für *Reval* – siehe Anhang 1. Silberrubel wurden auf folgender Grundlage in Gramm Silber umgerechnet: Bis 1764 enthielt ein Silberrubel 20,75 Gramm Silber, ab 1762 17,9 Gramm Silber. Siehe MARCUS A. DENZEL: Handbook of World Exchange Rates, 1590–1914, Burlington 2010, S. 359. Die Lasten wurden auf folgender Grundlage in Liter umgerechnet: 1 Last entspricht 3 000 Litern (Einschätzungen im Hinblick auf das Volumen von Roggen nach der Revaler Last in Litern schwanken zwischen 2 850 und 3 050 Litern); für *Danzig* – RAHLF, Getreide in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), S. 150f., Tabelle A1; für *Hamburg* – HANS-JÜRGEN GERHARD, KARL HEIRICH KAUFHOLD: Preise im vor- und frühindustriellen Deutschland: Grundnahrungsmittel, Göttingen 1990, S. 166–169. Herangezogen wurde die Preisserie von „anderem Roggen“. Die Lücken in den Angaben wurden geschlossen durch die synthetischen Angaben, die auf den Preisen für „Mecklenburger Roggen“ beruhen. Die entsprechenden synthetischen Preisangaben wurden Ulrich Pfister eingeholt; für *Amsterdam* – Datenbank des IISG: The prices of the most important consumer goods, and indices of wages and the cost of living in the western part of the Netherlands, 1450–1800 (URL: <http://www.iisg.nl/hpw/data.php#netherlands>, letzter Zugriff 22.3.2013), als Grundlage für Konvertierungen dienen die hier aufgeführten Angaben (1 Gulden = 9,61 g. Ag, 1 Last = 3003 Liter); für *England* – Datenbank des IISG: English prices and wages, 1209–1914 (URL: <http://www.iisg.nl/hpw/data.php#united>, letzter Zugriff 22.3.2013).

SUMMARY

*Baltic Corn Trade and the
International Price Level: The Price
of Rye in 18th Century Tallinn*

The present article analyses how the international position of Tallinn and its hinterland as an export region for corn changed in relation to the price trends on other corn markets of the Baltic and the North Sea regions. The ledgers of an 18th century leading trading company in Tallinn, *Thomas Clayhills & Sohn*, make it possible to reconstruct price data for the period from 1735 to 1800. Since the position of the company in the market was very important and the given annual prices do reflect a large number of single transactions, the given data can be considered reliable enough for the problem in question.

In comparing Tallinn's silver-equivalent price data with those of the important corn trade centres of the Baltic and North Sea region (Moscow, St Petersburg, Danzig, Hamburg, Amsterdam and England), it can be shown that the resulting price levels, as expected, show a rising tendency from East to West. The prices were low in the eastern part of the trade route and relatively higher in the West. The closer the markets were located to each other geographically, the smaller was the difference in prices. The price level of Tallinn in general was equal to that of St Petersburg.

A more scrutinised inspection of the data demonstrated that important changes took place in the reciprocal relations of the price levels. The price data in Tallinn, St Petersburg, and Moscow showed a considerably higher increase than the level on Western markets in Danzig, Hamburg, Amsterdam and England. Thus the difference in price levels decreased with time and a commodity price convergence occurred. The gap between the price levels in the Tallinn region and its traditional export markets in Western Europe that previously had been stable diminished significantly since the 1760s.

The article goes on to explain this commodity price convergence. Therefore, three developments potentially affecting the price trend in Tallinn are discussed in more detail: 1) the population growth on Estonian territory, 2) the decrease of trade barriers and the commodity market integration along the West European direction, and 3) the growth of alcohol distillation and trade in the Baltic provinces during the second half of the 18th century. Additionally considering quantitative data presented in earlier historiography, it can be demonstrated that the greatest influence on the price level was provided by the increase of domestic consumption and especially by the new trade opportunities in Russian proper for spirits produced on the Baltic manors. The relative increase of the price of rye as raw material for

distillation influenced first and foremost the income of the manors. Since the transaction costs for commodities between East and West remained more or less stable, the profit gained with corn export at least hypothetically should have remained stable as well. How exactly the East-West price convergence outlined in this article did influence the profit created with grain export, traditionally the most important economic sector of Tallinn region, has yet to be studied.

Johann Georg Hamanns kameralwissenschaftliche Studien und Johann Christoph Berens' Vision von Riga: ein utopisches Projekt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

VON RAIVIS BIČEVSKIS & AIJA TAIMIŅA

Johann Georg Hamann (1730–1788) wurde seit dem 19. Jahrhundert als Wegbereiter des Sturm und Drangs und der Romantik betrachtet. Man sah in ihm den Gesprächspartner von Immanuel Kant und Johann Gottfried Herder, deren Wirken durch Hamanns Intuition erweitert und bereichert worden sei. Diese Bewertung Hamanns hat sich in der jüngeren Forschung verändert. Ihr gilt er nicht mehr nur als ein „Vorbereiter“ oder „Ergänzer“, sondern als ein Denker auf demselben Niveau wie Kant oder Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Die philosophischen Tiefen in Hamanns Texten müssen indes noch aufgedeckt werden, womit sich diverse Geisteswissenschaften zurzeit beschäftigen.¹ Als wegweisend erwies sich somit Friedrich Schlegels Äußerung von 1813, Hamann habe Lavater und Lessing „an eigentlichem metaphysischen Tiefsinn“ weit übertroffen: „Selbst Kant darf ihm, glaube ich, hierin nicht gleichgestellt werden“. Als Schriftsteller sei er „vielleicht der originellste, unstreitig aber einer der tiefstinnigsten und gelehrtesten (...), welchen das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland hervorgebracht hat!“² Das philosophische Vokabular hat sich geändert, und die Art, wie man die Leistung eines Denkers würdigt, ist längst nicht mehr so pathetisch, doch findet die Schlegelsche Akzentsetzung auch den Beifall der heutigen Hamann-Exegeten.

Für Hamanns Werdegang als Philosoph ist die im ostpreußischen und baltischen Raum verbrachte Zeit von entscheidender Bedeutung gewesen,

¹ Von der „Wiederentdeckung“ Hamanns sprechen in erster Linie die „Acta des Internationalen Hamann-Kolloquiums“ der letzten Jahrzehnte. Seit dem ersten Kolloquium in Lüneburg 1976 fanden zehn weitere statt, das letzte im September 2010 in Halle a.d. Saale; für 2014 wird ein weiteres in Münster organisiert.

² FRIEDRICH SCHLEGEL: Der Philosoph Hamann. Nebst Hamanns frühester Schrift [Biblische Betrachtungen eines Christen. London, den 19. März, am Palmsonntage 1758]. Mitgeteilt von Friedrich Heinrich Jacobi, in: Deutsches Museum, hrsg. von DEMS., Bd. 3, H. 1, Wien 1813, S. 33–52, hier S. 35f.; siehe auch RENATE KNOLL: Johann Georg Hamann und Friedrich Heinrich Jacobi, Heidelberg 1963, S. 110.

die jedoch der Nachwelt noch immer viele Rätsel aufgibt. Seine Zeit in den Ostseeprovinzen begann 1753 mit einer Tätigkeit als Hauslehrer, die er auf mehreren kurländischen Gütern bis 1756 fortsetzte. Er pflegte seit den 1750er Jahren in Riga und Mitau intensive Beziehungen zu Johann Christoph Berens (1729–1792), Johann Gotthelf Lindner (1729–1776), der einige Zeit Lehrer und Rektor der Domschule zu Riga war, zu dem Rechtsanwalt Christoph Anton Tottien (1721–1790), zu Johann Friedrich Hartknoch (1740–1789) und zu vielen anderen. Diese schöpferische Zusammenarbeit erhob Hamann in den Augen seines Freundeskreises zu einem Denker und Theoretiker, dem durchaus noch einiges zuzutrauen war.

All diese Konversationen und Hamanns Eintauchen in den baltischen Kulturraum der Zeit mündeten schließlich in einer Zukunftsvision der besonderen geopolitischen Rolle Rigas. Diese Vision soll Hamann in seinen kurländischen Jahren von 1753 bis 1756 schriftlich entworfen haben, womit er auch die Entstehung der Herderschen Geschichts- und Kulturphilosophie maßgeblich beeinflusst hat. Sowohl für Hamann als auch für Herder hatte diese lokale Anknüpfung an einen bestimmten Ort etwas Doppelsinniges an sich: Riga, Kurland und Livland waren für beide Denker Orte ihrer realen Tätigkeit, doch zugleich gewannen sie auch einen imaginären Charakter als Ort einer idealen (politisch-ethischen) Gemeinschaft. Imaginative Akzente und politische Visionen waren in den Äußerungen der beiden sehr ausgeprägt. Um dies zu deuten, wäre die Hermeneutik der Imagination am Platz: Welche Imaginationscodes erkannten Hamann und Herder in Riga und in den Ostseeprovinzen?³ Die Zeit der beiden Denker in Kurland 1766 wurde von Josef Nadler als „der eigentliche gemeinsame geistige Frühling für beide“ beschrieben.⁴ Ihr Meinungsaustausch und ihr Zusammenwirken sei beinahe ideal gewesen: „Das Verhältnis Hamann-Herder ist eine der beispielhaften, geistig fruchtbarsten und vielleicht größten Freundschaften des achtzehnten Jahrhunderts.“⁵ Demgegenüber nannte Emil Adler Hamann den „inneren Zensor“ Herders.⁶ Zugleich könnten zahlreiche biografische Details angeführt werden, in denen Hamann als *spiritus rector* Herders erscheint. Zusammenfassend könnte man sagen, Herder habe sich in der Welt entfaltet, die Hamann für ihn erschloss.⁷

Die Entwicklung der Gedankenwelt Hamanns ist in dem nordeuropäischen topografischen Dreieck Königsberg-Riga-London anzusetzen. Das entscheidende Ereignis in dieser Entwicklung war jedoch zweifellos

³ Diese Forschungsrichtung wurde seinerzeit von dem deutschbaltischen Philosophen Kurt Stavenhagen (1885–1951) entworfen. Vgl. KURT STAVENHAGEN: Heimat als Lebenssinn, 2. Aufl., Göttingen 1948.

⁴ JOSEF NADLER: Johann Georg Hamann. Der Zeuge des Corpus mysticum, Salzburg 1949, S. 164.

⁵ Ebenda, S. 153.

⁶ EMIL ADLER: Herder und die deutsche Aufklärung, Wien, Frankfurt a.M. und Zürich 1968, S. 64.

⁷ Geschichte der deutschen Literatur, Bd. 6/1, hrsg. von HELMUT DE BOOR und RICHARD NEWALD, München 1959, S. 169f.

das „Londoner Erlebnis“ – die (religiöse) Konversion Hamanns bzw. seine Hinwendung zur Bibel und zu Gott. Doch dazu später mehr.

I.

Hamanns Denken in seiner frühesten Phase, die Nadler „Frühling“ nennt, ist (nur) anhand seiner Texte zu erschließen: In erster Linie sind dies die sogenannten Königsberger und Berliner Notizbücher sowie die Übersetzungen verschiedener Autoren ins Deutsche, die vor allem aus den Jahren zwischen 1753 und 1756 stammen und zum größten Teil auf dem kurländischen Gut Grünhof niedergeschrieben worden sind. Dieses Landgut gehörte General Graf von Witten, dem Hamann als Hauslehrer diente. Zusammen mit anderen Texten wie der „Beylage“ zur Übersetzung von Dangeuils Anmerkungen (1756) ließe sich hieraus so etwas wie ein Muster der von Hamann geplanten kameralwissenschaftlichen Studien rekonstruieren.

Zur Interpretation dieses Textmaterials trägt eine Annäherung an die komplizierte Verbindung zwischen Hamann und Johann Christoph Berens bei. Beide waren bekanntlich seit ihrer Studienzeit an der Universität Königsberg 1748 bis zu der Zeit, als sich ihre Wege um 1759 trennten, freundschaftlich miteinander verbunden. Leider mangelt es an Quellen, um diese Beziehung wirklich detailliert zu untersuchen. Trotzdem scheint die Rollenverteilung in dieser Freundschaft klar auf der Hand zu liegen: Berens war der Förderer Hamanns.

In der Geschichte der Familie Berens hat das „Projekt“ einer „Rigaer Handelsrepublik“, in dem Hamann eine sehr wichtige Rolle spielen sollte, seine Vorgeschichte: Die Familie Berens war Mitte des 17. Jahrhunderts aus Rostock nach Riga gekommen, wo sie mit der Zeit zu einer der einflussreichsten Kaufmannsfamilien wurden. Neben dem Ältesten der Großen Gilde zu Riga und dem Chef des familiären Handelshauses Arend Berens (1723–1767) war auch dessen jüngerer Bruder Johann Christoph geschäftlich sehr aktiv. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Königsberg und Göttingen war er 1754 nach Riga zurückgekehrt, wo er mehrere ökonomisch und politisch wichtige Ämter bekleidete. Schließlich wurde er zum Ratsherrn sowie zum Mitglied und Vorsitzenden des Handelsgerichts.⁸ Er machte zudem von den Bekanntschaften seiner Studienzeit Gebrauch, um literarisch begabte Menschen für die Entwicklung der Rigaer Zukunft – eben der „Handelsrepublik“ – zu gewinnen, wodurch Hamann ins Spiel kam. Für seine Pläne war es ein großer Vorteil, dass die Rigenser Bürger freien Zugang zur Bildung, zu den Bibliotheken und

⁸ Siehe Nadlers Kommentar, in: JOHANN GEORG HAMANN: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von JOSEF NADLER, 6 Bde., Wien 1949–1957 (künftig: HAMANN SW N), hier Bd. 6: Der Schlüssel, S. 49.

letztlich zur ganzen Welt hatten. Johann Christophs ökonomisch-politische Idee für Rigas Zukunft übte nicht nur einen großen Einfluss auf Hamanns Leben und Werk aus. Mit seinen aufklärerischen Gedanken sollte Berens auch tatsächlich das reale Leben der Stadt Riga verändern.

Keine Frage, Johann Christoph Berens war der aktivste und einflussreichste *player* aus dem Kreise seiner Familie bei der Gestaltung des wirtschaftlichen und politischen Lebens der Düna-Metropole. Viele direkte und indirekte Zeugnisse weisen darauf hin, dass er beabsichtigte, einen Sonderstatus für die Stadt im politischen Raum Europas zu erreichen. Auf dem Hintergrund des Konflikts zwischen Preußen, dem Russländischen Reich und Großbritannien bezüglich der Verteilung von Einflusszonen sah Johann Christoph die Chance für Riga: Die Stadt könnte zu einem Vermittler zwischen diesen Mächten werden und einen Neutralitätsstatus für seine Handelsflotte in Fällen politischer Konflikte anstreben.⁹ In diesem Kontext brauchte Berens jemanden, der ihm bei der Begründung dieser Handelsneutralität behilflich sein und deren theoretischen Grundlagen erarbeiten könnte. Seine Wahl fiel auf Johann Georg Hamann, seinen Freund aus der Königsberger Zeit.

Hamann hatte in Königsberg Rechts- und Staatswissenschaften sowie Philosophie, Theologie, Sprachen und Literatur studiert, jedoch nie einen Abschluss gemacht. Sehr bald nach seinem abgebrochenen Studium begab er sich 1752, damals 22 Jahre alt, nach Livland, um dort als Hauslehrer auf Gut Kegeln bei Wolmar zu dienen. Nach seiner anschließenden Zeit in Kurland wurde Hamann dann 1756 im Handelshaus der Brüder Berens angestellt. Seine Gelehrsamkeit prädestinierte ihn wohl für Berens' Pläne. Beide verband nicht zuletzt auch ein Interesse an Literatur und Philosophie: In Königsberg hatten sie z.B. gemeinsam mit Johann Gotthelf Lindner von 1749 bis 1750 die philosophisch-literarische Zeitschrift „Daphne“ herausgegeben.

Im Frühjahr 1756 trat Hamann seinen Dienst bei der Familie Berens als Hofmeister an, da er den jungen Georg Berens im Französischen

⁹ Ein besonderer Dank gilt Rainer Fischer aus Köln, der mir (Raivis Bičevskis) die Gelegenheit bot, seine Forschungen über Hamann und das Baltikum kennenzulernen, die im September 2010 auf dem zehnten Internationalen Hamann-Kolloquium in Halle a.d. Saale vorgestellt wurden. Indem Fischer die Äußerungen von Angehörigen der Familie Berens sowie die Materialien von Autoren deutschbaltischer Herkunft als Grundlage für seine Recherchen benutzt, rekonstruiert er überzeugend die Umstände, in denen Hamanns Fahrt nach London stattfand. Diesbezüglich verweist er auf mehrere Verträge, die vorher vom Herzogtum Kurland und Riga mit verschiedenen Ländern abgeschlossen wurden, die für die Deutung der Berensschen Pläne von Bedeutung sind. Siehe RAINER FISCHER: „Eine Stadt, gegen die mein Vorurtheil nicht so stark als ihres ist (...)“. Hamanns freundschaftliche Beziehungen zu Riga, in: Johann Georg Hamann: Religion und Gesellschaft, hrsg. von MANFRED BEETZ und ANDRE RUDOLPH, Berlin 2012 (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, 45), S. 152-170.

unterrichten sollte.¹⁰ Doch lag seine wichtigste Aufgabe wohl darin, die geschäftliche Korrespondenz der Familie Berens auf Englisch zu führen.¹¹ Im Interesse der Firma musste er sich zudem bald auf eine Fahrt nach London vorbereiten. Da er die Arbeit als Privatlehrer als zu mühsam empfand,¹² willigte er ein. Er glaubte, die kaufmännischen Angelegenheiten und Fragen der Wirtschaftspolitik kämen seinen eigentlichen Interessen näher.¹³

Am 18. April 1757 traf Hamann in London ein, wo er zunächst seine noch mangelhaften Englischkenntnisse aufzubessern plante und zugleich im Auftrag von Berens das Projekt, Riga zu einer besonderen internationalen Stellung zu verhelfen, voranbringen wollte. Hamann sollte es dem russischen Gesandten in London Aleksandr Golycin (1723–1807, im Amt 1755–1761) vorstellen. Berens deckte die Kosten, und seine Empfehlungsschreiben ermöglichten Hamann den Zugang zu Golycin und anderen Prominenten. Was genau Hamann für Berens erledigen sollte, ist genauso wenig klar wie der konkrete Inhalt des Projekts, das Hamann als „Memorial“ bezeichnete. Dass Berens ausgerechnet Hamann damit beauftragte, hat bei vielen Zeitgenossen Erstaunen ausgelöst.¹⁴ Wahrscheinlich jedoch ging es dabei um Fragen der Seehandelsbeziehungen zwischen England und Russland, die für Berens wichtig waren. Hamann gelang es jedoch nicht, das Interesse Golycins dafür zu gewinnen.¹⁵

Schließlich geriet Hamann in London in eine tiefe Depression. Sich abwechselnde Phasen von Einsamkeit und Rausch vertieften diese nur.

¹⁰ JOHANN GEORG HAMANN: Briefwechsel, Bde. 1-3, hrsg. von WALTHER ZIESEMER und ARTHUR HENKEL, Bde. 4-7, hrsg. von ARTHUR HENKEL, Frankfurt a.M. 1955–1979. Die elektronische Veröffentlichung der Briefe und Kommentare (Bd. 1-2) auf der URL: www.hamann-briefe.de, hrsg. von SYBILLE HUBACH. Hier: HAMANN, Briefe 1, S. 276: Brief an J. G. Lindner [Riga, Ende Okt. oder Anfang Nov. 1758].

¹¹ Ebenda, S. 202: „Das engl[ische] macht mir Sorge, wenn ich aber bekenne, daß zu einem bloßem Briefwechsel in Geschäften nicht eben die größte Stärke in der Sprache erfordert wird.“ Brief an J. G. Lindner, Grünhof, 20.5.1756.

¹² Hamann schrieb, die Tätigkeit als Hausmeister beschwere und binde ihn, er habe den „Beruf gewählt, an dem ein Mühlstein hängt, der mit einer unermesslichen Tiefe droht.“ Ebenda.

¹³ HAMANN, Briefe 1 (wie. Anm. 10), S. 288: Brief an den Vater, Riga, 9./20.1.1759.

¹⁴ [JOHANN CHRISTOPH BERENS:] Silhouetten eines rigaschen Patriziergeschlechts. III. Aus der Hamann- und Herder Periode 4. Johann Christoph Berens, Raths und Oberwetherr, hrsg. von ROBERT WEISS, Reval, Riga und Leipzig 1888, S. 7.

¹⁵ JOHANN GEORG HAMANN: Gedanken über meinen Lebenslauf (1758). Erstveröffentlichung in DERS.: Schriften, hrsg. von FRIEDRICH ROTH, Teil 1, Berlin 1821, S. 149–242. Der Text auch in: JOHANN GEORG HAMANN: Londoner Schriften, hrsg. von OSWALD BAYER und BERND WEISSENBORN, München 1993, S. 429–440. „Ich arbeitete endlich an einem Memorial an den Russischen Abgesandten – das war alles was ich thun konnte. Er benahm mir alle Hoffnung etwas auszurichten, und gab mir desto mehr Versicherung von seinem Eyer mir zu dienen, damit der letzte vielleicht angerechnet werden sollte, wenn die erste eintraf. Es giebt gewisse Stellen und gewisse Geschäfte, die man am besten und mit der größten Ehre verwalten kann, wenn man nichts oder so wenig als möglich thut.“ Das Zitat nach der elektronischen Veröffentlichung unter dem URL: <http://www.hamann-kolloquium.de/gedanken> (letzter Zugriff 11.1.2013), unpag.

Zudem hatte er sich mit 300 Pfund stark verschuldet. Im halbverhungerten Zustand und vollkommen mittellos begann Hamann am 13. März 1758 intensiv die Bibel zu lesen. Die am 31. März erlebte Offenbarung Gottes war Katharsis und geistiges Wiedererstehen zugleich; sie wurde zu einem Wendepunkt in seinem Leben. Immerhin ermöglichte Berens ihm die Rückkehr, so dass er London am 27. Juni 1758 verließ und genau einen Monat später in Riga ankam. Im Hause von Berens wurde er als Freund empfangen und nahm seine Arbeit als Sekretär und Hauslehrer wieder auf. Ein kleines Sommerhaus des älteren Bruders Carl Gottfried Berens (1725–1789) namens *Schoongezicht* am linken Ufer der Düna¹⁶ wurde für Hamann ein neues Zuhause. Die in London erlebte geistige Wende erweckte in ihm wohl eine gesteigerte Religiosität und versetzte ihn in einen euphorischen emotionalen Zustand: Der sensible Mann verliebte sich in die Schwester seines Arbeitgebers und Studienfreundes. Ende Dezember 1758 machte er Catharina Berens einen Heiratsantrag. Er sah in ihr „seine ideale *Catik, Aspasia*“, sei sie „schöner als die stolzeste Lilie, wenn sie es nicht wäre, so würd sie meine Liebe dazu machen“.¹⁷ Die Gefühle waren gegenseitig. Hamann war überzeugt, dass ihre Liebe göttlicher Natur sei: „Ich weiss, dass dieser gnädige Gott durch diejenige Liebe in mein Herz pflanzen will.“¹⁸ Doch waren die älteren Brüder kategorisch gegen die Heirat ihrer Schwester.¹⁹ Der Wohlstand der Familie Berens stützte sich seit drei Generationen auf Zielstrebigkeit, Pragmatismus und hartnäckige Arbeit. Den Familiengeist bestimmten Altruismus, Pflichtbewusstsein und strenge moralische Normen.²⁰ Obgleich die Familie philanthropisch gesinnt war und die literarisch-philosophisch orientierte Tätigkeit Hamanns durchaus unterstützen wollte, hatte ihr Wohlwollen gewisse Grenzen: Hamann

¹⁶ Das bei Hamann und Herder so beliebte Häuschen *Schoongezicht* (später „Hay Höfchen“) wurde in den 1990er Jahren zerstört.

¹⁷ HAMANN, Briefe 1 (wie. Anm. 10), S. 288.

¹⁸ Ebenda.

¹⁹ Catharina Berens, die damals 31 Jahre alt war, blieb unverheiratet. „Aus Liebe für ihre Brüder“ erzog sie deren Kinder. Sie starb im Alter von 79 Jahren. Siehe REINHOLD BERENS: Geschichte der seit hundert und fünfzig Jahren in Riga einheimischen Familie Berens aus Rostock, Riga 1812, S. 19; GOTTHILF HILLNER: J. G. Hamann und die Behrens. Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, Riga 1928 (Aus baltischer Geistesarbeit, NF Heft 1), S. 34–39.

²⁰ Es ist anzunehmen, dass die Familie Berens mit den strengen Prinzipien des Calvinismus vertraut war und sie auch einhielt. Die Familie war sowohl durch Handelsbeziehungen als auch durch Verwandtschaft mit den Niederlanden verbunden. In einem Brief an Kant tadelte Hamann Johann Christoph Berens, der eine völlig andere Lebensauffassung habe, und dass gerade darin ihr Konflikt liege: „Frankreich, das Hofleben, und sein [Berens'; R.B; A.T.] jetziger Umgang mit lauter Calvinisten sind an allem Unglücke schuld.“ HAMANN, Briefe 1 (wie. Anm. 10), S. 375: Hamann an Immanuel Kant [o.O.], 27.7.1758. Hier verweist Hamann offensichtlich auf die Verbindungen Berens' mit der niederländischen Handelsfamilie van Limburg in St. Petersburg, mit deren Tochter Catharina er sich 1761 vermählte. Siehe [BERENS,] Silhouetten (wie Anm. 14), S. 13f.

war emotional labil und impulsiv, und er zeigte in seinen Absichten und Interessen einen Hang zur Inkonsequenz. Sein Treiben in London, seine offensichtlich sehr libertine Lebensart, von der auch Berens erfahren haben dürfte, ließen ihn nicht gerade als das ideale Familienmitglied erscheinen.

Noch ein paar Jahre zuvor hatte Hamann den für Handelsfamilien typischen „Familiengeist“ bewundert und erklärt, der Handelsgeist werde vielleicht „die Ungleichheit der Stände mit der Zeit aufheben.“²¹ Nun wurde er jedoch mit diesem „Familiengeist“ direkt konfrontiert. Der abgewiesene Hamann verließ Riga Ende Januar 1759 nach einem heftigen Wortwechsel mit Arend, dem ältesten Bruder Catharinas, und begab sich zurück in seine Heimatstadt Königsberg. Die folgenden Briefe zeigen, dass Hamann mehr als die gescheiterte Liebe die enttäuschte Beziehung zu seinem Freund schmerzte. Als Johann Christoph die wiederum brieflich vorgetragene Heiratsabsicht Hamanns erneut ablehnte, folgte ein völliger Bruch. Zwar schrieb Berens im Laufe des Jahres 1759 wiederholt an Hamann – die Briefe sind nicht erhalten –, doch bezeichnete dieser seinen Förderer nur noch ironisch als einen „Licht-Engel“, der nicht imstande sei, gewalttätig gegen ihn zu werden.²² Hamann ließ die Briefe von Johann Christoph ungeöffnet.²³ Seine Reflexionen deuten darauf hin, dass Berens ihm Müßiggang²⁴ und unvernünftige Ausgaben in London vorwarf. Ein nur scheinbar freundschaftliches Wiedersehen der beiden in Königsberg im Sommer 1759 änderte nichts an ihrer Beziehung. Hamann äußerte sich nur voller Bitterkeit und Neid. Er nannte Berens einen Heuchler, der „anders denkt als er redet, anders schreibt als er redet“,²⁵ tadelte ihn wegen starrsinniger Selbstgerechtigkeit²⁶ und sogar wegen Atheismus.²⁷ Hamann verfasste lange Briefe an Kant²⁸ und Lindner, in denen er seinen früheren Freund zu entlarven suchte. Eine Versöhnung mit Berens war nicht mehr möglich. Auch dieser lehnte es nun ab, Hamanns Briefe zu lesen.²⁹ In Berens' späteren Schriften findet sich Hamanns Name nicht mehr erwähnt.

²¹ [LOUIS JOSEPH PLUMARD DE] DANGUEIL: Des Herrn von Danguueil Anmerkungen über die Vortheile und Nachtheile von Frankreich und Großbritannien in Ansehung des Handels und der übrigen Quellen von der Macht der Staaten. Königsberg u. Leipzig 1756, S. 16; siehe Hamanns Nachtrag in der gleichen Ausgabe: [JOHANN GEORG HAMANN:] Beylage, S. 359-401, hier S. 373.

²² HAMANN, Briefe 1 (wie. Anm. 10), S. 398: Brief an J. G. Lindner, Königsberg, 18.8.1759.

²³ Ebenda, S. 302-309: Brief an J. G. Lindner, Königsberg, [21.3.1759], hier S. 304.

²⁴ Ebenda, S. 305. Hamann schreibt, dass er arbeiten könne und wolle; dass er auch gearbeitet habe, doch nicht wie ein „unnützer Knecht, am liebster für meine Freunde und Wohltäter – nicht wie ein Heyde und Zollner“.

²⁵ HAMANN, Briefe 1 (wie. Anm. 10), S. 375.

²⁶ Ebenda, S. 306.

²⁷ Ebenda, S. 375.

²⁸ Ebenda, S. 373-381: Hamann an Immanuel Kant, [o.O.], 27.7.1758.

²⁹ Hamann soll Lindner gebeten haben, er möge Berens seine Briefe vorlesen, doch geschah dies nicht.

Noch 1756 hatte Hamann seine Freundschaft mit Berens folgendermaßen charakterisiert: „(W)ir verwechseln [uns] in der Aehnlichkeit unserer Gedanken und Empfindungen.“³⁰ Im Sommer 1759 jedoch schrieb er, er hasse ihn als einen Freund, und fürchte ihn gewissermaßen – „als einen Feind liebe ich ihn“.³¹ In dem zutiefst persönlichen Text „Gedanken über meinen Lebenslauf“, den Hamann am 21. April 1758 in London geschrieben hatte,³² ging es vor allem auch um das komplizierte Verhältnis zu Berens: In der Begegnung mit Johann Christoph sah er eine ihm von Gott auferlegte Prüfung und Versuchung. „Mein Berens, den Gott als ein besonderer Werkzeug gebraucht, dessen Absicht und Ende ich noch nicht absehen kann.“³³ Die wahren Hintergründe dieser Worte können nicht ganz aufgedeckt werden, gerade auch, was die diskreten Fragen der Beziehung zwischen Hamann und Berens betrifft.

1760 war Hamann erneut in Riga, um seinen geisteskranken Bruder nach Königsberg zu holen. Die Jahre von 1765 bis 1767 verbrachte er wieder in Kurland, wo er im Dienst des Advokaten Tottien stand und unter dem Titel „Mitausche Nachrichten von gelehrten Staats- und einheimischen Sachen“ die erste Zeitung Mitaus herausgab.

II.

Die folgenden Jahre sollten zeigen, wie unterschiedlich sich die Lebensläufe von Hamann und Berens entwickelten. Die Großhändler Johann Christoph und Carl Gottfried verfolgten ihre weitgespannten Interessen, waren einflussreich und kompetent auf ihrem Gebiet. So führten sie z.B. groß angelegte Geschäfte mit Getreide und Holz für den Schiffsbau durch. Der ältere Bruder Carl Gottfried war derjenige, der die Geschäfte und Rechnungen des Unternehmens weitsichtig führte, aber zugleich philanthropische Neigungen pflegte.³⁴ Johann Christoph war aktiv im gesellschaftlichen Leben der Stadt als Ratsmitglied, Verwalter des Ratsarchivs, Oberwetherr, Präsident des örtlichen Handelsgerichts und Inspektor der Stadtbibliothek. In seiner Funktion als Abgeordneter der Stadt hielt er sich oft auch in St. Petersburg auf. Nachdem er 1761 Stadtarchivar gewor-

³⁰ HAMANN, Beylage (wie Anm. 21), S. 373.

³¹ HAMANN, Briefe 1 (wie Anm. 10), S. 302: Hamann an J. G. Lindner, Königsberg, 10.3.1759.

³² Diese Aufzeichnungen wollte er seinen Nächsten, insbesondere dem Vater und Bruder, vorlesen. Schließlich geschah dies in einem viel breiteren Freundeskreis. OSWALD BAYER: Gott als Autor. Zu einer poietologischen Theologie, Tübingen 1999, S. 25ff.

³³ HAMANN, Gedanken (wie Anm. 15).

³⁴ In Brotzes Worten war er „(e)in Mann von grossen Verdiensten, ein eifriger Patriot, ein Unterstützer in Noth, Helfer in Noth, redlicher Freund, und in seinen Geschäften redlich und unermüdet.“ JOHANS KRISTOFS BROCE: Zīmējumi un apraksti [Zeichnungen und Beschreibungen], Bd. 2, Rīga 1996, S. 120.

den war, verbesserte er Struktur und Sicherheit des Archivs. Im 1765 neu errichteten Rathaus wurde extra ein Raum für die Archivbedürfnisse direkt neben dem Sitzungssaal des Rats bereitgestellt. Schon 1766 hatte Berens die Urkunden des „Inneren Archivs“ chronologisch geordnet, beschrieben und in Metallkästen sortiert.³⁵ Berens fertigte später eine Darstellung der städtischen Wirtschaft an, der er Berichte über den Ex- und Import der Stadt aus dem Jahre 1779 beilegte und für die er ein Register der ältesten Urkunden aus dem Inneren Archiv der Stadt (1220–1576) zusammenstellte, welches das älteste gedruckte Verzeichnis von Archivalien im Baltikum ist.³⁶

Was Johann Christoph und Carl Gottfried Berens auf dem Gebiet der internationalen Diplomatie und Ökonomie geleistet haben, ist leider fast in Vergessenheit geraten: Sie erarbeiteten die Prinzipien der sogenannten „bewaffneten Neutralität“³⁷ bezüglich des Seerechts und des Handels. Diese Beschäftigung wurde während der Seeblockade (1779–1781) in Folge des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ausgelöst und als außenpolitische Initiative Katharinas II. am 28. Februar (10. März) 1780 England, Frankreich und Spanien vorgelegt.³⁸ In der russischen Historiografie wird die Autorschaft dieser Deklaration der Zarin traditionell als Rätsel betrachtet,³⁹ doch wiesen deutsche Quellen bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts darauf hin, dass Katharinas Deklaration von Johann Christoph Berens stamme.⁴⁰ Erinnerungen von Zeitgenossen deuten darauf hin, dass auch Carl

³⁵ ARNOLD FEUEREISEN: Über das baltische Archivwesen, in: Arbeiten des ersten Baltischen Historiker-Tages zu Riga 1908, Riga 1909, S. 249–273, hier S. 250ff.; ГЕОРГ ЕНШ: Из истории архивного дела в Латвии [Aus der Geschichte des Archivwesens in Lettland], Riga 1981, S. 61. Am 7.9.1761 wurde Berens im Amt des Sekretärs im Stadtarchiv unter der Bedingung bestätigt, er werde diese Arbeit nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg antreten. Der Etat vom Rigischen General-Gouvernement Ao: 1728, Ms. zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Latvijas Universitātes Akadēmiskā bibliotēka (Akademische Bibliothek der Universität Lettlands, Riga, künftig: LUAB), Abteilung für Rara, Ms. 492, Bl. 61v–62r.

³⁶ [JOHANN CHRISTOPH BERENS:] Blatt zur Chronik von Riga mit angezeigten Urkunden. An den Grafen von Falckenstein. Im Jahr MDCCLXXX [Riga 1782].

³⁷ Декларация Екатерины II правительствам Англии, Франции и Испании, С.-Петербург, [28 февраля / 10 марта] 1780 г. [Deklaration Katharinas II. an die Regierungen Englands, Frankreichs und Spaniens, St. Petersburg (18.2./10.3.) 1780], einsehbar unter dem URL: http://www.vostlit.info/Texts/Dokumenty/S.America/XVIII/1760-1780/Russ_USA/21-40/38.phtml?id=4521 (letzter Zugriff 23.1.2013).

³⁸ Zur bewaffneten Neutralität vgl. Erste bewaffnete Neutralität, Erklärung durch die russische Regierung vom 28. Februar 1780, in: CARL BERGBOHM: Die bewaffnete Neutralität 1780–1783. Eine Entwicklungsphase des Völkerrechts im Seekriege, Berlin 1884, S. 134f.; WILHELM G. GREWE: Fontes Historiae Iuris Gentium, Berlin 1995, Bd. 2, S. 543f.

³⁹ Aus der Leiter des russischen Auswärtigen Kollegiums, Nikita Panin (1718–1783), wurde für den Projektautor gehalten. Siehe die Kommentare in Декларация (wie Anm. 37).

⁴⁰ KARL PHILIPP MICHAEL SNELL: Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee, Jena 1794, S. 286f.; [KARL LUDWIG] GR[AVE]: Ein rigascher Kaufmann, Veranlasser einer sehr wichtigen politischen Verbindung, in: Rigaische Stadtblätter 1811, Nr. 12, S. 101f.

Gottfried Berens, dem englische Freibeuter mehrfach Schiffe entwendet hatten, an der Erarbeitung dieses Dokuments beteiligt war.⁴¹

Die Quintessenz der Lebenserfahrung von Berens liegt in seiner letzten literarischen Arbeit „Bonhomien“ vor,⁴² die zur Eröffnung der neu errichteten Rigaer Stadtbibliothek geschrieben und 1792 veröffentlicht wurde. Mit dem Bau dieser Bibliothek ist sein Name auch heute am engsten verbunden. Der Bau des Bibliothekssaals, der heute in das Museum für Geschichte und Schifffahrt der Stadt Riga integriert ist, war seine Idee, die von Baumeister Christoph Haberland (1750–1803) zwischen 1778 und 1787/92 realisiert wurde.⁴³ Doch die Bibliothek war für Berens auch aus anderen Gründen wichtig. In „Bonhomien“, niedergeschrieben im letzten Sommer seines Lebens, überarbeitete er schon vorher formulierte Gedanken, so dass sich eine Auslese seiner Überlegungen und Ansichten ergab. Der Gegenstand dieses Buches war ihm sehr wichtig, seinem Arzt gegenüber nannte er ihn „seine Stadtmoral“.⁴⁴

Wesentlich war für Berens, sich über den gemeinsamen Nutzen der Stadt Gedanken zu machen. Hierzu wollte er seine Mitbürger ermuntern. In „Bonhomien“ erscheint die Stadt als ein Staat. Die Statthalterchaftsreform Katharinas II. hatte große Veränderungen hervorgebracht, die kritisiert wurden: Weil der Rigaer Stadtrat die neuen Reformen nicht akzeptieren wollte, trat er am 19. September 1787 zurück und die Ratsherren verließen demonstrativ das Rathaus, darunter auch Berens.⁴⁵ Ambrosius Bethmann Bernhardi (1756–1801)⁴⁶ erklärte in seiner anonym in

⁴¹ GRAVE: Ein rigascher Kaufmann (wie Anm. 40), S. 102; BROCE, Zīmējumi (wie Anm. 34), S. 527f., Abb. Nr. 273.

⁴² „Gunst“, „Wohllwollen“ im Französischen. Damit sollte die Rigaer Bibliothek auf den Weg gebracht werden.

⁴³ AIJA TAIMIŅA: Ideālās bibliotēkas vīzija 18. gs. izskaņā. Kristofa Häberlanda un Johana Kristofa Bērensā veltījums savai pilsētai un lidzpilsoņiem [Vision der idealen Bibliothek im Ausklang des 18. Jahrhunderts. Die Widmung von Christoph Haberland und Johann Christoph Berens an ihre Stadt und ihre Mitbürger], in: Mākslas vēsture un teorija 2007, Nr. 8, S. 62–71.

⁴⁴ Der Rigaer Bürgermeister Johann Christoph Schwartz (1722–1804) schrieb bald nach dem Tod von Berens in einem Brief an Herder: „Dies nämliche hat er noch in den letzten Tagen an seinen Arzt wiederholt und bat ihn, seinen Freunden zu sagen, daß der Gegenstand seines Buchs seine Stadtmoral sei.“ JOHANN GOTTFRIED HERDER: Briefe 1763–1803. Gesamtausgabe, bearbeitet von WILHELM DOBBEK und GÜNTER ARNOLD, Bd. 7, Briefe Januar 1793 – Dezember 1798, Weimar 1982, S. 197: Herder zitiert hier aus dem Brief des Bürgermeisters und setzte hinzu: „Denn er schrieb, wie er redete, redete und lebte, wie er dachte, und starb, wie er gelebt hatte.“ Ebenda, S. 196.

⁴⁵ Zur Entlassung des Rigaer Rats und zur Haltung von Berens siehe JULIUS VON ECKARDT: Baltische und Russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten, Leipzig 1869, S. 125; AREND BUCHHOLTZ: Geschichte der Rigischen Familie Schwartz, Berlin 1921, S. 624.

⁴⁶ Bernhardi war in den 1780er Jahren längere Zeit als Hauslehrer in St. Petersburg, Moskau und Riga tätig.

Deutschland erschienenen Schrift, Livland sei unzufrieden mit der russischen Regierung.⁴⁷ Der Ratsherr und Bürgermeister Jakob Friedrich Wilpert (1741–1812), Berens' Zeitgenosse und Freund, gestand später, wie schwer es den Ratsherren gefallen sei zurückzutreten: Er habe „den bürgerlichen Tod“ erlitten und die „Abgestorbenen hernach unter uns wandeln gesehen.“⁴⁸ Berens blieb demgegenüber besonnen und suchte nach einem Ausgleich zwischen dem „neuen Russischen Weltsystem Unserer Grossen Gesetzgeberin“⁴⁹ und den Rechten und Bedürfnissen der Stadt, der Provinz und des freien Individuums. Er hielt einen Kompromiss für möglich.⁵⁰ Seine Überzeugung fand ihre Bestätigung in der Welt der Moral und des Intellekts. Denn die „Bibliothek“ sei nicht nur ein Symbol der Blüte der Stadt und der Gesellschaft im Allgemeinen. Sie sei auch ein Symbol für das Wohlergehen, für die Bildung und Geistesfreiheit jedes einzelnen Individuums. Basis für einen wirtschaftlichen Aufschwung sei der freie Handel, die Geistesfreiheit jedoch präsentiere sich in der „Bibliothek“. Ähnlich wie in seinen anderen Schriften gehören ökonomische und ethische Ideen auch in „Bonhomien“ zu den wichtigsten Kategorien in Berens' Patriotismus-Konzept.⁵¹ Damit vertrat er auch die demokratische Weltsicht der Aufklärung.⁵² Herder resümierte später, Berens habe in „Bonhomien“ einen Katechismus für die Bürger verfasst.⁵³ Jakob Friedrich Wilpert, der schon erwähnte Bürgermeister und Freund Johann Christophs, nannte die Schrift das moralische Testament eines Rigaer Bürgers und Patrioten. Sie erschien tatsächlich ein paar Tage vor dem Tod des Autors.

III.

Kommen wir nun wieder zurück zu Hamanns Projekt. Wohl im Ergebnis des Auftrags, den ihm Berens 1756 erteilt hatte, sind seine Studien entstanden, aufgeteilt unter den umfangreichen Grünhofer Manuskripten,

⁴⁷ [AMBROSIUS BETHMANN BERNHARDI:] Züge zu einem Gemälde des Russischen Reichs unter der Regierung von Catharina II gesammelt bey einem vieljährigen Aufenthalte in demselben. In vertrauten Briefen, [Freiberg 1798–1799], St. 1, S. 223.

⁴⁸ Notizen im Exemplar des „Bonhomien“ von Wilpert (1794), das Exemplar in LUAB, Abteilung für Rara, Inv. Nr. R 14808, Bl. [2r].

⁴⁹ [JOHANN CHRISTOPH BERENS:] Riga, die bestätigte Munizipal-Verfassung, den 7. Oktober 1783. Gedruckt auf Pro Patria, [Mitau 1783], hier S. XV.

⁵⁰ „Wir haben in jenem grossem Kulturplan, den Grund unsrer städtischen Verfassung gefunden.“ Ebenda, S. XXVI.

⁵¹ HOLGER BÖNING: Das „Volk“ im Patriotismus der deutschen Aufklärung, in: Patriotismus und Nationsbildung am Ende des Heiligen Römischen Reiches, hrsg. von OTTO DANN, MIROSLAV HROCH und JOHANNES KOLL, Köln 2003 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung, 9), S. 63–98.

⁵² JOHANN GOTTFRIED HERDER: Briefe zur Beförderung der Humanität. Sechste Sammlung, Riga 1795, S. 138–199, hier S. 197.

⁵³ Ebenda, S. 193.

die später als Königsberger und Berliner Notizbücher bekannt wurden.⁵⁴ Wäre das ganze Grünhofer Material veröffentlicht worden, verfügten wir über eine Textsammlung von fast 1 000 Seiten.⁵⁵ Der IV. und V. Band von Hamanns gesammelten Schriften, die von Nadler ediert worden sind, umfassen nur einen Teil davon. Das sogenannte „Rigae Bibliothecarum“⁵⁶ erlaubt uns nur zu vermuten, was Hamann in dieser Zeit gelesen, konzipiert und interpretiert hat. Dabei handelt es sich um einen Literaturkatalog, den er mit Lindner im Laufe mehrerer Jahre sorgfältig zusammengestellt hat. Die meisten Literaturangaben verweisen auf die Hausbibliothek von General Graf von Witten auf Grünhof, die Petersensche Buchhandlung, die Hausbibliothek von Tottien in Mitau und auf etliche Rigaer Buchhandlungen. Betrachtet man all die Interpretationen, Zitate, Auszüge, bibliografischen Hinweise, Buchrezensionen und Überlegungen als ein Ganzes, könnte man dies dann Hamanns „kameralwissenschaftliche Studien“ nennen.⁵⁷ Die Kameralwissenschaft war eine Wissenschaftsdisziplin im 18. Jahrhundert, die sich mit den Fragen der absolutistischen Staatsverwaltung beschäftigte, wobei die Fragen einer staatlich regulierten und geförderten Wirtschaft und der Sicherheit hierbei von besonderem Interesse waren. Zu Hamanns Zeit war die Kameralwissenschaft ein übliches universitäres Studienfach.

Im Auftrag von Berens begann Hamann also damit, eine Begründung der Handelsneutralität und -souveränität für Riga zu erarbeiten, wobei er seine Ideen auf mehreren Ebenen entwickelte. Wäre dieses Gedankengebäude vollständig zur Entfaltung gekommen, läge uns tatsächlich eine Art „Kameralwissenschaftlicher Traktat“ vor, der die systematische Erarbeitung mehrerer Dimensionen enthielte – rechtswissenschaftlich und ökonomisch, politisch und historisch. Leider hat Hamann nur Entwürfe hinterlassen. Doch sprechen seine Notizen von der Spezifik des Vorhabens sowie vom geistigen Hintergrund der Studien. Dabei sind nicht nur die äußeren Grundlinien dieser Arbeit wesentlich, sondern auch deren geistiger Hintergrund, der imaginative Raum der Hamannschen Gedanken.

Hamann betrachtete die Theorien des Naturrechts genauso pragmatisch wie die Geschichte unterschiedlicher politischer Organisationsformen und die Strukturen der ökonomischen Beziehungen. Es sieht so aus, als ob er

⁵⁴ Vgl. BERNHARDS GAJEKS: Johans Georgs Hāmanis un vācu filosofija 18. gadsimta noslēgumā [Johann Georg Hamann und die deutsche Philosophie am Ende des 18. Jahrhunderts], in: Heidegera Rīgas rudens. Martins Heidegers Rīgā, hrsg. von RAIVIS BIČEVSKIS, Riga 2011, S. 215-241, hier S. 223; Gajek schreibt, die Notizbücher „deuten die Richtung an, in die Hamann von Johann Christoph Berens (...) sich drängen liess“. Siehe dazu auch den diesbezüglichen Kommentar von Nadler, in: HAMANN SW N 4 (wie Anm. 8), S. 465ff.; HAMANN SW N 5 (wie Anm. 8), S. 377ff.

⁵⁵ Zum Umfang, zur Qualität und zur Bedeutung dieser Notizen vgl. HAMANN SW N 5 (wie Anm. 8), S. 378; NADLER, Johann Georg Hamann (wie Anm. 4), S. 55; GAJEKS, Johans Georgs Hāmanis (wie Anm. 54), S. 221.

⁵⁶ HAMANN SW N 5 (wie Anm. 8), S. 13-121.

⁵⁷ NADLER, Johann Georg Hamann (wie Anm. 4), S. 57.

darum bemüht gewesen sei, die Ergebnisse seiner weitschweifigen Lektüre in ein „Staats“-Modell zu integrieren, das als theoretisches und praktisches Paradigma für Berens' Projekt dienen sollte. Hamann zielte mit seinem Modell auf die Rigaer Umstände. In erster Linie zählte zu diesen Bedingungen des Ortes die Ostsee, deren bedeutungsvolle Rolle er für Riga als nicht vollständig erschlossen wählte. Handel und Politik im Kontext der Meere sind auch ein wiederkehrendes Motiv in seinen Notizen über die Geschichte von England, Frankreich, Holland, Spanien und Portugal.

Bei der Beschäftigung mit der Geschichte fesselten Hamann drei Aspekte: Zum einen ging es ihm um den Einfluss des Historischen auf das Künftige. Wie könnte man die Geschichte für die Gegenwart nutzen, wenn z.B. wichtige Entscheidungen zu treffen sind, die möglicherweise das Schicksal einer Stadt beeinflussen?⁵⁸ Hinzu kam für ihn das Problem des aufgeklärten Monarchen. Dessen Erwähnung ist im Rigaer Kontext wichtig, da das Russländische Reich im Falle Rigas stets zu berücksichtigen war. Denn ein aufgeklärter (gebildeter) russischer Monarch konnte zum Hoffnungsträger der deutschen Verwaltung in den Ostseeprovinzen werden, ein Tyrann jedoch jede Hoffnung auf Entwicklung und Recht zerstören. Darüber hinaus stellte die Erörterung der gegenseitigen Beziehungen zwischen unterschiedlichen Gesellschaftsschichten für Hamann ein weiteres historisch zu fassendes Thema dar. Das wichtigste Problem für ihn war jedoch die Kunst der Konfliktlösung zwischen den städtischen Kaufleuten, die ihre Macht befestigt sehen wollten, und der Ritterschaft auf dem Lande, die in die Städte einzudringen suchte. Den Konsens zwischen den Gesellschaftsschichten hielt er für eine Voraussetzung für das Aufblühen des Landes.⁵⁹ Daher arbeitete Hamann intensiv an den Funktionen, Privilegien und Pflichten der verschiedenen Gesellschaftsschichten, insbesondere in Hinsicht auf die Kaufleute.⁶⁰ Hamanns Ansatz war dabei komplex: Er fragte nach den Problemen, die entstehen würden, wenn die Einwohnerzahl stieg; er interessierte sich für die engen Verbindungen zwischen dem ökonomischen und demografischen Wachstum einer Stadt oder eines Landes; gleichermaßen bedeutsam war ihm zufolge auch die Rolle der Familie in der Gesellschaft.⁶¹

Hamann arbeitete pragmatisch: Er zog die notwendigen Informationen aus den Ressourcen und der Geschichte eines Territoriums. Die von Historikern hinterlassenen Zeugnisse dienten ihm als Material für die Konstruktion eines politisch-ökonomischen Modells. Die Geschichtsschreibung war für Hamann lediglich ein Instrument, um aus ihr Beispiele zu ermitteln, die in der Gegenwart oder der nahen Zukunft realisierbar wären. Ausgangspunkt war für ihn dabei der Umstand, dass die Menschen,

⁵⁸ Vgl. HAMANN SW N 5 (wie Anm. 8), S. 130f.

⁵⁹ Vgl. ebenda, S. 179.

⁶⁰ Vgl. ebenda, S. 176.

⁶¹ Vgl. ebenda, S. 180f.

„denen die Sorge der irdischen Dinge unter der Regierung der höchsten Vorsehung anvertraut ist“, kaum wüssten, „welche Form der Gesellschaft die vortheilhafteste für sie ist und welche Eintheilung (distribution) der Menschen demjenigen System, welches sie vorgezogen haben, am günstigsten ist.“⁶² Genau das wollte Hamann herausfinden und für das Berensche Projekt in die Praxis umsetzen: eine kameralwissenschaftlich, d.h. politisch, historisch, rechtswissenschaftlich und ökonomisch begründete Auswahl von Wissen, welche den Bedingungen Rigas und seiner Umgebung entspräche. Zudem wusste er ohnehin:

„So viele Umstände, die nicht von den Menschen abgehangen, haben dazu beygetragen, jene Gesellschaften, jene Systems, jene distributions hervorzubringen, dass diejenige, welche sie eingerichtet, entworfen, in die Versuchung fallen, selbige für ein Werk des Zufalls anzusehen. Die meisten Menschen existieren, ohne die Ursachen davon wahrzunehmen, und sind eine Wirkung derselben, ohne es zu wissen; diese Ursachen sind so verwickelt und so wenigen Köpfen ist überdem im Ernst recht daran gelegen, sie zu erkennen!“⁶³

Hamann sammelte „Brocken aus der Geschichte“, um die Ursachen, Umstände und Systeme zu erforschen.⁶⁴ Diese „Brocken“ dienten ihm dazu, ein theoretisch fundiertes, zugleich aber praktisch wirksames Modell für die Rigaer „Handelsrepublik“ zu entwerfen.⁶⁵

Später, nach dem Londoner „Erlebnis“ und den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ von 1759, seiner Antwort auf den Besuch von Berens in Königsberg,⁶⁶ suchte Hamann in der Geschichte, in der Natur und in den Heiligen Schriften nach der Sprache Gottes.⁶⁷ Die Geschichte sei Gottes Rede. Sven-Aage Jørgensen wies darauf hin, dass in Hamanns Augen die typologische Auslegung der Heiligen Schrift, die Exegese, für das Begreifen der Geschichte später eine sehr große Bedeutung erlangt habe.⁶⁸ Die Gegenwart sei nur durch das Vorausgreifen in die Zukunft zu begreifen. Die Geschichte sei Heilsgeschichte, und als solche sei sie christozentrisch. Der Sinn der konkreten Geschehnisse sei nicht aus dem unmittelbaren Kontext der politischen, wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen

⁶² Ebenda, S. 177.

⁶³ Ebenda.

⁶⁴ HAMANN SW N 4 (wie Anm. 8), S. 215.

⁶⁵ Ebenda, S. 233.

⁶⁶ HAMANN SW N 2 (wie Anm. 8), S. 57-82.

⁶⁷ Dieses Motiv, das in späteren Arbeiten Hamanns sehr ausgeprägt ist, ist bereits in den Grünhofer Texten anzutreffen. Hamann äußert sich über Geschichte, Natur und Offenbarung als über drei Erkenntnisquellen in den „Briefen eines Vaters“, HAMANN SW N 4 (wie Anm. 8), S. 217.

⁶⁸ SVEN-AAGE JØRGENSEN: Zu Hamanns Stil, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift XLVII, NF 16 (1966), S. 374-387; DERS.: Nachwort, in: JOHANN GEORG HAMANN: Sokratische Denkwürdigkeiten. Aesthetica in nuce, Stuttgart 1998, S. 163-191, hier S. 170ff.

Zeitzusammenhänge erklärbar. Deshalb ersetzte Hamann die Kameralwissenschaft später durch eine philologische und hermeneutische Erkundung von Gottes Wort.

Diese Abgehobenheit von der Welt und der Geschichte ist jedoch schon in Hamanns Grünhofer Texten aus den Jahren von 1753 bis 1756 erkennbar. Denn schon bei der Schilderung der visionären Rigaer „Handelsrepublik“ und ihrer freien Bürger überschritt er – vielleicht sogar unbewusst – die imaginäre Grenze zwischen Pragmatik und Utopie. Der „Handelsgeist“, der ihm zufolge dort herrschen müsse, erscheint eher als eine göttliche denn eine menschliche Manifestation. Zu diesem Schluss kommt man unweigerlich nach der Lektüre von Hamanns „Beilage“ zur Übersetzung von Dangeuils Anmerkungen,⁶⁹ die eventuell sogar eine Art Achse von Hamanns kameralwissenschaftlichen Studien darstellt. Der Sinn von historischen Ereignissen und Abläufen konstituierte sich demzufolge eher aus der Zukunftsperspektive – aus der von Hamann entworfenen Imagination einer idealen und ideellen Rigaer Bürger-Kaufmann-Gestalt. Man könnte hier auch die „Kreuzzüge des Philologen“ (1762) anführen, die Hamanns Verständnis der Geschichte während der Grünhofer Zeit spiegeln:

„Und wer will vom Gegenwärtigen richtige Begriffe nehmen, ohne das Zukünftige zu wissen? Das Zukünftige bestimmt das Gegenwärtige, und dieses das Vergangene, wie die Absicht Beschaffenheit und den Gebrauch der Mittel (...). Wir sind gleichwohl hierin schon an ein ὕστερον πρότερον unserer Denkungsart gewohnt, das wir alle Augenblicke durch unsere Handlungen, wie die Bilder die Augen, umkehren ohne selbst etwas davon zu merken.“⁷⁰

Diese Hamannsche Imagination kehrt die kameralwissenschaftliche Pragmatik in Richtung einer anderen Tradition des Schreibens um, und zwar in die der Utopien und antiken Anthropologien. Daher sprengt die Hamannsche Kameralwissenschaft den Berensschen Projektrahmen erheblich. Konkreter gesagt, drückt sie dessen utopische und anthropologische Implikationen aus, die aber im Kontext der Aufklärung schon zum Forschungsobjekt der imaginativen Hermeneutik wurden.

Historische Ereignisse und Handlungen gewinnen ihren Sinn gerade in der Zukunft oder – im Kontext der kameralwissenschaftlichen Studien – durch die Imagination des idealen politisch-bürgerlichen Modells einer Zukunft. Im Licht dieser Studien erblicken wir den Sinn des Gegenwärtigen. Die historische Forschung müsste das, was in der Gegenwart abläuft, und das, was vorher stattfand, durch eine Zukunftsdimension betrachten. Die Geschichte würde so zu einem Zeichen, dessen Sinn einerseits geheimnisvoll, doch zugleich auch klar erkennbar sei, interpretierte man sie aus dem Blickwinkel einer immer stärker werdenden Imagination. Die historische

⁶⁹ Siehe dazu Anm. 21.

⁷⁰ HAMANN SW N 2 (wie Anm. 8), S. 175. Hysteron-Proteron (ὕστερον πρότερον): „Das Spätere als Früheres“.

Methode sei daher die Hermeneutik. Hamann wird sie später als „Philologie“ bezeichnen, als das Erkennen des durch die Imagination gewonnenen Sinns in der Gegenwart und Vergangenheit. Intensiv wird er über dieses Thema zwar erst später nachdenken, jedoch wohl etwas weniger bewusst. In Form einer imaginativ-impulsiven Vision kann man diese Betrachtungsweise der Geschichte bereits in seiner Grünhofer Zeit erkennen.⁷¹

Nach dem Londoner Erlebnis nahm Hamann das von Berens in Auftrag gegebene Projekt und all das, was er diesbezüglich als Vision während seiner Zeit in Grünhof erschaffen hatte, allzu ernst und „menschlich“ wahr. Denn diese Vision war letztlich ausschließlich unter Einsatz politischer und ökonomischer Ressourcen zu verwirklichen. Aus der Willenskraft des Menschen allein war sie nicht zu verwirklichen, dafür brauchte es göttliche Gunst. Hamann kehrte sich von seiner Utopie ab und überließ die Zukunft Gott. Er entzog sich dem Vorhaben, die Geschichte „basteln“ zu wollen, selbst wenn dies im Namen Gottes geschehe.

* * *

Die kameralwissenschaftlichen Studien Hamanns lassen sich zwischen der Tradition des utopischen Schreibens und der anthropologischen Diskussion über politische Gemeinschaftsbildungen einordnen. Sein Grünhofer philosophischer Entwurf, der zur Begründung eines neu entstehenden grandiosen Zeitalters werden sollte, blieb unvollendet. Hamann sollte jedoch im Laufe der nächsten Jahrhunderte zu einem europäischen Denker eines ganz anderen Kalibers werden – im Status eines Denkers, der zum Kritiker seines Zeitalters wurde. Sein Grünhofer Projekt war die Ansage eines intellektuellen Denkers, wie einst Plato mit seiner „Politeia“ oder Heidegger zu Beginn der 1930er Jahre, sein Jahrhundert mit einer utopischen Vision verändern zu wollen. Hamann wollte dies als Philosoph tun:

„Die Philosophie ist keine Bildhauerkunst mehr. Der Gelehrte ist aus den spanischen Schlössern der ‚intellektualischen Welt‘ und aus dem Schatten der Büchersäle auf den großen Schauplatz der Natur und ihrer Begebenheiten, der lebenden Kunst und ihrer Werkzeuge, der gesellschaftlichen Geschäfte und ihrer Triebfedern zurückgerufen; er ist ein aufmerksamer Zuschauer, ein Schüler, ein Vertrauter des Bauern, des Handwerkers, des Kaufmanns, und durch gemeinnützige Beobachtungen und Untersuchungen sein Gehülfe und Lehrer geworden.“⁷²

⁷¹ Man kann nur auf die Verwandtschaft zwischen dem Ton der Grünhofer Texte Hamanns und den Eindrücken Herders während seines Aufenthalts in Riga verweisen. Herder sieht Riga und die Ostsee-Provinzen in erster Linie im Licht der Zukunftsimagination und nicht auf Basis der Erforschung historischer Umstände.

⁷² HAMANN SW N 4 (wie Anm. 8), S. 232. In einer Bemerkung lobt Hamann sogar die französischen Enzyklopädisten, vor allem Denis Diderot (ebenda).

Der Philosoph ist in diesem Sinne kein einsamer „Bildhauer“ mehr, sondern ein Mitgestalter seines Zeitalters.

SUMMARY

*Johann Georg Hamann's Studies in
Cameratism and Johann Christoph Berens'
Vision of Riga: a Utopian Project from
the Second Half of the 18th Century*

Since 19th century, Johann Georg Hamann (1730–1788) has been seen as a forerunner of *Sturm und Drang* and Romanticism. He was engaged in active dialogue with Immanuel Kant and a mentor of Johann Gottfried Herder whose thinking he apparently enriched. From the point of view of Baltic intellectual history, it is worth noting that Hamann's own work in his early phase in the 1750s is tightly connected with the manor Grünhof in Kurland. Here, he wrote down the bulwark of papers that have been preserved from this early period.

Any interpretation of this large amount of text has to take into account the complicated relationship between Hamann and Johann Christoph Berens, a member of the Riga magistrate, who at that time intended to make his city a player in the international arena with a special status. Against the background of the conflict between Prussia, Russia and England over their respective spheres of influence in the Baltic Sea area, Berens envisioned Riga as a political mediator between these powers. To elaborate this special status for Riga more thoroughly, Berens searched for someone who would be able to both formulate the theoretical foundation of his vision and give a political justification for Riga's neutrality in terms of international trade. His choice fell on Hamann, with whom he had kept contact since their studies at Königsberg University.

As a result of this task assigned to him by Berens, Hamann had been preoccupied with detailed studies of cameralism since 1756. Typical for him, however, was a sort of philosophical transgression into utopia that left pragmatical solutions, e.g. concerning Berens' vision for a Riga as a "Republic of Trade", way behind. According to Hamann, historical events and actions gain meaning first and foremost through the imagination of an ideal civic model of the future. Historical research, in this sense, should assess the past and the present within the perspective of the future.

In 1757, Hamann was sent by Berens to London in order to start working in the direction of the great autonomy project, the latter envisioned for

Riga. However, Hamann's activities in diplomatic circles did not lead to any result and he fell into depression. At that point, he found inspiration in the Bible and turned his thinking to God. This "London experience" is usually interpreted as a radical turning point, changing Hamann's entire future philosophical thinking. And indeed, he did not continue working on his studies in cameralism after he returned to Riga. His conceptual designs from Grünhof, however, remain important since here Hamann formulated a claim to change his century with an utopian vision much like Plato in his *Republic* or Heidegger in the early 1930s.

Der estnische Nationalismus und sein Konzept der prähistorischen Religion: Die Nation als Gestalterin des Religionsbildes

VON TÖNNO JONUKS

Für die Entwicklung der estnischen Religionswissenschaft ist die Zeit vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts eine der wichtigsten Perioden überhaupt. Obwohl der Volksglaube und die prähistorische Religion¹ schon seit dem 18. Jahrhundert untersucht wurden, stellte gerade die Zeit der nationalen Emanzipationsbewegung („nationales Erwachen“) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Weichen für das ganze 20. Jahrhundert. Damals wurden allgemeine Ansätze und Fragestellungen formuliert sowie die Quellen für die Erforschung der prähistorischen Religion fixiert. Seit dieser Zeit war bei deren Behandlung der nationale Aspekt einer der entscheidenden und dies nicht nur in den für ein breites Publikum bestimmten Beiträgen, denn die Denkweise des 19. Jahrhunderts gab und gibt auch in akademischen Abhandlungen den Ton an. Das auf die estnische Religion bezogene nationale Narrativ bestimmt das Verständnis des früheren Glaubens sogar noch heute, und sei es auch nur in der populären Auslegung. Eines der Beispiele dafür ist das allgemeine Verständnis, dass die Religionsgeschichtsschreibung erst mit der Zeit des nationalen Erwachens einsetzte.² Dabei bleibt jedoch außer Acht, dass die ersten estnischen Religionsforscher im 19. Jahrhundert tatsächlich die Gedanken der baltischen deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts rezipierten. Spricht man vom Nationalismus in Bezug auf die estnische Religion, sind meistens nur dessen markanteste Vertreter gemeint – die neuheidnische Bewegung der *Taaralased* (Anhänger der Gottheit Taara) in den 1930er Jahren. Tatsächlich hat der nationale Gedanke jedoch über den zwar effektvollen, aber doch relativ begrenzten Einfluss der *Taaralased* hinaus eine durchaus größere Rolle bei der Erforschung und Interpretation der prähistorischen Religion gespielt.

¹ Zur Terminologie vgl. TÖNNO JONUKS: *Eesti muinasusund* [Die estnische prähistorische Religion], Tartu 2009 (Dissertationes archaeologiae universitatis Tartuensensis, 2), S. 75ff.

² Ebenda, S. 17ff.

Die Initiatoren

Die sich im 18. Jahrhundert in Livland verbreitende Aufklärung gab den Anstoß für erste Darstellungen zur estnischen Vorgeschichte und führte im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Herausbildung eines nationalen Selbstverständnisses. Überall in Europa hatte sich die Ideologie der Aufklärung die antike Welt zum geistigen Vorbild genommen, womit als deren Entsprechung auch das vorkoloniale Estland für die einheimischen Religionsgeschichtsschreiber und Historiker zum Eldorado wurde. Unter Anwendung der für die Erforschung der antiken Geschichte und Mythologie üblichen Methodologie sowie mit dem Vorbild der nationalromantischen Bewegungen in Skandinavien und Deutschland vor Augen, wurde damit begonnen, Porträts der lokalen Völker vor der Eroberung zu zeichnen.³ Deutschbaltische Literaten stehen am Anfang der Heroisierung der heidnischen Vergangenheit: Die alten Sitten erschienen ihnen nicht mehr als verachtenswerter Aberglaube, wie den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchenchronisten, sondern als etwas Edles und Reines. Vor allem unter den baltischen Romantikern⁴ verbreitete sich die lokale Version der zeittypischen Konzeption vom „edlen Wilden“.⁵ Die ursprüngliche Idee, die von der Zivilisation unberührt gebliebenen Völker zu veredeln, wandelte sich in die Idealisierung der einheimischen Völker der Vergangenheit. Im Unterschied zu den späteren estnischen nationalen Aktivisten des 19. Jahrhunderts war jedoch für die Deutschbalten des 18. Jahrhunderts die Verbindung zu den Vorfahren und zur Geschichte ganz allgemein von geringer Bedeutung. Ihnen ging es eher um die Suche nach einer reinen und ethischen Gesellschaft an sich. Wichtiges Kriterium dafür war, von der zeitgenössischen Zivilisation unberührt geblieben zu sein, was mit den Worten Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1773 treffend veranschaulicht werden kann:

„Wissen Sie also, daß je wilder, d.i. je lebendiger, je freywirkender ein Volk ist, (denn mehr heißt dies Wort doch nicht!) desto wilder, d.i. desto lebendiger, freyer, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder seyn!“⁶

So muss das Ende des 18. Jahrhunderts als die erste Periode angesehen werden, in der die estnische prähistorische Kultur und Religion bewusst studiert wurde, wobei mit deren Idealisierung die Grundlage der nationalen Perspektive geschaffen wurde. Gerade in der Aufklärungszeit etablierte sich

³ Siehe z.B. AUGUST WILHELM HUPEL: *Topographische Nachrichten von Lief- und Ehistland*, Bd. 1, Riga 1774.

⁴ GARLIEB HELWIG MERKEL: *Die Vorzeit Lieflands: ein Denkmal des Pfaffen- und Rittergeistes*, Bd. 1, Berlin 1798.

⁵ TERRY JAY ELLINGSON: *The Myth of the Noble Savage*, Berkeley 2001.

⁶ JOHANN GOTTFRIED HERDER: *Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker* (1773), einsehbar unter dem URL: http://www.uni-due.de/lyriktheorie/texte/1773_herder.html (letzter Zugriff 19.9.2012).

die Konzeption einer tiefen kulturellen Kluft zwischen der Zeit vor und nach den Kreuzzügen des 13. Jahrhunderts, die später während des nationalen Erwachens und von nationalen Ideologen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, besonders aber von der Bewegung der *Taaralased* in den 1930er Jahren, aufgegriffen wurde.⁷ Eine andere, weniger verbreitete, methodisch jedoch sogar interessantere Konzeption entwickelte sich aus Garlieb Merkels Gedanken, demzufolge die Christianisierung nicht die Einführung einer neuen Religion bedeutet, sondern dem alten heidnischen Glauben lediglich eine neue Bedeutung gegeben habe.⁸ Diese romantische, die Christianisierung legitimierende Sicht ist auch später sporadisch hervorgetreten, indem z.B. die Ähnlichkeit des Luthertums im 19. und 20. Jahrhundert mit dem aus der Überlieferung bekannten Volksglauben betont wurde.⁹ Parallel zu den romantischen und idealisierten Betrachtungen sind zwar auch deutlich seriösere Studien veröffentlicht worden,¹⁰ die jedoch neben den ideologischen Schriften zu akademisch blieben, um eine populäre Rezeption zu finden. Dass diese Studien kaum beachtet wurden, war gewiss auch eine Folge dessen, dass die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aktiv gewordenen einheimischen Intellektuellen vor allem ihren eigenen nationalen Diskurs pflegten. So sind in dieser Periode, die bis ins 20. Jahrhundert reicht, zeitweilig zwei parallele, aber durchaus unterschiedliche Forschungstraditionen zu unterscheiden – die eher akademisch ausgerichtete deutschbaltische und die hauptsächlich national geprägte estnische.

Die Erwecker

Die romantische Konzeption des Goldenen Zeitalters, die deutschbaltische Forscher mit den Esten aus vorkolonialer Zeit verbunden hatten, erhielt schließlich im estnischen Religionsdiskurs des 19. Jahrhunderts, der sich

⁷ Siehe z.B. HÕÕGUV TULI [HENGU TULNOLA]: *Taara-usu poole* [Hin zum *Taara*-Glauben], in: *Hiis* 2 (1930), S. 42-45; MARTA LEPP: *Tannenberglaste liikumine* [Die Bewegung der Tannenberger], in: *Hiis* 3 (1931), S. 52-59.

⁸ MERKEL, *Die Vorzeit Lieflands* (wie Anm. 4), S. 235; siehe dazu auch weiter unten.

⁹ Vgl. z.B. EENOK HAAMER: *Rahva usundiline olemus ja areng* [Religiöses Wesen und religiöse Entwicklung des Volkes], in: *Eesti uue aastatuhande lävel: väikerahva võimalused ja valikud*, hrsg. von EBBA RÄÄTS, Tallinn 2000, S. 195-203, hier S. 199.

¹⁰ Siehe z.B. FRANZ ANTON VON SCHIEFNER: *Zur Ehestnischen Mythologie*, in: *Mélanges Russes, St.-Petersbourg 1854*, S. 406-417; JEAN BAPTISTE HOLZMEYER: *Osiliana. Erinnerungen aus dem heidnischen Göttercultus und alte Gebräuche verschiedener Art, gesammelt unter den Insel-Esten, Tartu 1873* (Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat, VII/2); FRIEDRICH AMELUNG: *Über den volkstümlichen estnischen Aberglauben und den estnischen Antonius-Cultus*, Dorpat 1877; MAX BUCH: *Ueber den Tönnis-cultus und andere Opfergebräuche der Esthen*, in: *Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja* 15 (1897), S. 5-13; LEOPOLD VON SCHROEDER: *Germanische Elben und Götter beim Estenvolke*, Wien 1906 (Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-Historische Klasse, 153/1).

um die Erforschung der „eigenen Vorfahren“ zu kümmern begann, eine nationale Dimension. Obwohl viele der bisherigen übertriebenen romantischen Standpunkte bald sowohl von Wissenschaftlern als auch von propagandistischen Ideologen aufgegeben wurden, hatten sie trotzdem einen großen Einfluss. So wurde z.B. Merkels „Die Vorzeit Lieflands“ (1798)¹¹ in der Zeit des nationalen Erwachens zur wichtigsten ideologischen Quelle und zu einer wahren Autorität.

Damals wurden in Bezug auf die prähistorische Religion und die allgemeine Mentalitätsgeschichte der Esten die wichtigsten Träger des Gedächtnisses der nationalen Denkweise kreiert:¹² Die Gelehrte Estnische Gesellschaft, die Tradition der Sängerkulte, die Entstehung des estnischsprachigen Journalismus und der Literatur sowie die Schaffung der nationalen Epik legten die Grundlagen für die bedeutendsten ideologischen Säulen des Estentums. Zudem begründete Jakob Hurt mit seiner Sammlung estnischer Folklore den wichtigsten Prozess für die Erforschung der estnischen prähistorischen Religion. Obwohl Hurt mit seiner Sammlung schon 1860 begonnen hatte, erschien erst 1888 sein Text „Paar palwid Eesti ärksamaile poegadele ja tütardele“ (Ein paar Bitten an die aufgeweckteren Söhne und Töchter Estlands),¹³ in dem er erklärte, wie Folklore zu sammeln sei, und dazu aufrief, das Gesammelte an ihn weiterzuleiten. So wurde der Grundstein für die wichtigste Quellensammlung zur estnischen Religion gelegt und die ganze künftige Forschung bis zum heutigen Tag beeinflusst.¹⁴ Beim Erfolg der Sammelaktion, an der zahlreiche lokale Pastoren und Lehrer, aber auch Schüler oder einfach „aufgeweckte“ Menschen teilnahmen, spielte der nationale Unterton des Aufrufs eine Rolle, der den Zeitgeist traf. Jeder Sammler und Korrespondent konnte sich durch seine Aktivität als Teil einer großen Aktion des estnischen Volks fühlen, was auch in vielen Begleitbriefen an Hurt und an Matthias Johann Eisen, der zur selben Zeit seine Sammlertätigkeit organisierte, zum Ausdruck kam.

Im Ergebnis dieser Entwicklungen kristallisierte sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ein Bild der frühen estnischen Religion heraus, welches deren Ursprung in einer unbestimmt fernen Vergangenheit lokalisierte, welche zumeist mit der präkolonialen Periode der Freiheit

¹¹ MERKEL, Die Vorzeit Lieflands (wie Anm. 4).

¹² Siehe TOOMAS GROSS: Anthropology of collective memory: Estonian national awakening revisited, in: *Trames* 6 (2002), Nr. 4, S. 342-354.

¹³ JAKOB HURT: Paar palwid Eesti ärksamaile poegadele ja tütardele [Ein paar Bitten an die aufgeweckteren Söhne und Töchter Estlands], in: *Olewik* Nr. 8, 22.02.1888, S. 1.

¹⁴ Siehe MART LAAR, REIN SAUKAS, ÜLO TEDRE: Jakob Hurt 1839–1907, Tallinn 1989; ÜLO TEDRE: Jakob Hurt 150, in: *Keel ja Kirjandus* 1989, Nr. 7, S. 385-391; ANDREAS KALKUN: Rahvaluulekoguja kui looja: seto pärimuse representeerimisest Jakob Hurda „Setukeste lauludes“ [Der Sammler von Folklore als Schöpfer: Die Repräsentation des Kulturerbes der Setu in Jakob Hurts „Setukeste laulud“], in: *Regilaul – esitus ja tõlgendus*, Tartu 2006 (Eesti Rahvaluule arhiivi toimetused = Commentationes archivi traditionum popularium Estoniae, 23), S. 67-84.

gleichgesetzt wurde. Im Vergleich zur älteren Interpretation in deutschen Arbeiten trat die Volksüberlieferung an die erste Stelle und dominierte von nun an die Religionswissenschaft; Chroniken und andere schriftliche Quellen nahmen eine zweitrangige Stellung ein.¹⁵

Schon zu Beginn der Sammlung der Volksüberlieferung bildete sich ein Axiom heraus, dem zufolge alles Nichtchristliche, d.h. alles Nichtlutherische, vorchristlich sei. Solche Phänomene wurden daher ohne weitere Diskussion kurzerhand in die vorchristliche Periode datiert, also in die Zeit vor dem 13. Jahrhundert. Nicht einmal in der akademischen estnischen Religionswissenschaft ist diese Position je in Frage gestellt worden und somit noch im 21. Jahrhundert bestimmend. Allerdings ist dies nicht nur in Estland ein Problem, denn ähnlich kritiklos wird die religiöse Entwicklung im Mittelalter und in der Neuzeit auch anderswo behandelt.¹⁶ In Bezug auf Estland entstand dabei ein Bild des Christentums als einer einheitlichen Erscheinung durch die ganze historische Zeit hindurch. Auch wenn kirchengeschichtliche Unterschiede durchaus betont wurden, sind theologische Unterschiede im Katholizismus während der Kreuzzüge und im Mittelalter sowie im Luthertum in der frühen Neuzeit und in der Neuzeit nur selten in den Fokus der Autoren geraten. Natürlich kann die Entwicklung einer Religion nicht derartig vereinfacht werden, weshalb der estnische (Volks-)Glaube eher als eine populäre Interpretation des „offiziellen“ Christentums verstanden werden muss, wobei einige vorchristliche Phänomene bei dieser Interpretation eine wichtige Rolle gespielt haben dürften. Der von Natur aus aufnahmefähige Volksglaube¹⁷ griff neue Einflüsse nicht nur aus dem Katholizismus und dem neuzeitlichen Luthertum, sondern wohl auch aus gesamteuropäischen magischen und mystischen Lehren auf. Derartige Elemente wurden adaptiert¹⁸ und letztendlich in den Volksglauben integriert, wobei sich deren ursprüngliche christliche Bedeutung bis zur Unkenntlichkeit wandeln konnte. Angesichts der Popularität von Magie und Hexerei insbesondere im (früh)neuzeitlichen Europa dürfte der Volksglaube in Estland kaum davon unberührt geblieben sein. So gibt es Beispiele dafür, dass auf den ersten Blick frühzeitliche

¹⁵ Siehe JONUUS, *Eesti muinasusund* (wie Anm. 1), S. 25.

¹⁶ Vgl. ALEKSANDER PLUSKOWSKI, PHILIPPA PATRICK: „How do you Pray to God? Fragmentation and Variety in Early Medieval Christianity, in: *The Cross Goes North: Processes of Conversion in Northern Europe, AD 300–1300*, hrsg. von MARTIN CARVER, Woodbridge 2003, S. 29–57, hier S. 43.

¹⁷ Vgl. den Begriff „*imagistic mode of religiosity*“, entlehnt von HARVEY WHITEHOUSE: *Modes of Religiosity. A Cognitive Theory of Religious Transmission*, Walnut Creek 2004.

¹⁸ TÖNNO JONUUS: *Archaeology of religion – possibilities and prospects*, in: *Estonian Journal of Archaeology* 2001, Nr. 1, S. 32–59, hier S. 50; vgl. ÅNDERS ANDRÉN, KRISTINA JENNBERT, CATHARINA RAUDVERE: *Old Norse Religion: Some Problems and Prospects*, in: *Old Norse Religion in Long-term Perspectives: Origins, Changes, and Interactions. An International Conference in Lund, Sweden, June 3–7, 2004*, hrsg. von DENS., Lund 2006 (*Vägar till Midgård*, 8), S. 11–14, hier S. 14.

und heidnische Vorstellungen, wie zum Beispiel der Glaube an die Macht des Blitzes, womöglich erst im Mittelalter oder in der Neuzeit nach Estland gelangt sind.¹⁹ Genauso könnte die als heidnisch geltende Sitte, an Quellen, Kapellen oder Friedhöfen Münzen zu opfern, ihre Wurzeln erst in der christlichen Tradition haben.²⁰

Berücksichtigt man die Verhältnisse während der Zeit des nationalen Erwachens und die Popularität der Hurtschen Sammelaktion, wird es verständlich, wie leicht die vermeintlich heidnische, offensichtlich eine Ahnung von der ursprünglichen Freiheit vermittelnde Religion in die nationalen Diskurse Einzug hielt. Zu den früheren Schriften, die zwar romantischen Idealvorstellungen entsprungen waren, aber doch ein Forschungsinteresse spiegelten, gesellte sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine Herangehensweise, die sich eher der Gegenwart und der Zukunft der Nation verpflichtet sah. Sie nutzte die alte Religion als metaphorisches Werkzeug, um eine idealisierte Darstellung in populärer Form zu schaffen und mit deren Hilfe das Nationalgefühl und die Ideologie der Esten zu formen sowie dem Volk einen Glauben an die Zukunft zu vermitteln. Charakteristischerweise wurde dabei ständig betont, man befinde sich in einer Übergangsperiode, wiederholt auf das Nahen einer neuen Zeit hingewiesen, deren Zeichen bereits erkennbar seien, und der Leser in die neuesten Zukunftspläne der nationalen Ideologen eingeweiht. Auffällig in dieser Hinsicht sind vor allem die Schriften der *Taaralased*:

„Besonders viel Energie hat der heilige Hain [d.h. die Religionsgemeinschaft „Hiis“ (Heiliger Hain); T. J.] darauf verwandt, den *Inhalt der Nationsidee* zu erklären. Dank der langjährigen Studien von K[ustas] Utuste [estnischer Offizier, führende Person bei den *Taaralased*; T. J.] ist diese bisher in der estnischen Literatur völlig unbehandelt gebliebene Frage auf eine systematische Grundlage gestellt worden. Wir haben ein fertiges Schema, nach dem es dem estnischen Volk möglich sein wird, vom Opfer der Geschichte zum Gestalter der Geschichte zu werden. Das estnische Volk nimmt das Steuerrad der Geschichte selbst in die Hand.“²¹

¹⁹ Siehe z.B. KRISTIINA JOHANSON: The changing meaning of thunderbolts, in: *Folklore* 2009, Nr. 42, S. 129-174, hier S. 161 (einschbar unter dem URL: <http://www.folklore.ee/folklore/vol42/johanson.pdf>, letzter Zugriff 4.4.2013).

²⁰ ROBERTA GILCHRIST: Magic for the Dead? The Archaeology of Magic in Later Medieval Burials, in: *Medieval Archaeology* 52 (2008), S. 119-159; TÕNNO JONUKS, MEELIS FRIEDENTHAL, ARVI HAAK: Värtnakeder, talisman või nõiaese – märkidega kiviketas Viljandimaalt, Rattama talust [Spinnwirtel, Talisman oder Hexereigegegenstand – eine Steinscheibe mit Zeichen vom Hof Rattama in Bezirk Viljandi], in: *Ilusad asjad: tähelepanuväärseid leide Eesti arheoloogiakogudest*, hrsg. von ÜLLE TAMLA, Tallinn 2010 (Muinasaja teadus, 21), S. 269-286; ALDUR VUNK: Jeesus läks maale kõndimaie: ristosjad ja palverännakud Eesti keskajal [Jesus ging aufs Land spazieren: Kreuzzüge und Pilgerfahrten im estnischen Mittelalter], Tallinn 2005, S. 221.

²¹ Ülevaade Hiie tegevusest E.V. 15. aastal [Ein Überblick über die Tätigkeit von „Hiis“ im 15. Jahr der R(epublik) E(stland)], in: *Hiis* 4 (1933), S. 87-91, hier

Eine solche Herangehensweise ist typisch für Darstellungen der estnischen Religion bis in das 21. Jahrhundert hinein.²²

Die Dominanz der ideologischen Ziele bestimmt u.a. auch den Ton der Texte und die Nutzung der Quellen. Erste Anzeichen für diese ideologische Dominanz lassen sich schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden, auch wenn derartige Religionsstudien in größerer Anzahl erst seit der Jahrhundertwende veröffentlicht wurden. Kaja Karo sieht hierin vier bedeutsame Aspekte, die auch gemeinsam vorkommen können: 1) die Idealisierung der prähistorischen Zeit; 2) die Christianisierung der Esten „mit Feuer und Schwert“, woraus die Deutschenfeindlichkeit entstanden sei; 3) die These, die Esten hätten während der 700 Jahre Sklavenzeit hartnäckigen Widerstand geleistet; 4) die Behauptung der geistigen Größe der estnischen Kultur.²³ Der vierte Aspekt wurde in fast allen national und ideologisch gesinnten Texten betont und lässt sich zum Teil daraus ableiten, dass die Zeit des nationalen Erwachens vor allem Bildung propagierte,²⁴ zum Teil allerdings offensichtlich auch aus der sehr sachlichen estnischen materiellen Kultur, die nicht viele attraktive Gegenstände hergibt, die mit früheren Religionen und Mentalitäten verbunden werden können. Deshalb haben besonders die Ideologen des 20. Jahrhunderts die abstraktere, spekulativere und weniger gleichmäßig von Quellen abgedeckte geistige Kultur betont, die größtenteils jedoch aus derselben Zeit des nationalen Erwachens stammt.²⁵ Diese geistige Kultur kann als das wesentliche Element angesehen werden, das der Konstruktion des Estentums als geistige Grundlage diene.

Neben der Tatsache, dass populäre Darstellungen das Estentum zum Nationalbewusstsein erhöhten, übten diese auch wesentlichen Einfluss auf die Interpretation der Quellen aus. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden z.B. in Wochenzeitungen, Schulbüchern und Kalendern kleine

S. 89 (Hervorhebungen im Original); vgl. auch HENGO TULNOLA: Eesti rahvas – vaimlisele iseseisvusele! [Das estnische Volk – in die geistige Unabhängigkeit!], in: Hiis 4 (1933), S. 83-86.

²² Siehe z.B. OSKAR LOORITS: Eestluse elujõud [Die Lebenskraft des Estentums], Stockholm 1951; DERS.: Eesti rahvausundi maailmavaade [Die Weltanschauung des estnischen Volksglaubens], Tartu 1932; EENOK HAAMER: Meile on antud ainult üks võimalus [Uns ist nur eine Möglichkeit gegeben], in: Postimees, 19.6.1999; Aare KASEMETS: Rahvuskultuuri jätkusuutlikkus globaalses infoühiskonnas: õpetajad kultuuriloo kandjana ja tähenduste andjana [Die Zukunftsfähigkeit der Nationalkultur in der globalen Informationsgesellschaft: Lehrer als Träger und Sinnstifter der Kulturgeschichte], in: Kultuur ja Elu 2007, Nr. 3, S. 22-31; siehe auch die Zeitschrift „Hiis“.

²³ Siehe KAJA KARO: Rahvuslikud narratiivid ja religioon [Nationale Narrative und Religion], in: Mitut usku Eesti II. Valik usundiloolisi uurimusi: kristluse eri, hrsg. von LEA ALTNURME, Tartu 2007, S. 13-46, hier S. 16.

²⁴ Ebenda, S. 20.

²⁵ Ebenda, S. 31.

estnischsprachige Geschichten über den Volksglauben veröffentlicht²⁶ oder mythologische Motive in Reden benutzt. Weil solch ein Lesestoff populär war, beeinflussten diese Texte auch das Verständnis der Menschen von der alten Religion und flossen in die lokale Folklore mit ein. Den gleichen Einfluss hatten auch ideologische Texte aus der Zeit des nationalen Erwachens,²⁷ die die Mentalität der Esten formten und die Volksüberlieferungen inspirierten. Wahrscheinlich hat das von Friedrich Robert Faehlmann (1798–1850) mithilfe seiner „Estonischen Sagen“ geschaffene Urpantheon²⁸ die Schriften aus der Zeit des nationalen Erwachens beeinflusst, aus denen dann der Hauptgott *Taara* mit seinen Jungfrauen und andere Figuren herauswuchsen, um ein Eigenleben in der Volksüberlieferung zu beginnen.²⁹

Ein gutes Beispiel für ein äußerst romantisches und vermutlich an ein breiteres Publikum gerichtetes Bild der prähistorischen Religion ist das Büchlein „Eesti usk“ (Der estnische Glaube, 1908) von Aleksander Treumann, der sich hinter dem Pseudonym A. Heraklides verbarg.³⁰ Im Kontext seiner zum Teil extremen Behauptungen stellt der hier verwendete Text zwar eine Ausnahme dar, doch zeigt er dafür umso deutlicher, was in der damaligen nationalen Ideologie für wichtig gehalten wurde. Der in populärer Sprache verfasste Abschnitt beschreibt, wie gütig und gerecht der alte Glaube gewesen sei, der von dem im himmlischen Königssaal thronenden Hauptgott *Taara* beherrscht wurde. Zur himmlischen Familie gehörten noch weitere Mitglieder, die alle gemeinsam einen Pantheon bildeten und von den auf der Erde lebenden Feen bzw. Schutzgeistern sekundiert wurden. Die Götter und Geister hätten die Menschen genauso behandelt, wie sie selbst behandelt worden seien. Außerdem heißt es hier, dass der alte estnische Glaube keineswegs dualistisch gewesen sei, wodurch er dem Christentum entgegengestellt wird. Ein weiteres mit dem Christentum unvereinbares Phänomen, das damals ebenfalls in verschiedenen Kontex-

²⁶ Siehe EA JANSEN: Muinaseesti panteon: Faehlmanni müütide roll eestlaste rahvusteadvuses [Das estnische vorzeitliche Pantheon: Die Rolle der Mythen Faehlmanns im nationalen Bewusstsein der Esten], in: Vaateid eesti rahvustuse sünniaegadesse, hrsg. von SIIRI OMBLER, Tartu 2004, S. 268–284, hier S. 280. Vgl. schon OTTO WILHELM MASING: Pühhapäwa Wahhe-lugemissed [Sonntägliche Lesestücke], Bd. 1, Tartu 1818, S. 144–146.

²⁷ Siehe z.B. CARL ROBERT JAKOBSON: Kolm isamaa kõnet [Drei patriotische Reden], St. Petersburg 1870.

²⁸ KRISTI METSTE: Von K. J. Peterson bis F. R. Faehlmann: die Erschaffung der estnischen Mythologie, in: Triangulum. Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen 12 (2006). Sonderheft: Literatur in baltischen Bezügen, Jakob Michael Reinhold Lenz und Kristian Jaak Peterson, hrsg. von LIINA LUKAS, THOMAS TATERKA und JAAN UNDUSK, Riga und Bonn 2007, S. 139–155.

²⁹ Siehe z.B. CARL ROBERT JAKOBSON: Kooli lugemise raamat [Lesebuch für Schulen], Bd. 2, Tartu 1875; vgl. JANSEN, Muinaseesti panteon (wie Anm. 26), S. 279ff.

³⁰ A. HERAKLIDES [ALEKSANDER TREIMANN]: Eesti usk [Der estnische Glaube], Tallinn 1908.

ten dargestellt wurde, ist das Jenseits des Volksglaubens, das nur aus Trauer und Schwermut bestehe und nicht aus den gegensätzlichen Welten von Himmel und Hölle. Trotz der eindeutigen Verneinung einer dualistischen Religion behauptet Treumann in einer fast biblischen Wortwahl, dass die Welt nicht ohne das Böse klarkommen könne, welches dann Namen trägt wie *Hiid* (Riese), *Vanatübi* („alter Leer“), *Paharet* bzw. *Pabalainen* (Bösewicht) und angeblich im Wald lebt. Hier zeigt sich deutlich der fromme christliche Hintergrund sowohl des Autors als vermutlich auch des Großteils seiner Leserschaft, dem zufolge die Welt eben doch aus zwei gegensätzlichen Polen bestand. Die moralische Verherrlichung des alten Glaubens und das genuin Christliche des Autors selbst kann aus der folgenden Passage herausgelesen werden:

„Da waren die Fremden noch nicht gekommen, um sie [die Esten; T.J.] unter das Joch der Sklaverei zu zwingen und ihre reinen Sitten zu verderben. Lügen, Betrug, Diebstahl, Wollust und andere Bösartigkeiten waren unseren Vorfahren fremd. *Die zehn Gebote Gottes* waren ihnen ans Herz gewachsen. Der Name und das Wort eines Mannes wurden respektiert. Nie kam es auf ihren Festen zu Diebstahl oder anderen Verbrechen“.³¹

Sehr vielfältig werden in diesem Text die heiligen Haine beschrieben. Nach der Vorstellung des Autors handelt es sich dabei um uralte, *Taara* gewidmete Eichenhaine, die sich ursprünglich in der Nähe jedes Dorfes und jeder Stadt befunden hätten.³² Der berühmteste der heiligen Haine habe sich am Ufer des Embach an der Stelle der Stadt Dorpat befunden, woher diese auch ihren estnischen Namen Tartu erhalten habe (*Taarapadu* [„Taara-Dickicht“] > Tarbatu > Tartu). An diesem Ort hätten die Esten „ihrem Gott nicht mit stieren Augen und gesenkten Köpfen gedient, wie es einige ‚Fromme‘ von heute tun“.³³

Estnische Nationalisten und die Idealisierer des Finnougrischen

Am systematischsten und deutlichsten zeigt sich die Beziehung von Religion und Nationalismus zweifellos in der Bewegung der *Taaralased*.³⁴ Die Satzung der Vereinigung von 1931 erwähnte explizit die Gründung einer

³¹ Ebenda, S. 18 (Hervorhebung T. J.).

³² Ebenda, S. 15

³³ Ebenda, S. 16.

³⁴ TRIIN VAKKER: Rahvusliku religiooni konstrueerimise katsed 1920.–1930. aastate Eestis – taara usk [Die Versuche im Estland der 1920er bis 1930er Jahre, eine nationale Religion zu konstruieren – der Taara-Glaube], in: Mäetagused 2012/1, Nr. 50, S. 175-198, einsehbar unter dem URL: <http://www.folklore.ee/tagused/nr50/vakker.pdf> (letzter Zugriff 14.3.2013).

nationalen Ideologie (§ 2.4);³⁵ als erster Schritt in diese Richtung kann der 1908 erschienene Aufsatz „Eesti muinasusk“ (Die estnische prähistorische Religion) des Arztes und Politikers Juhan Luiga gelten, der später Gründer und einer der Führungsfiguren bei den *Taaralased* war:

„Der christliche Glaube traf bei seiner Ankunft in unserem Land auf natürlichen Widerstand, weil er in der Form, in der er im 12. und 13. Jahrhundert von der katholischen Kirche auf den Weltmarkt gebracht worden war, den finnischen Weisen verständlicherweise unsympathisch sein konnte, ja musste, so wie jedem Menschen mit intakten Instinkten. Der vorzeitliche Glaube war zweifellos in vieler Hinsicht erhabener und schöner – auch aus der Perspektive der heutigen Weltanschauung – als der Glaube der damaligen Kirche. Nur dann erst, als der christliche Glaube nach dem Geist des Nordens geändert worden war, wie zum Beispiel im Protestantismus, konnte er auf eine natürliche Akzeptanz und Verbreitung unter den finnischen Völkern hoffen. Trotz allem gewann der christliche Glaube allerdings erst dann das Herz der Esten, als ihr Herz gänzlich gebrochen und der Körper im Fesseln war, d.h. im 17. und in der Mitte des 18. Jahrhunderts.“³⁶

Hier zeigt sich ziemlich deutlich die unter den Ideologen des nationalen Erwachens verbreitete und mit Merkelschen Motiven geschmückte Tendenz, die prähistorische Religion als etwas Harmonisches und Gutes anzusehen. Obwohl die katholische Kirche sie gewaltsam zerstört habe, sei daraus das akzeptierte und „nordisch raue“ Luthertum entstanden. Diese Sichtweise kann sich jedoch auf eine weitaus längere Tradition berufen, denn im estländischen Kontext sind solche Gedanken schon hundert Jahre vor Merkel artikuliert worden.³⁷ Indem sie das Luthertum „positiv“ unterschieden, fanden die durch einen kirchlichen Hintergrund geprägten Gelehrten des 19. Jahrhunderts einen Kompromiss, der die eigene Weltanschauung anerkannte, zugleich aber auch die Religion der alten und freien Esten betonte. Dem Katholizismus aber, der nur zwischenzeitlich wichtig und mittlerweile relativ weit weg und recht fremd war, konnte die Rolle des „Zerstörers der Freiheit“ zugeschrieben werden. Da sich im dominierenden nationalen Narrativ schon die von den Autoritäten der Aufklärungszeit begründete Position gefestigt hatte, Estland sei von außen und mit Gewalt christianisiert worden, konnte dieses gewalttätige Christentum

³⁵ Hiie põhikiri [Die Satzung von Hiis], in: Hiis 3 (1931), S. 67-72.

³⁶ JUHAN LUIGA: Eesti muinasusk [Die estnische vorzeitliche Religion], in: DERS.: Mäss ja meelehaigus, Tartu 1995 [1908], S. 194-201, hier S. 199.

³⁷ MERKEL, Die Vorzeit Lieflands (wie Anm. 4). Die Kritik an der gewalttätigen Christianisierung im 13. Jahrhundert begann zwar schon im 17. Jahrhundert, allerdings aus anderen Gründen. Im Falle der *Taaralased* am Anfang des 20. Jahrhunderts kommt der nationale Aspekt deutlich zum Tragen, weshalb das kulturell höhere Niveau in Estland vor der Eroberung unterstrichen wurde. Bei der älteren Kritik war der weltanschauliche Konflikt zwischen Katholizismus und Protestantismus entscheidend, weshalb das Thema gerade in den Schriften der Aufklärer aktuell wurde.

des 13. Jahrhunderts problemlos zum Feind erklärt werden.³⁸ Im estnischen Kontext wurde die Situation sicher noch durch die Gegenüberstellung der estnischen und deutschen Kirche verstärkt. Die Tendenz, das Christentum des 13. Jahrhunderts oder die „deutsche Kirche“ allgemein vom nationalen Standpunkt aus zu kritisieren, war zu Anfang des 20. Jahrhunderts vielen Forschern eigen:

„Die damalige Kirche hielt es nicht für notwendig, das Volk zu unterrichten, um es beim Verständnis des christlichen Glaubens zu unterstützen, sondern sie meinte, dass die äußerliche Taufe für die Seligmachung des Volkes ausreiche. Deshalb bekam das Volk in den damaligen Verhältnissen eine völlig perverse Vorstellung vom neuen Glauben oder hatte im besten Fall gar kein Verständnis.“

Der Glauben sei dem Volk daher so fremd geblieben „wie die christliche Kirche mit ihren Hirten, die das Leben und die Seele ihres Volkes nicht kennen und oft auch die Sprache nicht verstehen, bei uns teilweise über Jahrhunderte sogar bis zur letzten Zeit geblieben ist.“³⁹

Das populäre Bild von der estnischen prähistorischen Religion wurde überwiegend durch Reden von Politikern und Ideologen sowie durch belletristische Schriften kreiert.⁴⁰ Tatsächlich ist für das estnische nationale Narrativ charakteristisch, dass die meiste Arbeit bei der Schaffung des nationalen Mythos nicht von professionellen Historikern, sondern von Schriftstellern und Politikern geleistet wurde.⁴¹ Allerdings spielten für das nationale Religionsnarrativ später auch akademische Wissenschaftler eine wichtige Rolle, wie z.B. Oskar Loo (1900–1961) und Uku Masing (1909–1985). Bei ihnen ist es jedoch oft schwer zu unterscheiden, ob sie jeweils eine rein ideologische Position oder doch akademische Ansprüche in ihren Schriften vertreten. Zwar kommt bei ihnen die nationale Perspektive nicht so deutlich zum Vorschein wie in populären Texten, doch ist sie stets erkennbar und bestimmt recht deutlich die Auswahl der Quellen und die allgemeine Herangehensweise. Für Arbeiten der 1930er Jahre ist es im Allgemeinen charakteristisch, dass sie in zwei unterschiedliche Betrachtungsweisen unterschieden werden können: die primär nationale Perspek-

³⁸ Siehe auch KRISTI KUKK: *Rahvuse arengu peegeldumine ajalookäsitlustes Eesti näitel* [Die Reflektion der nationalen Entwicklung im Geschichtsverständnis am Beispiel Estlands]. Magisterarbeit Universität Tartu 2005, S. 88f. Einsehbar unter der URL: <http://dspace.utlib.ee/dspace/bitstream/handle/10062/947/kukk.pdf?sequence=5> (letzter Zugriff 13.4.2013).

³⁹ HARRI MOORA: *Eestlaste, liivlaste ja lätlaste vaatest ristiusule nende kristianiseerimise algul* [Über den Blick der Esten, Liven und Letten auf den christlichen Glauben am Anfang ihrer Christianisierung], in: *Ajalooline Ajakiri* 3 (1924), S. 81–90, hier S. 90.

⁴⁰ Siehe z.B. VILLEM REIMAN: *Eesti muinasusk: kõne* [Die estnische vorzeitliche Religion: eine Rede], Jurjev 1901; MIHKEL AITSAM: *Hiislari tütar* [Die Tochter des Taara-Priesters], Tallinn 1940.

⁴¹ MAREK TAMM: *Monumentaalne ajalugu: mida me mäletame Eesti ajaloost?* [Monumentale Geschichte: An was erinnern wir uns aus der estnischen Geschichte?], in: *Vikerkaar* 2003, Nr. 10/11, S. 60–68, hier S. 66.

tive der *Taaralased*, die mit den Esten und dem Estentum verbunden ist, und der allgemeinere Ansatz der akademisch orientierten Wissenschaftler, der eher auf einen breiteren finnougri-schen Kontext zielte, in der die nationalen Züge daher einer breiteren, auf sprachlicher Verwandtschaft basierenden Gruppe zugeschrieben wurden. Dass ein Großteil dieser Texte an ein breiteres Publikum gerichtet war,⁴² bestimmte ihr Format und ihren Charakter. In der Religionsgeschichte ist die Grenze zwischen der akademischen Forschung und den populären, fantasievolleren ideologischen Werken undeutlicher. Ein ähnlicher Stil – populäre fantasievolle Schriften zur Religion, die auf der alten geistigen Kultur zu basieren vorgeben und Mythologie und Volksüberlieferung für eine allegorische Geschichte halten – ist für das ganze 20. Jahrhundert zu beobachten.⁴³

Der wahrscheinlich bekannteste und auffälligste Vertreter der nationalen Richtung in der akademischen Welt war Oskar Loorits. Auch er untersuchte den estnischen Volksglauben, worunter er die Religion seit ihren unbestimmten Anfängen bis zu seiner eigenen Gegenwart verstand. Mehr als bei seinen Zeitgenossen dominiert bei ihm eine recht subjektive Herangehensweise – seine Texte sind voller zutiefst ideologischer Behauptungen. So betonte er z.B. als Reaktion auf die in den 1920er und 1930er Jahren verbreitete Bewunderung der europäischen Kulturtradition die Herkunft der Esten aus dem Osten, wobei er sich auf die Sprache stützte, sowie den Bezug ihrer Mythen und Folklore auf orientalische Motive.⁴⁴ Das Thema der östlichen Herkunft war für Loorits bis zu seinen letzten Arbeiten wichtig. Vor allem im Exil polemisierte er mit dem Archäologen Richard Indreko, der auf der Grundlage der materiellen Kultur auf die westliche und südliche Herkunft der Bewohner Estlands hinwies.⁴⁵ Loorits' Vorstellungen sind in seinem Buch „Eesti rahvausundi maailmavaade“ (1932)⁴⁶ prägnant zusammengefasst, seine für die estnische Religionswissenschaft charakteristische Zukunftsperspektive tritt aber am deutlichsten in der kleinen Broschüre „Eestluse elujõud“ (1951) hervor.⁴⁷

Vor diesem Hintergrund bot die Linguistik Loorits wichtiges Quellenmaterial, schon weil die Sprache bereits früher zu einer wichtigen Quelle im

⁴² Siehe z.B. LOORITS, *Eesti rahvausundi maailmavaade* (wie Anm. 22).

⁴³ LENNART MERI: *Hõbevalge: reisikiri tuultest ja muinasluulest* [Silberweiß: Ein Reisebrief über den Wind und die alte Dichtung], Tallinn 1976; KARL KELLO: *Draakoni märgi all* [Unter dem Zeichen des Drachens], [Tallinn] 2007.

⁴⁴ OSKAR LOORITS: *Kujutelmade ja motiivistiku päritolust ja vanadusest* [Über die Herkunft und das Alter der Vorstellungen und Motive], in: *Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat*, Bd. IX/X, Tartu 1934, S. 165-175.

⁴⁵ Siehe z.B. OSKAR LOORITS: *Eesti esiajaloo keerdküsimusi* [Verwickelte Fragen der estnischen Vorgeschichte], Helsinki 1947.

⁴⁶ LOORITS, *Eesti rahvausundi maailmavaade* (wie Anm. 22). Gleichzeitig vertritt Loorits in seinem Hauptwerk: OSKAR LOORITS: *Grundzüge des estnischen Volksglaubens*, Bd. III, H. 1, Lund 1957 (Skrifter utgivna av Kungl. Gustav Adolfs Akademien, 18.3.1), eher eine akademische Richtung und ist, obwohl er seine national(istisch)en Positionen nicht aufgab, doch etwas neutraler.

⁴⁷ LOORITS, *Eestluse elujõud* (wie Anm. 22).

nationalen Diskurs geworden war. Seine von dem deutschen Archäologen und Philologen Gustav Kossinna übernommene nationalpsychologische Methode⁴⁸ wandte Loorits vor allem auf linguistische Quellen an, indem er bei Begriffen neben dem Wortstamm auch die semantischen Ähnlichkeiten innerhalb der finnougri-schen Sprachfamilie zeigte. Daraus schloss er auf eine ähnliche Weltanschauung und Denkweise der finnougri-schen Völker, woraus sich auch die Vorstellung von den Esten als einem Waldvolk, als passive, beharrliche und nordisch kühle Menschen zurückführen lässt. Wie Loorits selbst schrieb:

„Die urdemokratische Gleichheit und Gleichberechtigung, das ist die tragende Idee der estnischen religiösen und sozialen Mentalität. Der Flug unserer Gedanken ist nur ungeformt, unkonkret verschwommen und bruchstückhaft wie in Scherben: Die Toten und die Geister haben weder eine ausgeprägte Staatsform noch einen Herrscher mit fester Hand – was auch ihre Schöpfer, die alten Esten, nicht hatten. So wie unseren Seelen- und Geisteswesen der aggressive Drang nach Welt-eroberung fehlt – so fehlt er auch ihren lebenden Prototypen.“⁴⁹

Diesem jedoch nur Loorits eigenen Pazifismus trat zugleich ein anderes Narrativ des nationalen Denkens gegenüber, das eher die Aggressivität der alten Esten betonte sowie ihre Erfolge bei der Landesverteidigung und den Rachezügen gegen die Feinde.⁵⁰ Doch konnte auch Loorits nicht ganz ohne das Motiv des kämpfenden Esten auskommen. Die estnische Kolonisationsbewegung nach Finnland während der römischen Eisenzeit beschreibt er als eine Periode der pathetischen Heldenepik.⁵¹

Mit den finnougri-schen Sympathien Loorits' lassen sich auch die Arbeiten von Uku Masing in Verbindung bringen. In ihnen spielen die Begriffe „Este“ und „estnischer Nationalismus“ keine wichtige Rolle, dafür aber die breiter angelegte „finnougri-sche“ oder „boreale“ Denkweise. Masing vermeidet die enge Konzeption des Estentums und hebt stattdessen die besondere kulturelle Kraft der allen Finnougrier hervor. Ähnlich den Schriften aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts versucht Masing das für niedrig gehaltene kulturelle Niveau der Finnougrier im Vergleich zu den Indoeuropäern zu rehabilitieren. Im Unterschied zu seinen wissenschaftlichen Abhandlungen führten Masings hier angesprochene Texte auch zu Spannungen mit Vertretern der Indoeuropaforschung.⁵²

⁴⁸ BRUCE G. TRIGGER: *A History of Archaeological Thought*, Cambridge 2006, S. 236ff.

⁴⁹ LOORITS, *Eesti rahvausundi maailmavaade* (wie Anm. 22), S. 78.

⁵⁰ KRISTI KUKK: *Mütologiseeritud ajaloo rollist Eesti rahvuse arengus* [Über die Rolle der mythologisierten Geschichte in der Entwicklung der estnischen Nation], in: *Vikerkaar* 2003, Nr. 10/11, S. 98-107, hier S. 105; TAMM, *Monumentaalne ajalugu* (wie Anm. 41).

⁵¹ LOORITS, *Eestluse elujõud* (wie Anm. 22), S. 83ff.

⁵² Zu diesem Thema siehe z.B. die Rezension von UKU MASING zu C. SCOTT LITTLETON, *The New Comparative Mythology. An Anthropological Assessment of the Theories of Georges Dumézil*, Berkeley 1966, in: *Semiotica* 1 (1969), S. 339-355;

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts

Nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich die Behandlung der Religion in der akademischen Diskussion. Obwohl man nicht sagen kann, dass das Thema in der Estnischen SSR verboten war,⁵³ wurde es auch nicht bevorzugt, weshalb der Kreis der Wissenschaftler, die sich mit Religion befassten, sehr klein blieb. Die Forschung drehte sich weiterhin um die Untersuchung des zeitlosen Volksglaubens mit dem besonderen Schwerpunkt der Religion der Esten.⁵⁴ Zur selben Zeit wandelte sich auch die Folkloristik, in der anstelle der Vergangenheit die Gegenwart zum hauptsächlichen Forschungsobjekt wurde, wobei in der Frage der Projektion der Volksüberlieferung in die weite Vergangenheit auch Skepsis laut wurde.⁵⁵ Damit verlor die Religionswissenschaft ihre bisherigen Hauptquellen. Das Interesse und das Bedürfnis nach grundsätzlichen Erkenntnissen verschwanden jedoch nicht. Weil es an großen und zusammenfassenden Abhandlungen mangelte, blieben Loorits' nationale Standpunkte zur Religion der Vorzeit bestehen und aus Mangel an Alternativen unangetastet. So erhielt sich auch die nationale Herangehensweise, und die Religion der Esten blieb im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Obwohl die meisten Autoren darin übereinstimmten, dass der Volksglaube christliche Elemente beinhaltete, blieb die unterbewusste Betonung auf dem nichtchristlichen Element. Dessen Verständnis wiederum wurzelte in den Arbeiten aus dem frühen 20. Jahrhundert von Autoren wie Matthias Johann Eisen, Jaan Jung und Oskar Loorits. Alles, was nicht an das Luthertum erinnerte, wurde als gleichwertiges Forschungsobjekt angesehen. Bemerkenswerterweise wurde gar nicht erst versucht, die Religion des Mittelalters und der Neuzeit als ein Ganzes zu betrachten, da die christliche Welt und die des Volksglaubens als quasi unabhängig voneinander angesehen wurden. Daraus leitete sich auch die estozenrische Problemstellung vieler Forschungsthemen ab, und es bildete sich die Vorstellung

JAAN PUHVEL: Intervjuu. Vestlus Jaan Puhveliga. Küsis Marek Tamm [Interview. Ein Gespräch mit Jaan Puhvel. Befragt von Marek Tamm], in: Vikerkaar 1998, Nr. 9, S. 77-81.

⁵³ ART LEETE, ÜLO TEDRE, ÜLO VALK, ANTS VIRES: Uurimisluu [Forschungsgeschichte], in: Eesti rahvakultuur, hrsg. von ANTS VIRES und ELLE VUNDER, Tallinn 2008, S. 15-39, hier S. 28.

⁵⁴ Siehe z.B. LEMBIT JAANITS: Jooni kiviaja uskumustest [Einige Züge der Glaubensvorstellungen der Steinzeit], in: Religiooni ja ateismi ajaloost Eestis. Artiklite kogumik, Bd. 2, Tallinn 1961, S. 5-70; TOOMAS TAMLA: Kultuslikud allikad Eestis [Kultische Quellen in Estland], in: Rahvasuust kirjapanekuni: Uurimusi rahvaluule ja proosaloomingu kogumisloost, hrsg. von ÜLO TEDRE, Tallinn 1985 (Emakeele Seltsi Toimetised, 17), S. 122-146.

⁵⁵ ANTS VIRES: Paar pilguheitakatset eesti muinasusku [Einige Versuche des Einblicks in die estnische vorzeitliche Religion], in: Looming 1986, Nr. 12, S. 1666-1675.

heraus,⁵⁶ die estnische mittelalterliche und neuzeitliche Volksreligion sei eine völlig andersartige und viel „heidnischere“ Erscheinung gewesen als bei den Nachbarn.

Texte aus der späten sowjetischen und der Wendezeit, in denen es um alte Religionen geht, sind häufig nicht eindeutig einem Genre zuzuordnen. Oft handelt es sich bei solchen Schriften trotz der spezifischen Problemstellung und des wissenschaftlichen Apparats um keine eigentlichen akademischen Studien. Andererseits handelte es sich bei ihnen auch nicht um Fantasieliteratur, da sie auf historischen Quellen beruhten – ungeachtet dessen, dass der Fantasie bei der Quellenkritik und den Interpretationen keine Grenzen gesetzt waren. Bei einigen dieser Schriften ist die Frage berechtigt, ob ihr Ziel in der Erforschung der vorzeitlichen Kultur lag oder sie zur Stärkung der nationalen Identität beitragen wollten. Das einflussreichste unter diesen Werken ist zweifellos der Zyklus „Höbevalge“ (Silberweiß) von Lennart Meri.⁵⁷ Hierbei ist bemerkenswert, dass die zahlreichen kritischen Reaktionen darauf⁵⁸ nicht beachtet wurden und Meri vor allem aus einer nationalen Fragestellung heraus formulierte und zur Stärkung des Nationalgefühls geschaffene Konzeption von den Esten als einem prähistorischen Kulturvolk es sogar in mehrere wissenschaftliche Abhandlungen schaffte.⁵⁹ Besonders im Exil wurden mit vergleichbarem Ansatz zahlreiche weitaus extremere Werke veröffentlicht,⁶⁰ deren Hauptziel es war, die ehemals hohe Kultur und Religion der Esten sowie ihre vergessene Rolle bei der Schaffung der heutigen Zivilisation zu betonen. Fraglos sind diese Texte kontextuell vergleichbar, denn sie wurden in einer Situation verfasst, in der die nationalen Gefühle eine Stärkung gebrauchen konnten, wie z.B. im Exil oder in der Estnischen SSR zu einer Zeit, als der starke ideologische Druck ein Ende gefunden hatte. Daraus erklärt sich wohl auch der Umstand, dass diese Arbeiten dies- und jenseits des Eisernen Vorhangs eine sehr positive Rezeption erfuhren.

⁵⁶ Siehe z.B. HEIKI VALK: Cemeteries and ritual meals. Rites and their meaning in the traditional Seto world-view, in: *Old Norse Religion in Long-term perspectives* (wie Anm. 18), S. 141-146.

⁵⁷ MERI, Höbevalge (wie Anm. 43); DERS.: Höbevalgem: reisikiri suurest paugust, tuulest ja muinasluulest [Mehr Silberweiß: Ein Reisebrief über den Big Bang, Wind und alte Dichtung], Tallinn 1984.

⁵⁸ Siehe z.B. HERBERT LIGI: Kaali katastroof ja Püha kihelkonna kohanimed [Die Katastrophe von Kaali und die Ortsnamen im Kirchspiel Pyha], in: *Keel ja Kirjandus* 1984, Nr. 5, S. 286-293.

⁵⁹ Siehe z.B. VELLO LÕUGAS: Kaali kraatriväljal Phaetonit otsimas [Auf dem Kraterfeld von Kaali nach dem Phaeton suchend], Tallinn 1996.

⁶⁰ Siehe z.B. JÜRI HÄRMATARE: Sumeri kilde [Sumerische Bruchstücke], Toronto 1976; EDGAR VALTER SAKS: *Aestii. An Analysis of an Ancient European Civilization*, Montreal und Heidelberg 1960.

Die nationale Theologie der prähistorischen Religion: zusammenfassende Bemerkungen

Die Erforschung der vorzeitlichen Religion und des Volksglaubens ist stark vom Nationalismus beeinflusst worden. Zweifellos prägen die nationale Denkweise und die Perspektive aus der Zeit des nationalen Erwachens die estnische Religionswissenschaft bis zum heutigen Tag. Diese Perspektive hinterließ als eines ihrer wichtigsten Ergebnisse eine zeitlose Konzeption der Religion, in der die lebendige, zeitgenössische Volksüberlieferung deren Hauptquelle darstellt. Diese Sicht auf die Quellen, welche alles scheinbar Nichtchristliche aus dem Volksglauben des 19. Jahrhunderts herausfilterte und die so gewonnene Datensammlung mit den Methoden der Erforschung der antiken Mythologie (als die einzige anerkannte Methodik dieser Zeit) untersuchte, führte zu der Vorstellung, dass der estnische Glauben sich über Jahrhunderte nur marginal verändert habe. Aufgrund dieser Interpretation der Quellen wurden die Veränderungen in der Religion sowie die zeitliche Zugehörigkeit der Quellen tatsächlich nie zu einem wirklichen Untersuchungsgegenstand. Die (Re-)Konstruktionen des prähistorischen estnischen Pantheons im 19. Jahrhundert, die heftig kritisiert wurden, sind jedoch wahrscheinlich nicht das größte Problem, da sie allein aus den Entwicklungsschwierigkeiten der wissenschaftlichen Methodik entstanden sind. Vielmehr wurde die Untersuchung der Religion durch eine bis in das 20. Jahrhundert hinein versteinerte Lesart der Quellen, durch die allgemein statische Konzeption des Volksglaubens sowie durch die Betonung der Religion der „Esten“ beeinflusst.

Diese Herangehensweise wurde von einem Quellenverständnis begleitet, das alles scheinbar Nichtchristliche der vorchristlichen Zeit zuschrieb. Tatsächlich lässt sich ein Großteil der scheinbar nichtchristlichen Phänomene jedoch auf die volkstümliche Interpretation des mittelalterlichen Katholizismus zurückführen. Leider sind der mittelalterliche und der neuzeitliche Volksglaube sowie insbesondere deren katholischen Elemente kaum je quellenkritisch untersucht worden. Dies erklärt sich möglicherweise aus einem einseitigen Verständnis des Christentums, so dass der mittelalterliche Katholizismus als einer der wichtigsten Gestalter des Volksglaubens außer Acht gelassen wurde. Gleichwohl kann man die Ursache dafür in der Religionsauffassung des 19. Jahrhunderts erkennen, weil die gewaltsame Christianisierung Estlands damals negativ gesehen wurde. Außerdem galt es damals als ausgemacht, dass der einfache Mensch den mittelalterlichen Katholizismus nicht verstanden habe und die fremdsprachlichen Gottesdienste die Religiosität vor Ort nicht hätten beeinflussen können.

Ein typisches Problem für die nationale Interpretation des estnischen Glaubens ist das von Garlieb Merkel angeregte und sporadisch auch später aufgekommene Verständnis vom vorzeitlichen Glauben als einer Religion,

die dem Christentum eigentlich ziemlich nah stand.⁶¹ Obwohl Merkel mehrere Merkmale als typisch für den Glauben der Esten und Finnen beschrieb, kam er zu dem Schluss, dass mit all den verschiedenen heidnischen Namen ein und dieselbe Religion beschrieben werde. So dürfe seiner Ansicht nach die Christianisierung nicht als etwas prinzipiell Neues verstanden werden, denn damals sei das Alte lediglich mit einem neuen Namen benannt worden.⁶² Vermutlich wurde Merkel auch durch sein breiteres Verständnis der Religion in dieser Auffassung bestätigt. Für ihn war die Urreligion etwas allen Religionen der Welt Gemeinsames, woher die allgemeinen Konzeptionen stammten, d.h. die Existenz eines Gottes und der übernatürlichen Wesen, die menschliche Seele, die Unsterblichkeit usw.⁶³ Somit war das Urwesen aller Religionen gleich, weshalb Merkel folgern konnte, dass die Missionare im 13. Jahrhundert eher Prediger und Aufklärer waren, aber keinen neuen Glauben brachten. Auch in den Arbeiten vieler anderer Autoren, z.B. von Jaan Jung,⁶⁴ kann man erkennen, dass sie ihr zeitgenössisches Christentum als höchste Religion ansahen. Im Extremfall führte dies sogar zur Verneinung des „offiziellen“ Christentums, wenn dieses für eine Entstellung der „wahren“ christlichen Lehre gehalten wurde.⁶⁵ Charakteristisch für die Vertreter dieser Auffassung war es, den mittelalterlichen Katholizismus negativ darzustellen. Die auf Voltaire zurückgehende Verneinung der Kirche als Institution und die an ihre Stelle tretende Propagierung des reinen Gottesglaubens waren, getragen von der Mentalität der Aufklärung, unter vielen Schülern und Volkserweckern des 19. und des 20. Jahrhunderts verbreitet.⁶⁶

Die gegensätzlichen Deutungsmöglichkeiten der Religion – der auf dem Luthertum basierenden monotheistischen und der sich auf die antike Mythologie stützenden polytheistischen – wurden beide auch im alten estnischen Glauben entdeckt. Schon seit der Zeit der Aufklärung war der Standpunkt verbreitet, bei dem estnischen Glauben handele es sich um die grundsätzlich monotheistische *Taara*-Religion.⁶⁷ Da jedoch die Quellen

⁶¹ Siehe z.B. HAAMER, *Rahva usundiline olemus* (wie Anm. 9).

⁶² MERKEL, *Die Vorzeit Lieflands* (wie Anm. 4), S. 235.

⁶³ ROGER BARTLETT: *Nation, Revolution und Religion in der Gesellschaftskonzeption von Garlieb Merkel*, in: *Ostseeprovinzen, baltische Staaten und das Nationale*, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, MICHAEL GARLEFF und WILHELM LENZ, Münster 2005 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 14), S. 147-163, hier S. 160.

⁶⁴ JAAN JUNG: *Eesti rahva wanast usust, kombedest ja juttudest* [Über den alten Glauben, alte Sitten und Geschichten des estnischen Volkes], Tartu 1879 (Kodumaalt, 6).

⁶⁵ SELMA HOLBERG, *Kreutzwaldi usundlik maailmavaade* [Kreutzwalds religiöse Weltanschauung], Tartu 1933 (Akadeemilise Kirjandusühingu Toimetised / Publikation der Akademischen Literarischen Vereinigung, 10), S. 37ff.

⁶⁶ JAKOB AUNVER: *Dr. Fr. R. Kreutzwaldi religioosne ilmavaade* [Die religiöse Weltanschauung des Dr. Fr. R. Kreutzwald], in: *Lembitu. Kreutzwaldi usulis-filosoofiline maailmavaade. Friedrich Reinhold Kreutzwald 200*, hrsg. von URMAS SUTROP, Tallinn 2003, S. 348-372, hier S. 369.

⁶⁷ MERKEL, *Die Vorzeit Lieflands* (wie Anm. 4), S. 234f.

damit nicht in Einklang zu bringen waren und die für die Erforschung der antiken Mythologie genutzte Methode offensichtlich als geeigneter erschien, bildete sich um den monotheistischen Hauptgott *Taara* eine ganze Gefolgschaft von göttlichen Wesen.⁶⁸ Getragen von der Theorie des Diffusionismus wurde nach Verbindungen zwischen verschiedenen Mythologien gesucht. Am bekanntesten dürfte die Überlegung von Uku Masing sein, dass der skandinavische Gott Thor eigentlich nicht zum indoeuropäischen Weltbild passe und womöglich von den Völkern östlich der Ostsee übernommen worden sei.⁶⁹ Merkel zufolge sei neben Thor sogar auch Odin bei den Esten und Finnen entliehen worden.⁷⁰

Schon seit der Aufklärungszeit wurde ein Weltbild zum Mittelpunkt der Ideologie des Estentums, das breiter war als die Religion. Bemerkenswerterweise aber findet sich die Religion darin stets irgendwo im Hintergrund, auch wenn sie in dieser geistigen Kultur eine wichtige Rolle spielt. Wohl nur bei Merkel zeigt sich die Religion so deutlich, wenn er über „ein vorzügliches Nationalheiligthum, den Hayn des Torapita“ spricht.⁷¹ In den Texten aller späteren Autoren und Ideologen indes rückt die Religion als allein stehende Erscheinung immer mehr in den Hintergrund, denn in Hinsicht auf Esten oder Finnougrier wird fast immer von Mentalität oder Weltanschauung gesprochen.⁷² Zu den typischen Merkmalen der estnisch-nationalen Religionsauffassung kann auch ihre Orientierung auf die Zukunft gezählt werden. Dabei handelt es sich um eindeutig ideologische Texte, die sich nicht so sehr mit der alten Religion bzw. dem Weltbild befassen, sondern diese nur als Werkzeuge benutzen, um eine Zukunftsvision für das Estentum zu entwerfen und mit einer idealisierten Darstellung die nationale Identität zu stärken. Typischerweise erschienen solche Texte häufiger seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, doch stand für manche Autoren diese Zukunftsorientierung ständig auf der Tagesordnung.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass der nationale Ansatz in der Forschung und im Verständnis des estnischen (vorzeitlichen) Glaubens dominierend war, obwohl die Religion im 19. Jahrhundert und zu Beginn

⁶⁸ Ebenda; FRIEDRICH ROBERT FAEHLMANN: Wie war der heidnische Glaube der alten Esten beschaffen?, in: Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat, Bd. II, H. 2, Dorpat 1848, S. 63–68; FRIEDRICH REINHOLD KREUTZWALD: Ueber den Charakter der Estnischen Mythologie, in: Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat, Bd. II, H. 3, Dorpat 1850, S. 37–50; HERAKLIDES, Eesti usk (wie Anm. 30).

⁶⁹ UKU MASING, Taara päritolust [Über die Herkunft von Taara], in: Usuteadusline Ajakiri 1939, Nr. 1, S. 1–16.

⁷⁰ GARLIEB HELWIG MERKEL: Die freien Letten und Esthen: eine Erinnerungsschrift zu dem am 6. Januar 1820 in Riga gefeierten Freiheitsfeste, Riga 1820, S. 236ff.

⁷¹ Ebenda, S. 4.

⁷² Siehe z.B. LOORITS, Eesti rahvausundi maailmavaade (wie Anm. 22); LOORITS, Eestluse elujõud (wie Anm. 22); UKU MASING: Keelest ja meelest. Taevapõdra rahvaste meelest ehk juttu boreaalsest hoiakust [Über Sprache und Mentalität. Über die Mentalität der Völker des himmlischen Elchs oder Gespräche über die boreale Gesinnung], Tartu 2004.

des 20. Jahrhunderts im nationalen Narrativ keine zentrale Rolle spielte. Die vorchristliche heidnische Religion war für viele Autoren eine Quelle der Inspiration, in ihr wurde der Stoff für Metaphern u.Ä. entdeckt, doch hatte der prähistorische Glaube keine einschneidende Funktion bei der Schaffung der nationalen Identität.

Aus historiografischer Hinsicht ist festzustellen, dass viele Konzeptionen, die ihre Anfänge im nationalen Diskurs der Zeit des nationalen Erwachens hatten, auch heute noch wirksam sind. Die Sammelaktionen des 19. Jahrhunderts schufen einen günstigen Hintergrund für die Erinnerung und für die Wertschätzung der Volksüberlieferung, was im 20. Jahrhundert noch vertieft wurde. Es ist wahrscheinlich, dass gerade die Betonung des Nationalen in Darstellungen der Religion der Grund dafür war, dass der Volksglaube Anerkennung fand und gesammelt wurde – und letztlich auch dazu beitrug, dass seine Elemente in der lebendigen Tradition erhalten blieben. So kann man auch am Anfang des 21. Jahrhunderts beobachten, wie der auf der Überlieferung beruhende Volksglaube zunehmend zu einem Teil der nationalen Identität wird.

SUMMARY

*Estonian Nationalism and its Conception
of Prehistoric Religion: The Nation as
Designer of the Image of Religion*

When the Enlightenment spread among Baltic-German scholars at the end of the 18th century, it created a different approach to the past compared to the medieval and early modern age when folk customs and religion were regarded as abominable superstitions. Since the Enlightenment, local people in pre-conquest Estonia were considered to be more noble and moral than the Medieval German crusaders. Thus, a local variant of the concept of “noble savage” spread in the Baltic provinces. As a result, the idea of deep cultural differences between the era before and the time after the German conquest originated. This idea was widely used by subsequent national activists and ideologists. As a more specific result, one should point at Garlieb Merkel’s understanding of pagan religion. According to Merkel, prehistoric religion did not differ from Christianity and thus the crusade in the early 13th century should not be considered to have been a religious conversion but rather a religious enlightenment. Similar statements have occasionally been produced by Estonian clerics throughout the 20th century.

During the 19th century the study of Estonian religion was shaped increasingly by a conclusive national perspective. In the whole period, national identity was being created characteristically on the basis of the oral tradition. Yet the time of national awakening at the end of the 19th and in the early 20th century was one of the most important periods for exploring the history of Estonian religion in general. In that era, the discourse on prehistoric religion was shaped for the whole 20th century. Since then, the national aspect has played a decisive role not only in ideological publications, but in the shaping of academic studies as well. By the early 20th century a concept of Estonian religion was formed according to which prehistoric religion was preserved in folklore, reaching back into an indefinite past and later identified with pre-conquest liberty. An axiom was established, according to which everything that was seemingly non-Christian was determined as pre-Christian, i.e. it predated the 13th century.

The relationship between nation and religion is most clearly represented in the *Taara* movement during the 1920s and 1930s because national ideology was one of the most important commitments of the movement. Metaphors were borrowed from Enlightenment discourse, and prehistoric religion was said to have been harmonious and altruistic until forcibly destroyed by Catholicism.

Additionally, the 1920s and 1930s witnessed the formation of an academic school of religion study that still was shaped by a national approach, although the focus was less on Estonian-ness and more on a linguistically framed broader Finno-Ugric nationality. Shaped as academic studies, in using the method of national psychology, popular in the 1930s, qualitative evaluations were made concerning historical Finno-Ugric cultures. Oskar Loorits, the most prominent and productive scholar of Estonian folk religion, made even further conclusions about the similarities in world-view and way of thinking of Finno-Ugric peoples. As a result, he saw Estonians as passive, conservative and peaceful Nordic forest-people. This view opposed the contemporary national narrative that stressed the courageousness and capability of the Estonians in defending their homeland and in organising revenge campaigns against their neighbours.

From the perspective of the history of religious studies it can be argued that several concepts originating in the period of national awakening are still in use today. Of course, the emphasis on nationality has shaped the study of Estonian culture and religion, but it has also led to collecting, valuing, preserving and reinterpreting folk tradition. As a result of the activity of several scholars, such as Loorits and Matthias Johann Eisen, folk religion has become an integral part of national identity. However, it is mostly the allegedly non-Christian (i.e. non-Lutheran) part that has been valued. Although the pre-Christian image of folk religion has been stressed ever more, it can be argued that its elements are predominantly creations from later Christian centuries.

Deutschbaltischer Neubeginn

1945–1952

VON MARTIN PABST

Ist die Geschichte der Deutschbalten ein abgeschlossenes Kapitel?¹ Auf den ersten Blick scheint man diese Frage bejahen zu können. Jürgen von Hehn's Monografie über die „Umsiedlung“ 1939 trägt den Untertitel „Das letzte Kapitel baltisch-deutscher Geschichte“,² eine Einschätzung, die in deutschbaltisch-landsmannschaftlichen Kreisen kaum Widerspruch erntete. Spätestens nach der Flucht zu Kriegsende waren die Deutschbalten Deutsche in Deutschland; die prägende Erfahrung, eine sprachliche, kulturelle und ethnische Minderheit zu sein, war nicht mehr Alltag. Die Jahre der Ansiedlung im „Reichsgau Wartheland“ bis zur Flucht 1945 werden in der deutschbaltischen Erinnerungskultur wie auch in der Wissenschaft gelegentlich als „Epilog“ beachtet.³ Die bisher einzige geschichtswissenschaftliche Monografie zu den Deutschbalten nach 1945 beschäftigt sich mit ihrer – vornehmlich wirtschaftlichen – Integration in der Bundesrepublik

¹ Grundlage dieses Aufsatzes ist die Magisterarbeit MARTIN PABST: Deutschbaltischer Neubeginn. Organisationsgründungen und -arbeit 1945–1952, Westfälische Wilhelms-Universität Münster 2009.

² So im Titel: JÜRGEN VON HEHN: Die Umsiedlung der baltischen Deutschen – das letzte Kapitel baltisch-deutscher Geschichte, Marburg 1982 (Marburger Ostforschungen, 40). Die Wahrnehmung der deutschbaltischen Geschichte als 1939 endgültig beendete Geschichte blieb nicht unwidersprochen. Konkrete Kritik wie in der Rezension von MICHAEL GARLEFF, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums (im Folgenden JBBD) 30: 1983 (1982), S. 194–198, scheint jedoch von den Deutschbalten mehrheitlich nicht geteilt worden zu sein.

³ So LARS BOSSE: Vom Baltikum in den Reichsgau Wartheland, in: Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich, Bd. 1, hrsg. von MICHAEL GARLEFF, Köln u.a. 2008, S. 297–389, MICHAEL GARLEFF: Deutschbalten in Auseinandersetzung mit der Weimarer Republik und dem Dritten Reich. Zur Forschungssituation und Problemlage, in: ebenda, S. 1–10, hier S. 1, oder HANS-ERICH VOLKMANN: Zur Ansiedlung der Deutschbalten im „Warthegau“, in: Zeitschrift für Ostforschung (im Folgenden ZfO) 30 (1981), S. 527–558. In der deutschbaltischen Erinnerungsliteratur sind Monografien selten und behandeln nahezu ausschließlich die „alte Zeit“ in der „alten Heimat“. Siehe z.B. HERBERT VON BLANCKENHAGEN: Am Rande der Weltgeschichte. Erinnerungen aus Alt-Livland, Göttingen 1966. Kurze, zumeist anekdotenhafte Texte finden sich im JBBD und den „Baltischen Briefen“ (im Folgenden BB). Hierbei dominieren die Erinnerungen an die „Bolschewikenzeit“ und die Freiheitskriege 1918/19 sowie Berichte zur Flucht aus dem „Warthegau“ gegenüber Nostalgischem aus Zarenzeiten und Erinnerungen an die Kriegsjahre. Erinnerungen an die Nachkriegszeit sind selten. Diese thematisieren vielfach die Auswanderung v.a. nach Kanada.

Deutschland.⁴ Faktisch scheint unausgesprochen die Meinung vorzuherrschen, dass die Geschichte der Deutschbalten als Volksgruppe und Gemeinschaft mit dem Verlust der Heimat als gemeinschaftsstiftendem Faktor ihr Ende fand, auch wenn die Individuen weiterlebten.

Und dennoch begannen Deutschbalten in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit dem Aufbau explizit deutschbaltischer Organisationen. Welchen Zweck verfolgten sie mit diesem Engagement, das der Vorstellung vom Ende der Gemeinschaft doch entgegensteht? Welchen Aufgaben verschrieben sie sich? Der bekannten Bedürfnispyramide des Motivationspsychologen Abraham Maslow⁵ folgend, liegt die Vermutung nahe, dass angesichts der materiellen Situation der meisten Deutschbalten und der allgemeinen Notlage jener Jahre die karitative Nothilfe die einzige oder zumindest dominierende Aufgabe dieser Vereine und Organisationen war. Frei nach Bertolt Brecht: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Kulturarbeit.“⁶

Anfänge nach dem Krieg

Schon vor Kriegsbeginn lebten in Berlin und vor allem in Hamburg und Lübeck so genannte „Altreichsbalten“⁷, die in regem Kontakt miteinander und auch mit der „alten Heimat“ in Estland und Lettland standen. Deren mehrheitlich unzerstörte „baltische Häuser“ wurden im Sommer 1945 Kristallisationspunkte von Kontaktsuche und organisatorischer Initiative.⁸ Schon am 15. August 1945 trafen sich in Hamburg August Intelmann⁹, Wilhelm Wrangell, Kurt Stavenhagen¹⁰ und Herbert Girgensohn¹¹ und beschlossen die Gründung eines Hilfskomitees. Dieses sollte zur Klärung

⁴ BASTIAN FILARETOW: Kontinuität und Wandel. Zur Integration der Deutschbalten in die Gesellschaft der BRD, Baden-Baden 1990 (Nomos Universitätschriften. Geschichte, 2).

⁵ Eine gängige Darstellung im Lehrbuch RICHARD J. GERRIG und PHILIP G. ZIMBARDO: Psychologie, München u.a. 192008, S. 420ff.; die Konzeption von Maslow in: ABRAHAM MASLOW: Motivation und Persönlichkeit, Olten 1978.

⁶ Frei nach Brechts „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“: BERTOLT BRECHT: Die Dreigroschenoper, Berlin 1968, S. 69.

⁷ Mit dem Terminus „Altreichsbalten“ bezeichneten die Deutschbalten diejenigen Landsleute, welche seit den Revolutionen von 1905 und 1917 ins Deutsche Reich emigriert waren. GARLEFF, Deutschbalten (wie Anm. 3), S. 2.

⁸ Dazu GABRIELE VON MICKWITZ: Eine kleine Geschichte der Carl-Schirren-Gesellschaft e.V. zu ihrem 65. Geburtstag (1932–1997), in: JBBD 44: 1997 (1996), S. 136–154, hier S. 137.

⁹ Zu Intelmann siehe Deutschbaltisches biographisches Lexikon 1710–1960 (im Folgenden DBBL), hrsg. von WILHELM LENZ, Köln und Wien 1970, S. 352. – Das DBBL ist auch online abrufbar unter dem URL: <http://www.bbl-digital.de> (letzter Zugriff 25.3.2013; Anm. d. Red.).

¹⁰ Zu Stavenhagen siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 760.

¹¹ Zu Girgensohn siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 244.

der Lage der Deutschbalten beitragen und Nothilfe organisieren. Durch die persönlichen Kontakte Cecil von Hahns¹² und Werner Hasselblatts¹³ wurde das „Baltic Relief Committee“ (BRC) am 21. Oktober 1945 durch die britischen Behörden lizenziert. Die Gründer hatten dafür eine klare Zielsetzung abgegeben: Man wolle sich bei den zentralen Behörden der britischen Militärregierung und den entsprechenden deutschen Dienststellen für alle deutschbaltischen Angelegenheiten einsetzen und direkten Kontakt mit ausländischen und internationalen Hilfsorganisationen etablieren. Die Schaffung von Bezirksverbänden und Unterkommissionen sowie die Beauftragung von Einzelpersonen zur Schaffung einer eigenen Struktur waren ebenso geplant. Der Vorstand des BRC war bewusst als Provisorium angelegt und sollte nur solange amtieren, bis die Militärbehörden eine allgemeine Wahl von Vertretern der Deutschbalten zulassen würden.¹⁴

Dem Komitee war aber keine lange Existenz beschieden, denn durch die Anerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft der Deutschbalten durch die Alliierten fiel es unter das Koalitionsverbot für deutsche Flüchtlinge und Vertriebene und wurde am 5. Juni 1946 verboten.¹⁵ Allerdings war das BRC nicht der einzige frühe Zusammenschluss von Deutschbalten in den westlichen Besatzungszonen. Im Gegensatz zu diesem, das von Beginn an überregionale Strukturen und eine allgemeine Vertretung aller Deutschbalten anstrebte, waren die „Baltenverbände“ jedoch lokal konstituiert und konzipiert. Schon Ende November 1945 hatte es in Hamburg eine Sitzung des BRC mit Vertretern bereits existierender Baltenverbände gegeben, auf der Fragen der Zusammenarbeit zwischen den Organisationen besprochen wurden. Für viele Deutschbalten hatte die Flucht in Norddeutschland geendet, daher konstituierten sich dort auch die ersten Gruppen: Zunächst im Juni 1945 in Lübeck, danach in Hamburg, Oldenburg, Flensburg, Bückeburg und Hannover. Doch schon bei der Sitzung im November 1945 war mit Georg von Krusenstjern¹⁶ ein „Vertreter“ aus der amerikanischen Zone anwesend, der auch prompt mit dem Aufbau von Strukturen im Süden beauftragt wurde.¹⁷ Die Satzung des Hamburger Baltenverbands nannte als Ziele die „Pfleger baltischen Gemeinschafts-

¹² Zu von Hahn siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 289f.

¹³ Zu Hasselblatt siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 302.

¹⁴ Vgl. CLARA REDLICH: *Deutsch-Baltische Arbeit 1945–1955*. Mit besonderer Berücksichtigung Niedersachsens, Gifhorn 1957, S. 4f. Cecil von Hahn war 1919 Adjutant des späteren britischen Feldmarschalls Lord Alexander gewesen, als jener die Baltische Landeswehr kommandierte. FILARETOW, *Kontinuität* (wie Anm. 4), S. 307f.

¹⁵ REDLICH, *Arbeit* (wie Anm. 14), S. 5f.

¹⁶ Zu Krusenstjern, dem ehemaligen Genealogen und Archivar der Estländischen Ritterschaft, siehe Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 1, Dezember 1949 (unpag.).

¹⁷ Dazu REDLICH, *Arbeit* (wie Anm. 14), S. 5f., und MAY REDLICH: *Die deutschbaltische kirchliche Arbeit – Ursprung und gegenwärtiger Stand*, Düsseldorf 1973, S. 30f.

bewußtseins und Familiensinnes auf christlicher Grundlage, baltischer Heimatverbundenheit und Traditionen, ferner kulturelle, karitative und sonstige Betreuung der Balten, besonders der Flüchtlinge.“¹⁸ Die britische Militäradministration verbot jedoch auch alle „Baltenverbände“ vor Jahresende 1946.¹⁹

Das „Hilfskomitee der ev. luth. Deutschbalten“

Während dem BRC und den Baltenverbänden durch das alliierte Koalitionsverbot nur eine kurze Existenz beschieden waren, entstand mit dem „Hilfskomitee der ev. luth. Deutschbalten“ eine Organisation, die dank Einbindung in das Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zulässig und von Bestand war. Schon wenige Wochen nach Kriegsende waren in Kirchenkreisen erste Pläne für ein „ev. Hilfswerk der Inneren Mission“ entworfen worden. Auf der Treysaer Konferenz, auf der die EKD entstand, wurde auch ihr „Evangelisches Hilfswerk“ begründet. Als dessen Aufgaben wurden die allgemeine Nothilfe und der kirchliche Wiederaufbau benannt, wobei der materiellen Hilfe in der akuten Lage Vorrang eingeräumt wurde. Das Hilfswerk, welches aus den einzelnen Hilfswerken der Landeskirchen bestand, sollte nicht nur, aber vor allem Flüchtlingen offenstehen und besonders ihnen Hilfe zur Selbsthilfe anbieten. Darüber hinaus suchte die EKD mittels des Hilfswerks die Weltöffentlichkeit auf das Flüchtlingsproblem aufmerksam zu machen. Die Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie und ihre ehemaligen evangelischen Landeskirchen wurden in Form von Hilfskomitees in das Hilfswerk integriert.²⁰

Schon im Mai 1946 hatte der Hilfswerks-Vorsitzende Eugen Gerstenmaier den deutschbaltischen Theologen Herbert Girgensohn mit der Gründung des „Hilfskomitees der ev. luth. Deutschbalten im Hilfswerk der EKD“ betraut. Die Zentralstelle, die in Bethel bei Bielefeld eingerichtet wurde, war de jure für das gesamte Nachkriegsdeutschland zuständig, konnte aber de facto nur im Bereich der späteren Trizone agieren. Neben

¹⁸ MAX H. BOEHM: Gruppenbildung und Organisationswesen, in: Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben, hrsg. von FRIEDRICH EDDING und EUGEN LEMBERG, Kiel 1959, S. 522-609, hier S. 552.

¹⁹ Allein der Göttinger Baltenverband blieb bestehen, was Filaretow mit einem schlichten „Übersehen“ der Behörden zu erklären versucht. Eine andere Erklärung ist in der Literatur indes nicht zu finden. FILARETOW, Kontinuität (wie Anm. 4), S. 288-292; vgl. REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 6.

²⁰ HARTMUT RUDOLPH: Evangelische Kirche und Vertriebene 1945-1972, Bd. 1: Kirchen ohne Land, Göttingen 1984 (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte, B/11), S. 54; MARTINA SKORVAN: Das Hilfswerk der Evangelischen Kirche und seine Flüchtlingsarbeit in Hessen 1945-1955, Wiesbaden 1995 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau, 60), S. 11-21, 63-70.

Girgensohn wurden noch Arvid von Nottbeck, Jürgen von Hahn und Alfred Intelmann als Beauftragte eingesetzt.²¹ Zu den Aufgaben, welche das Hilfskomitee übernehmen sollte, gehörten die Erfassung der Landsleute und ihre seelsorgerische und karitative Betreuung, um die „Gefahr einer Atomisierung der Deutsch-Balten und ihr Versinken in eine soziale Unterschicht zu verhindern.“²² Die Schaffung von Gemeinschaft auf Basis von Bibelkreisen und die fürsorgliche Behandlung der Flüchtlinge als Individuen – und nicht als unpersönlicher Verwaltungsakt – waren zentrale Anliegen Girgensohns.²³

Es ist schwer, ein Bild der konkret geleisteten Arbeit des Hilfskomitees zu erlangen. Die wenigen Quellen bieten kaum mehr als Schlagworte. Vor allem für die Jahre 1946 bis 1948 sind keine Informationen ermittelbar. Die Tätigkeitsberichte der Hauptstelle und der Landesstellen ab 1950 sind sehr allgemein gehalten und liefern zumeist nur Überblickszahlen, Abrechnungen und Mitteilungen über personelle Veränderungen. Greifbar ist die Arbeit der hauptamtlichen Flüchtlingsschwestern, deren Tätigkeit nach der Währungsreform aus Geldmangel zumeist von ehrenamtlichen Vertrauensleuten und weiteren Freiwilligen übernommen wurde. Sie besuchten die einzelnen Familien, schätzten deren Hilfsbedürftigkeit ein, vermittelten Wissen um das deutsche Sozialsystem sowie mögliche Ansprüche und halfen bei Behördengängen.²⁴ Neben der materiellen Unterstützung war es auch der Kontakt zu Landsleuten in der immer noch fremden Umwelt, der den Reisedienst für die Besuchten wertvoll machte:

„Nach oft jahrelangem Alleinsein unter Verhältnissen, die in allem fremd sind, einem Menschen zu begegnen, der einen ohne viele Worte versteht, weil er dieselbe Sprache spricht, weil er dieselbe instinktive Verständigungsmöglichkeit in Gebärde und Tonfall hat – das erschüttert und löst.“²⁵

Hinsichtlich staatlicher Leistungen war es nicht nur das Unwissen der potentiellen Empfänger, sondern auch das Verhalten deutscher Dienststellen, die viele Unterstützungs- und Rentenzahlungen ausbleiben ließen. Die deutschen Länder weigerten sich, den Verpflichtungen, die aus

²¹ REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 7.

²² So Gerstenmaier in seinem Beauftragungsschreiben an Girgensohn, zit. n. RUDOLPH, Evangelische Kirche (wie Anm. 20), S. 82.

²³ Siehe z.B. das Rundschreiben Girgensohns, 7.10.1946, in: Evangelisches Zentralarchiv in Berlin (im Folgenden EZA) 17/108 (unpag.); HERBERT GIRGENSOHN: Die kirchliche Situation der Flüchtlinge, in: Baltenkalender 1950, hrsg. von MAX H. BOEHM, Bovenand 1950, S. 25-30, hier S. 26.

²⁴ Eine Invaliden- und Angestelltenversicherung z.B. hatte es in den baltischen Staaten nicht gegeben. REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 18; Schreiben Girgensohns an den Ostkirchenausschuss vom September 1949, in: EZA 17/108 (unpag.), sowie das Referat von ANNIE BARONIN HAHN: Wie helfen wir am Besten praktisch unseren Landsleuten in der Not, gehalten auf der Rüstzeit 1952 der Landesstelle Bayern, o.D., in: EZA 17/109 (unpag.).

²⁵ Jahresbericht der Hauptgeschäftsstelle des Hilfskomitees für 1952/1953, April 1953, in: EZA 17/110 (unpag.).

den Umsiedlungsverträgen erwachsen, nachzukommen. Die Länder seien nicht Rechtsnachfolger des Reichs, so die Argumentation. Ein vom Hilfskomitee beauftragtes Rechtsgutachten konnte aber mit der Argumentation „Wer Reichssteuern zieht, hat auch für Reichsausgaben zu sorgen“ und dem Verweis auf die geringe Anzahl der Anspruchsberechtigten dazu beitragen, dass die Pensionsansprüche der Deutschbalten ab 1948 anerkannt und Zahlungen geleistet wurden.²⁶

Ein knapper Tätigkeitsbericht für den Sommer 1949 nennt die Versorgung von 250 „illegalen Grenzgängern“, den Versand von 80 Paketen in die sowjetische Besatzungszone, die Ermittlung von 130 Deutschbalten in Polen und die „Herüberbringung“ von 20 der Ermittelten, sowie eine Kartei von 3 000 Auswanderungswilligen.²⁷ Neben der Ermittlung von Landsleuten jenseits des „eisernen Vorhangs“ und dem Kontakt zu Landsleuten und Hilfsorganisationen im westlichen Ausland war auch die Betreuung der Auswanderungswilligen eine Aufgabe der Hauptgeschäftsstelle des Hilfskomitees. Zu diesem Zweck war ein Auswanderungsausschuss gebildet worden, der 1949 in ein Auswanderungsbüro in Hamburg umgewandelt wurde. In Kooperation mit dem *Canadian Lutheran World Relief* konnte die Auswanderung nach Kanada vermittelt werden. Eine – direkt nach dem Krieg erwogene – Kollektivauswanderung der Deutschbalten hatte sich aufgrund der Altersstruktur und des hohen Verstärkerungsgrads als unmöglich gewesen. Doch neben der geforderten Eignung für harte körperliche Arbeit im agrarischen Sektor stand auch die Immigrationspolitik im Weg. Nur wenige Staaten erlaubten Deutschen die Einwanderung; seit 1949 gehörte zwar auch Kanada dazu, doch schloss es alle Personen aus, die irgendeiner NSDAP-Gliederung angehört hatten, inklusive der HJ und des BdM.²⁸

Verhältnismäßig detailliert ist der Bericht der Landesstelle Bayern für das Jahr 1952:

„Besuche auswärts (150), schriftliche Beratungen (470), Einzelbetreuungen und verschiedene Fälle (90), Behördengänge (480), Bearbeitungen von Anliegen in Sprechstunden und Aussprachen (1 848), Müttereinweisungen (10), Kindereinweisungen (66), Einweisungen in

²⁶ Vgl. REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 15f.

²⁷ Daten über die Arbeit des baltischen Hilfskomitees [1950], in: EZA 17/108 (unpag.).

²⁸ Dazu HERBERT GIRGENSOHN: Die kirchlich-soziale Arbeit, in: JBBD 1: 1954 (1953), S. 40–45, hier S. 45; REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 13; Tätigkeitsbericht des Hilfskomitees für das Jahr 1950, o.D., in: EZA 17/109 (unpag.), sowie HEINRICH WITTRAM: 1946–2006. Deutsch-Baltischer Kirchlicher Dienst, Hannover 2006, S. 9. Der Tätigkeitsbericht des Auswanderungsausschusses nennt für 1949 nur 283 Auswanderungswillige, was im Gegensatz zu der o.g. Zahl von 3 000 steht. Es kann vermutet werden, dass es sich bei letzterer entweder um einen Tippfehler handelt, oder sich die Zahlen einerseits auf konkret zur Auswanderung Angemeldete, andererseits auf Deutschbalten bezieht, die sich eine Emigration grundsätzlich vorstellen konnten. Tätigkeitsbericht des Hilfskomitees für das Jahr 1950, o.D., in: EZA 17/109 (unpag.).

Krankenhäuser und Sanatorien (20), Einweisungen in Altersheime (8), Pakete an Erwachsene und Kinder in Bayern, Kleider und Lebensmittel (205), Pakete in die Ostzone (14), Stellenvermittlungen (37), Bearbeitung von Wohnvermittlungen (18), Bearbeitung von Auswanderermöglichkeiten (35), Bearbeitung von Siedlungsvorhaben (30), Stipendien und Schülerbeihilfen (10), Bescheinigungen, Gutachten (250).²⁹

Ein besonderes Problem stellte die Altersstruktur der Deutschbalten dar. Durch den hohen Anteil an Senioren war der Bedarf an Plätzen in Altersheimen überproportional hoch. Schon im „Warthegau“ hatte in Świecie (dt. Schwetz) ein eigenes baltisches Altersheim bestanden. Zur Lösung des Mangels an Heimplätzen mietete das Hilfskomitee 1946 ein erstes Haus. Aus organisatorischen Gründen wurde diese Aufgabe dem am 3. Dezember 1947 in Hannover gegründeten „Evangelischen Hilfsverein“ übertragen. Bis 1955 errichtete dieser vier Altersheime in Bad Pyrmont, Barsinghausen, Vorholz und auf Langeoog, wo er auch ein Kinderinternat und ein Kinderkurheim betrieb.³⁰

Im Nachkriegschaos von Evakuierung, Flucht und Vertreibung waren die Suchdienste unerlässliches Mittel zum Wiederauffinden von Angehörigen und der Information über ihren Verbleib. Neben dem Roten Kreuz schufen auch das evangelische Hilfswerk und die Caritas einen „Kirchlichen Suchdienst“. Die Stärke dieses Suchdienstes war der Zugriff auf Kirchenbücher und andere Unterlagen sowie die Kooperation mit Caritas Internationalis und dem Weltkirchenrat auch über die Zonengrenzen hinweg.³¹ In diese Strukturen wurden auch die Heimatortskarteien eingebunden, die zum Teil noch während der Flucht aus Trecklisten und Treckbüchern heraus entstanden waren. Bis 1947 wurden auf landsmannschaftlicher Basis 12 Heimatortskarteien geschaffen, die den Suchdiensten gewissermaßen als „Einwohnermeldeamt der Heimatvertriebenen“³² dienten. Die Deutschbalten wurden hierbei nicht in den Karteien für Danzig-Westpreußen oder den „Warthegau“ erfasst, sondern erstellten ihre eigenen Karteien, die auch die sogenannten „Altreichsbalten“ erfassten.

²⁹ Jahresbericht (wie Anm. 25).

³⁰ Zum Hilfsverein siehe REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 19-24, sowie ROBERT WALTER: Der Evangelische Hilfsverein Hannover, in: JBBD 2: 1955 (1954), S. 39f., hier S. 39.

³¹ Dazu RUDOLPH, Evangelische Kirche (wie Anm. 20), S. 148; N. N.: 25 Jahre Kirchlicher Suchdienst. Ein Vierteljahrhundert gemeinsame Aufgabe der Caritas und Diakonie, o.O., o.J., S. 11f.

³² GERT VON PISTOHLKORS: Informationen zur Klärung der Schicksale von Flüchtlingen aus den Vertreibungsgebieten östlich von Oder und Neiße: Die Arbeit der Heimatortskarteien (HOK), in: Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit, hrsg. von RAINER SCHULZE u.a. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 38/4), Hildesheim 1987, S. 57-68, hier S. 59.

Als vorteilhaft sollte sich bei der Arbeit erweisen, dass auf die offiziellen Umsiedlerlisten und die Daten der Volkszählungen aus Est- und Lettland zurückgegriffen werden konnte.³³ Die Karteien wurden von den Baltenverbänden geführt und vom BRC koordiniert. Nach deren Auflösung übernahm am 7. Oktober 1946 das Hilfskomitee die Karteien mit dem Ziel der „Bestandsaufnahme“. Im folgenden Sommer wurden die Karteien vereinheitlicht und zusammengefasst. Die „Zentralkartei“ in Hamburg war für die britische, die „Hauptkartei“ in Staffelstein (später München) für die amerikanische und französische Zone zuständig. Die Zusammenarbeit mit dem Suchdienst des Roten Kreuzes zur Familienzusammenführung wurde 1949 aufgenommen.³⁴ Die Gründungsversammlung der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft im Bundesgebiet beschloss 1950, die Zentralkartei mit der Hauptkartei zusammenzulegen. Die vereinigte Kartei, deren Leitung Georg von Krusenstjern übertragen wurde, gliederte man zu Jahresbeginn 1951 als „Heimatkartei für Deutschbalten“ dem kirchlichen Suchdienst ein.³⁵

Der Tätigkeitsbericht des Karteileiters von Krusenstjern für das Jahr 1951 benennt zwei Aufgabenfelder: Suchdienst und Amtsauskünfte. Für den Suchdienst bestand enge Kooperation mit den Diensten von Deutschem und Internationalem Roten Kreuz, der „Deutschen Dienststelle (WASt) für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht“ und kirchlichen Stellen. Zur Informationsgewinnung wurden auch Nachbarschafts-, Verwandten- und Pfarrerbefragungen durchgeführt. Bearbeitet wurden die Zivilvermisstenregistrierung 1950, Todesbenachrichtigungen der WASt sowie Verschleppten- und Vermisstenfälle, die nicht amtlich erfasst waren. Für die Suchdienstzeitung wurden Suchlisten zusammengestellt. Amtsauskünfte umfassten die Bearbeitung von Standesamtskontrollbögen, Polizei-, Gemeinde- und Jugendämteranfragen. Ausgestellt wurden Bescheinigungen über „a) Volkszugehörigkeit, b) volksdeutsche Eigenschaft, c) Umsiedlereigenschaft, d) Einbürgerung, e) Ersatzbescheinigungen anstatt verlorener Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden, f) Konfession, g) Berufe, Grade, Titel, h) richtige Namensschreibung, i) Gutachten aller Art.“³⁶ Von insgesamt 4 762 Suchanträgen waren 3 602 von Deutschbalten, 634 von Rot-Kreuz-Suchdienststellen, 188 von „Behörden aller Art“ und 238 von anderen Heimatkarteien und Landsmannschaften gestellt worden.

³³ Ebenda, S. 61f.

³⁴ ERNST VON BULMERINCQ: Die Balten in den drei westlichen Zonen Deutschlands 1947, Heidelberg 1948; GEORG VON KRUSENSTJERN: Wie unsere „Heimatortskartei“ entstand, in: JBBD 2: 1955 (1954), S. 32-35, hier S. 33, sowie REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 8.

³⁵ So KRUSENSTJERN, Wie entstand (wie Anm. 34), S. 33.

³⁶ Jahresbericht 1951 der deutschbaltischen Zentralkartei, Anlage zum Rundschreiben 14, in: Privatbesitz Dr. Heinrich Wittram, Arnum (im Folgenden PHW).

Die Arbeit der ersten zehn Jahre der deutschbaltischen Heimatortskartei benannte von Krusenstjern rückblickend als „10jährigen Ausbau (...) zu einer Art ‚Volkskataster‘“.³⁷ Sie diente nicht nur dem Wiederauffinden von Personen und der Wiederbeschaffung von Dokumenten, sondern gab den Antragstellern durch die Ausstellung solcher Bescheinigungen auch einen Teil ihrer sozialen Identität wieder.³⁸

Sowohl die Aufgaben wie auch die geleistete Arbeit des „Hilfskomitees der ev. luth. Deutschbalten“ hatte von Beginn an eine doppelte Zielsetzung. Neben der rein karitativen Arbeit – von der Nothilfe über Rechtsberatung und Hilfe zur Selbsthilfe – stand die Sorge um die seelische Verfassung der Landsleute, vor allem der Kampf gegen Isolation, Vereinsamung und Selbstaufgabe. Die Bedeutung der Arbeit in dieser Hinsicht trat erst im Laufe der Jahre deutlicher zu Tage:

„In den ersten Jahren stand im Vordergrund die materielle Not, die Kälte, der Hunger, die Obdachlosigkeit. Je mehr sich in dieser Beziehung die Verhältnisse bei den Vertriebenen stabilisierten, je stärker sich die Planungen und Massnahmen der staatlichen Stellen in der Arbeits- und Wohnraumbeschaffung auszuwirken beginnen, umso deutlicher zeigt sich für die Hilfskomitees die innere und seelische Problematik der Vertriebenensituation.“³⁹

Während die karitative Arbeit des Hilfskomitees allgemein verstanden und anerkannt wurde, führte die Intention Girgensohns, eine Gemeinschaft im Glauben unter den notleidenden Landsleuten zu schaffen, zu Missverständnissen. Manche verstanden das Hilfskomitee als „baltische Kirche“⁴⁰, andere als einen „Ersatz für einen Baltenverband, so eine Art Tarnorganisation“.⁴¹

Die Carl-Schirren Gesellschaft

Im Gegensatz zu den anderen hier untersuchten deutschbaltischen Organisationen war die Gründung der Carl-Schirren-Gesellschaft (CSG) keine *creatio ex nihilo*, sondern die Wiederaufnahme der Tätigkeit der „Carl-Schirren-Gruppe“. Diese war 1932 von Kurt Stegmann in Kiel gegründet worden, um den Kontakt mit den Landsleuten vor Ort und im Baltikum zu pflegen. Die Gruppe organisierte ab 1934 einen Austausch zwischen

³⁷ GEORG VON KRUSENSTJERN: Unsere „Heimatortskartei“, in: JBBD 4: 1957 (1956), S. 28-30, hier S. 29. Vgl. auch Jahresbericht 1951 (wie Anm. 36).

³⁸ HERBERT GIRGENSOHN: Die kirchlich-soziale Arbeit, in: JBBD 1: 1954 (1953), S. 40-45, hier S. 41; Zur soziologischen Bedeutung der Arbeit der Suchdienste vgl. HILDO M. JOLLES: Zur Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, Köln und Berlin 1965, S. 138.

³⁹ Jahresbericht (wie Anm. 25).

⁴⁰ JÜRGEN WESTERMANN: Gedanken zur Arbeit des Hilfskomitees, in: JBBD 4: 1957 (1956), S. 15-18.

⁴¹ HAHN, Wie helfen wir (wie Anm. 24).

Holstein und Lettland für je zehn Jugendliche. In Kiel wurden Vortragsabende abgehalten, bei denen das Prinzip herrschte, dass baltische Themen von reichsdeutschen Referenten und nicht-baltische Themen von deutsch-baltischen Referenten vorgetragen wurden. Während der Kriegsjahre ruhte die Arbeit, formell wurde die Gruppe jedoch nicht aufgelöst.⁴²

Im Sommer 1946 initiierte der letzte Vorkriegsvorsitzende Arthur Schwarz die Neugründung als CSG mit dem expliziten Ziel, deren Tätigkeit nicht auf Kiel zu beschränken, sondern auf alle drei Westzonen auszuweiten. Anlässlich des 120. Jahrestags des Namensgebers wurde 1946 ein Festakt mit Vortrag in Kiel abgehalten.⁴³ Im Auftrag des CSG-Vorsitzenden Schwarz unternahm Percy Vockrodt in der zweiten Jahreshälfte 1947 eine Reise durch die britische und amerikanische Zone. In verschiedenen Städten warb er um Vortragende und Mitglieder und setzte „Beauftragte“ ein, auch wenn nicht geklärt war, ob Einwohner der amerikanischen Zone überhaupt Mitglied eines in der britischen Zone befindlichen Vereins werden durften. Im folgenden Frühjahr nahm Vockrodt seine Reisetätigkeit wieder auf und bereiste die bereits entstandenen Ortsgruppen. Die Währungsreform traf die CSG jedoch so schwer, dass die Auflösung der sich gerade entwickelnden Gesellschaft ernsthaft erwogen wurde; Schwarz und Vockrodt legten ihre Ämter nieder. Im März 1949 wurde dann Max Hildebert Boehm⁴⁴ zum neuen Vorsitzenden gewählt und die Gesellschaft reorganisiert, um eine finanzielle Sanierung zu ermöglichen. Wohl auch in diesem Kontext ist die Kurzlebigkeit der verschiedenen Carl-Schirren-Ortsgruppen zu verstehen, welche in den Quellen nicht weiter erscheinen. Der Sitz der Gesellschaft zog mit dem ersten Vorsitzenden erst nach Ratzeburg und 1951 nach Lüneburg.⁴⁵ Als Ziele nennt die Satzung:

⁴² MAX H. BOEHM: Die Ziele der Carl-Schirren-Gesellschaft, in: DERS., Baltenkalender (wie Anm. 22), S. 33-38, hier S. 33; MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 137; sowie KURT STEGMANN: Zu den Anfängen der Carl-Schirren-Gesellschaft (1932–1945), in: BB 6 (1953), Nr. 7 (57), S. 6-7, hier S. 6f.

⁴³ Die Carl-Schirren-Gesellschaft 1946–1948 in Stichworten, in: Archiv der Carl-Schirren-Gesellschaft (im Folgenden CSGA), NV Ib.

⁴⁴ Zu Boehm siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 83f. Auf die Weltanschauung und das Wirken Boehms jenseits der CSG kann im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen werden. Auch die Frage, wie stark die konkrete praktische Arbeit der CSG in jenen Jahren von den gesellschaftspolitischen Konzeptionen Boehms tatsächlich geprägt war, wäre Gegenstand einer eigenen Untersuchung. Hier sei verwiesen auf ULRICH PREHN: „Volk“ und „Raum“ in zwei Nachkriegszeiten. Kontinuitäten und Wandlungen in der Arbeit des Volkstumsforschers Max Hildebert Boehm, in: Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945, hrsg. von HABBO KNOCH, Göttingen 2001, S. 50-72, und DERS.: „Kaderschmiede“ für den „Tag X“. Max Hildebert Boehm und die (Nord-)Ostdeutsche Akademie, in: Rückblickend in die Zukunft. Politische Öffentlichkeit und intellektuelle Positionen in Deutschland um 1950 und um 1930, hrsg. von ALEXANDER GALLUS und AXEL SCHILD, Göttingen 2011, S. 238-253.

⁴⁵ Die Carl-Schirren-Gesellschaft (wie Anm. 43); BOEHM, Ziele (wie Anm. 42), S. 36; sowie MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 138-147.

„Die 1932 gegründete Carl-Schirren-Gesellschaft dient der Pflege und Förderung baltischer Tradition und Kultur unter baltischen Landsleuten und ihren Freunden. Sie unterhält und fördert Einrichtungen und Arbeiten, die hierfür erforderlich sind. Sie trägt gemeinnützigen Charakter und verfolgt keine politischen und wirtschaftlichen Ziele. Sitz der Gesellschaft ist Lüneburg.“⁴⁶

Im Vergleich zu den Baltenverbänden und dem Hilfskomitee mit ihrer karitativen Hilfsarbeit ist im Falle der CSG eine klare Beschränkung auf Kulturarbeit festzustellen. In diesem Sinne beschloss die Arbeitssitzung 1950, dass deutschbaltische Kulturveranstaltungen durch die CSG möglichst überall gefördert oder sogar mitgetragen werden sollten.⁴⁷

Der Frage nach den Aufgaben und Zielen der CSG widmete sich die erste Ausgabe ihrer Zeitschrift „Rundgespräch“. Vorab waren verschiedene deutschbaltische Persönlichkeiten um Stellungnahmen zu dieser Frage gebeten worden. Konsens der eingegangenen Schreiben war, dass kulturelle Kontinuität und die baltischen Werte gepflegt werden sollten. Angeregt wurde vor allem die Sammlung der noch erhaltenen baltischen Kulturgüter mit dem langfristigen Ziel, ein deutschbaltisches Kulturinstitut zu schaffen. Die Förderung von Familien- und Geschichtsforschung und damit auch die Schaffung eines Organs für Familiennachrichten wurden ebenso wie die Unterstützung des deutschbaltischen akademischen Nachwuchses benannt. Kritisch äußerte sich in derselben Ausgabe Reinhard Wittram:

„Versprechen wir nicht mehr als wir halten können, wenn wir als Repräsentanz bezeichnen, was im Grunde nur noch ein letzter vielfach reduzierter Haufe von Flüchtlingen und Vertriebenen ist? (...) Unsere nächste Verpflichtung ist doppelter Art mitzuwirken, daß das Wissen um unsere Vergangenheit nicht erlischt und mitzuhelfen, daß unsere Jugend eine angemessene Ausbildung erhält.“⁴⁸

Im zweiten „Rundgespräch“ benannte Boehm den Sinn von Kulturveranstaltungen der CSG als „lebendig Halten baltischen Geistes“, was jedoch keine ständige Reflexion über diesen „baltischen Geist“ bedeute, er müsse vielmehr in den Veranstaltungen spürbar sein. Für den Inhalt solcher „geistig belebender Veranstaltungen“ ließe sich „kein Universalrezept“ ausmachen. „Gemeinsame Lektüre, Vorträge, Musikdarbietungen im Geist guter Hausmusik, Dichterlesungen und schlichte Ausspracheabende können sich abwechseln.“⁴⁹ Im Baltenkalender für das Jahr 1950 veröffentlichte Boehm einen Beitrag mit dem Titel „Die Ziele der Carl-Schirren-Gesellschaft“. Darin betonte er die hohe Bedeutung der kulturellen Arbeit für die Deutschbalten in ihrer Geschichte, vor allem seit der zunehmenden politi-

⁴⁶ Satzung [ca. 1951], in: CSGA NV Ib (unpag.).

⁴⁷ Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 2, Dezember 1950 (unpag.).

⁴⁸ Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 1, Dezember 1949 (unpag.).

⁴⁹ Eine genauere Definition, was den „baltischen Geist“ ausmacht, bietet Boehm jedoch nicht. Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 2, Dezember 1950 (unpag.).

schen Entmachtung seit dem späten 19. Jahrhundert. Daher sei der Verlust „der alten Heimat und fast unseres gesamten Kulturguts“ eine besondere Gefahr für den Verlust der eigenen Identität auch als Volksgruppe. Folglich könne deutschbaltische Kulturarbeit nicht allein „romantischer Kult einer schöneren Vergangenheit“ sein, sondern solle das geistige Leben der Landsleute heimatgebunden und rege erhalten.⁵⁰

Die Ziele, welche sich die CSG gab, überraschen in ihrer Perspektive. Nur wenige Monate, nachdem die Organisation aus finanziellen Gründen fast hatte aufgelöst werden müssen, wurde trotz aller Unklarheit über die materielle Zukunft ihrer Mitglieder nicht allein die Herausgabe von Publikationen und Erteilung von Stipendien, sondern sogar die Schaffung eines eigenen deutschbaltischen Kulturzentrums geplant. Im Rahmen der Pläne für ein deutschbaltisches Kulturzentrum, welches im Laufe der Jahre auch in Lüneburg entstanden ist, wurden die ersten privat initiierten Sammlungen baltischen Kulturguts wie Bücher oder Gemälde von der Gesellschaft übernommen. Auch wurde immer wieder zur Stiftung vor allem von Büchern aufgerufen.⁵¹

Die erste Publikationstätigkeit entsprang – wie die Kulturgutsammlungen – der Initiative eines Privatmanns. Bereits am 17. September 1945 versandte Vockrodt die erste Ausgabe seiner „Kulturinformationen“. Insgesamt erschienen bis 1948 vierzehn Folgen, die per Schreibmaschine und Durchschlag vervielfältigt wurden. Darin berichtete er von kulturellen Aktivitäten und über den Verbleib deutschbaltischer Wissenschaftler. Die CSG übernahm die Reihe und veröffentlichte 1948 alle Folgen unter dem Namen „Nachrichten aus dem deutschbaltischen Kulturleben der Gegenwart“ als Sammelhektografie.⁵² Die seit 1949 in loser Folge erscheinenden „Rundgespräche der Carl-Schirren-Gesellschaft“ sollten vor allem ein Diskussionsforum für „aktuelle Kulturprobleme des baltischen Deutschtums“ sein, fanden aber nur begrenzten Anklang. Seit 1952 veröffentlichte die CSG halbjährlich in den „Baltischen Briefen“ mittels der Beilage „Aus dem baltischen Kulturleben“ Aufsätze, Referate, Kulturnachrichten sowie die „Baltische Bibliographie“. Letztere besorgte Erik Thomson, der 1946 vor Gründung der CSG mit der bibliografischen Erfassung von Neuerscheinungen zu baltischen Themen begonnen hatte.⁵³ Nachdem mehrfach ein „baltisches Hausbuch“ vor allem für die jüngere Generation gefordert

⁵⁰ Alle Zitate bei BOEHM, Ziele (wie Anm. 42), S. 34ff.

⁵¹ Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 1, Dezember 1949 (unpag.); sowie das Protokoll der Generalversammlung der Carl-Schirren-Gesellschaft vom 18.11.1947, in: CSGA NV Ib (unpag.).

⁵² Vgl. MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 138; auch: KURT STEGMANN: Aus der Arbeit der Carl-Schirren-Gesellschaft 1945–1953, in: JBBD 1: 1954 (1953), S. 46–50, hier S. 46.

⁵³ Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 1, Dezember 1949 (unpag.); STEGMANN, Arbeit (wie Anm. 52), S. 46.

worden war, erschien 1951 in der Reihe „Heimat im Herzen“ der Band „Wir Balten“, herausgegeben von Boehm und Hellmuth Weiss.⁵⁴

Am 14. November 1947 wurde in Kiel eine Ausstellung mit dem Titel „Aus baltischem Schaffen“ eröffnet, welche Gemälde, Grafiken, Plastiken und kunstgewerbliche Exponate von Deutschbalten zur Schau stellte und danach unter anderem in Heidelberg, Stuttgart, München, Hamburg und Lübeck gezeigt werden sollte. Bei der Eröffnung in Hamburg im Mai 1948 waren neben der Presse auch Gäste aus britischer, französischer, polnischer und Schweizer Diplomatie anwesend. Im Juni gastierte sie dann in Lüneburg, musste aber wegen der Währungsreform abgebrochen werden.⁵⁵ Noch 1947 wurden Fachbeauftragte ernannt und Fachsektionen eingerichtet. Ob diese Sektionen tatsächlich je tätig wurden und wie lange sie existierten, ist aus den eingesehenen Quellen nicht ersichtlich.⁵⁶

Greifbarer sind hingegen die Treffen und Tagungen, welche die Carl-Schirren-Gesellschaft veranstaltete. Vor allem für Hamburg, Lübeck, Stuttgart und München sind regelmäßige Veranstaltungen bezeugt. Neben Hauskonzerten und Dichterlesungen fanden insbesondere Vortragsabende statt, deren Referenten mehrheitlich Professoren unterschiedlicher Fachrichtungen waren. Schon 1947 wurden zwei größere Tagungen in Kiel veranstaltet, die ebenfalls von wissenschaftlichen Vorträgen, Liederabenden und Dichterlesungen geprägt waren. Eine für 1948 geplante Jahrestagung musste angesichts der finanziellen Notlage indes ausfallen.⁵⁷

Die Nachfolge der Kieler Tagungen sollte der Carl-Schirren-Tag antreten, der seit 1950 jährlich in Lüneburg stattfindet. Die Titel der Vorträge deckten ein breites Spektrum ab, das von „Herder als Prophet des Ostens“, „Seelische und geistige Folgen der Verstädterung“, „Eliten im Zeitalter der Massen“ bis zu „Das baltische Ethos in der Krise“ reichte. Neben Wissenschaft und Kultur sowie einem Gottesdienst nach baltischer Agenda am Sonntag war auch die Geselligkeit ein angestrebtes Ziel. Viele auswärtige Gäste kamen bei Landsleuten unter, und ein Bericht betonte die „echt baltische Gastlichkeit auch in ihren beengten Wohnstätten“ sowie die „Atmosphäre landsmannschaftlicher Wärme“. Auch beim „geselligen Abend nach heimischem Brauch“ habe „vom ersten Augenblick an

⁵⁴ Vgl. Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 2, Dezember 1950 (unpag.); STEGMANN, Arbeit (wie Anm. 52), S. 47. Wir Balten, hrsg. von MAX HILDEBERT BOEHM und HELLMUTH WEISS in Zsarb. mit KARLHEINZ GEHRMANN, Salzburg u.a. 1951.

⁵⁵ Dazu siehe Die Carl-Schirren-Gesellschaft (wie Anm. 43); MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 139; Protokoll der Generalversammlung (wie Anm. 51).

⁵⁶ Protokoll der Sitzung des erweiterten Ausschusses am 18.11.1947, in: CSGA NV Ib (unpag.), sowie Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 2, Dezember 1950 (unpag.); MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 139.

⁵⁷ Eine Liste von Referenten in: Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 1, Dezember 1949 (unpag.). Vgl. auch Die Carl-Schirren-Gesellschaft (wie Anm. 43); BOEHM, Ziele (wie Anm. 42), S. 36; MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 139; sowie STEGMANN, Arbeit (wie Anm. 52), S. 46.

Wiedersehensfreude, angeregtes Geplauder und fröhlicher Scherz wie in alten guten Tagen“ geherrscht: „Hier wurde der Carl-Schirren-Tag zu dem, was er sein soll: zu einer großen baltischen Familienfeier für alt und jung.“⁵⁸

Obwohl die CSG bei ihrer Entstehung schon an eine Vorgängerorganisation anknüpfen konnte, scheinen die ersten Jahre davon dominiert gewesen zu sein, die eigenen Aufgaben und Ziele zu eruieren und zu definieren. Von ihren Zielen und ihrem inhaltlichen Anspruch verstand sich die CSG nicht als eine Organisation für alle Deutschbalten, sondern war primär – noch im Geist der alten ständischen Ordnung – an die „Literaten“ gerichtet und versuchte implizit das Erbe der ehemaligen „gelehrten“ und „literarischen Gesellschaften“ der „alten Heimat“ fortzuführen.⁵⁹ Auch die verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl – 923 für das Jahr 1952⁶⁰ – und Bekenntnisse dazu, dass es ihr aufgrund der „Art unserer Arbeit“ nicht daran gelegen sein könne, „möglichst hohe Besucherziffern zu erzielen und daraufhin das Niveau zu senken“, bezeugen die elitäre Tendenz im Selbstverständnis des Vereins: „Wir wollen nichts Gewalttames und Er künsteltes, wie es so leicht einem bestimmten Typ auch landsmannschaftlicher ‚kultureller Darbietungen‘ anhaftet“.⁶¹

Der Deutschbaltische Jugend- und Studentenring

Für die Entstehung einer deutschbaltischen Studentenorganisation war die Ausgangslage im Nachkriegsdeutschland besonders schwierig. Von den männlichen Deutschbalten der Geburtsjahrgänge 1918 bis 1925 waren mehr als ein Drittel im Krieg gefallen oder galten als vermisst. Erst nach und nach kehrten die Überlebenden aus alliierter Kriegsgefangenschaft zurück. Hatte es in Est- und Lettland mit Tartu und Riga nur zwei Hochschulorte gegeben, an denen sich die Studierenden konzentrierten, so verteilten sich die überlebenden baltischen Studenten und Studienanfänger in den westlichen Besatzungszonen auf 23 verschiedene Universitäts- und Hochschulstädte – insgesamt studierten im Jahr 1949 213 Deutschbalten, knapp ein Fünftel davon Frauen.⁶² Die Erlebnisse der Jahre 1939 bis 1945 prägten viele junge Deutschbalten auch hinsichtlich ihrer Einstellung zu Organisationen. So beschreibt der Theologiestudent Claus von Aderkas seine Generation:

⁵⁸ Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 2, Dezember 1950 (unpag.).

⁵⁹ Siehe MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 140; H. STEGMANN: Landsmannschaften, in: BOEHM, Baltenkalender (wie Anm. 23), S. 19-25, hier S. 22.

⁶⁰ Vgl. MICKWITZ, Geschichte (wie Anm. 8), S. 143

⁶¹ Rundgespräch der Carl-Schirren-Gesellschaft, Folge 2, Dezember 1950 (unpag.).

⁶² Rechenschaftsbericht des Studentenringes, 25.3.1949, in: 50 Jahre Deutschbaltischer Jugend- und Studentenring e.V., hrsg. von IVAR BRÜCKNER, Bad Kissingen 1999, S. 30.

„Weil die Jugend keine echte Gemeinschaft erlebte, sondern in dem, was sie für echte Gemeinschaft hielt und was ihr als solche gelehrt und gepriesen wurde, bitter enttäuscht worden ist, hat sie heute eine große Scheu vor jeder Art von Bindung an eine Gemeinschaft und darum ist ihre Grundhaltung eine individualistische.“⁶³

Trotz aller Enttäuschung entstanden neben kurzlebigen Gründungen von Korporationen auch zwei Organisationen, aus denen der Deutschbaltische Jugend- und Studentenring (DbJuStR) hervorgehen sollte. Im Rahmen der Bemühungen des Hilfskomitees, die verstreuten Deutschbalten in verschiedenen Gruppen zu einer Gemeinschaft zusammenzuführen, fanden sich 63 Jugendgruppen zusammen. Der Vorsitzende des Hilfskomitees, Girgensohn, setzte 1948 einen Jugendausschuss ein, als Beauftragte ernannte er Wolf von Kleist für die amerikanische und Rolf Brusdeylins für die britische Zone. Im Mai 1949 wurde in Bethel eine Jugendausschusskasse eingerichtet, deren Mittel zur Finanzierung von Freizeiten und Erholungsaufenthalten, aber nicht für organisatorische Belange dienen sollten.⁶⁴ Ende Mai 1948 trafen sich in Heidelberg 65 Studenten und gründeten als überregionale Vereinigung deutschbaltischer Studenten den „Deutschbaltischen Studentenring“. Der Ring erhob keinen Anspruch, zwingend alle Studenten deutschbaltischer Herkunft zu erfassen und zu vertreten, sondern allein diejenigen, die einem solchen Zusammenschluss gegenüber explizit positiv eingestellt waren. Im Februar 1949 schloss sich der Studentenring dem „Akademischen Förderkreis“ der CSG an.⁶⁵

Aus der Lage nach der Währungsreform, welche die Mehrzahl der Studenten um ihre Verdienstmöglichkeiten brachte, entstand der Gedanke, den Studentenring mit den durch den Jugendausschuss organisierten und repräsentierten Gruppen der nichtstudierenden Jugend zusammenzuschließen. Zu diesem Zweck wurde vom 3. bis 5. März 1949 eine „Jugendtagung“ in Marburg abgehalten, auf der 33 Vertreter von Studentenring, Jugendgruppen bzw. Jugendausschuss zusammenkamen. Der Zusammenschluss zum DbJuStR war zunächst eine Föderation. Laut Protokoll sollte der Studentenring weiterhin seine autonome Rolle innerhalb der CSG behalten, die

⁶³ So CLAUS VON ADERKAS in seinem Vortrag „Was denkt und hofft die Jugend“, gehalten auf einer Freizeit der Landesstelle Bayern des HK im März 1952, in: EZA 17/109 (unpag.).

⁶⁴ HANS-OTTO VON LILIENFELD-TOAL: Die Neuorientierung der deutschbaltischen Jugend nach dem Zweiten Weltkrieg, in: 50 Jahre Deutschbaltischer Jugend- und Studentenring (wie Anm. 62), S. 22-25, hier S. 23; REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 20; REDLICH, Ursprung (wie Anm. 17), S. 67.

⁶⁵ Dazu H. MASING: Zur Lage unserer Studenten, in: BB 10/11 (1949), S. 9; REDLICH, Ursprung (wie Anm. 17), S. 39. Der Anschluss an die CSG wird im Bericht der Marburger Tagung erwähnt. Deren „akademischer Förderkreis“ erscheint jedoch in den vorliegenden Quellen an keiner weiteren Stelle. Er könnte jedoch in irgendeiner Form mit dem o.g. Beauftragten für die Vergabe von Stipendien, Baron Engelhardt, in Zusammenhang gestanden haben, siehe den Bericht der Marburger Tagung 3.–5. März 1949, in: Archiv des Deutschbaltischen Jugend- und Studentenrings (im Folgenden DbJuStR-A), Darmstadt.

Jugendgruppen weiterhin dem Hilfskomitee unterstehen. Der gemeinsame Vorstand wurde gewählt, bedurfte aber weiterhin der Bestätigung durch den Vorsitzenden des Hilfskomitees. Es wurden ein Organisationsleiter, ein Kassensführer sowie Referenten für Soziales, Studentinnen, die Verbindung zu den „Philistern“, zum Ausland und zu den Nichtstudenten gewählt.⁶⁶

Die Präambel der Satzung des DbJuStR definierte den neuen Verein folgendermaßen:

„Der deutsch baltische Jugend- und Studentenring ist die Vereinigung der deutsch-baltischen Jugend. Dem deutsch-baltischen Jugend- und Studentenring gehören alle deutsch-baltischen Studierenden und Jugendlichen an, soweit sie sich zu den Zielen des Ringes bekennen. Die Zielsetzung dieser Vereinigung bildet die bewußte Pflege des Geistes und Kulturgutes des baltischen Deutschtums, deren Grundlage das gemeinsame Bekenntnis zum evangelischen Glauben bildet. § 1 (...) Es ist die Aufgabe des Ringes, für die studentischen, wirtschaftlichen und jugendpflegerischen Belange seiner Mitglieder einzutreten. (...) § 2 Mitglied des Ringes kann jeder baltische Jugendliche im Alter von 12–30 Jahren werden, sofern die Berufsausbildung nicht eine höhere Altersbegrenzung rechtfertigt. (...) Dem Vorstand steht das Recht zu, Jugendliche nichtbaltischer Herkunft aufzunehmen.“⁶⁷

Auf der Gründungstagung wurde die Frage, ob es sich um einen reinen Zweckverband handele oder ob als ideelles Ziel die Beschäftigung mit den Fragen der Gegenwart zu benennen sei, intensiv diskutiert. Die Mehrheit sprach sich dafür aus, die Auseinandersetzung mit Gegenwart und Zukunft zu den Zielen des DbJuStR zu erklären. Bezeichnenderweise waren es gerade Vertreter der Studentenschaft – die viel stärker als die Jugendgruppen auf die karitative Hilfe durch den Verein angewiesen waren – welche für die ideellen Ziele plädierten.⁶⁸ Die bestehenden Strukturen der zusammengeführten Organisationen blieben nach der Gründung des DbJuStR unverändert bestehen. Das bedeutete konkret, dass die einzelnen, recht unterschiedlichen örtlichen Jugendgruppen weiterexistierten. Auch die Vertrauensstudenten, die es an jedem Hochschulort gab, blieben in ihrer Funktion als Mittelsmänner zum Vorstand und Sammler

⁶⁶ Ebenda; LILIENFELD-TOAL, Neuorientierung (wie Anm. 64), S. 24.

⁶⁷ Satzung des DbJuStR, in: DbJuStR-A. Der Terminus „nichtbaltischer Herkunft“ ist nicht weiter erläutert. Der Autor dieses Aufsatzes interpretiert „nichtbaltisch“ im Sinne von „reichsdeutsch“, also bezogen auf Deutsche ohne deutschbaltische Abstammung. Andere Personengruppen wie Esten, Letten oder aus dem Baltikum stammende Russen befanden sich – als Vereinsmitglieder oder auch nur Gesprächspartner – noch auf Jahrzehnte außerhalb des Blickfelds der meisten deutschbaltischen Organisationen. Siehe die persönliche Mitteilung von Thomas von Lüpkes, noch in den 1980er Jahren seien Esten oder Letten als umworbene Festredner bei deutschbaltischen Veranstaltungen große Ausnahmen gewesen. Zum Verhältnis von Deutschbalten und Esten resp. Letten nach 1945 vgl. auch KARSTEN BRÜGGEMANN: Legenden aus dem Landeswehrkrieg. Vom „Wunder an der Düna“ oder als die Esten Riga befreiten, in: ZfO 51 (2002), S. 576-591.

⁶⁸ Bericht der Marburger Tagung (wie Anm. 65).

von Informationen und Mitgliedsbeiträgen erhalten. Zusätzlich sollten sie nun auch den Jugendgruppen als Ansprechpartner dienen und Abiturienten bei der Wahl von Studienfach und Studienort zur Seite stehen.⁶⁹

Nachdem geklärt war, wer Krieg und Gefangenschaft überlebt hatte, galt es, den entstandenen Kontakt unter den einzelnen Gruppen und Einzelpersonen zu erhalten und zu intensivieren. Zu diesem Zweck verschickte der Vorsitzende mehr oder minder regelmäßig Rundbriefe an die Mitglieder, die Berichte von Treffen und Ortsgruppen, Ankündigungen von Freizeiten, Aufrufe und auch Stellenanzeigen beinhalteten. Eine bedeutende Rolle spielte die soziale Hilfe. Im Jahr 1949 hatten 50 Studenten finanzielle Unterstützung erhalten, an 110 wurden Lebensmittelsendungen aus der Schweiz vermittelt. Für die Ermittlung der Bedürftigkeit und die Verteilung waren die Vertrauensstudenten zuständig. Aus der Schweiz, aus Dänemark und von den deutschbaltischen „Philistern“ kamen auch die Finanzmittel, aus denen die im Herbst 1949 eingerichtete „Leihkasse“ des DbJuStR Kredite vergab. Im Folgejahr wurden je 500 DM an kurzfristigen und langfristigen Darlehen sowie 12 Examensbeihilfen von je 100 DM ausgezahlt.⁷⁰ Sowohl über Annoncen in den Rundbriefen als auch über das Hilfskomitee konnten in beschränktem Rahmen auch Stellen vermittelt werden. Im Rundbrief vom 5. Oktober 1949 erschien sogar eine zweiseitige Liste von medizinischer und naturwissenschaftlicher Fachliteratur, welche durch Vermittlung in der „Ostzone und Berlin“ zu deutlich günstigeren Preisen beschafft werden könne.⁷¹

Der praktischen Hilfe sollten auch andere, in den Rundbriefen angekündigte Pläne dienen, die aber anscheinend nicht realisiert wurden. Um Reisen durch Übernachtungen bei Landsleuten, welche die Tradition des gastfreien „offenen baltischen Hauses“ pflegten, günstiger zu gestalten, sollten entsprechende Adressen gesammelt werden.⁷² Schon auf der Marburger Tagung war die Bildung von Fachgruppen angeregt worden, die als „Interessengemeinschaft einzelner Berufszweige“ gedacht waren. Ihre Aufgabe sollten Berufsberatung, Arbeitsplatzvermittlung und Berufsförderung sein. Ebenso sollte eine Branchenliste von bereits gegründeten deutschbaltischen Firmen und Betrieben erstellt werden. Neben Anzeigen in den „Baltischen Briefen“ und der Zeitschrift „Dein Weg“ sowie der Einbeziehung der Landesstellen des Hilfskomitees sollten vor allem die Jugendgruppen zur Datenerhebung herangezogen werden.⁷³

⁶⁹ Ebenda, S. 10.

⁷⁰ Vgl. ebenda; Rundbrief vom 10.12.1949, in: DbJuStR-A (unpag.); Tätigkeitsbericht des Hilfskomitees für das Jahr 1950, in: EZA 17/109 (unpag.); MASING, Lage (wie Anm. 65), S. 9.

⁷¹ Bericht der Marburger Tagung (wie Anm. 65); Rundbrief vom 5.10.1949, in: DbJuStR-A (unpag.); Rundbrief vom 10.12.1949, in: ebenda.

⁷² Aufruf im Rundbrief vom 4.7.1950, in: DbJuStR-A (unpag.).

⁷³ Rundbrief vom 10.5.1949, in: DbJuStR-A (unpag.).

Auch wenn in späteren Rundbriefen die Inaktivität der Jugendgruppen hinsichtlich dieser Pläne beklagt wurde, waren sie ansonsten recht rege. Der Bericht der Marburger Jugendtagung liefert ein knappes Bild der verschiedenen Tätigkeiten. Aus Lübeck wurden Leseabende, Ausflüge, Zeltfahrten, eine Theaterspielschar und eine Turnerriege gemeldet. In Bielefeld wurden Wohnungen renoviert, Öfen gesetzt, Zimmer vermittelt und zu Gunsten der Jugendkasse Gemüse verkauft. In Göttingen dominierten studentische Zusammenkünfte bei Wittram, in Marburg und München die Korporationen das Gruppenleben. In Heidelberg wurden vor allem Patenschaften, Lebensmittel- und Kleiderspenden sowie Freitische vermittelt; in Karlsruhe wurde mit der Vermittlung der Schulspeisung und der Erwirkung eines Gebührenerlasses mehr karitativ gewirkt.⁷⁴ Auch in den folgenden Jahren wurde vor allem gemeinsam Sport getrieben und gesungen, wurden Leseabende und Theaterbesuche und Wanderungen unternommen. Und überall wurde getanzt. Die Jugendgruppe Erlangen berichtete im Rundbrief selbstironisch von einer „eigenen Kapelle: zwei Kämme, eine Klarinette; zu ihrer Unterstützung Radio und Grammophon.“⁷⁵ Die Berichte der einzelnen Jugendgruppen zeigen auch, dass sich zumeist 30% bis 50% der deutschbaltischen Jugendlichen vor Ort aktiv einbrachten. Deutlich war jedoch die Lüneburger Klage: „Zu Diskussionsabenden kommt niemand, zum Tanzen sind sie alle da!“⁷⁶

Um die Jugendlichen und Studenten auch über die Grenzen ihrer Ortsgruppen hinaus in persönlichen Kontakt und Austausch zu bringen, veranstaltete der DbJuStR überregionale Treffen und Freizeiten. Allein in der zweiten Jahreshälfte 1949 fanden drei Treffen und fünf mehrtätige Freizeiten statt, wie der Rundbrief berichtet.⁷⁷ Der Jugendausschussbericht nennt für 1950 zwei Kinderfreizeiten mit je 30 Teilnehmern, welche die Ortsgruppen Lübeck und Göttingen durchgeführt hatten.⁷⁸ Die Bedeutung und Funktion der Freizeiten beschrieb von Maydell sieben Jahre nach Gründung des DbJuStR:

„Bei den Freizeiten trifft sich die Jugend völlig zweckfrei, kann sich bei Spiel und Gesang einige Wochen erholen und dabei alle möglichen Fragen diskutieren, die sie unmittelbar angehen und interessieren. Weil diese Freizeiten aber völlig in der Hand von Jugendlichen liegen, soll damit gleichzeitig ein wichtiges Erziehungsziel verwirklicht werden. Jeder einzelne Teilnehmer wird angesprochen, das gemeinsame Leben mitzugestalten. Von ihm hängt es ab, ob diese Tage der Freizeit

⁷⁴ Bericht der Marburger Tagung (wie Anm. 65).

⁷⁵ Vgl. die Rundbriefe vom 15.10.1949, 13.3.1950 und 4.7.1950, in: DbJuStR-A (unpag.); REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 23.

⁷⁶ Bericht der Marburger Tagung (wie Anm. 65).

⁷⁷ So CONRAD HEILMANN: Die Freizeitarbeit der baltischen Jugend, in: JBBD 2: 1955 (1954), S. 43-47; Rundbrief vom 10.12.1949, in: DbJuStR-A (unpag.).

⁷⁸ Dazu Rundbriefe vom 10.12.1949 und 15.5.1950, in: DbJuStR-A (unpag.); Bericht des Jugendausschusses im Tätigkeitsbericht des Hilfskomitees für das Jahr 1950, o.D., in: EZA 17/109 (unpag.).

zu einem Erlebnis werden. Dadurch wird das Verantwortungsgefühl gegenüber einer kleinen Gemeinschaft geweckt, indem man erkennt, daß man nicht allein stehen darf, sondern auch für ein größeres Ganzes da ist.“⁷⁹

Gerade angesichts von Aderkas' Schilderung der Enttäuschungen, welche seine Generation durch den Nationalsozialismus und dessen Ideologie der „Volksgemeinschaft“ erlebt hätten,⁸⁰ ist es bemerkenswert, dass die deutschbaltische Jugend einerseits überhaupt wieder Freizeiten und Gruppenabende abhielt. Andererseits zeigt die Beschreibung von Maydells, wie bewusst die Erziehung zu Eigeninitiative und Eigenverantwortung statt zu Gehorsam wie bei HJ und BdM gesucht wurde.

Vor allem an den Jugendgruppen lässt sich zeigen, dass die Gemeinschaft im gemeinsamen Vergnügen bei Sport, Gesang und Tanz deutlichen Zuspruch fand. Das verbindende Element gemeinsamer Herkunft spielte eine wichtige Rolle gerade auch angesichts der Tatsache, dass solche Freizeitaktivitäten auch in den (um in der damaligen Diktion zu bleiben) „reichsdeutschen“ örtlichen Vereinen möglich waren. Im Gegensatz zu solchen Vereinen mag es aber auch von Bedeutung gewesen sein, dass die Eltern bei den deutschbaltischen Jugendgruppen und Freizeiten wussten, wem sie ihre Kinder anvertrauten. Gunnar von Schlippe schrieb dazu 1953:

„Man kam zu den Freizeiten, eben weil es dort nett war, und weil man erst langsam in die neue Umgebung hierzulande hineinwuchs. Letzteres aber ist mittlerweile bei unserer heutigen Jugend größtenteils geschehen! Die Eingliederungsfrage ist heute primär keine Frage unserer Jugend mehr, jedenfalls soweit wir es sehen. Schule, Beruf und andere hiesige Gemeinschaften führen den jungen Menschen in die örtliche Umwelt ein, in die er langsam ganz natürlich hineinwächst.“⁸¹

Dass die Jugendarbeit dennoch in ihrer gemeinschaftsstiftenden Funktion weiterhin angenommen wurde, scheint die Bedeutung eines Gemeinschaftsgefühls als „Balten“ zu bestätigen. Fast alle Rundbriefe der Jahre 1949 und 1950 beschäftigen sich – wie auch Tagungen und Freizeiten – in der einen oder anderen Form mit der Frage nach der „baltischen Art“, welche diese Gemeinschaft stifte, ohne jedoch befriedigende Antworten zu finden.⁸² Die soziale Arbeit erstreckte sich vor allem auf die Unterstützung von Studenten durch Darlehen, Geld- und Lebensmittelpenden sowie auf die Vermittlung von Ausbildungsplätzen durch Anzeigen in den Rundbriefen.

⁷⁹ BERND VON MAYDELL: Eigenständige Jugendarbeit. Der Deutsch-Baltische Jugend- und Studentenring im Jahre 1956, in: JBBD 4: 1957 (1956), S. 31-33, hier S. 32.

⁸⁰ Siehe Anm. 63.

⁸¹ GUNNAR VON SCHLIPPE: Die Jugendarbeit des Hilfskomitees 1953, in: Baltischer Sternbrief 4, Dezember 1953, in: EZA 17/110 (unpag.).

⁸² Vgl. die Rundbriefe der Jahre 1949–1950, in: DbJuStR-A.

*Die Deutsch-Baltische Landsmannschaft*⁸³

Nachdem im April 1949 das Verbot von landsmannschaftlichen Interessensverbänden zunächst auf Landesebene aufgehoben worden war, begannen die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge mit dem Aufbau von Landsmannschaften. Die mehrheitlich evangelischen Gruppen verfügten – wie bereits geschildert – mit ihren Hilfskomitees im ev. Hilfswerk über Strukturen, auf denen aufgebaut werden konnte. Schon bevor die Gründung von Landsmannschaften möglich erschien, war Axel de Vries⁸⁴ vom Vorsitzenden des Hilfskomitees, Girgensohn, mit der Wahrnehmung der politischen Interessen der Deutschbalten beauftragt worden. Nun wurden mit ihm Hermann Koch,⁸⁵ H. Stegmann und Werner Westermann⁸⁶ mit „landsmannschaftlichen Aufgaben“ betraut, de Vries zum kommissarischen Sprecher gewählt. Mit der Schaffung einer eigenständigen Landsmannschaft sollte den Deutschbalten eine soziale Heimat und eine politische Vertretung gegeben werden, da das Hilfskomitee als kirchliche Institution für „säkulare Interessen“ nicht zuständig sei.⁸⁷

Die Zentrale in Bethel beauftragte daher die Landesstellen des Hilfskomitees, die Gründung von Landsmannschaften auf Landesebene zu betreiben bzw. zu fördern. Zwischen September 1949 und Juni 1950 wurden so zehn Landsmannschaften (Baden-Württemberg, Bayern, Bremen, Hamburg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein) gegründet. Am 4. und 5. November 1950 trafen sich Vertreter der Länderlandsmannschaften, der CSG, des Hilfskomitees und des DbJuStR in Treysa und gründeten als Dachverband die „Deutsch-Baltische Landsmannschaft im Bundesgebiet“ (DBLiB).⁸⁸

Die Satzung der DBLiB nennt im Artikel 3 als Zweck des Vereins „Wahrnehmung der kulturellen und sozialen Interessen der Deutsch-Baltischen Landsmannschaften und ihrer Mitglieder“.⁸⁹ Für den ersten Vorsitzenden Georg von Manteuffel-Szoeger⁹⁰ war 1952 die Basis landsmannschaftlicher Arbeit weniger die Tradition und baltische „Sonderart“, sondern primär „die Erkenntnis, dass der ‚Zusammenschluss gleichgesinnter Menschen,

⁸³ Die Schreibweise „Deutsch-Baltisch“ wurde bei Vereinsgründung mit nur einer Stimme Mehrheit der Variante „Deutschbaltisch“ vorgezogen. Protokoll der Gründungsversammlung der DBLiB in Treysa, 4./5.11.1950, in: PHW.

⁸⁴ Zu de Vries siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 839f.

⁸⁵ Zu Koch siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 397.

⁸⁶ Zu Westermann siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 858f.

⁸⁷ REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 21. Vgl. auch HAHN, Wie helfen wir (wie Anm. 24).

⁸⁸ Protokoll der Gründungsversammlung der DBLiB (wie Anm. 83); REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 21.

⁸⁹ Satzung der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft im Bundesgebiet, in: Gliederung und Leistung der deutsch-baltischen Gemeinschaft, veranschaulicht an den Tätigkeits- und Finanzberichten für 1952, hrsg. von WOLF VON KLEIST, Marburg 1953, S. 7-10.

⁹⁰ Zu von Manteuffel siehe DBBL (wie Anm. 9), S. 486.

die zudem Furchtbares erlebt haben, den einzigen Schutz gegen Verarmung, Unterdrückung und einen Trost in der Einsamkeit bietet.“⁹¹ Im „Baltentkalendar“ für 1950 skizzierte Stegmann die Aufgaben der entstehenden Landsmannschaften als Pflege von Tradition und Kulturgut der Heimat, Förderung engeren geistigen und gesellschaftlichen Zusammenhalts und die Vertretung sozialer und wirtschaftlicher Belange in Form geeigneter Maßnahmen für die Selbsthilfe.⁹²

Die neue Gemeinschaft, welche die Landsmannschaft – als Distinktionsmerkmal gegenüber einem reinen Zweckverband wie dem Zentralverband vertriebener Deutscher – den Deutschbalten bieten sollte, sollte als explizit christliche Gemeinschaft auf alle korporativ-ständischen Elemente bisheriger deutschbaltischer Gesellschaft verzichten. So sollte jeder unbefangenen Anschluss an die Landsleute der Umgebung finden. Die DBLiB sollte darüber hinaus jedoch kein exklusiver Verein für Menschen deutschbaltischer Abstammung sein, sondern stand grundsätzlich auch „Nichtbalten“ offen: „Mitglied der Landsmannschaft kann jede Person deutsch-baltischer Herkunft, sowie jede Person, die sich zu den Zielen der Landsmannschaft bekennt und mindestens 18 Jahre alt ist, werden.“⁹³

Waren die Ziele der Bundes- und Länderlandsmannschaften bislang recht allgemein gehalten, so verabschiedete die Vorstandssitzung der DBLiB im September 1951 für die Satzungen der Länderlandsmannschaften Muster für die Paragraphen „Mitgliedschaft“ und „Zweck und Ziel des Vereins“. Hierin wurden die Aufgaben der Landsmannschaft deutlicher benannt:

„Zweck und Ziel des Vereins.“

Der Verein stellt sich folgende ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Aufgaben:

- a) Unterstützung bedürftiger Landsleute, soweit sie deutsche Staatsangehörige sind;
- b) heimatliche Traditionen und heimatliches Kulturgut unter den Landsleuten zu pflegen;
- c) einen engeren geistigen und gesellschaftlichen Kontakt unter den Landsleuten zu fördern;
- d) die sozialen und wirtschaftlichen Belange der Landsleute insbesondere im Hinblick auf die Eingliederung in der neuen Heimat bei Staats- und Kommunalbehörden und anderen Stellen zu vertreten;
- e) geeignete Massnahmen für die Selbsthilfe unter seinen Landsleuten einzuleiten.

Zur Verwirklichung dieser Ziele sollen insbesondere dienen:

⁹¹ GEORG VON MANTEUFFEL-SZOEGE: Gliederung und Leistung, in: Gliederung und Leistung (wie Anm. 89), S. 3f.

⁹² STEGMANN, Landsmannschaften (wie Anm. 59), S. 22.

⁹³ So ein Muster für Länderlandsmannschafts-Satzungen: Anlage 4 zum Protokoll der Vorstandssitzung der DBLiB, Lüneburg, 20.9.1951, in: PHW. Siehe GEORG VON MANTEUFFEL-SZOEGE: Unsere Landsmannschaft, in: JBBD 1: 1954 (1953), S. 36-40, hier S. 36; sowie REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 26.

- a) die Veranstaltung von heimatlichen Treffen, Vortragsabenden, geselligen Zusammenkünften sowie Einrichtung von Büchereien, Archiven und anderen Sammlungen dieser Art, sowie die Herausgabe von Presseergebnissen;
- b) Veranstaltung von Sammlungen, Entgegennahme von Spenden, Veranstaltung von Wohltätigkeitsfesten zur Linderung der sozialen Not der Landsleute;
- c) Einrichtung von Wohlfahrtseinrichtungen wie Altersheimen, Krankenhäusern, Speiseküchen für die Landsleute.⁹⁴

Hinsichtlich der karitativen und der Kulturarbeit ergaben sich somit Überschneidungen mit dem Hilfskomitee und der CSG. Das Verhältnis zu letzterer war jedoch schon auf der Gründungsversammlung der DBLiB in Treysa durch den einstimmigen Beschluss definiert worden, dass „die Landsmannschaften den kulturellen Belangen im Einvernehmen mit der Carl-Schirren-Gesellschaft nachgehen werden“.⁹⁵ Das Kulturreferat und die damit verbundene Stimme im Vorstand der DBLiB wurden dem Vorsitzenden der CSG qua Amt übertragen.

Auch wenn die Landsmannschaften gewissermaßen als „Ausgliederung“ der Vertretung „säkularer Interessen“ der Deutschbalten aus der Arbeit des Hilfskomitees entstanden, setzten sie sich auch karitative Ziele. Um diese aktiv umzusetzen, gab es zwei Optionen: Kooperation mit dem Hilfskomitee und seinen Landesstellen oder strikte Trennung und den Aufbau eigener Strukturen. Nicht nur angesichts der geringen Zahl an Landsleuten entschied man sich für eine enge Kooperation, die bei der Mehrzahl der Fälle dazu führte, dass Landesstelle und Landsmannschaft in Personalunion geleitet wurden.⁹⁶ Die Arbeit von Hilfskomitee und Länderlandsmannschaften zu trennen, ist auch angesichts der Quellenlage aufgrund dieser Personalunionen kaum möglich.

Die ersten Jahre der Landsmannschaft waren durch den Aufbau von Strukturen und die Werbung von Mitgliedern geprägt. Der Tätigkeitsbericht der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft in Niedersachsen beschreibt den Aufbau von „unten nach oben“: Von Vertrauensleuten, welche zumeist den unmittelbaren Kontakt für die Landsleute darstellten, über die Gründung von Ortsgruppen, welche die vier Bezirksgruppen (Hannover, Lüneburg, Oldenburg und Göttingen) bildeten, bis zum Landesverband. Die acht Länderlandsmannschaften konnten bis 1952 knapp 14 300 der ca. 31 600 registrierten Landsleute als Mitglieder gewinnen, was einer Quote von 45% entspricht. Da nicht alle registrierten Deutschbalten älter als 18 Jahre waren und somit Landsmannschaftsmitglied werden

⁹⁴ Anlage 4 zum Protokoll der Vorstandssitzung (wie Anm. 93).

⁹⁵ Protokoll der Gründungsversammlung der DBLiB (wie Anm. 88).

⁹⁶ Weder der Literatur noch den Quellen ist eindeutig zu entnehmen, in welchen Ländern keine Personalunion herrschte.

konnten, bedeutet dies, dass die Mitgliedschaftsquote deutlich über 50% lag.⁹⁷

Die Bezirks- und Ortsgruppen waren der Ort, an dem die landsmannschaftliche Arbeit stattfand – sowohl im kulturellen als auch im sozialen Bereich. Ein Bericht der Landsmannschaft in Niedersachsen meldet für 1951 102 Veranstaltungen, was einem Termin pro Ortsgruppe und Monat entspricht – von Vertrauensleuten organisierte Zusammenkünfte nicht eingerechnet. Die regelmäßigen Treffen waren kein reines Beisammensein: Gedenktage wie der 22. Mai oder das 750-jährige Stadtjubiläum Rigas, Vorträge oder Aufführungen dienten der thematischen Ausgestaltung. Neben diesen lokalen Veranstaltungen nennt der Bericht ein Treffen von 800 Landsleuten und 200 Gästen im Juni 1951 in Hannover.⁹⁸

Im Vorstand der DBLiB wie auch jeder Länderlandsmannschaft saß per Satzung mindestens eine Deutschbaltin. Diese Regelung ist als Anerkennung des hohen Anteils der Frauen an der ehrenamtlichen Arbeit im Rahmen von Hilfskomitee und Landsmannschaft zu verstehen. Neben dem Reisedienst waren es vor allem Krankenbesuche, Kinder- und Seniorenbetreuung sowie Schreibarbeiten für die Geschäftsstellen von Orts- und Bezirksgruppen, in denen sich die Helferinnen einbrachten. Es wurden alle Frauen mit minderjährigen Kindern, deren Männer gefallen oder vermisst waren, ermittelt und insbesondere für die Kriegswaisen Patenschaften vermittelt. Ein Viertel ihres finanziellen Aufkommens verwandte die niedersächsische Landsmannschaft für karitative Zwecke; in den anderen Landsmannschaften wird die Quote ähnlich gewesen sein.⁹⁹

Die Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt förderten die Landsmannschaften durch Beratungen und Darlehen. In Niedersachsen gab es einen Wirtschaftsausschuss, der in den Rundschreiben der Landsmannschaft Stellengesuche und -angebote sowie wichtige Informationen bekanntgab. Zeugnisse und andere Unterlagen, die in Estnisch, Lettisch oder Russisch abgefasst waren, wurden übersetzt. Denjenigen Deutschbalten, welche sich bereits selbstständig gemacht hatten, wurde mittels Darlehen geholfen, im Wettbewerb zu bestehen. Auch in Niedersachsen plante man ein Branchenverzeichnis der „inzwischen gegründeten baltischen Firmen und freiberuflichen Tätigkeiten.“ 1952 wurden allein in Niedersachsen in 4 806 Fällen Wirtschafts- oder Rechtsberatung geleistet. Aus dem Umfang der

⁹⁷ Vgl. Deutsch-Baltische Landsmannschaft in Niedersachsen: Bericht für das Jahr 1951, März 1952, in: EZA 17/109 (unpag.); Protokoll des Delegiertentages der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft auf Landesebene – Bayern am 22./23.3.1952, in: PHW. Zu den einzelnen Zahlen siehe die Berichte in: Gliederung und Leistung (wie Anm. 89).

⁹⁸ Deutsch-Baltische Landsmannschaft in Niedersachsen: Bericht für das Jahr 1952, März 1953, in: EZA 17/110 (unpag.).

⁹⁹ Vgl. den Bericht der Frauenreferentin zum Delegiertentag 1952, Anlage zum Rundschreiben 14, in: PHW; Aufruf zur Ermittlung der Kriegswaisen für „Weihnachtspatenschaften“, Rundschreiben Nr. 7, 28.10.1951, in: PHW; siehe auch Bericht für das Jahr 1952 (wie Anm. 98).

geleisteten Rechtsberatung wird ersichtlich, wie schnell sich deutschbaltische Juristen nach der Rückkehr aus Krieg und Gefangenschaft in die ihnen bis dahin kaum vertraute deutsche Rechtslage eingearbeitet haben mussten.¹⁰⁰

Die Rechtsberatung der Landsmannschaften wurde von den Deutschbalten vielfach in Anspruch genommen. Nicht nur bei Gerichtsprozessen, sondern vor allem hinsichtlich der Ansprüche auf Pensionen und Renten, Sozial- und andere Beihilfen wurde geholfen. Auf dem Delegiertentag 1952 beklagte die Frauenreferentin Anna von Hahn, dass ein hoher Anteil der deutschbaltischen Frauen, die Anspruch auf die sogenannte Kriegsbeschädigtenrente hätten, weiterhin ihrer Ansprüche nicht bewusst seien. Im Rahmen der Rechtsberatung wurden außerdem Gutachten erstellt und Bescheinigungen zur Vorlage bei Behörden ausgefertigt. Als Beispiel sei das Gutachten Dietrich Loebers zum Thema der Staatsangehörigkeit der Deutschbalten genannt, welches die Bundeslandsmannschaft 1950 in den „Baltischen Briefen“ veröffentlichte.¹⁰¹

Wie auch die CSG und der DbJuStR erhoben die Landsmannschaften Mitgliedsbeiträge. Die Zahlungsmoral der Landsleute, die sich den Mitgliedsbeitrag leisten konnten, war jedoch äußerst schwankend, wie die Berichte der Landsmannschaft in Niedersachsen bezeugen.¹⁰² Die Erhebung der Beiträge erfolgte durch die Ortsgruppen für die Länderlandsmannschaften. Um die Arbeit der DBLiB, des Hilfskomitees und des DbJuStR auf eine stabilere Grundlage zu stellen, wurde zum 1. Januar 1952 das „Sieben-Pfennig-Programm“ eingeführt. Pro Mitglied führten die Länderlandsmannschaften monatlich sieben Pfennig an die DBLiB ab, die davon wiederum je einen Pfennig an den DbJuStR und zwei an das Hilfskomitee weiterleiteten. Während bedürftige Mitglieder nur einen „Anerkennungsbeitrag“ zahlen mussten, beteiligten sich andere – je nach Leistungsvermögen – an der „freiwilligen Selbstbesteuerung“, die in Anlehnung an die Finanzierung der deutschen „Volksgemeinschaften“ in Est- und Lettland als „traditioneller Ausdruck baltischen korporativen Lebens“¹⁰³ betrachtet wurden.¹⁰⁴

Mit ihrer Entstehung aus dem kirchlichen Hilfskomitee übernahmen die deutschbaltischen Länderlandsmannschaften und die DBLiB in Teilen

¹⁰⁰ Bei 4 603 Mitgliedern der Landsmannschaft in Niedersachsen. Vgl. Bericht für das Jahr 1951 (wie Anm. 97); Bericht für das Jahr 1952 (wie Anm. 98); Protokoll des Delegiertentages (wie Anm. 97).

¹⁰¹ DIETRICH A. LOEBER: Die Staatsangehörigkeit der Deutschbalten, in: BB 6 (1950), S. 3f. Vgl. auch den Bericht der Frauenreferentin (wie Anm. 99); REDLICH, Arbeit (wie Anm. 14), S. 23.

¹⁰² Vgl. Bericht für das Jahr 1951 (wie Anm. 97); Bericht für das Jahr 1952 (wie Anm. 98).

¹⁰³ Bericht für das Jahr 1952 (wie Anm. 98).

¹⁰⁴ In Niedersachsen waren es 9% der Mitglieder, welche sich dieser Selbstbesteuerung unterwarfen. Ebenda; Protokoll der Vorstandssitzung der DBLiB (wie Anm. 93); Rundschreiben 8, 10.12.1951, und Rundschreiben 10, 23.1.1952, in: PHW.

auch Aufgaben und Ziele des Hilfskomitees. War die Seelsorge eindeutig alleinige Aufgabe des Hilfskomitees, so waren hinsichtlich der karitativen und sozialen Arbeit die Ziele und Bemühungen von Hilfskomitee und Landsmannschaft identisch. Die Funktionen in beiden Organisationen waren auf Landes- und Bezirksebene entweder in Personalunion vereint oder es herrschte (wie auch auf Bundesebene) eine sehr enge Kooperation. Für die Jahre 1950 bis 1952 ist daher – angesichts der Quellenlage – schwer zu differenzieren, ob die erfolgte Verteilung von Kleiderspenden, Gabe von Darlehen, Erteilung von Rechtsauskünften nun von der Landsmannschaft oder der Landesstelle des Hilfskomitees erfolgte. Man arbeitete in dieser Hinsicht zusammen und profitierte davon, dass das kirchliche Hilfskomitee und die Landsmannschaft aus verschiedenen Quellen Finanz- und Sachmittel beschaffen konnten.

Fazit

Im allgemein anerkannten Geschichtsbild der Deutschbalten endet die kollektive Geschichte der Deutschbalten im Herbst 1939. Im eigenen Handeln widersprachen sie jedoch mit der Fortführung der CSG und der Gründung verschiedener explizit deutschbaltischer Organisationen ihrem eigenen Geschichtsbild. Spätestens die Fortexistenz eines deutschbaltischen Jugendvereins über 70 Jahre nach der Umsiedlung lässt eine Deutung dieser Organisationsgründungen und -arbeit allein als „Epilog des Epilogs im Warthegau“ sehr fraglich werden.

Die Langlebigkeit der meisten dieser Vereine und Verbände verweist bereits darauf, dass ihre Aufgaben und Funktionen für die Deutschbalten nicht allein in der materiell-karitativen Nothilfe in der Nachkriegszeit bestanden. Für sie galt, was für die anderen deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen festgestellt werden konnte: Die „alte Heimat“ wurde umso mehr verklärt, als man die „neue Heimat“ als unzulänglich erlebte. Die Beschwörung der (erinnerten) „geistigen Heimat“ sollte dagegen Selbstbestätigung geben. Diese Haltung wurde vor allem von denjenigen, die sich schon vor dem Krieg bewusst der Pflege und Erhaltung der eigenen Sprache und Kultur gewidmet hatten, gelebt. Der eigene Dialekt, Lebensweise, Brauchtum und auch Kochrezepte der Heimat wurden mit Stolz dem Nichtzugehörigkeitsgefühl und sozialen Elend gegenübergehalten. Die Gemeinschaft mit den Landsleuten wurde den Heimatlosen zum Heimatersatz: Landsmannschaftliche Bindungen und Gemeinschaft schufen eine „mittelbare Heimat“. Man verstand sich als „Heimatfamilie“, nicht als eine rationale Interessengemeinschaft, sondern als eine „Gemeinschaft von natürlicher Gewordenheit“.¹⁰⁵

¹⁰⁵ So INGBORG ZEITRÄG: Die Selbstdarstellungen der deutschen Vertriebenenverbände als Reflex ihrer gesellschaftlichen Situation, Diss. Phil. Hamburg 1970,

Auch die Deutschbalten schufen sich in ihren Organisationen ihre „mittelbare Heimat“: Die landsmannschaftliche Verbundenheit gab ihnen die Sicherheit des Vertrauten und Selbstvergewisserung durch Beschwörung von kultureller und gemeinschaftlicher Identität. Dazu wurde auch auf die eigene Vergangenheit in Form einer zunehmend kanonisierten Form zurückgegriffen, wie das Begehen des 22. Mai zeigt.¹⁰⁶

Als Initiatoren deutschbaltischer Organisationsgründungen und -arbeit traten dabei vor allem Personen hervor, die sich schon in der Zwischenkriegszeit in den „Volksgemeinschaften“, der Politik oder an anderer Stelle für die deutschbaltischen Volksgruppen in Est- und Lettland engagiert hatten. Dieser personellen Kontinuität entspricht auch die Kontinuität im Selbstverständnis der Akteure: Auch nach Umsiedlung, Krieg und Flucht bewahrte man ein elitäres Selbstbild und Selbstverständnis einer Gesellschaft aus Adel, Akademikern („Literaten“) und höherem Bürgertum in Abgrenzung zu den deutschbaltischen Mittel- und Unterschichten.¹⁰⁷

Schaffung und Bewahrung von Gemeinschaft auf Grundlage einer historisch gewachsenen gemeinsamen kulturellen Identität und Kulturarbeit waren von Beginn an Kernaufgaben der CSG, des DbJuStR und der DBLiB. Daher wurden sie auch nach der weitgehenden Linderung der sozialen Not ihrer Funktion nicht beraubt und sind auch mehr als 60 Jahre nach Kriegsende weiterhin tätig.

S. 40f.; JOSEF FOSCHEPOTH: Potsdam und danach. Die Westmächte, Adenauer und die Vertriebenen, in: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, hrsg. von WOLFGANG BENZ, Frankfurt 2000, S. 86-113, hier S. 110; EUGEN LEMBERG: Die Ausweisung als Schicksalsschlag und Aufgabe. Zur Soziologie und Ideologie der Ostvertriebenen, Gräfelfing 1949, S. 28ff; sowie MANFRED H. SCHMIDT: The East German Landsmannschaften in the German Federal Republic: Their Organisation and Influence. Diss. Phil. University of Michigan 1959, S. 31ff.; Vgl. auch KARL O. KURTH: Wesen und Bedeutung des landsmannschaftlichen Gedankens, in: Wesen und Bedeutung des landsmannschaftlichen Gedankens, hrsg. vom Göttinger Arbeitskreis, München 1952, S. 9-22. Ein Vergleich der frühen landsmannschaftlichen Arbeit der Deutschbalten und den Tätigkeiten beispielsweise der Sudetendeutschen, Schlesier, Pommern oder Ostpreußen hinsichtlich der Organisationsformen, Zielsetzungen, Selbstverständnis und auch politischer Ausrichtung konnte im Rahmen dieser Untersuchung nicht geleistet werden.

¹⁰⁶ Zum 22.5.1919 und seiner Bedeutung für die Deutschbalten stellte Brüggemann fest: „Die nahezu rituelle Beschwörung dieses Tages im deutschbaltischen Bewußtsein hat unbewußt niemand besser illustriert als der Kieler Ordinarius Georg von Rauch, der pointiert vom ‚Wunder an der Düna‘ sprach. (...) Der Mythos des 22. Mai beschwört in erster Linie ein kollektives Opfer.“ BRÜGGEMANN, Legenden (wie Anm. 66), S. 580f.

¹⁰⁷ Zur Konstruktion des deutschbaltischen Selbstbildes siehe NORBERT ANGERMANN: Die Deutschbalten – eine Oberschicht?, in: Mythen der Vergangenheit. Realität und Fiktion in der Geschichte. Jörgen Bracker zum 75. Geburtstag, hrsg. von ORTWIN PELC, Göttingen 2012, S. 247-263.

SUMMARY

Baltic German Restart 1945–1952

In 1982, when Jürgen von Hehn published his seminal “Die Umsiedlung der baltischen Deutschen – das letzte Kapitel baltisch-deutscher Geschichte,” (Resettlement of the Baltic Germans – the Final Chapter of Baltic-German History), not many Baltic Germans disagreed with the title. In their eyes, the history of the Baltic Germans as a group had ended by leaving the “Heimat” of Estonia and Latvia during the years 1939–1941. The following years of “resettlement” in western Poland until January 1945 were considered as a kind of epilogue.

Despite this proclaimed “Final Chapter,” the Baltic German community did not cease to exist but started to re-create itself with the foundation of Baltic German organisations in Western Germany after World War II. But, what were the intentions and goals of these new organisations? Following Abraham Maslow’s “hierarchy of needs,” one can suspect that these organisations, initially engaged in charity, were dissolved when the economic and social crisis came to an end in the 1950s, or reinvented with an entirely new set of goals.

Most of the new Baltic German organisations like the “Baltic Relief Committee”, the “Hilfskomitee der evang. luth. Deutschbalten” or the “Deutschbaltischer Jugend- und Studentenring” focussed on gathering fellow Baltic Germans in the “diaspora” and were based on the organisation of material relief. But from the start, these organisations were engaged, as well, in immaterial relief. In local groups, summer camps and seminars they offered to the community venues to meet and formed a so-called “mittelbare Heimat” (indirect homeland) under the auspices of the “Deutsch-Baltische Landsmannschaft im Bundesgebiet”. The preservation of the Baltic German cultural heritage was the leading goal of all organisations from 1945 onwards, not only of the “Carl-Schirren-Gesellschaft,” as the most decidedly Baltic German cultural organisation. Led predominantly by individuals, who had already worked actively in Baltic German organisations in pre-war Estonia and Latvia, the post-war organisations were largely affected by a self-image of the ethnic group as elite – with representatives from aristocrats, academics and the bourgeois. Therefore, however, they neither reached nor represented all Baltic Germans in the early years of the Federal Republic of Germany.

Der „Singende Stalinismus“: Zur Entstehung der Massenkultur auf dem Gebiet der Folklore in der Litauischen SSR

VON ODETA MIKŠTAITĖ

Als die Bevölkerung der baltischen Republiken die neue Öffentlichkeit der späten 1980er Jahre in der UdSSR zur Anprangerung der Verbrechen und zur Dekonstruktion der Mythen des Regimes nutzte, artikulierte sie ihren Protest musikalisch, was den historischen Ereignissen den Namen der „Singenden Revolution“ verlieh.¹ Die musikalische Folklore spielte innerhalb der Aktionen dieser Bewegung eine ganz entscheidende Rolle, vor allem auch im litauischen Fall.² Denn mit ihrer Hilfe galt es, das „Litauische“ vom „Sowjetischen“ abzugrenzen.³ Das erscheint zwar paradox, wenn man weiß, dass die litauische Folklorekultur, so wie sie sich zum Zeitpunkt der „Singenden Revolution“ präsentierte, ihren Anfang im Stalinismus genommen hatte. Nicht nur die Entwicklung der Idee und die Beschaffung des folkloristischen Materials, sondern auch den Aufbau des institutionellen Apparats hatte der Parteistaat während der 1940 begonnenen Übertragung des sowjetischen Kultursystems auf die Litauische SSR eingeleitet. Angefangen bereits mit der Gründung eines einzigen Ensembles sorgte das Kulturmodell des sozialistischen Realismus für eine Förde-

¹ ANATOL LIEVEN: *The Baltic Revolution. Estonia, Latvia, Lithuania and the Path to Independence*, New Haven und London 2005, S. 110.

² Bereits in der Zwischenkriegszeit war die Folklore in Litauen viel wichtiger als der klassische Gesang, der sich in Lettland und Estland stärker entwickelt hatte. Siehe DALIA RASTENIENĖ: *Apie pirmąją dainų šventę* [Über das erste Liederfest], in: *Liaudies kultūra* 119 (2008), H. 2, S. 47-54, hier S. 51. Folklore blieb auch für die Bevölkerung der späten Litauischen SSR ein entscheidendes musikalisches Medium. Umfragen unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Liederfeste von 1980 und 1985 ergaben, dass das Volkslied als beliebteste Gesangsform galt. REGIMANTAS GUDELIS: *Chorai ir dainų šventės Lietuvoje – etninės savimonės žadintojai: raidos ir raiškos problemos (XIX a. II pusė – XXI a. pradžia)* [Chöre und Liederfeste in Litauen – Erwecker des ethnischen Bewusstseins: Probleme der Entwicklung und des Ausdrucks (2. Hälfte des 19. Jhs. – Anfang des 21. Jhs.)], in: *Gimtasai kraštas* 2 (2009), S. 6-18, hier S. 14.

³ Einige Bilder des „Baltischen Weges“, der Tallinn, Riga und Vilnius verbindenden Menschenkette vom 23.8.1989, veranschaulichen, wie folkloristisch geprägt die litauische „Singende Revolution“ war. Siehe das Album *Baltijos kelias* (Baltischer Weg) auf der Homepage des litauischen *Seimas*, einsehbar unter dem URL: <http://av.lrs.lt/ItemList.aspx?CatID=23&Start=0> (letzter Zugriff 26.3.2013).

rung der Folklore, wie sie die litauische Kulturgeschichte bis dahin nicht kannte. Bereits in den 1950er Jahren wurden die Ausmaße einer Massenkultur erreicht. Letztlich ergab diese Politik ein verblüffendes Ergebnis: Das, was vor dem Hintergrund des Terrors als integrative Maßnahme des Regimes dienen sollte – der „Singende Stalinismus“ –, verwandelte sich in der „Singenden Revolution“ in ein Mittel der Desintegration.

Der vorliegende Beitrag veranschaulicht die Entwicklung der Folklore in der Litauischen SSR während der Stalin-Ära. Er will klären, welche politischen Ziele die Partei mit der Instrumentalisierung der litauischen Folklore verfolgte, und wie sich die Maßnahmen auf die litauische Kultur insgesamt auswirkten. Um die Motivation der Partei bei der Instrumentalisierung der Folklore, die zu einem wesentlichen Bestandteil der Sowjetkultur wurde, herauszustellen, soll eingangs ein Blick auf die Entwicklungen der 1930er Jahre in der Sowjetunion geworfen werden. Die anschließende Skizze der frühen Maßnahmen des Regimes während der ersten sowjetischen Besetzung Litauens soll zeigen, welche Rolle der Folklore im Zuge der frühen Sowjetisierung zufiel und welche Bedeutung bereits die ersten Maßnahmen für die litauische Kultur hatten. Der hier aufgezeigte Weg der Folklore in die Dienste der Partei unter den Rahmenbedingungen der von Andrej A. Ždanov verantworteten Verschärfungen in der sowjetischen Kulturpolitik soll nicht nur demonstrieren, wie die traditionelle Musik einer ideologischen Verformung unterworfen wurde, sondern auch, auf welche Probleme das Regime bei der Etablierung des sowjetischen Modells vor Ort traf. Das Beispiel des Aufstiegs eines einzigen Autors von Massenliedern, Jonas Švedas, soll unterstreichen, dass die Litauische SSR trotz einiger Erfolge des Regimes keine breite künstlerische Beteiligung bei der musikalischen Ausformung des sozialistischen Realismus aufzuweisen hatte. Letztlich soll die Mobilisierung und Aktivität der sowjet-litauischen folkloristisch orientierten Massenkultur demonstrieren, welche ambivalenten Auswirkungen sie auf die Bevölkerung der Republik hatte.

Die Entstehung der stalinistischen Folklorekultur in den 1930er Jahren

Im Zuge der Entstehung der sowjetischen „verstaatlichten Kultur“⁴⁴ in den 1930er Jahren wurde die Folklore zu einem politischen Instrument. Nachdem Maxim Gor’kij auf dem ersten Allunionskongress des sowjetischen Schriftstellerverbands 1934 auf die Verbindung zwischen den arbeitenden Menschen und der Folklore hingewiesen hatte, aktivierte er das Interesse

⁴⁴ GABRIELLE GORZKA: Inszenierung der Macht – Kultur im Stalinismus, in: Kultur im Stalinismus. Sowjetische Kultur und Kunst der 1930er bis 1950er Jahre, hrsg. von DERS., Bremen 1994, S. 13–17, hier S. 13.

der Partei an ihr, wodurch sie erstmals politisches Gewicht gewann.⁵ 1936 demonstrierte auch Stalin seine Vorliebe für die Folklore, indem er die mit zahlreichen Abwandlungen russischer Volksmusik ausgestattete Lied-Oper Ivan I. Dzeržinskis *Тихий Дон* (Der stille Don) zum Paradebeispiel der sowjetischen Oper erklärte.⁶ Sein Geschmack diktierte auch, dass es in den musikalischen Vorstellungen des Kremls nicht an russischer, ukrainischer und georgischer Volksmusik fehlte.⁷ Diese persönliche und ideologische Zuwendung der Schlüsselfiguren des sowjetischen Kulturlebens zur Folklore führte dazu, dass diese, verstanden als „mündliches poetisches Schaffen der breiten Massen“,⁸ in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre zum wichtigen Bestandteil des Sozialistischen Realismus wurde.⁹

Während die marxistisch-leninistische Ideologie nun die Richtung der sowjetischen Folkloristik bestimmte,¹⁰ sorgten zahlreiche Folklorenzentren für die Verbreitung des Kulturmusters in den verschiedenen Regionen der UdSSR.¹¹ Nun galt es nicht nur, alte Überlieferungen von Volksmusik zusammenzutragen und zu publizieren,¹² sondern auch die Bereitstellung neuer, sowjetischer Folklore voranzutreiben, welche sich den Themen der Gegenwart zuzuwenden hatte. Talentierte Sänger mit einer besonderen Improvisationsgabe wurden vom Regime angeworben, das ihnen einen Folkloristen an die Seite stellte, um gemeinsam authentisch klingende, aber mit Gegenwartsthemen garnierte sowjetische Folklore zu produzieren.¹³ In dieser gründlich einstudierten Version wurden dem sowjetischen Publikum die Leistungen des Sozialismus in folklorisierter Form serviert. Neben Stalin und Lenin besang die „missbrauchte Folklore“¹⁴ nicht nur solche Errungenschaften wie Elektrifizierung und Kollektivierung, son-

⁵ FELIX J. OINAS: Folklore and Politics in the Soviet Union, in: *Slavic Review* 32 (1973), S. 45-58, hier S.47.

⁶ BORIS SCHWARZ: Musik und Musikleben in der Sowjetunion 1917 bis zur Gegenwart, Teil I-III, Wilhelmshafen 1982 (Taschenbücher zur Musikwissenschaft, 67), S. 236ff.

⁷ JURI JELAGIN: *Taming of the Arts*, New York 1951, S. 208, 298.

⁸ So wurde „Folklore“ bereits 1934 von dem Folkloristen Jurij Sokolov definiert Юрий Соколов: *Природа фольклора и проблемы фольклористики* [Die Natur der Folklore und Probleme der Folkloristik], in: *Литературный критик* 1934, H. 12, S. 127-152, hier S. 127.

⁹ RICHARD STITES: *Russian Popular Culture. Entertainment and Society since 1900*, Cambridge 1994, S. 79.

¹⁰ JURI SOKOLOV: *Russian Folklore*, New York 1950, S. 623f.

¹¹ FRANK J. MILLER: *Folklore for Stalin*, Armonk und London 1990, S. 9.

¹² DERS.: *The Image of Stalin in Soviet Russian Folklore*, in: *Russian Review* 39 (1980), S. 50-67, hier S. 52.

¹³ Ebenda, S. 53ff.

¹⁴ Als „missbrauchte Folklore“ bezeichnet Daniel Weiss die sowjetische Folklore im Titel seines Aufsatzes: DANIEL WEISS: *Missbrauchte Folklore? Zur propagandistischen Einordnung des „sovetskij fol’klor“*, in: *Slavische Linguistik* 1998. Referate des XXIV. Konstanzer Slavistischen Arbeitstreffens, Wien, 15.-18.09.1998, hrsg. von RENATE RATHMAYR und WOLFGANG WEITLAND, München 1999 (Slavistische Beiträge, 380), S. 283-324.

dern auch sowjetische Helden wie Čapaev und Stachanov¹⁵ und trug damit zur Popularisierung der sowjetischen Mythen bei.¹⁶

Als *народное искусство* (Volkskunst) verstanden, stellte die sowjetische Folklore anhand der Implikationen des Wortes *народ* (Volk) nicht nur einen Bezug zu den proletarischen „Massen“ her, sondern auch zu den ethnischen Kollektiven des Vielvölkerreiches.¹⁷ Damit appellierte sie einerseits an die arbeitenden Volksmassen und ließ auf die Stärkung des „sowjetischen Patriotismus“ hoffen.¹⁸ Andererseits jedoch nährte sie zugleich die nationalistischen Emotionen einzelner ethnischer Gruppen und sollte damit Brücken zwischen ihnen und dem Regime schlagen.

*Der Beginn des sowjetischen Imports:
Jonas Švedas und die Geburt des
„Volksensembles für Lieder und Tänze“*

Als Litauen 1940 in die Sowjetunion inkorporiert wurde, zählte die Folklore bereits im ganzen übrigen Land zu den beliebtesten Medienformen des Regimes.¹⁹ Daher sollte sie auch gleich nach der Geburt der Litauischen SSR in die Dienste der Partei treten. Zu diesem Zweck war die Erschaffung von Institutionen für die Musik von großer Bedeutung. Nach dem Beispiel der übrigen UdSSR entstanden bereits 1940 die erste Philharmonie, der erste professionelle gemischte Chor und das erste Volksmusikensemble der litauischen Kulturgeschichte.²⁰ Diese Institutionen, wie auch das nach Moskauer Vorbild 1941 gegründete „Haus des Volksschaffens“ (*Liaudies kūrybos namai*),²¹ machten die Folklore zum Gegenstand eines vielfältigen staatlichen Interesses und der Förderung – auch das erstmals

¹⁵ MILLER, *The Image* (wie Anm. 12), S. 55; DERS., *Folklore for Stalin* (wie Anm. 11), S. 14; WEISS, *Missbrauchte Folklore* (wie Anm. 14), S. 289.

¹⁶ STITES, *Russian Popular Culture* (wie Anm. 9), S. 66f.

¹⁷ Der Begriff *народность* ist von *народ* (Volk) abgeleitet und trug im sowjetischen Verständnis drei verschiedene Bedeutungen. Die sowjetische historische Enzyklopädie definierte ihn als einen Begriff, der zur Beschreibung ethnischer Gemeinsamkeiten von Menschen einzusetzen ist, aber auch die „Bevölkerung eines Landes“ (*население страны*) sowie die „Volksmassen“ (*народные массы*) bezeichnet. БОРИС Ф. ПОРШНЕВ: Народ [Das Volk], in: *Советская историческая энциклопедия*, Bd. 9, hrsg. von ЕВГЕНИЙ М. ЖУКОВ, Москва 1966, S. 908-911, hier S. 908.

¹⁸ MILLER, *The Image* (wie Anm. 12), S. 52.

¹⁹ Richard Stites spricht sogar von einer Folklorisierung der sowjetischen Kultur nach 1936. STITES, *Russian Popular Culture* (wie Anm. 9), S. 72.

²⁰ STASYS SKRODENIS: *Folkloras ir folklorizmas. Mokyimo knyga* [Folklore und Folklorismus. Ein Lehrbuch], Vilnius 2005, S. 105.

²¹ LKP(b) CK biuro nutarimas dėl pasirengimo Lietuvos SSR meno dekadai Maskvoje [Der Beschluss des ZK-Büros der LKP(b) wegen der Vorbereitung zur Kunstdekade der Litauischen SSR in Moskau], 26.–27.3.1941, in: *Lietuvos kultūra sovietinės ideologijos nelaisvėje 1940–1990. Dokumentų rinkinys*, hrsg. von JUOŽAPAS R. BAGUŠAUSKAS und ARŪNAS STREIKUS, Vilnius 2005, S. 40-41, hier S. 40.

in der Geschichte des Landes.²² Wie wichtig sie für das Regime gleich zu Beginn der sowjetischen Transformation war, zeigt ein Beschluss der Kommunistischen Partei Litauens (Bol'sheviki) (*Lietuvos komunistų partija [bolševiku]*, LKP[b]) hinsichtlich der Vorbereitungen für die Kunstdekade²³ der Litauischen SSR in Moskau 1941. Dabei wies die Partei der Folklore eine zentrale Rolle in der Kultur der jungen Sowjetrepublik zu:

„Mit dem Ziel, eine breitere Einbeziehung der Artisten, der Schriftsteller, der Komponisten und der Künstler bei der Vorbereitung auf die Teilnahme an der Dekade zu erreichen, muss die Behörde für Kunstangelegenheiten (...) bis zum 1. April eine Besprechung (...) organisieren, wobei die Aufmerksamkeit der Teilnehmer an dieser Besprechung insbesondere auf die Notwendigkeit zu richten ist, die Quellen der litauischen Folklore und des Heldentums zu erforschen und zu bearbeiten, ebenso die Quellen, die die Größe der Stalin-Epoche verdeutlichen.“²⁴

Zum zentralen Mittel dieser neuen Folklorepolitik sollte zunächst das „Volksensemble für Lieder und Tänze“ (*Liaudies dainų ir šokių ansamblis*) werden. Seine Leitung übernahm ein erfahrener Kenner und Liebhaber der litauischen Volksmusik, Jonas Švedas,²⁵ der, 1908 geboren,²⁶ zu der Generation der jungen „patriotischen“ Elite der Litauischen Republik der Zwischenkriegszeit zählte. Zu seiner entsprechenden Sozialisierung trug sein ehemaliger Lehrer Juozas Žilevičius bei,²⁷ der enthusiastische Organisator der Liederfeste der Republik, mit dem Švedas ein Leben lang Kontakt hielt.²⁸ Darüber hinaus war Švedas' Lebenswelt vom romantischen Kult der litauischen Großfürsten und dem katholischen Wertekanon geprägt.²⁹ Seine Personalakte verrät außerdem einen verblüffenden Fakt über seine

²² ODETA MIKŠTAITĖ: Sowjetische Karriere für nationale Kultur? Zum Verhältnis von Sowjetisierung und Konstituierung nationaler Kultur am Beispiel des Wirkens herausragender Kulturfunktionäre der Stalin- und der Chruščev-Ära in der Litauischen SSR, in: *Studia Maritima* 25 (2012), S. 239-254, hier S. 242.

²³ Kunstdekaden waren jeweils einer Sowjetrepublik gewidmete Kulturfestivals, die bis zu 10 Tagen dauern konnten. Die bedeutendsten von ihnen wurden in Moskau abgehalten. Während dieses Festivals präsentierte die jeweilige Republik ihre „Er rungenschaften“ auf dem Gebiet der Oper, des Balletts, der bildenden Künste, der Volksmusik usw. Siehe dazu SCHWARZ, *Musik und Musikleben* (wie Anm. 6), S. 219f.

²⁴ LKP (b) CK biuro nutarimas (wie Anm. 21), S. 41.

²⁵ Ausführlicher zur Person und zum Werk von Jonas Švedas siehe MIKŠTAITĖ, *Sowjetische Karriere* (wie Anm. 22), S. 241-246.

²⁶ ALGIRDAS VYŽINTAS: Muzikinės kultūros darbininkas [Der Arbeiter musikalischer Kultur], in: Jonas Švedas. *Teoriniai-metodiniai darbai. Straipsniai. Laiškai. Amžininkų atsiminimai*, hrsg. von DEMS., Vilnius 1978, S. 5-43, hier S. 9.

²⁷ Zu Žilevičius' Rolle bei der Organisation der Liederfeste siehe DALIA RASTENIENĖ: Apie pirmąją Lietuvos dainų šventę [Zum ersten litauischen Liederfest], in: *Liaudies kultūra* 2008, H. 2 (119), S. 47-54.

²⁸ Siehe das Kapitel *Laiškai* (Briefe), in: Jonas Švedas (wie Anm. 26), S. 230-250.

²⁹ Siehe hierzu ANATOLIJUS LAPINSKAS: Žvilgsnis į nežinomą Jono Švedo kūrybą [Ein Blick auf das unbekannte Werk von Jonas Švedas], in: *Ateities kartoms. Naujas žvilgsnis į Jono Švedo gyvenimą ir veiklą*, hrsg. von ALGIRDAS VYŽINTAS, Vilnius 2008, S. 80-91.

politische Haltung. Ab 1936 zählte er zu den Mitgliedern der radikal-nationalistischen Litauischen Partei der Völkischen (*Lietuvos Tautininkų Sąjunga*), den *Tautininkai*, der er bis 1939 angehörte.³⁰ In anderen Worten, Švedas stellte genau den Typus Funktionär dar, den David Feest hinsichtlich sowjetischer Standards als „untragbar“ bezeichnet hat.³¹ Sein Karrieresprung dürfte daher vor allem mit seinen persönlichen Kontakten zu Inhabern höherer Positionen zusammenhängen. Denn wie sich Švedas später erinnerte, gab ihm Juozas Banaitis, ein treuer Kommunist und später Chef der Behörde für Kunstangelegenheiten, die Weisung, das Ensemble zu organisieren und half ihm bei der Realisierung.³² Dabei ist interessant, dass Švedas Banaitis bereits seit der Mitte der 1930er Jahre kannte und mit ihm sowohl privat als auch in beruflichen Angelegenheiten verkehrte.³³ Man darf vermuten, dass neben Švedas' fachlicher Kompetenz auch diese Freundschaft ihm zur Position des Ensembleleiters verhalf.

Die Übertragung des sowjetischen Modells hieß für Švedas, dass er das Volksmusikensemble nach den bereits etablierten sowjetischen Vorbildern, wie etwa dem Volksmusiktheater Moiseevs und dem Pjatnicki-Volksschor, zu formen hatte.³⁴ Dies waren staatliche, an die großen Moskauer und Leningrader Philharmonien angeschlossene Institutionen, deren Künstler professionelle Balletttänzer und Sänger mit einer Ganztagsanstellung waren.³⁵ Eine ebensolche Zukunft war auch für das litauische Ensemble vorgesehen. Da dessen Gründung jedoch für Litauen ein neues kulturelles Phänomen bedeutete, setzte die Arbeit mit einigen theoretischen Überlegungen von Švedas über die mögliche Form des Ensembles ein. In einem Artikel stellte er 1940 die beiden möglichen Ausrichtungen des Ensembles vor,³⁶ die offensichtlich damals diskutiert wurden: Eine streng ethnografische, bei der eine echte, „authentische“ Folklore in Form eines

³⁰ Die Personalakte von Jonas Švedas, ausgefüllt für das Volkskommissariat für Bildung der Litauischen SSR, 4.12.1940, in: Litauisches Archiv für Literatur und Kunst (*Lietuvos literatūros ir meno archyvas*, Vilnius, künftig: LLMA), f. 289, ap. 3, b. 851, l. 8-8 a.p.

³¹ DAVID FEEST: *Neo-korenizacija* in den baltischen Sowjetrepubliken? Die Kommunistische Partei Estlands nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 54 (2006), S. 263-280, hier S. 265.

³² ALGIRDAS VYŽINTAS: *Gyvenimas – tautos kultūrai* [Ein Leben der Nationalkultur gewidmet], in: *Ateities kartoms* (wie Anm. 29), S. 10-39, hier S. 16.

³³ Die Verbindung von Švedas und Juozas Banaitis beschrieb ihr Kollege, Vytautas Jakelaitis, in seiner Biografie VYTAUTAS JAKELAITIS: *Juozas Banaitis*, Vilnius 1986, S. 44ff.

³⁴ VYŽINTAS, *Muzikinės kultūros darbininkas* (wie Anm. 26), S. 21. Ausführlicher zum Pjatnicki-Chor siehe SUSANNAH LOCKWOOD SMITH: *From Peasants to Professionals: The Socialist-Realist Transformation of Russian Folk Choir*, in: *Kritika* 3 (2002), S. 395-425.

³⁵ EBERHARD REBLING: *Tanz der Völker. Folkloreballett heute*, Erfurt 1972, S. 14; LOCKWOOD SMITH, *From Peasants* (wie Anm. 34), S. 420; STITES: *Russian Popular Culture* (wie Anm. 9), S. 78f.

³⁶ JONAS ŠVEDAS: *Filharmonijos liaudies meno ansamblio klausimu* [Zur Frage des Volkskunstensembles der Philharmonie], in: Jonas Švedas (wie Anm. 26), S. 183-189.

„musikalischen Freilichtmuseums“ zu realisieren wäre, und eine zweite, bei der zwar die Volksinstrumente stark verändert und verbessert werden könnten, die Musik an sich aber die wichtigsten volkstümlichen Besonderheiten und Eigenschaften beibehielt.³⁷ Das Vorbild des sowjetischen Musters bestimmte die Wahl der zweiten Alternative. Um die Volksmusik an die Bühne anzupassen, sollten die alten Instrumente technisch weiterentwickelt werden, so dass im Resultat ein neues kulturelles Phänomen, ein Orchester der Volksinstrumente, aufgestellt wurde. Deshalb widmete sich Švedas in seinem Aufsatz vielen Volksmusikinstrumenten und ihren musikalischen Möglichkeiten, wies auf eine mögliche Verbesserung ihres Oktavenumfangs hin und teilte sie ihrem jeweiligen Klang nach ein, wobei er sich an der Funktion der typischen Orchesterinstrumente orientierte.³⁸ Als Endprodukt sollte das Ensemble den ganzen Komplex der traditionellen litauischen Kultur auf die Bühne bringen, wobei sowohl an Tanz und Gesang als auch an kleine theatralisierte Szenen verschiedener Rituale und Bräuche gedacht wurde.³⁹

Dieses Konzept sowie die ersten Vorbereitungen für das Ensemble bedeuteten im wahrsten Sinne eine Renaissance der litauischen Folklore, denn eine so starke Auseinandersetzung mit verschiedensten Formen der Volksmusik und der Bräuche hatte es nach Aussagen vieler Kulturrenthusiasten lange nicht gegeben.⁴⁰ Denn durch die Agrarreform der 1920er und 1930er Jahre war das traditionelle dörfliche Inventar, darunter auch Musikinstrumente, in Vergessenheit geraten,⁴¹ und die litauischen Volkslieder und -tänze hatten in Zeiten des Jazz und des Foxtrotts an Attraktivität eingebüßt.⁴² Auch wenn die Volksmusik aufgrund der Modernisierung der Dörfer beeinträchtigt und durch die westlichen Klänge etwas an die Seite gedrängt worden war, behielt sie in der Zwischenkriegszeit dennoch eine wichtige symbolische Rolle.⁴³ Das Volkslied stellte für litauische Musiker während der Republik das zentrale Element bei der Herausbildung einer nationalen Musikkultur dar.⁴⁴ Das sowjetische Projekt

³⁷ Ebenda, S. 183f.

³⁸ Ebenda, S. 186f.

³⁹ Ebenda, S.189.

⁴⁰ JONAS ŠVEDAS: Ansamblio dienynų fragmentai [Die Fragmente der Ensemble-Tagebücher], in: Ateities kartoms (wie Anm. 29), S. 93-223, hier S. 121.

⁴¹ VYTIS ČIUBRINSKAS: Sovietinė Lietuvos etnologija/etnografija: istorinio materializmo ir etnokultūrinio romantizmo susitikimas [Die sowjetische Ethnologie/Ethnografie Litauens: Ein Treffen des historischen Materialismus mit dem ethnokulturellen Romantismus], in: Priklausomybės metų (1940–1990) lietuvių visuomenė: pasipriešinimas ir/ar prisitaikymas, hrsg. von ARVYDAS ANUŠAUSKAS, JUOZAS BANIONIS und ČESLOVAS BAUŽA, Vilnius 1996, S. 168-203, hier S. 176.

⁴² ŠVEDAS, Ansamblio dienynų fragmentai (wie Anm. 40), S. 121.

⁴³ SKRODENIS, Folkloras ir folklorizmas (wie Anm. 20), S. 77; siehe auch DAN- GIRAS MAČULIS: Valstybės kultūros politika Lietuvoje 1927–1940 [Die staatliche Kulturpolitik in Litauen 1927–1940], Vilnius 2005, S. 114-120.

⁴⁴ URVE LIPPUS: Baltic Music History Writing: Problems and Perspectives, in: Acta Musicologica 71 (1999), S. 50-60, hier S. 59f.

des „Volksensembles“ bedeutete daher für die Entwicklung der litauischen Kultur 1940 umso mehr – eine vergessene, aber potentiell identitätsstiftende Kultur sollte zu neuem Leben erweckt werden. Dies tat das Ensemble auch tatsächlich, jedoch währte seine Existenz nur kurz. Lediglich ein Konzertprogramm kam noch vor dem Anrücken der deutschen Truppen zustande.⁴⁵ Allerdings führte es auch unter deutscher Besatzung seine Arbeit fort.⁴⁶ Während andere Kollegen und treue Kommunisten in das Innere der UdSSR, nach Pereslavl'-Zalesskij flüchteten, blieb Švedas bis zur Schließung aller kultureller Einrichtungen im Jahre 1943 als Leiter des Ensembles tätig.⁴⁷ Mit neuen, von sowjetischen Attributen bereinigten und um Szenen litauischer Hochzeits- und Johannisfestbräuche bereicherten Programmen führte er das Ensemble zum Erfolg, das nun vielerorts von einem Massenpublikum gefeiert wurde.⁴⁸

Der ideologische Bruch: Mit Ždanov in die Dienste der Partei

Als die Sowjetmacht nach 1944 wieder in Litauen einrückte, sollte die Kulturlandschaft der Republik endgültig der sowjetischen gleichgeschaltet werden. Damit galt es, auch die Folklore sowohl theoretisch als auch praktisch an die sowjetischen Standards anzupassen. Die allgegenwärtige marxistisch-leninistische Ideologie sollte nun in der litauischen Folkloristik Fuß fassen. Der in der Zwischenkriegszeit verwendete Terminus *tautotyra* (Volkskunde) wurde durch den Begriff der Ethnografie ersetzt. Anstelle des mit dem Begriff der Nation konnotierten Terminus *tauta* trat zunehmend der ideologisch besser passende Begriff *liaudis* (Volk).⁴⁹ Zwischen 1945 und 1946 begann die Arbeit an der ideologisch modifizierten Folkloristik an der Universität Vilnius, wo ein Lehrstuhl für Ethnografie eingerichtet wurde. Der evolutionistische Ansatz des ersten Inhabers dieses Lehrstuhls, Juozas Baldauskas, erwies sich für die ideologische Durchdringung der Wissenschaft als sehr hilfreich.⁵⁰

Parallel zu den Maßnahmen im Bereich der Wissenschaft begann nun in der Litauischen SSR eine breite, über Presse und Radio initiierte Agitation zur Sammlung von Folklore, wobei die Partei nun neben dem Haus des Volksschaffens auch Schulen und Universitäten in diese Aktion einspannte.⁵¹ Mit diesen Aktivitäten ging die Reorganisation des Volksensembles

⁴⁵ ŠVEDAS, Ansamblio dienynų fragmentai (wie Anm. 40), S. 315.

⁴⁶ SKRODENIS, Folkloras ir folklorizmas (wie Anm. 20), S. 111.

⁴⁷ Ebenda, S. 117f.

⁴⁸ ŠVEDAS, Ansamblio dienynų fragmentai (wie Anm. 40), S. 115, 120f.

⁴⁹ ČIUBRINSKAS, Sovietinė Lietuvos etnologija (wie Anm. 41), S. 182f.

⁵⁰ Ebenda, S. 185ff.

⁵¹ KOSTAS KORSAKAS: Lietuvių tautosakos apybraiža [Ein Abriss der litauischen Volksdichtung], Vilnius 1963, S. 100f.

einher, dessen Grundstock die Sänger und Tänzer bildeten, die 1941 nach Pereslavl'-Zalesskij geflüchtet waren. Aufgrund ihrer „Unberührtheit“ vom Einfluss des Nationalsozialismus wurden sie von der LKP(b) für „fortschrittlicher“ gehalten.⁵² Solches konnte Jonas Švedas zwar nicht von sich behaupten, doch bekam er ungeachtet seiner „faschistischen Vergangenheit“ die Position als Ensembleleiter 1944 wieder angeboten⁵³ – eine Entscheidung, bei der vermutlich abermals Juozas Banaitis, der Leiter der Behörde für Kunstangelegenheiten, eine Rolle spielte. Immerhin konnten die loyalen Mitglieder des Ensembles ein Auge auf Švedas werfen. Außerdem sollte der Direktor und ideologisch-parteiliche Kopf des Ensembles ihn kontrollieren. Diesen Posten bekleidete Klemensas Tarakevičius, der die Kriegszeit in Pereslavl'-Zalesskij verbracht hatte.⁵⁴ Außerdem wurde die Position des choreografischen Leiters mit Juozas Lingys besetzt, der viel mehr als Švedas dem erwünschten Bild eines aufsteigenden Funktionärs entsprach, da er in der Roten Armee am Sturm auf Berlin teilgenommen hatte.⁵⁵

Auch wenn das Ensemble eine Reihe von regimetreuen Mitgliedern vorweisen konnte, unterschieden sich seine ersten Programme kaum von dem aus der zweiten Hälfte des Jahres 1941. Litauische Volkslieder und -tänze dominierten die Aufführungen der Jahre 1945 und 1946. Lediglich kleine Akzente erzeugten einen Hauch sowjetischer Atmosphäre. In dem einteiligen Programm von 1945 fand sich das bereits 1941 gesungene Lied *Mes su Stalinu* (Wir mit Stalin); zum erweiterten zweiteiligen Programm von 1946 gehörte zusätzlich noch *Daina apie tarybų tautą* (Das Lied über die sowjetische Nation), Švedas' kompositorisches Debüt im Bereich des sowjetischen Liedes.⁵⁶ Gleichzeitig debütierte der Leiter auch mit den ersten Kompositionen für das Orchester der Volksmusikinstrumente. Auf seiner Tournee durch Litauen im Jahre 1946 spielte dieses zum ersten Mal die von Švedas speziell komponierte Rhapsodie *Klonių aidai* (Die Echos der Täler). Die *Kanklės*-Instrumentalisten brachten wiederum zum ersten Mal ein speziell für dieses Instrument komponiertes Konzert auf die Bühne.⁵⁷

Die Stärkung des ideologischen Inhalts im Repertoire des Ensembles ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Bereits 1946 sagten die entsprechenden Beschlüsse des ZK der Kommunistischen Allunionspartei (*Всесоюзная коммунистическая партия [большевиков]*, VKP[b]) und die Direktiven

⁵² VLADAS BARTUSEVIČIUS: *Liaudies meno baruose* [In den Arbeitsfeldern der Volkskunst], Vilnius 1983, S. 201.

⁵³ Jonas Švedas' Autobiografie, 28.11.1945, in: LLMA, f. 463, ap. 4, b. 492, l. 9 a.p.f.

⁵⁴ VYŽINTAS, *Muzikinės kultūros darbininkas* (wie Anm. 26), S. 27.

⁵⁵ Personalakte von Juozas Lingys für die Kaderadministration beim Komitee der Behörde für Kunstangelegenheiten an dem Ministerrat der UdSSR, 20.4.1951, in: LLMA, f. 289, ap. 3, b. 847, l. 5-5 a.p.

⁵⁶ Siehe die Programme des Volksensembles für Lieder und Tänze der Litauischen SSR, in: BARTUSEVIČIUS, *Liaudies meno baruose* (wie Anm. 52), S. 315-339, hier S. 318ff.

⁵⁷ Ebenda, S. 318f.

des ZK-Mitglieds Ždanov den ideologiefreien und apolitischen Inhalten in der Kultur den Kampf an.⁵⁸ Den Beginn des neuen Kurses in der Litauischen SSR markierte die Rede des Vorsitzenden der Abteilung Agitation und Propaganda des ZK der LKP(b), Kazys Preikšas, der auf dem Kongress der sowjet-litauischen Schriftsteller im Herbst 1946 die neuen Aufgaben der Literatur erörterte.⁵⁹ In Verbindung mit einem Beschluss des ZK der VKP(b) über die Spielpläne der Dramatheater und der Mittel zu ihrer Verbesserung kritisierte wiederum der Vorsitzende des litauischen Büros des ZK der VKP(b), Vladimir V. Ščerbakov, in einer Rede im November 1946 die fehlerhafte Arbeit der Theater und der musikalischen Einrichtungen, die eine „idealistische Sicht“, „bourgeoise Moral“ und „Aberglauben“ propagierten. Die Philharmonie und das Volksensemble attackierte Ščerbakov wegen der Vernachlässigung des sowjetischen Liedguts, welches dort grundsätzlich herausgedrängt und ignoriert werde.⁶⁰

Im Resultat der Angriffe zeichneten sich bereits 1947 grundlegende Veränderungen in der musikalischen Ausrichtung des Ensembles ab.⁶¹ Den ersten Teil des zweiteiligen Programms dieses Jahres stellten nun ausschließlich sogenannte „sowjetische Lieder“, wobei die meisten davon aus den alten Sowjetrepubliken importiert wurden. Drei von ihnen entstammten z.B. der Feder Vladimir G. Zacharovs,⁶² des Leiters des Vorzeigensembles des Pjatrnicki-Volkschors.⁶³ Den litauischen Teil des Programms machten neben zahlreichen Volkstänzen und -liedern lediglich drei „sowjetische Lieder“ aus.⁶⁴ Allerdings erhielt eines davon, *Sesuo žydraji vilija* (Die hellblaue Schwester Vilija) von Balys Dvarionas, bald den Ruf, ein „sowjet-litauisches Volkslied“ zu sein und fand 1963 Eingang in eine autoritative Sammlung litauischer Volksdichtung.⁶⁵ Mit diesem, nun die sozialistische Gegenwart propagierenden Programm, bereiste das Ensemble nicht nur die Litauische SSR, sondern auch die baltischen Nachbarrepubliken und Leningrad. Das brachte ihm die notwendige politische Anerkennung ein,

⁵⁸ VYTAUTAS TININIS: *Sovietinė Lietuva ir jos veikejai* [Das sowjetische Litauen und seine Akteure], Vilnius 1994, S. 63.

⁵⁹ ALGIRDAS JAKUBČIONIS: *Kultūra totalitarinio režimo metais*, in: *Lietuva 1940–1990. Okupuotos Lietuvos istorija* [Litauen 1940–1990. Geschichte des okkupierten Litauens], hrsg. von ARVYDAS ANUŠAUSKAS u.a., Vilnius 2007, S. 363–372, hier S. 368.

⁶⁰ *Ištrauka iš VKP(b) CK Lietuvos biuro pirmininko V. Ščerbakovo kalbos LKP(b) CK XI plenumo apie komunistinės ideologijos diegimą literaturoje ir mene* [Ein Auszug aus der Rede des Vorsitzenden des litauischen Büros der VKP(b) V. Ščerbakov auf dem XI. Plenum der KLP(b) über die Übertragung der Ideologie in die Literatur und Kunst], in: *Lietuvos kultūra* (wie Anm. 21), S. 70–75, hier S. 71, 72f.

⁶¹ SKRODENIS, *Folkloras ir folklorizmas* (wie Anm. 20), S. 118.

⁶² BARTUSEVIČIUS, *Liaudies meno baruose* (wie Anm. 52), S. 320f.

⁶³ LOCKWOOD SMITH, *From Peasants to Professionals* (wie Anm. 34), S. 402.

⁶⁴ BARTUSEVIČIUS, *Liaudies meno baruose* (wie Anm. 52), S. 320f.

⁶⁵ KORSAKAS, *Lietuvių tautosakos apybraiža* (wie Anm. 51), S. 457.

die sogar dazu führte, dass sich die lettischen Kollegen bei der Gründung ihres Analogensembles an das das litauische Vorbild hielten.⁶⁶

Die Massenliedkampagne und der Aufstieg eines litauischen Erfolgsautors

Zwar schien die Folklorekultur in der Litauischen SSR 1948 bereits etabliert zu sein, doch war die Sowjetrepublik bezüglich der Übernahme der sowjetischen Vorgaben noch weit vom Rest der Union entfernt. Das, was im Zentrum schon lange durchgesetzt war und zum gewöhnlichen Alltag zählte, war für die Litauische SSR immer noch neu und unerprobt. Zu diesen noch nicht in ausreichendem Maße umgesetzten Phänomenen zählte auch das „sowjetische Lied“ bzw. „Massenlied“. Auch wenn das Volksemble mit dem Import sowjetischer Erfolgssongs bereits 1947 dem sowjetischen Standards ein Stückchen näher gekommen war, forderte das Regime dringend nach populären litauischen Liedern zur Herrschaftslegitimation. Diesem „sowjetischen Lied“ galt 1948 die besondere Aufmerksamkeit der Partei. So forderte der Sekretär des Organisationskomitees des Komponistenverbandes, Abelis Klenickis, bereits beim ersten Treffen der Komponisten der Litauischen SSR am 23. Januar 1948 „sowjetische Massenlieder“ in litauischer Sprache und hob diese Aufgabe als ein zentrales Arbeitsfeld der Musiker hervor.⁶⁷

„Besonders gilt es bei der Frage des Massenliedes Halt zu machen. Dieses Wort – ‚Massenlied‘ – wurde in letzter Zeit auf unseren Treffen häufig angesprochen, doch ohne Ergebnisse. (...) Der letzte Liederwettbewerb hat gezeigt, dass wir der Erschaffung des Massenliedes noch nicht gewachsen sind, und wir werden nie so weit kommen, wenn wir dieses dankbare Genre mit Ironie und Misstrauen ansehen.“⁶⁸

Nur ein Jahr später, auf dem VI. Parteitag der LKP(b), wandte sich deren Erster Sekretär Antanas Sniečkus höchstpersönlich an die Komponisten mit der Forderung, sich mit dem sowjetischen Genre auseinanderzusetzen. Schließlich sollten die „litauischen Werk tätigen für das Liederfest 1950 neue Massenlieder zu den Themen der Gegenwart bekommen.“⁶⁹

⁶⁶ VYŽINTAS, Muzikinės kultūros darbininkas (wie Anm. 26), S. 27.

⁶⁷ Lietuvos TSR tarybinių kompozitorių sąjungos organizacinio Komiteto ataskingojo sekretoriaus A. Klenickio pranešimas Lietuvos TSR tarybinių kompozitorių pirmajame suvažiavime [Die Rede des verantwortlichen Sekretärs des Organisationskomitees der Komponistenvereinigung der Litauischen SSR auf dem ersten Kongress der Komponisten der Litauischen SSR], 23.1.1948, in: Muzika 1940–1960. Dokumentų rinkinys, hrsg. von LAIMA KIAULEIKYTĖ und VIOLETA TUMAŠONIENĖ, Vilnius 1992 (Lietuvos kultūros istorijos šaltiniai), S. 83–91, hier S. 85f.

⁶⁸ Lietuvos TSR tarybinių kompozitorių (wie Anm. 67), S. 85f.

⁶⁹ Iš LKP(b) CK Pirmojo Sekretoriaus A. Sniečkaus pranešimo LKP(b) VI suvažiavime apie komunistinės ideologijos diegimą [Aus der Rede des Ersten Sekretärs der LKP(b) A. Sniečkus auf dem VI. Kongress der LKP(b) über die Übertragung

Neben der Forderung seitens höchster Instanzen der Republik agitierte die Presse für die Kreierung von Massenliedern, um das sowjetische Medium zu einem litauischen Medium zu machen. Jonas Švedas etwa rief mit seinem Artikel „Lasst uns das massenhafte sowjetische Volkslied erschaffen“ (1949) zum Komponieren solcher Lieder unter Zuhilfenahme von Elementen der Folklore auf.⁷⁰ Der Komponist Antanas Račiūnas stellte wiederum mit seinem Artikel „Mehr Massenlieder“ (1950) eine Art Instruktion bereit, wie ein Massenlied geschrieben werden sollte – ebenfalls unter Einsatz von Komponenten des Volkslieds:

„Das Massenlied muss in seiner ganzen Essenz der Volksschöpfung entwachsen sein, dann wird auch sein Weg zum Volk kürzer und schneller. (...) Dabei muss man bedenken, dass der heutige Mensch unseres Landes – der Mensch der stalinistischen Epoche – anders denkt, die Welt seiner Emotionen und Gedanken, die im Lied reflektiert wird, unvergleichbar reicher, breiter ist. Deshalb passt das Lied selbstverständlich nicht in die alten Formen hinein.“⁷¹

Angesichts dieses Drucks musste die Partei nicht lange auf die Antwort der Komponisten warten. Parallel zum Import sowjetischer Erfolgssongs wie etwa *Katjuša* oder mancher Stücke aus den sowjetischen Filmen der 1930er Jahre⁷² erklangen in der Litauischen SSR ab 1948 vermehrt Lieder wie etwa Juozas Tallat-Kelpšas *Kantata apie Staliną* (Kantate über Stalin), Antanas Račiūnas' Oratorium *Tarybų Lietuvos gimimas* (Die Geburt Sowjet-Litauens) und Jonas Šimkus' Lied *Į ateitį šviesią* (In die lichte Zukunft).⁷³ Als besonders fleißig im Bereich des „sowjetischen Liedes“ zeichnete sich jedoch Jonas Švedas aus. Schon in dem Premieren-Programm vom Mai 1948 stammten vier der insgesamt sechs „sowjetischen Lieder“ litauischer Autoren vom ihm: *Kareivio motina* (Die Mutter des Soldaten), *Bendrojo darbo daina* (Das Lied der gemeinsamen Arbeit), *Palydų daina* (Das Gefolgschaftslied) und *Vilniaus talkininkų marsas* (Marsch der Freiwilligen aus Vilnius).⁷⁴

Auch in den Folgejahren engagierte sich das Volksensemble bei der Schaffung von litauischen Liedern sowjetischen Musters. Verschiedene Kompositionen sozialistischer Thematik mit einer starken Einbeziehung des Personenkults, angereichert mit der Folklore verschiedener Sowjetrepubliken

der kommunistischen Ideologie], in: Lietuvos kultūra (wie Anm. 21), S. 108-118, hier S. 113.

⁷⁰ JONAS ŠVEDAS: Kurkim masinę tarybinę liaudies dainą, in: Jonas Švedas (wie Anm. 26), S. 193-195, hier S. 194.

⁷¹ ANTANAS RAČIŪNAS: Daugiau masinių dainų [Mehr Massenlieder], in: Literatura ir menas, 24.12.1950, S. 3.

⁷² Dazu zählte z.B. Isaak Dunaevskijs Lied *Песня о Родине* (Lied über die Heimat), das auch in seiner litauischen Version *Daina apie tėvynę* zur Aufführung kam. VYTAUTAS JAKELAITIS: Lietuvos dainų šventės [Litauische Liederfeste], Vilnius 1970, S. 100.

⁷³ JAKUBČIONIS, Kultūra (wie Anm. 59), S. 370f.

⁷⁴ BARTUSEVIČIUS, Liaudies meno baruose (wie Anm. 52), S. 321.

wurden nun zum unverzichtbaren Teil des Repertoires des Ensembles und blieben bis zum Tode Stalins fest in den Programmen verankert. Das Lied *Kolūkietiškas ačiū draugui Stalinui* (Der Dank der Kolchosen an den Genossen Stalin) ging als „sowjetisches Volkslied“, das *Dainuška apie bernelį tinginelį* (Liedchen über den faulen Jungen) als „gegenwärtiges Volkslied“ und das Reigenspiel *Kolūkio direktorius* (Kolchosdirektor) als ein „Volkspiel“ in das Repertoire des Ensembles ein. Daneben erklangen viele neue Lieder über sowjetische Themen wie z.B. *Taikos maršas* (Friedensmarsch), *Taikos varpai* (Friedensglocken), *Daina apie Staliną* (Lied über Stalin) und *Kolūkietiškas valsas* (Kolchoswalzer).⁷⁵

Das Problem dabei war jedoch, dass fast alle diese Lieder Švedas zuzuschreiben waren. Zwischen 1947 und 1950 beschäftigten sich nur wenige andere Musiker damit, sowjetische Lieder für das Ensemble zu komponieren; von 1950 bis 1953 war Švedas in diesem Genre ganz allein aktiv.⁷⁶ Viele seiner Lieder erfüllten auch den Anspruch des „Massenliedes“, populär zu sein,⁷⁷ weshalb er recht schnell an die Spitze der litauischen Musikhierarchie aufzusteigen vermochte.⁷⁸ Sein Fleiß, verbunden mit seiner Fähigkeit, sowjetischen Optimismus, Volksliedelemente und Monumentalgesang in einem Stück zu vereinen, führten dazu, dass er mit seinem Werk ziemlich nah an die im gesamtsovietischen Kontext führenden Vorbilder wie Zacharow oder Isaak O. Dunaevskij herankam.⁷⁹ Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Partei ausgerechnet Švedas mit der Aufgabe betraute, die Hymne der Litauischen SSR zu komponieren.⁸⁰

Švedas' Erfolg im Massenliederbetrieb bedeutet jedoch nicht, dass auch das Regime auf diesem Gebiet erfolgreich war. Durch die Häufung seiner Lieder wurde die musikalische Folklorekultur in der Litauischen SSR zwar

⁷⁵ Ebenda, S. 323-328.

⁷⁶ Das wird ersichtlich am Repertoire des Ensembles von 1947 bis 1953. Ebenda, S. 320-328.

⁷⁷ Iš Lietuvos TSR tarybinių kompozitorių sąjungos valdybos atsakingojo sekretoriaus A. Klenickio ataskaitinio pranešimo tarybų Lietuvos tarybinių kompozitorių sąjungos antrajame suvažiavime [Aus der Rede des verantwortlichen Sekretärs des Schriftstellerverbands der Litauischen SSR auf dem zweiten Kongress des sowjet-litauischen Komponistenverbands], 1.–2.7.1954, in: Muzika 1940–1960 (wie Anm. 67), S. 111-127, hier S. 117.

⁷⁸ Banaitis, der damalige Vorsitzende der Behörde für Kunstangelegenheiten, zählte Švedas zu den bedeutendsten drei Komponisten. JUOZAS BANAITIS: Tarybinė lietuvių muzika 1940–1950 [Die sowjet-litauische Musik 1940–1950], Kaunas 1950, S. 6, 18, 28.

⁷⁹ MIKŠTAITĖ, Sowjetische Karriere (wie Anm. 22), S. 244. Zu Zacharovs Rolle in der Sowjetunion siehe LOCKWOOD SMITH, From Peasants to Professionals (wie Anm. 34); zu Dunaevskij vgl. MATTHIAS STADELMANN: Isaak Dunaevskij – Sänger des Volkes. Eine Karriere unter Stalin, Köln, Weimar und Wien 2003 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 34).

⁸⁰ Lietuvių tarybinio meno ir kultūros raidos kronika 1940–1984 [Chronik der Entwicklung der sowjet-litauischen Kunst und Kultur], in: LIONGINAS ŠEPETYS: Kultūra ir mes. Lietuvių tarybinė kultūra brandaus socializmo salygomis, Vilnius 1985, S. 269-342, hier S. 279.

gewissermaßen rot gefärbt, doch blieb eine engere Kooperation zwischen der Partei und den Komponisten aus. An dieser Problematik wurde die besondere Lage der Nachzügler-Sowjetrepubliken deutlich. Das „Massenlied“ war seit den späten 1920er Jahren ein Teil der sowjetischen Kultur,⁸¹ aber in Litauen stellte es ein Problem dar. Der Grund lag auf der Hand: In den späten 1940ern und frühen 1950ern hatte die Bevölkerung die Hoffnung auf Befreiung noch nicht aufgegeben.⁸² Es fehlte Litauen nicht nur an revolutionären Erfahrungen, sondern überhaupt an den ganz allgemeinen Entwicklungen in der UdSSR der 1920er und 1930er Jahre, welche die sowjetische Kultur erst zu dem gemacht hatten, was sie nach dem Krieg darstellte. Die späte Integration der Litauischen SSR in das sowjetische Kultursystem führte dazu, dass dort das Massenlied einen kulturellen Fremdkörper darstellte. Daher hielten sich viele Komponisten zurück und verweigerten dem Regime damit die Möglichkeit, sich als unter den Musikern weitgehend akzeptiert inszenieren zu können. Diese Haltung führte u.a. auch dazu, dass höhere Instanzen der litauischen Kulturpolitik unter Beschuss gerieten. 1952 und 1953 ging die Partei gegen die Behörde für Kunstangelegenheiten vor, was ihren Vorsitzenden Banaitis, der ebenfalls Musiker war, beinahe um seinen Posten gebracht hätte.⁸³ Kritisiert wurde, dass die Arbeit der Behörde bei der Leitung der ihr untergeordneten Institutionen diverse Defizite aufweise und sie sich immer noch zu wenig für die Umsetzung der noch von Ždanov in Gang gesetzten Maßnahmen gegen die apolitischen Inhalte in der Kultur einsetze.⁸⁴ In diesem Zusammenhang griff die Partei die Komponisten als loyale Anhänger der kirchlichen Chortradition und als Verfechter der „bourgeois Ideologie“ an und machte diese Haltung der Musiker für die Rückständigkeit im Bereich des Massenliedes verantwortlich. Außerdem beklagte die LKP(b) die mangelnde Arbeit auf dem Gebiet der sowjet-litauischen Oper, des Balletts und des Massentanzes.⁸⁵ Ähnliche Diskussionen wurden zur gleichen Zeit auch im Komponistenverband geführt. Wie Abelis Klenickis auf dem II. Kongress des Verbandes 1954 bemerkte, nehme das „Volk“ nur wenige der zu den Liederwettbewerben von 1952 und 1953 komponierten

⁸¹ Zum Massenlied siehe MICHAEL JOHN: Die Anfänge des Sozialistischen Realismus in der Musik der 20er und 30er Jahre. Historische Hintergründe, ästhetische Diskurse und musikalische Genres, Bochum 2009, S. 411-454.

⁸² Zu der Zeit führten die litauischen Partisanen immer noch ihren bewaffneten Kampf gegen das Regime. NIJOLĖ GAŠKAITĖ-ŽEMAITIENĖ: The Partisan War in Lithuania from 1944 to 1953, in: The Anti-Soviet Resistance in the Baltic States, hrsg. von ARVYDAS ANUŠAUSKAS, Vilnius 2006, S. 23-46.

⁸³ JUOZAPAS R. BAGUŠAUSKAS, ARŪNAS STREIKUS: Pagrindiniai sovietų valdžios kultūrinės politikos bruožai 1940–1990 [Die Grundzüge sowjetischer Kulturpolitik in Litauen 1940–1990], in: Lietuvos kultūra (wie Anm. 21), S. 11-26, hier S. 16.

⁸⁴ Paaiškinamasis raštas LKP CK Sekretoriui V. Niunkai dėl meno politizavimo [Erklärungsschreiben an den Sekretär des ZK der LKP V. Niunka über die Politisierung der Kunst], 22.1.1953, in: ebenda, S. 180-188, hier S. 180, 183.

⁸⁵ Ebenda, S. 181f.

Liedern an. Außerdem seien litauische Komponisten bei einer 1952 in Riga durchgeführten Diskussion über das „Massenlied“ scharf kritisiert worden. Schließlich beklagte Klenickis, dass der Vorsitz des Kongresses der sowjetischen Komponisten 1953 von den 28 nach Moskau eingesandten litauischen Liedern nur acht für politisch tauglich befand. Daran wurde deutlich, dass selbst die scheinbar erfolgreichen Werke nicht den Anforderungen des Zentrums entsprachen.⁸⁶

Die Kampagne für das „Massenlied“ verlor erst in den Jahren nach Stalins Tod etwas an Bedeutung, als der ideologische Druck auf die Kultur der Republik gelockert wurde. Allerdings schwand damit auch die Motivation der Erfolgsautoren wie Švedas, sich weiter mit sowjetischen Liedern zu befassen.⁸⁷ Der Ensembleleiter konzentrierte sich in der Folgezeit wieder auf die Volkslieder und auf den weiteren Ausbau des Orchesters der Volksmusikinstrumente,⁸⁸ womit er sich wieder damit beschäftigte, was ihn am meisten interessierte.

„Kunst gehört den Massen!“: Zur Entstehung der gesanglichen Massenkultur in der Litauischen SSR

„Kultur den Massen!“ – so lautete die alltägliche Parole der sowjetischen 1920er Jahre, die mit propagandistischen und aufklärerischen Mitteln Musik an die Massen vermitteln wollte.⁸⁹ Aufgrund des politisch gewollten Aufstiegs der Folklore sollten sich diese „Massen“ zunehmend der Volksmusik widmen. In der Folge entstand in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre ein umfangreiches staatlich finanziertes Netzwerk von Laienkunstschaffenden.⁹⁰

Wie im Zentrum, so rief auch in der Litauischen SSR in den 1940er Jahren die Losung *Menas priklauso liaužiai* (Kunst gehört dem Volk) zur Mobilisierung der *самодетельность* (Laienaktivität) nach sowjetischem Muster auf.⁹¹ Bereits 1940 organisierte die ZK-Abteilung für Agitation und Propaganda die ersten Laienwettbewerbe und als die LKP(b) ein Jahr später das Haus des Volksschaffens gründete, entstand zudem eine zentrale Instanz für die Betreuung und Kontrolle der Laienkünstler der

⁸⁶ Iš Lietuvos TSR (wie Anm. 77), S. 118f.

⁸⁷ Siehe dazu BARTUŠEVIČIUS, Liaudies meno baruose (wie Anm. 52), S. 315-339.

⁸⁸ Sehr auffällig ist Švedas' Vernachlässigung des „sowjetischen Liedes“ nach Stalins Tod. Siehe dazu die Programme des Ensembles nach 1953, in: BARTUŠEVIČIUS, Liaudies meno baruose (wie Anm. 52), S. 328ff.

⁸⁹ JOHN, Die Anfänge (wie Anm. 81), S. 228f.

⁹⁰ STITES, Russian popular culture (wie Anm. 9), S. 78f.

⁹¹ Die Losung *Menas priklauso liaužiai* wiederholt sich mehrfach im Bildband über die Liederfeste aus dem Jahre 1957. Siehe Dainų šventė [Liederfest], Vilnius 1957, vor allem die Bilder Nr. 20, 29, 30ff., 46-49.

Republik nach Moskauer Vorbild.⁹² Die tatsächliche Umsetzung der Pläne zog sich jedoch hin. 1944 rief Banaitis eine Kommission zur Organisation der Laienkunst ins Leben, zu der selbstverständlich auch Švedas zählte. In diesem Gremien saßen zudem Vytautas Pečiura, der damalige Direktor der Philharmonie, und Povilas Sagaitis, der Direktor des Hauses des Volksschaffens.⁹³ Diese Zusammensetzung wies bereits auf die Richtung der zukünftigen Amateurkunst hin, die insbesondere unter Stalin folkloristisch orientiert war.⁹⁴

Dem in der Sowjetunion etablierten Modell entsprechend⁹⁵ sollte die Amateurkunst der Litauischen SSR einer starken Professionalisierung unterworfen werden, um die „Fortschrittlichkeit“ der sowjetischen Gesellschaft unterstreichen zu können. Zudem konnte das Regime damit demonstrieren, dass es die nationalen Kulturen der Völker der Sowjetrepubliken achte. Da zunächst jedoch ausgebildete Zirkelleiter und jegliche Art von methodischen Hilfen fehlten, galt es sich an dem Vorzeigemodell des Švedas-Ensembles zu orientieren.⁹⁶ Deshalb entstanden in der ganzen Republik entsprechende Folkloregruppen, die sogar denselben Namen führten – „Volksensemble für Lieder und Tänze“. Das erste Ensemble dieses Typs entstand bereits 1944 an der Universität Vilnius.⁹⁷

Der Aufschwung in der Entwicklung der litauischen Massenkultur war vor allem mit der Planung und Organisation der nun vom Regime vereinnahmten Liederfeste verbunden. Diese in Estland und Lettland bereits seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierte und in Litauen erstmals 1924 erprobte Form eines Musikfests, das unter anderem auch die nationale Idee zum Ausdruck brachte,⁹⁸ eignete sich für die Partei hervorragend, um die neuen sozialistischen Inhalte darin einzubetten. Das erste Liederfest organisierte die LKP(b) bereits 1946. Eine speziell für das Fest zusammengestellte Kommission, die aus Musikern, Komsomol- und Gewerkschaftsvertretern sowie hohen ZK-Mitgliedern bestand, wurde Anfang des Jahres einberufen und blieb auch in den Folgejahren ähnlich besetzt. Die Vertreter des Komsomol und der Gewerkschaften waren die Garanten dafür,

⁹² Liaudies meno rūmai [Palast der Volkskunst], in: Lietuviškoji tarybinė enciklopedija, 6. tomas [Die sowjet-litauische Enzyklopädie, Bd. 6], hrsg. von VITAS AREŠKA u.a., Vilnius 1980, S. 496.

⁹³ Įsakymas dėl respublikinio orgkomiteto meno saviveiklai organizuoti sudėties [Befehl zum Aufbau eines Orgkomitees zur Organisation der künstlerischen Laien], 14.12.1944, in: Muzika 1940–1960 (wie Anm. 67), S. 26.

⁹⁴ Hierzu siehe die tabellarische Aufstellung der Laienkünstler in: JAKELAITIS, Lietuvos dainų šventės (wie Anm. 72), S. 93f.

⁹⁵ Zum sowjetischen Modell der Laienkunst siehe JOHN, Die Anfänge (wie Anm. 81), S. 228–272.

⁹⁶ BANAITIS, Tarybinė Lietuvių muzika (wie Anm. 78), S. 57.

⁹⁷ Lietuvių tarybinio meno ir kultūros raidos kronika (wie Anm. 80), S. 271.

⁹⁸ DALIA RASTENIENĖ: Lietuvos dainų švenčių tradicija ir jos simbolizmas, in: Muzikos barai 2007, Nr. 5–6. Einsehbar unter dem URL <http://www.muzikosbarai.lt/index.php?id=217> (letzter Zugriff 17.1.2013), S. 4 (von 8).

dass eine große Teilnehmerzahl erreicht werden konnte, die vor allem auch mithilfe von Vergünstigungen für Schüler, Studenten und Arbeiter erreicht wurde.⁹⁹ Das Haus des Volksschaffens kümmerte sich um die Betreuung der Laien. Die Bereitstellung methodischer Hilfen, die Organisation spezieller Seminare für die Leiter der Laienkollektive sowie die Zusammenstellung eines Pflichtrepertoires gehörte zu den Planaufgaben dieser Institution.¹⁰⁰ Die mit der Organisation des Liederfestes betrauten Musiker wiederum, zu denen natürlich auch Jonas Švedas von Beginn an gehörte, hatten vor allem die Pflicht, Musik „mit den Themen der Gegenwart“ zu schreiben und aufzuführen. Nicht verwunderlich war, dass bereits bei dem ersten, speziell für die Erstellung des Repertoires für das Liederfest organisierten Wettbewerb Švedas sogar mit zweien seiner Kompositionen den ersten Platz belegte. Seine Lieder figurierten im Programm neben den etablierten Importwerken aus dem Zentrum. Ein Lied von ihm leitete 1946 das Programm ein und mit einem zweiten ging die Veranstaltung zu Ende. Den größten Teil des Repertoires stellten jedoch harmonisierte Volkslieder, die den litauischen Geist des Festes unterstreichen sollten.¹⁰¹ Allerdings führte die Unerfahrenheit der Organisatoren im Bereich der sowjetischen Kultur dazu, dass einige Pflichtkomponenten sozialistischer Feste keinen Eingang in das Programm fanden. So fehlte damals z.B. die politische Essenz der Veranstaltung, die Hymne der UdSSR; immerhin kamen aber Dunaevskijs *Песня о Родине* (Lied über die Heimat) und Aleksandr A. Aleksandrovs *Кантата о Сталине* (Kantate über Stalin) zur Aufführung.¹⁰² Dies zeigte deutlich genug, dass die litauische Elite die gerade in der Stalinära eingeforderten Standards nicht beherrschte.

Die 1948 einsetzende Kollektivierung der Landwirtschaft sorgte für zusätzlichen Ansporn bei der Formierung der Massenkultur. Da damals befürchtet werden musste, dass die Laienaktivität in den Provinzen zu gering ausfallen könnte, setzte die Partei das Haus des Volksschaffens unter Druck, die besten Amateurgruppen zusammenzustellen und in die Kolchosen zu schicken. Dort sollten sie zusammen mit den Künstlern der Philharmonie und der Theater für die Unterhaltung der Dorfbewohner sorgen. Darüber hinaus hatten sie die Aufgabe, mit tatkräftiger Unterstützung der Hochschulen neue Laienzirkel in den Kolchosen zu organisieren und für deren Betreuung Sorge zu tragen.¹⁰³ Gleichzeitig wirkten sich die Vorbereitungen für das nahende kulturpolitische Großereignis,

⁹⁹ Um möglichst viele Teilnehmer zu mobilisieren, wurden die Menschen mit einer speziellen Erlaubnis von der Arbeit befreit, mit kostenloser Unterkunft und Verpflegung ausgestattet sowie mit zahlreichen Konzerten und Filmvorstellungen unterhalten. VYTAUTAS JAKELAITIS: Die Liederfeste, Vilnius 1984, S. 39.

¹⁰⁰ JAKELAITIS, Lietuvos dainų šventės (wie Anm. 72), S. 95f.

¹⁰¹ Ebenda, S. 95, 100.

¹⁰² Ištrauka is VKP(b) CK (wie Anm. 60), S. 73.

¹⁰³ Iš meno reikalų valdybos prie Lietuvos TSR ministrų tarybos aplinkraščio respublikos kultūros ir meno įstaigoms apie kolektyvinių ūkių šefavimą [Aus dem Rundschreiben der Behörde für Kunstangelegenheiten beim Ministerrat der Litauischen

das Liederfest anlässlich des 10-jährigen Jubiläums der Litauischen SSR 1950, positiv auf das weitere Wachstum des Laiennetzwerks aus. Durch die Aufnahme von *Skudučiai*-Konzerten in das Programm des Liederfests ergänzten Laien nun auch die Reihen der Instrumentalisten.¹⁰⁴ Vor allem aber erforderte die Erweiterung des Festumfangs durch einen zusätzlichen „Tag der Tänze“ neue Kraftanstrengungen. Um genügend Tänzer zusammenzubekommen und einen stimmigen „Massenauftritt“ zu garantieren, war es erforderlich, die Choreografie sorgfältig zu planen und die unerfahrenen Laienkünstler durch langwieriges Training vorzubereiten. Diese Aufgabe fiel Švedas' Kollegen Juozas Lingys zu, der als Choreograf des staatlichen Volksembles den „Massenauftritt“ der Volkstänzer mit komplizierten Figuren auf dem Rasen des Stadions tatsächlich umzusetzen vermochte.¹⁰⁵ Die erstmalig für das Liederfest 1950 in großer Zahl sanktionierte Herstellung von Trachten sorgte dafür, dass die litauischen „Massen“ nationale Farben trugen,¹⁰⁶ während die Parolen und Losungen „Kunst dem Volk“ versprachen.

Zu einer vergleichbaren Bereicherung der litauischen *самодетельность* kam es auch im Zuge der Vorbereitung auf das Liederfest von 1955. Um eine große Teilnehmerzahl zu sichern, begann die Partei schon 1951, jährlich kleinere Liederfeste in den Rayons und den Kolchosen zu veranstalten, die immer mehr Menschen in den Bann der folkloristischen Massenkultur zogen.¹⁰⁷ Zwischen 1948 und 1950 hatte darüber hinaus das Bestreben Früchte getragen, ein Netzwerk von Folkloregruppen zu knüpfen, die nach dem Muster des Švedas-Ensembles gegründet worden waren. Um 1950 war eine ganze Reihe solcher Ensembles an Hochschulen, in den Rayons, Fabriken und anderen Einrichtungen entstanden,¹⁰⁸ so dass das Laiennetzwerk bereits damals insgesamt 50 000 Mitwirkende zählte¹⁰⁹ und gegen Mitte der 1950er Jahre auf etwa 130 000 Menschen anwuchs.¹¹⁰ Diese Gruppen ahmten jedoch nicht nur die Form des staatlichen Ensembles nach, sondern kopierten auch dessen Repertoire, da Werke für Laien fehlten und Komponisten und Choreografen nicht speziell für sie komponieren wollten.¹¹¹ Zur Lösung dieses Problems erhob die Partei die Forderung nach „kol-

SSR an die Kultur- und Kunsteinrichtungen über die Unterstützung der Kollektivwirtschaften], in: *Muzika 1940–1960* (wie Anm. 67), S. 37–38, hier S. 37.

¹⁰⁴ JAKELAITIS, *Lietuvos dainų šventės* (wie Anm. 72), S. 103. *Skudučiai* sind ein der Panflöte ähnelndes litauisches Volksmusikinstrument.

¹⁰⁵ Ebenda, S. 104ff.

¹⁰⁶ TERESĖ JURKUVIENĖ: *Lietuvių tautinis sceninis kostiumas 1940–1970m.: ideja ir forma* [Das litauische nationale Kostüm 1940–1970: Idee und Form], in: *Menotyra* 14 (2007), H. 3, S. 43–62, hier S. 46.

¹⁰⁷ *Dainų šventė* (wie Anm. 91), S. 9.

¹⁰⁸ SKRODENIS, *Folkloras ir folklorizmas* (wie Anm. 20), S. 125.

¹⁰⁹ A. ČIŽAUSKAS, *Tėvynei, partijai – mūsų daina* [Dem Vaterland, der Partei – unser Lied], in: *Kultūros barai* 1965, H. 7, S. 5–9, hier S. 6f.

¹¹⁰ JAKELAITIS, *Die Liederfeste* (wie Anm. 99), S. 47.

¹¹¹ SKRODENIS, *Folkloras ir folklorizmas* (wie Anm. 20), S. 125.

lektiven Liedern“, die das „Volk“ selbst zur Repräsentation „sowjet-litauischer Volksdichtung“ produzieren sollte. Zwischen 1950 und 1953 erschienen daher in der Presse viele Nachrichten über diverse Schaffensprozesse in verschiedenen, miteinander wetteifernden Organisationen, Institutionen und Fabriken. Einige ideologisch wertvollere Lieder gelangten sogar für längere Zeit in das Repertoire verschiedener Laienensembles.¹¹² Den Löwenanteil der Lieder der Amateure machte jedoch weiterhin das Repertoire des staatlichen Ensembles aus, von dem wiederum die meisten Stücke von Švedas stammten. Manche Programme bestanden sogar einzig aus seinen Werken,¹¹³ da er nicht nur viele sowjetische Lieder schrieb, sondern auch einen Grossteil der Volkslieder harmonisierte.¹¹⁴ Nicht umsonst ironisierte ein Vierzeiler des Satire-Journals „Šluota“ (Besen) die dominierende Rolle Švedas' bei der Schaffung des Repertoires für die Laien: „Wir haben keinen Liedhunger – / Alle Lieder sind von Jonas Švedas / Außerdem wird diese Zahl ergänzt / Durch einige Lieder von Pilypaitis.“¹¹⁵

Als führender Komponist der stalinistischen Folkloreindustrie erlaubte sich Švedas seinerseits 1949 die Frage zu stellen, wie denn mithilfe der Massenkultur „sowjet-litauische Volkslieder“ des neuen Zeitalters die litauische Folklore ersetzen sollten. Seiner Argumentation zufolge sollte die Popularisierung der neu erschaffenen sowjetischen Lieder bei den Liederfesten im Laufe der Zeit dazu führen, dass diese die „Massen“ erreichten, um sich dadurch erst den Namen der „Massenlieder“ bzw. der „sowjetischen Volkslieder“ zu verdienen:¹¹⁶

„Für das Jahr 1950 haben wir vor, das zehnjährige Jubiläum Sowjet-Litauens mit einem großartigen Fest zu begehen. Hunderte Chöre, tausende Sänger in allen Ecken der Republik arbeiten schon, lernen das Repertoire (...). Die neuen sowjetischen Lieder, die in dieser Sän-gerbewegung der ganzen Republik aus dem Proberahmen in die Massen einfließen und aus eigener Initiative auf den Feldern der Kolcho-sen erklingen, diese Lieder werden zu unseren neuen sowjetischen Volksliedern.“¹¹⁷

Dies war jedoch zweifellos eine eher utopische Funktion der sowjetischen Liederfeste, entstanden aus dem Wunschdenken der Partei. Doch stellten diese Massenfeste tatsächlich einen Versuch des Regimes dar, seine Macht dadurch zu legitimieren, dass es große Teile der Bevölkerung öffentlich in Bewegung setzte.¹¹⁸ Diese Form der Massenkultur wirkte sich jedoch in

¹¹² Ebenda, S. 119.

¹¹³ VYŽINTAS, Gyvenimas – tautos kulturai (wie Anm. 32), S. 20.

¹¹⁴ Siehe BARTUSEVIČIUS, Liaudies meno baruose (wie Anm. 52).

¹¹⁵ Im Original: „Dėl dainų nejučiam bado – / Visos dainos Jono Švedo. / Dar papildo šitą skaičių / Kelios dainos Pilypaičio.“ Eduardas Pilypaitis war ein weiteres Mitglied des Volksensembles, in dem er vor allem als Dirigent tätig war. Vgl. VYŽINTAS, Gyvenimas – tautos kulturai (wie Anm. 32), S. 20.

¹¹⁶ ŠVEDAS, Kurkim masinę tarybinę liaudies dainą (wie Anm. 70), S. 194f.

¹¹⁷ Ebenda.

¹¹⁸ MALTE ROLF: Das sowjetische Massenfest, Hamburg 2006, S. 257.

zwei Richtungen aus. Auf der einen Seite sorgte diese von den Topoi der sowjetischen Kultur gekennzeichnete und sich wiederholende Aktivität für eine allmähliche Verinnerlichung der Werte des Sozialistischen Realismus. Auf der anderen Seite jedoch ermöglichte die stalinistische Folkloreindustrie der litauischen Bevölkerung zum ersten Mal eine intensive Auseinandersetzung mit der traditionellen eigenen Kultur, wobei diese Erfahrung mit vielen Landsleuten geteilt werden konnte. Als Folge der permanenten Steigerung des künstlerischen Niveaus der Laien sowie als Resultat des ganzen organisatorischen Apparats vor und nach den Liederfesten wurde die Folklorekultur zur Alltagspraxis für große Teile der Bevölkerung der Republik. Diese Alltagspraxis, aufgeladen mit „nationalen“ Symbolen, brachte große Gruppen von Litauern Jahr für Jahr zusammen und trug somit als Nebenprodukt der sowjet-litauischen Massenkultur zur Aufrechterhaltung des nationalen Bewusstseins bei.

Schlussfolgerungen

Der vorliegende Beitrag schildert die Prozesse, die in der Litauischen SSR der Stalinära zur Entstehung einer von den Massen getragenen Folklorekultur führte. Die Untersuchung zeigt, dass das Regime aufgrund der in den 1930er Jahren etablierten ideologischen Bedeutung der Folklore gleich zu Beginn der sowjetischen Transformation des litauischen Kulturlebens der Volksdichtung große Bedeutung zuschrieb. Die Institutionalisierung des „Volksensembles für Lieder und Tänze“ sowie anderer musikalischer und folkloristischer Einrichtungen leitete nicht nur die Übertragung des sowjetischen Kulturmusters auf die Litauische SSR ein, sondern machte die Folklore auch erstmalig in der Kulturgeschichte des Landes zum Gegenstand eines umfassenden staatlichen Interesses und staatlicher Förderung. Das Beispiel des Ensembleleiters Jonas Švedas demonstriert, dass das Regime selbst in der Stalinära durchaus auf Funktionäre „zweifelhafter“ ideologischer Orientierung angewiesen war. Švedas' nationalistische Vergangenheit, die Fortsetzung der Arbeit mit dem Ensemble unter der deutschen Besatzung sowie seine Zurückhaltung gegenüber ideologischen Inhalten bis zum Beginn der *ждановщина* sind Indizien dafür, dass sowjetische Standards nicht überall im Kulturleben der Litauischen SSR galten. Im Resultat führte dies zur Etablierung sanktionierter Freiräume, die für die Pflege litauischer Traditionen genutzt werden konnten. Die Untersuchung der Massenliedkampagne der Ära Ždanovs zeigt, dass der politische Druck diesen Verselbständigungen entgegenwirkte und Akteure wie Švedas doch zu einer umfassenden Mitarbeit gezwungen werden konnten. Das Ausbleiben einer größeren Beteiligung der Musiker und die auch dadurch motivierte Attacke gegen die Leitung der Behörde für Kunstangelegenheiten ließen jedoch wiederum Freiräume durchschimmern, die zum Teil

selbst von höchsten Funktionären des litauischen Kulturbetriebs genutzt werden konnten.

Diese strukturelle Durchlässigkeit machte deutlich, dass die kulturelle Transformation der Stalinzeit keine bloße Gleichschaltung, sondern vielmehr eine Übergangsphase mit fließenden Grenzen war. Dieser Gedanke wird auch dadurch unterstützt, dass die bereits in der Vorkriegszeit zur Blüte gekommenen Grundelemente der sowjetischen Kultur wie das Massenlied oder die *самодетельность* in der Litauischen SSR erst in den 1940ern und 1950ern Fuß fassen konnten. Gerade in dieser Verspätung unterschied sich die stalinistische Kultur der Litauischen SSR – wie die ihrer nördlichen Nachbarn – sehr stark von der der älteren Sowjetrepubliken. Darüber hinaus trugen der stetige Wachstum des Laiennetzwerkes und dessen Massenaufläufe während der Liederfeste dazu bei, dass die Folkloreindustrie Sowjet-Litauens nicht nur die Werte des Sozialistischen Realismus transportierte, sondern auch das nationale Bewusstsein der Litauer wach hielt.

SUMMARY

“Singing Stalinism”: On the Emergence of Folklore Mass Culture in the Lithuanian SSR

The article demonstrates the rise and early development of a musical folklore culture in the Lithuanian SSR during the Stalin era. Following established Soviet practice, the regime immediately after annexation in 1940 made Lithuanian folklore into its political tool. The foundation of institutions like the State Song and Dance Ensemble and the House of Folk Arts imported the main elements of the Stalinist folklore industry to Lithuania. Thus, for the first time in Lithuanian history, folklore received the highest attention of the state. In this situation, the career of Jonas Švedas, the leader of the State Song and Dance Ensemble, who had been a leading cultural activist not only in independent Lithuania, but also during German occupation, seems to be, at first glance, unbelievable. However, his rise in influence demonstrated that in the years of cultural transformation after 1944 even persons with what from the Soviets' perspective were dubious backgrounds could rise to leading positions under the new regime. In fact, the promotion of people like Švedas initially made possible some space for more liberally minded activity, as illustrated by the development of the State Ensemble's repertoire in the early years – material that in from the point of view of Soviet ideology left much to be desired.

However, the mass song campaign of the late 1940s demonstrated that the creation of a new Soviet genre of folklore was problematic in the Lithuanian SSR. Throughout the Stalin years Lithuanian composers tried to avoid making ideological compromises. Therefore, it was Švedas in particular, a former nationalist, who became the leading figure in the production of Soviet mass songs, not the least because his position as leader of the State Ensemble required him to comply. Yet during the Stalinist years it was still possible to agitate openly against official artistic discourse as can be proved with the example of Juozas Banaitis, one of the leading Communists supervising Soviet Lithuanian art. This structural penetrability in the field of cultural politics proves that the Stalin-era transformation in the Lithuanian SSR cannot be seen as a total *Gleichschaltung*, but rather as a transitional period with diffuse boundaries. Obviously, this has to do with the fact that the concept of mass songs and the idea of *samodeiatel'nost'* (amateur performance), phenomena that originated in the Soviet Union in 1920s, were imported to Lithuania only during the 1940s and 1950s. This delay in particular made the Stalinist culture of the Lithuanian SSR very different from Soviet culture in the older republics of the USSR. Moreover, the permanently growing network of laymen in the field of folklore, and the impressive presentations made during the large Song Festivals, communicated not only the concept and ideas of Socialist Realism, but at the same time made apparent that it was the Soviet cultural industry that was keeping Lithuanian national sentiments alive.

MITTEILUNGEN

Estnische Archivmaterialien im Internet

VON BIRGIT KIBAL

Die sich immer kraftvoller entwickelnde und immer vielseitiger nutzbare Informationstechnologie hat verschiedene elektronische Möglichkeiten geschaffen, die auch manche Vorteile für die Wissenschaft bieten. Das estnische Nationalarchiv (*Eesti Rahvusarhiiv*) bietet neben den mittlerweile traditionellen elektronischen Angeboten (elektronisches Abfragesystem) vielfältige Möglichkeiten für selbstständige Recherchen und einen Zugang zu digital bereitgestelltem Archivmaterial, ohne dass man persönlich ins Archiv kommen muss. Diese Möglichkeiten werden im folgenden Beitrag näher vorgestellt.

Das Archivinformationssystem AIS

Das Archivinformationssystem AIS (<http://ais.ra.ee/>), das bereits im Dezember 2004 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist, ermöglicht es, Informationen über ein bestimmtes Archivadokument in einer internetbasierten Datenbank zu finden. Benutzt man ein herkömmliches Archivverzeichnis bzw. den traditionellen Papierkatalog, muss vorher die Geschichte der gesuchten Institution oder die Biografie der betreffenden Person geklärt werden. Bei der Benutzung eines elektronischen Informationssystems wie dem AIS reicht es aus, wenn man ähnlich wie bei der Suche über *Google* das interessierende Stichwort bzw. die Stichwörter in die Suchmaschine eingibt. Nach den Ergebnissen wird dann in allen Archivbeständen der öffentlichen Archive Estlands gesucht. Das AIS umfasst sämtliche Archivalien, insgesamt etwa acht Millionen Einheiten, die im Nationalarchiv aufbewahrt werden. Diese Archivalien werden durch die Verzeichnisse der zwei historischen Stadtarchive Estlands – Tallinn bzw. Reval und Narva – ergänzt.

Geben wir in die Suchzeile auf der Startseite den Namen einer Person ein, z.B. „Hans Schmidt“, werden nach dem Klick auf die Suchtaste (OTSI) die Titel aller Archivalien auf dem Bildschirm angezeigt, die beide Suchwörter enthalten. Bei unserem Beispiel gibt es aber zahlreiche Titel, die sowohl eine Personen namens Hans Schmidt als auch z.B. Bauernhöfe mit dem Namen „Schmidt“ enthalten; zudem tauchen im Hinblick auf den eingegebenen Namen auch Amtsbezeichnungen auf. Sucht man nach einer konkreten Person, sollte man daher in die Suchzeile zuerst den Familiennamen und danach den Vornamen eingeben („Schmidt, Hans“). Die Suche kann auf Estnisch, Deutsch und Russisch durchgeführt werden. Denn dies sind die Sprachen der Dokumente, die in den estnischen Archiven aufbewahrt werden. Natürlich können auch Suchwörter in lateinischer, schwedischer, französischer oder in einer anderen Sprache, die im historischen Est- und Livland verwendet wurde, ausprobiert werden. Zwar gibt es in Bezug auf einige Forschungsthemen auch Suchergebnisse für englischsprachige Suchwörter, doch gibt es in den Archiven nur wenig Dokumente in englischer Sprache – sie treten in erster Linie in den Archiven der Außendienste der Republik Estland (1918–1940) und den Handelsarchiven aus dieser Zeit auf oder in den Archiven der exilestnischen Organisationen aus der Nachkriegszeit.

Die Sammlung digitalisierter Archivquellen „Saaga“

Bei der Sammlung digitalisierter Archivquellen „Saaga“ (<http://www.ra.ee/saaga>), die im Sommer 2005 zugänglich gemacht wurde, handelt es sich um eine Weiterentwicklung des oben beschriebenen AIS. „Saaga“ ermöglicht es, sich im Internet nicht nur den Titel der Archivalie, sondern auch das Dokument selbst anzusehen. Zurzeit sind mehr als 100 000 digitalisierte Archivalien einsehbar, die etwa 10 Millionen Seiten mit einem Umfang von 15 Terabyte umfassen. Diese Sammlung wird ständig ergänzt.

Die Benutzung des digitalen Archivs ist unentgeltlich, doch muss man sich ähnlich wie beim Besuch des Archivlesesaals auch für die Benutzung von „Saaga“ anmelden. Das nötige Anmeldeformular befindet sich in der rechten oberen Ecke der Startseite („registreeru“ in der estnischen bzw. „register“ in der englischsprachigen Version). Nach der Anmeldung erhält man den Zugang zum Verzeichnis der digitalisierten Quellen, das in etwa 30 Gruppen eingeteilt ist. Hier finden wir die für Genealogen wichtigen Kirchenbücher und Seelenverzeichnisse, Wackenbücher, Dokumente der Gemeindeverwaltungen, Rekrutenlisten und verschiedene Einwohnerverzeichnisse. Gerade für die Genealogen ist wohl bereits jetzt schon all das zugänglich, was für sie interessant ist. Auch viele Archivmaterialien von staatlichen und Selbstverwaltungsbehörden sowie von Gerichten – vorwiegend ab dem 18. Jahrhundert – sind bereits digitalisiert worden.

Daneben sind über „Saaga“ auch weitaus ältere Urkunden zugänglich. Die Digitalisierung der Pergamentsammlungen des *Rahvusarhiiv*, des Estnischen Historischen Museums (*Eesti Ajaloomuuseum*) und des Stadtarchivs Tallinn (*Tallinna Linnaarhiiv*) ermöglicht es, sich die *recto* und *verso* Abbildungen von ca. 4 100 Pergamentblättern anzusehen, die in erster Linie Material für die Erforschung der mittel- und frühneuzeitlichen Siedlungs- und Agrargeschichte Estlands enthalten.¹ Neben den Pergamenturkunden verdient auch die Sammlung der digitalisierten Siegel Beachtung, von der wiederum den größten Teil die Sammlung des deutschbaltischen Historikers Robert von Toll (1802–1876) ausmacht. Sie enthält Siegel der Est-, Liv- und Kurländischen Ritterschaften, des Revaler und Lübecker Magistrats sowie die in den Archiven St. Petersburgs, Königsbergs, Kopenhagens und Stockholms aufbewahrten Siegel, die in galvanoplastischer Nachbildung aus den Negativkopien der Originale hergestellt wurden.

Eine gesonderte Sammlung stellen die digitalisierten Adelswappen dar, wovon der überwiegende Teil aus dem Archiv der Estländischen Ritterschaft stammt. Außer der Abbildung der Wappen kann sich der Benutzer auch darüber informieren, wem und wann das betreffende Wappen verliehen wurde, von welchem Herrscher die betreffende Familie in den Adels-, Freiherrn-, Baronen- oder Grafenstand erhoben wurde oder wann die Familie in die Adelsmatrikel Est-, Livlands, Ösels oder Schwedens eingetragen wurde. Gegebenenfalls ist auch der Familienzweig genauer angegeben; hinzugefügt wurden auch Verweise auf Archivalien im Historischen Archiv, die sich auf die betreffende Familie beziehen.

Die Kartensammlung

Die Kartensammlung (<http://www.ra.ee/kaardid/>) umfasst etwa 25 000 digitalisierte und 90 000 beschriebene Karten. Das älteste kartografische Dokument stammt aus dem Jahre 1632, die erste detailliertere Kartenserie aus den 1680er bis 1690er Jahren, als in Zusammenhang mit der Güterreduktion eine das ganze Land umfassende Kartierung durchgeführt wurde. Die Mehrzahl der Karten stammt aus der Zeit von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts.

Neben der digitalen Kartensammlung ist auch der Kartenserver der historischen Verwaltungsgrenzen „Kupits“ (Grenzstein) eine wertvolle Hilfe. Zu dieser Datenbank wurden Kartenschichten zur administrativen Gliederung aus den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sowie aus den Jahren 1922, 1934, 1938, 1959, 1979, 1989, 1999 und 2004 zusammengefügt. Hier sind die Verwaltungseinheiten der betreffenden Periode, angefangen

¹ Das älteste in Estland aufbewahrte schriftliche Dokument ist eine im Tallinner Stadtarchiv im Bestand des Revaler Magistrats aufbewahrte Pergamenturkunde aus dem Jahre 1237, in der der päpstliche Legat Wilhelm von Modena über eine Spende Kaiser Friedrichs II. für die Kirche Auskunft gibt.

mit dem Gut, der Gemeinde und dem Gouvernement bis hin zu den Dorfsowjets und Rayons der Estnischen SSR eingetragen. Zusätzlich wurde eine Kartenschicht geschaffen, auf der die Gutszentren samt den Standorten der Vieh-, Neben- und Hilfsgüter eingetragen sind.

Außerdem befinden sich in der digitalen Sammlung die in der Zeit von 1871 bis 1918 vom Dorpater Magistrat bestätigten Bauprojekte, Angaben zu allen Grundstücken der Städte Hapsal und Leal, zu den im Stadtarchiv Tallinn aufbewahrten Grundstückregister und -akten der Stadt Reval vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis 1940 sowie Akten über die Eintragung von Gütern ins Grundstückregister (1889–1940). Zu allen genannten Datenbanken gelangt man mühelos über den virtuellen Lesesaal VAU des *Rahvusarhiiv* (<http://www.ra.ee/vau/>).² Informationen können mithilfe der Namen der Eigentümer, der Grundstücksnummern oder der Straßennamen abgefragt werden.

Die Foto-, Film- und Videosammlung

Da die Analogfotografie vor allem im vorigen Jahrhundert verbreitet war, liefert die digitalisierte Fotosammlung mit mehr als 400 000 Einheiten (<http://www.ra.ee/fotis>) eine repräsentative Übersicht über die estnische Geschichte des 20. Jahrhunderts in visueller Form. Die Mehrheit der digitalisierten Fotos stammt aus den Sammlungen des Filmarchivs. Die größte Fotosammlung stellt das Archiv der Estnischen Nachrichtenagentur (*Eesti Teadeteagentuur*) dar, das mehr als 38 000 Negative enthält. Hier sind auch Fotokollektionen aller zur sowjetischen Zeit herausgegebenen Zeitungen und zum Teil auch der Zeitschriften einsehbar. Erwähnung verdient zudem die Fotosammlung des Vereins für Heimatforschung (*Kodu-uurimise Selts*) der Estnischen Akademie der Wissenschaften, die über Fotos von allen Landkreisen VorkriegsEstlands verfügt.

Die Filmsammlung ist im Internet unter der Adresse <http://www.filmi.arhiiv.ee/fis> zugänglich. Das estnische Filmerbe ist größtenteils im Filmarchiv untergebracht, wo über 7 100 Filmarchivalien, mehr als 2 600 Video- und mehr als 8 100 Tonaufnahmen aufbewahrt werden. Im Internet ist der größere Teil der in Estland hergestellten Kinorundschauen zugänglich – die Produktionen von „Estonia Film“, „Eesti Kultuurfilm“ und „Tallinnfilm“.

² Der virtuelle Lesesaal bietet zudem die Möglichkeit, Kopien zu bestellen oder Fragen zu stellen. Abrufbar sind eine Vielzahl von Hilfstexten je nach Forschungsgebiet inkl. der Verweise auf sachbezogene Anwendungen und die Literatur. Außerdem können im virtuellen Lesesaal persönliche Datenbanken geschaffen und aufbewahrt werden, die auch mit anderen Benutzern geteilt werden können. Das Archiv plant zudem, die Benutzer zur Archivarbeit heranzuziehen: Mit Hilfe der Nutzer sollen Dokumente indiziert, Beschreibungen ergänzt und redigiert oder das Material mit Stichworten versehen werden. Zudem können aber auch verschiedene Übersetzungsarbeiten und Transkriptionen vorgenommen werden.

Auch kann man sich Beispiele für Dokumentarfilme und Präsentationen der Sammlungen der kleineren Filmhersteller – Filmproduktion von Theodor Luts, „Eesti Reklaamfilm“, Vesilind OÜ, „Faamafilm“, TV-3, „Eesti Telefilm“, „Polarfilm“ – ansehen. Spielfilme im Internet zu präsentieren wird jedoch durch das Urheberrechtsgesetz eingeschränkt.

Zum Schluss

Wer sich darüber informieren möchte, ob ein bestimmtes Dokument vorhanden ist, beginnt mit der Recherche über das Archivinformationssystem AIS. Um zum Inhalt der Archivalie zu gelangen, stehen dem Benutzer verschiedene Sammlungen digitalisierter Quellen zur Verfügung, worunter „Saaga“ mit 30 verschiedenen Quellenarten am umfangreichsten ist. Fachspezifische Anweisungen bietet der virtuelle Lesesaal an, über den auch alle Verweise auf die Online-Umgebungen samt Hilfsmaterialien zu finden sind. Das Ziel aller Internetanwendungen ist es, den Zugang zu den Archiven bequemer und schneller zu gestalten sowie der Öffentlichkeit zu vermitteln, welche vielfältigen Materialien zur selbständigen Nutzung bereitgestellt sind. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist es, die Archive allen Interessenten mit ihren unterschiedlichen Erwartungen benutzerfreundlich zu erschließen, seien es Bürger, die sich für ihre Familiengeschichte oder die Geschichte ihres Heimatortes interessieren, seien es Schüler und Studenten, die ergänzende oder alternative Quellen für ihre Studien brauchen, seien es Journalisten, die ihre Artikel mit Archivquellen untermauern wollen, oder Wissenschaftler, die sich mit detaillierten Forschungen auf egal welchem Gebiet beschäftigen und nach spezifischem Material suchen. Die oben beschriebenen Projekte, die von den öffentlichen Archiven Estlands angeregt und entwickelt wurden, können auch vor dem Hintergrund der weltweiten Entwicklungen im Archivwesen sowohl im Hinblick auf die Popularisierung der Geschichte als auch im Kontext der professionellen historischen Forschung durchaus als beachtlich gelten.

Sodomie, *gender studies* und die baltische Geschichte: Anmerkungen zu einer schwedischen Dissertation

VON AIVAR PÖLDVEE

Gender Studies sind infolge des Aufschwungs des Feminismus zu einer akademischen Disziplin aufgestiegen, doch stecken sie wie auch die darin verwurzelte Erforschung der Männlichkeit in Estland erst in ihren Anfängen. Die Geschlechterstudien reichten zu sowjetischer Zeit nicht bis hinter den Eisernen Vorhang, denn hier walteten „Arbeiter und Kolchosbauerin“. Erst nach der Öffnung der Grenzen konnten allmählich die früheren Hemmungen beseitigt werden, begleitet jedoch von schiefen Blicken, Skeptizismus und oftmals auch Hysterie. Immerhin gibt es in Estland seit 2000 die Zeitschrift für Frauen- und Männerforschung „Ariadne Lõng“ (Ariadnefaden), und ein erstes Hochschullehrbuch zum Thema wurde 2011 fertiggestellt.¹ In der von der Zensur befreiten estnischen Geschichtswissenschaft wurden in erster Linie Themen der nationalen Identität in den Fokus genommen; an einer Geschlechterperspektive fehlt es bislang fast völlig, ganz zu schweigen von Monografien zu diesem Thema.² Im Jahre 2011 verteidigte aber die Schwedin Susanna Sjödin Lindenskoug an der Universität Stockholm (in Södertörn) eine Dissertation über Sodomie und Männlichkeit in Livland,³ weshalb ihre Arbeit an dieser Stelle eine nähere

¹ Sissejuhatus soouuringutesse [Einführung in die Geschlechterstudien], hrsg. von RAILI MARLING, Tartu 2011.

² Als Beispiel für die Verwendung der Geschlechterperspektive sei angeführt MARIKA MÄGI: Abielu, kristianiseerimine ja akulturasioon. Perekondliku korralduse varasemast ajaloost Eestis [Ehe, Christianisierung und Akkulturation. Über die frühere Geschichte der Familienordnung in Estland], in: Ariadne Lõng 2009, Nr. 1/2, S. 76-101. Mati Laurs Aufsatz zur Rechtsprechung über uneheliche Mütter (MATI LAUR: *Peccatum contra sextum* vor dem Pernauer Landgericht in den 1740er Jahren, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 132-150) untersucht typisches Material für Geschlechterstudien, wobei er vom Verhältnis zwischen der Norm und der Wirklichkeit sowie von der Perspektive der Verwaltungsfähigkeit der Behörden ausgeht. Hervorhebung verdient die gerade erschienene Gesamtdarstellung des estnischen Mittelalters, die auch die Kapitel „Die Ehe und die Familie“ sowie „Die soziale Stellung der Frau“ bietet. Eesti keskaeg [Estnische Geschichte. Das estnische Mittelalter], hrsg. von ANTI SELART, Tartu 2012, S. 368-371.

³ SUSANNA SJÖDIN LINDENSKOUG: Manlighetens bortre gräns. Tidelagsrättegångar i Livland åren 1685–1709 [Die äußerste Grenze der Männlichkeit. Fälle von Sodomie in Livland vor Gericht 1685–1709], Stockholm 2011 (Stockholm Studies in History, 94; Södertörn doctoral dissertations, 55). 174 S.

Würdigung verdient. Tatsächlich kann Lindenskougs Studie für den estnischen (und lettischen) Kontext grundsätzlich als bahnbrechend und grenzüberschreitend gelten, handelt es sich doch bei ihr sozusagen um eine Wegbereiterin der historischen Männerforschung aus dem Nordwesten.

In Schweden gibt es schon seit Langem unter den Historikerinnen und Historikern ein veritables Interesse an Geschlechterstudien. Erste verallgemeinernde Abhandlungen stammen z.B. von Kekke Stadin, die sich mit der Geschlechterthematik zur Zeit der schwedischen Großmacht (*Stormaktstiden*) in der Frühneuzeit auseinandersetzt.⁴ Stadin geht in ihrer Studie zwar nicht auf die damaligen schwedischen Ostseeprovinzen ein, doch hat sie als wissenschaftliche Betreuerin von Lindenskougs Arbeit deren Perspektive für die jenseits der Ostsee waltenden Männer geschärft, um ein Vergleichsobjekt für die bisherigen Forschungen zu finden. Zeigten sich etwa in der Männlichkeit der livländischen Bauern besondere Züge im Vergleich zu deren schwedischen Standesgenossen? Diese Frage versucht Lindenskoug anhand von livländischen Gerichtsdokumenten zu beantworten, die 28 Fälle von Sodomie (dt. Zoophilie, schwed. *Tidelag*) in der Zeit von 1685 bis 1709 behandeln. Leserinnen und Leser des vorliegenden Beitrags mögen sich über diese Themen- und Materialwahl wundern. Würde etwa ein Wissenschaftler, der sich mit der Gegenwart beschäftigt, zur Klärung eines vergleichbaren Problems auf die Sodomie eingehen? Sind die 28 Fälle überhaupt geeignet, eine repräsentative Stichprobe zum Vergleich der Männlichkeit bei schwedischen und estnischen Männern zu bieten? Die Antworten sind wahrscheinlich negativ, denn erstens hat sich der soziale und rechtliche Kontext der Sodomie verändert,⁵ zweitens wäre es kompliziert, eine geeignete statistische Formel aufzustellen so wie es drittens schwierig ist, eine geeignete Forschungsmethode zu finden, viertens aber käme es erst einmal darauf an, „Männlichkeit“ zu definieren und fünftens müsste bewiesen werden, dass der Geschlechtsverkehr mit Tieren dieses Konzept in relevanter Weise widerspiegelt. Im Hinblick auf die historischen Quellen sieht die Sache wohl etwas einfacher aus, denn untersucht werden kann nur das, was erhalten ist. Und solche Texte, in deren Mittelpunkt die Sexualität des Mannes steht, die verschiedene Stimmen hörbar werden lassen und in denen diverse Ansichten vertreten sind, können eben nur in Gerichtsakten gefunden werden. Im Hinblick auf Frauen können Fälle von Kindstötung als Vergleichsmaterial dienen,⁶ aber auch

⁴ KEKKE STADIN: *Stånd och genus i stormaktstidens Sverige* [Der Stand und das Geschlecht in Schweden während der Großmachtzeit], Lund 2004.

⁵ In Schweden wurde die Sodomie im Jahre 1944 entkriminalisiert, in Estland gibt es kein eindeutiges Verbot.

⁶ Von den neueren schwedischen Untersuchungen zur Frühneuzeit seien genannt: EVA BERGENLÖV: *Skuld och oskuld. Barnamord och barnkvävning i rättslig diskurs och praxis omkring 1680–1800* [Die Schuld und die Unschuld. Die Kindstötung und die Erstickung des Kindes im rechtlichen Diskurs und in der rechtlichen Praxis in der Zeit 1680–1800], Lund 2004; HELENA HAGELIN: *Kvinnovärldar och barnamord. Makt, ansvar och gemenskap i rättsprotokoll ca 1700–1840* [Die Frauenwelten

dabei stellt sich die Frage, ob und inwieweit dieser Akt für das Konzept „Weiblichkeit“ signifikant ist.

Zu den schwedischen Untersuchungen, auf die sich Lindenskougs Studie bezieht, zählen die Arbeit von Jens Rydström über Sodomie und Homosexualität in Schweden von 1880 bis 1950⁷ und – hinsichtlich des empirischen Vergleichsmaterials – die Dissertation von Jonas Liliequist über Sodomie in Schweden.⁸ Liliequists Arbeit geht von der Perspektive der historischen Anthropologie und der Mentalitätsgeschichte aus. In ihr werden auf der Grundlage von Gerichtsakten 1510 Fälle aus den Jahren von 1635 bis 1754 analysiert. Dabei wurden nur in neun Fällen Frauen angeklagt – in diesem Sinne war die Sodomie tatsächlich ein durchaus „männliches“ Delikt. Erschreckend aber ist die Tatsache, dass insgesamt 1032 Angeklagte zu Tode verurteilt wurden. Diese Zahl übersteigt sogar die Anzahl der Opfer von Hexenprozessen zur selben Zeit. Liliequist polemisiert auch gegen die Theorie der *gender studies*, indem er in einem Aufsatz zu den „fließenden Grenzen der Männlichkeit“ fragt, ob der allgemein verwendete Begriff der Männlichkeit überhaupt eine analytische Kategorie sei.⁹ Neben den spezifischeren theoretischen Nuancen muss auch gefragt werden, wo die Grenze zwischen den männlichen und den allgemein menschlichen Wertvorstellungen verläuft, und ob es gerechtfertigt ist, solche Vorstellungen als männlich oder unmännlich zu klassifizieren, die für die Menschen des 17. Jahrhunderts jeglichen Inhalts entbehrten. Hierbei ist es angebracht zu erwähnen, dass im umfangreichsten deutsch-estnischen Wörterbuch des 17. Jahrhunderts der Begriff „Männlichkeit“ (estn. *mehelikkus*) gar nicht auftaucht, das Wort „Manheit / manlich“ wird auf Estnisch mit *meehe igga / meheiga* (dt. Mannesalter) und das Wort „männlich“ mit *meehe kombel / mehe kombel* (dt. wie ein Mann) wiedergegeben.¹⁰

Zu Lindenskougs theoretischem Repertoire gehört der obligatorische Lesestoff, angefangen mit Joan Scotts Auffassung, wonach das Geschlecht eine kulturelle und soziale Konstruktion sei, dem *one-sex model* von Thomas Laqueur bis zu den Abhandlungen von Raewyn Connell und George Mosse über Männlichkeit.¹¹ Lindenskoug zufolge drücke sich diese in

und die Kindstötung. Macht, Verantwortung und Zusammengehörigkeit in Gerichtsprotokollen, ca. 1700–1840], Göteborg 2010.

⁷ JENS RYDSTRÖM: *Sinners and Citizens: Bestiality and Homosexuality in Sweden, 1880–1950*, Stockholm 2001.

⁸ JONAS LILIEQUIST: *Brott, synd och straff. Tidlagsbrottet i Sverige under 1600- och 1700-talet* [Delikt, Sünde und Strafe. Sodomie in Schweden im 17. und 18. Jahrhundert], Umeå 1992.

⁹ DERS.: *Manlighetens flytande gränser. Om manlighet som analytiskt begrepp i historiska analyser* [Fließende Grenzen der Männlichkeit. Über die Männlichkeit als analytischen Begriff in historischen Analysen], in: *Scandia* 74 (2008), Nr. 1, S. 83–103.

¹⁰ HEINRICH GÖSEKEN: *Manuductio ad lingua oesthonicam*, Reval 1660, S. 287.

¹¹ JOAN WALLACH SCOTT: *Gender and the Politics of History*, New York 1988; THOMAS LAQUEUR: *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud*, Cambridge, Mass. 1990; ROBERT W. [RAEWYN] CONNELL: *Masculinities*, Berkeley

der Sodomie als Antithese aus, als Unmännlichkeit also. Dies impliziert auch der Ausdruck „äußerste Grenze“ im Titel ihrer Studie – auf der einen Seite bedeutet der Geschlechtsverkehr mit einem Tier die Überschreitung der Grenze der Männlichkeit, ja deren Verlust, auf der anderen Seite wird damit aber auch eine kulturelle Grenze zwischen Schweden und dem (barbarischen) Livland markiert. Es hat den Anschein, dass sich der Titel auch auf Lilliequists „fließende Grenzen der Männlichkeit“ reimen soll. Die Rezensentin der Dissertation Maja Bondestam, die selbst eine Monografie über Hermaphroditen verfasst hat,¹² bemängelte, Lindenskoug nehme weder zu früheren Studien noch zur Theorie Stellung, obgleich sie „auf der Grundlage ihrer Quellen ohne Weiteres einen Beitrag zu einer lebhaften Diskussion über die Macht, das Wesen und die Geschlechtlichkeit des Menschen“ hätte leisten und auf diese Weise „die Relevanz der Studie“ hätte erhöhen können. Insgesamt aber sei die Arbeit mitreißend und flüssig geschrieben, durchaus unterhaltsam zu lesen und frei von einer chaotischen Vielzahl empirischer Beschreibungen. Bondestam hob positiv hervor, dass Lindenskoug außer der Männlichkeit auch die livländischen Verhältnisse insgesamt diskutiere, wo die einheimischen Bauern mit der deutschbaltischen Elite sowie mit den offiziellen Normen der schwedischen Gesetzgebung und dem Luthertum konfrontiert gewesen seien. Eine solche Herangehensweise, wo die „Tür ein bisschen geöffnet wird“, sei für die schwedische Geschichtsschreibung, die in erster Linie über das Mutterland Schweden reflektiere, eine seltene Ausnahme.¹³

Der Autor des vorliegenden Beitrags ist weder ein erfahrener Geschlechterforscher noch ist er mit den Quellen der hier anzuzeigenden Studie im Historischen Staatsarchiv Lettlands¹⁴ in Riga vertraut. Trotzdem hat das Buch in ihm die Erwartung geweckt, einen auf bislang unbekanntem Material beruhenden Einblick in die sozialen und kulturellen Verhältnisse Livlands zu finden. Leider werden die lokalhistorischen Aspekte von Lindenskoug eben doch nicht so sehr in den Fokus genommen. Im Mittelpunkt ihrer Studie steht vielmehr die abstrakte Männlichkeit, nicht die Sodomie als ein Phänomen oder deren Rolle in der livländischen Gesellschaft.

Die 28 Fälle von Sodomie, die Lindenskoug behandelt, wurden vor fünf Landgerichten verhandelt: in Dorpat sechs (dazu zwei kurländische Fälle), in Pernau und auf Ösel je drei, in Riga sieben und in Wenden sieben Fälle. Alle Angeklagten waren Männer, unter ihnen waren keine Deutschen.

1995; GEORGE L. MOSSE: *The Image of Man: The Creation of Modern Masculinity*, New York 1996.

¹² MAJA BONDESTAM: *Tvåkönad. Studier i den svenska hermafroditens historia* [Zweigeschlechtig. Studien zur Geschichte der Hermaphroditen in Schweden], Nora 2010.

¹³ DIES.: *Sodomitens brist på manlighet* [Mangel an Männlichkeit bei den Sodomiten], in: *Historisk tidskrift* 132 (2012), S. 110–116.

¹⁴ In der Studie wird der zu sowjetischer Zeit gebräuchliche Name des Archivs verwendet: *Latvijas PSR Centralais Valsts Vestures Arhivs* (sic!).

Allerdings nimmt die Autorin weder eine ethnische Differenzierung der Angeklagten vor noch geht sie näher auf deren Herkunft ein. In Anbetracht des jeweiligen Gerichtsbezirks und einigen näheren Hinweisen darf man davon ausgehen, dass zwölf davon Esten, 15 Letten und einer ein Finnlandschwede aus Nyland war. Die Gerichtsverhandlungen und Sodomiefälle werden kurz im Anhang 1 beschrieben, wobei die folgende Einteilung vorgenommen wird: 16 Männer, zehn Jugendliche und sechs minderjährige Jungen. Im Anhang 2 finden sich zwei Tabellen mit Angaben über die Angeklagten, Zeugen und Gerichtsurteile. Die Autorin hat unter den Angeklagten sieben bis neun Bauernwirte festgestellt, wobei mindestens fünf von ihnen verheiratet waren. Zwölf Angeklagte wurden zum Tode verurteilt, dreien wurde eine Prügelstrafe auferlegt, zwölf wurden freigesprochen und ein Prozess wurde ausgesetzt, da dem Angeklagten kein schuldhaftes Verhalten nachgewiesen werden konnte. Von den Tieren, die missbraucht wurden, waren 27 Stuten, neun Kühe und zwei Ziegen.

Lindenskougs Studie ist in drei Kapitel eingeteilt, worin jeweils die Haltung der Angeklagten, Zeugen und der Obrigkeiten (*överhéten*) zur Sodomie, aber auch ihre Einstellungen, Vorurteile, Verhaltensmotive und gegenseitige Beziehungen erforscht werden, die in den Gerichtsdokumenten zum Ausdruck kommen und sich im Kontext des Konzepts der Männlichkeit betrachten lassen. Daher sind die eigentlichen Gerichtssachen auf drei Teile verteilt, und um sie zu verstehen, müssen die Fallbeschreibungen im Anhang gelesen werden (was allerdings weitaus einfacher wäre, hätte man diese in chronologischer Reihenfolge platziert und den Verweisapparat besser systematisiert¹⁵). So etwa wird in der Studie wiederholt ein Jugendlicher namens Ansche genannt, doch stellt sich erst am Schluss der Studie heraus (S. 125 und im Anhang, S. 159), dass dieser lediglich versucht habe, auf eine Wunde am Rücken des Pferdes zu urinieren – was ein verbreiteter Brauch in der Volksmedizin war, auf den die Autorin jedoch zu verweisen unterlässt.

Die Rezensentin Bondestam wiederum hob gerade diesen direkten (*strikt*) Fokus auf die „durch die Männlichkeit codierten Eigenschaften“ lobend hervor. Lindenskoug sieht als Anzeichen für Männlichkeit solche Eigenschaften an, welche die Angeklagten verteidigen oder ausdrücken mussten, d.h. die einen Mann zu „einem ganzen Kerl“ (*en hel karl*) werden ließen. Dieser musste ehrlich (*hederlig*), gottesfürchtig (*gudfruktig*), und tugendhaft (*sedlig*) sein, sich selbst unter Kontrolle haben und verantwortungsvoll (*ansvarsfull*) auftreten. Nach diesen Eigenschaften ist auch der Text strukturiert. Die Autorin erwähnt zusätzlich noch solche Kategorien wie Selbstbewusstsein, Verehrungswürdigkeit und Zuverlässigkeit – für

¹⁵ In der Studie wird stets nur auf die Akte, nicht jedoch auf die darin enthaltene Urkunde oder das Blatt verwiesen, was den wissenschaftlichen Apparat der gesamten Studie recht undurchsichtig und schwer „navigierbar“ macht. Außerdem wäre es dienlich gewesen, die Herkunft der behandelten Personen genauer anzugeben, so etwa wurde der Name nur eines Pastors angeführt.

die wichtigste Komponente der Männlichkeit hält sie indes die Heirat, ohne die man eigentlich nicht von „einem ganzen Kerl“ sprechen könne.

Da die Sodomie sowohl dem Gesetz Gottes als auch demjenigen der Natur widersprach und angenommen wurde, dass in deren Folge das ganze Land mit der Plage Gottes (Krieg, Missernte, Krankheiten usw.) bedroht sei, waren dafür überall in Europa harte Strafen vorgesehen. Das schwedische Landgesetz (*landslagen*) von 1608 sah vor, dass der Angeklagte lebendig begraben oder zusammen mit dem Tier verbrannt werden sollte. In der betrachteten Periode kam jedoch die Enthauptung zur Anwendung, nach der der Leichnam des Delinquenten zusammen mit dem Tier verbrannt wurde. Über „missbrauchte“ Tiere wurde nicht Recht gesprochen, doch wurden sie rituell hingerichtet als Beteiligte an der Straftat (S. 40-44). Im Hinblick auf die Fälle von Sodomie in Livland fällt der große Anteil von Pferden als „Partnerin“ auf. Lindenskoug erklärt dies damit, dass die Pferde zur Männerdomäne gehörten, weshalb sie größeres Ansehen genossen und für attraktiver gegolten hätten als die Kühe, die im Haushalt zur weiblichen „Domäne“ gehörten. Es wurden nur weibliche Tiere missbraucht, was bedeutet, dass es beim Geschlechtsverkehr auf das Geschlecht des Tieres ankam; mehrere Angeklagte erwähnten auch die Schönheit des Pferdes, die sie zur Sünde verführt hätte. In vielen Fällen wurden aber Hexerei, Teufel und Gott beschuldigt, welche den Mann zur Straftat angestachelt hätten. Die damalige Mentalität spiegelt ein Fall, wo sich die Richter bei einem Mann danach erkundigten, ob dieser der Vater des Fohlens sei, das die Stute, mit der er Geschlechtsverkehr gehabt hatte, später gebar. In einem anderen Fall verweigerte das Gericht keineswegs die Eröffnung des Verfahrens gegen einen siebenjährigen Jungen, der mit einem Kalb lediglich gespielt habe und gar nicht verstand, was man von ihm wollte. Im Vergleich zu Schweden waren an den livländischen Fällen überraschend viele erwachsene Männer beteiligt, fast die Hälfte der Angeklagten war über 30 Jahre alt, viele von ihnen waren auch verheiratet. Trotzdem sind sie das große Risiko eingegangen erwischt zu werden.

Moralischer Druck und Angst lasteten auch auf den Augenzeugen, denen bekannt war, dass es sich um ein schweres Delikt handelte: Mit einer Aussage in so einem Fall konnte nicht nur die eigene Seele, sondern das ganze Land gerettet werden. In Schweden wurde 1686 ein Gesetz verabschiedet, das Viehzüchter ermahnte, ihre Jungen nicht damit zu beauftragen, das Vieh auf die Weide zu treiben; in weiterer Hinsicht war für Schweden eine scharfe soziale Kontrolle und große Bereitschaft charakteristisch, Fälle von Sodomie anzuzeigen. Lindenskoug zufolge seien die Fälle in Livland eher durch Zufall vor Gericht gekommen. Zugleich wurden in Schweden ca. 68% der Angeklagten zu Tode verurteilt, während sich in Livland diese Zahl auf weniger als 43% belief. Kann man daraus den Schluss ziehen, dass in Livland allzu eifrig Anzeige erstattet wurde und in vielen Fällen Männer denunziert wurden, denen keine Schuld nachgewiesen werden

konnte? Im Hinblick auf die beschriebenen Gerichtssachen sondert die Autorin unter den Hauptzeugen 15 Frauen und 16 Männer aus, bei denen sich ein geschlechtsspezifisches Verhalten sowohl bei der Aufdeckung des Falls als auch vor Gericht gezeigt habe. Von den Frauen, die Zeugin eines Geschlechtsaktes mit einem Tier wurden, reagierten ganze elf lauthals (eine warf sogar einen Stein), während sich von den 16 männlichen Zeugen zehn passiv verhielten. Aktives Eingreifen sieht Lindenskoug im Kontext der Männlichkeit als Anzeichen von Verantwortungsbewusstsein und als mutiges (*modig*), redliches (*rätträdig*) und mündiges (*myndig*) Verhalten an (S. 83). Dabei übersieht sie jedoch einen kleinen Widerspruch – nach dieser Logik scheinen die Frauen „männlicher“ gewesen zu sein als die Männer selbst. Sachgerecht erwähnt sie jedoch, dass die livländischen Bauern und die Oberschicht nicht die gleichen Wertvorstellungen teilten, weshalb die Erstattung von Anzeigen und die Ablegung eines Geständnisses vor Gericht ständisch und – dies müsste ergänzt werden – auch ethnisch geprägt waren. In vielen Fällen zeigten sich auch praktische wirtschaftliche Überlegungen. Es wollte ja niemand seinen Knecht oder Bauer verlieren, auch wurde versucht das Tier, das bei der Schändung ertappt worden war, schnell weiterzuverkaufen, ohne seine Hinrichtung abzuwarten. Da die Sodomie im Falle ihrer Aufdeckung eine Frage von Leben und Tod war, gab dies den Zeugen große Macht, weshalb das Gericht sorgfältig überprüfte, ob mithilfe falscher Aussagen nicht persönliche Rechnungen geklärt werden sollten. Aber auch die Zeugen wurden von der Angst vor Rache geplagt.

An dieser Stelle kann nicht auf sämtliche Aspekte von Lindenskougs Studie eingegangen werden, ganz zu schweigen von den darin beschriebenen pikanten Angelegenheiten und zitierten anschaulichen Auffassungen. Fragt man sich aber, ob die Studie einem Leser, der mit der livländischen Geschichte gut vertraut ist, neue Erkenntnisse vermittelt oder grundlegende Ergebnisse vorlegt, so kommt man leider zu dem Schluss, dass dies nur in geringem Maße geschieht, sieht man einmal von dem konkreten Material über die Fälle von Sodomie ab. Zwar werden die Schlussfolgerungen, welche die Autorin hinsichtlich der Männlichkeit in Livland unter Berücksichtigung der Leibeigenschaft, der gesellschaftlichen, demografischen und kulturellen Unterschiede zieht, durch die Gerichtsmaterialien bestätigt, doch wäre es möglich gewesen, recht ähnliche Ergebnisse auch ohne die besagten Quellen zu erzielen. Für die Studie hätte sich positiv ausgewirkt, wenn sich die Autorin mit den livländischen Verhältnissen ausführlicher auseinandergesetzt hätte, denn viel zu oft wird als Hintergrundinformation nur die Übersicht aus der Feder von David Kirby herangezogen.¹⁶ Zwar wird auf eine beachtliche Zahl von Abhandlungen über

¹⁶ DAVID KIRBY: Östersjöländernas historia [Die Geschichte der Ostseeländer] 1492–1772, Uddevalla 1994 (Orig.: Northern Europe in the Early Modern Period. The Baltic World 1492–1772, London und New York 1993).

die livländische Geschichte verwiesen, doch hindert dies die Autorin nicht daran, in aller Ausführlichkeit über die Frage nachzugrübeln, auf welcher Sprache denn den livländischen Bauern die Predigt in der Kirche gehalten worden sei: auf Schwedisch, Deutsch oder etwa „in der Sprache der Bauern selbst“ (S. 36). Die soziale Position des Pastors bestimmt Lindenskoug einfach anhand des Beispiels der volksverbundenen Geistlichkeit in Schweden, wovon sich die deutsch geprägten Verhältnisse in Livland jedoch deutlich unterschieden. Sie überschätzt auch das Maß an „heidnischem Wesen“ der livländischen Bauern auf der einen Seite und den Einfluss der Lehre, die auf der Haustafel (*bustavla*) von Luthers Katechismus beruhte, auf der anderen. Letztere war typisch für Schweden, doch gehörte sie in der betrachteten Periode nicht unmittelbar zum Programm der Indoktrination der estnischen und lettischen Bauernschaft. Von den Autoren des 17. Jahrhunderts wird auf Paul Einhorn verwiesen, aber es wäre vorteilhaft gewesen, auch Christian Kelchs Beschreibungen von der livländischen Gesellschaft und den Ehebräuchen der Bauern heranzuziehen, welche der Chronist besonders ausführlich beschreibt. Kelch erwähnt dabei unter anderem, dass Braut und Bräutigam nach der Trauung versuchten, einander auf den Fuß zu treten, da angenommen wurde, dass diejenige, der dies zuerst gelang, die Oberherrschaft in der Ehe haben werde. Er erzählt auch davon, wie die Witwen selbst „mit einer Flasche Brantwein auff die Freye reiten“, um sich einen Mann zu suchen.¹⁷ Für einen Vergleich zum Thema Männlichkeit bieten sich noch weitere ungenutzte Möglichkeiten an. Beispielsweise wurde auf der Grundlage estnischen Materials darauf hingewiesen, dass Männer oft von Hexenprozessen betroffen waren, während dies in Schweden und woanders im westlichen Europa als ein überwiegend weibliches Delikt galt.¹⁸

Ungeachtet der etwas zerfließenden Grenzen weist Lindenskougs Studie auf Themen, Quellen und Forschungsmöglichkeiten hin, welche estnische und lettische Spezialisten für die Frühneuzeit noch nicht erschlossen haben. Während Kenner der livländischen Geschichte bislang gern die Mitteilung Balthasar Russows über einen Russen zitiert haben, der in Reval mit einer Stute Geschlechtsverkehr hatte und dafür auf dem Scheiterhaufen landete, was sogar die Beziehungen zum Moskauer Großfürsten verdarb, ist nun ein ganzes Buch erschienen, das spannenden Lesestoff zu den livländischen Bauern bietet. In gewisser Weise mag vielleicht auch das wissenschaftliche Potenzial der *gender studies* anregend wirken, das auf der Grundlage von recht begrenztem Quellenmaterial und einer zumindest umstrittenen Theorie ermöglicht, erfolgreich den Dokortitel zu erlangen.

¹⁷ CHRISTIAN KELCH: Liefländische Historia, Reval 1695, S. 16-24.

¹⁸ MAIA MADAR: Estonia I: Werewolves and Poisoners, in: Early Modern European Witchcraft: Centres and Peripheries, hrsg. von BENGT ANKARLOO und GUSTAV HENNING, Oxford 1990, S. 257-272.

Der *imperial turn* in Estland: Anmerkungen zu Toomas Karjahärms „Das Russische Imperium und der Nationalismus“

VON KARSTEN BRÜGGEMANN

Der Titel von Toomas Karjahärms neuem Buch *Vene impeerium ja rahvuslus*¹ – eine Anspielung auf eine 2006 unter dem Titel „Das Imperium der Romanovs und der Nationalismus“ erschienene Aufsatzsammlung von Aleksej Miller² – macht deutlich, welches Ziel der Autor verfolgt. Sein Werk soll einen Beitrag zur internationalen Forschungsdiskussion über das Russländische Reich liefern, die sich seit einigen Jahren mit interessanten Neuinterpretationen, die gerade auch aus der zentralen Politik in nicht-russischen Peripherien gewonnen werden, auf sich aufmerksam macht. Zweifellos stellt Millers Buch nach Andreas Kappeler's pünktlich zum Zerfall der Sowjetunion 1991 erschienenem Werk „Russland als Vielvölkerreich“³ einen der wichtigsten Beiträge zum *imperial turn* in der Geschichtsschreibung zum späten Zarenreich dar. Welche Akzente setzt nun Estlands Spezialist für diese Periode?

Zunächst einmal hat Karjahärm kein Buch über *die* zarische Nationalitätenpolitik geschrieben, auch wenn sein Titel dies auf den ersten Blick zu versprechen scheint. Es geht ihm, wie schon bei seinen früheren Arbeiten,⁴ um die Ostseeprovinzen und besonders um Estland als Objekt der imperialen Innenpolitik. Zugleich aber ist sein Blick nicht blind für mögliche Vergleichsmomente mit der Situation in anderen Peripherien, wobei vor allem den polnisch dominierten, katholischen Westgouvernements einige Aufmerksamkeit zukommt.⁵ Dieser breite

¹ TOOMAS KARJAHÄRM: *Vene impeerium ja rahvuslus. Moderniseerimise strateegiad* [Das Russische Imperium und der Nationalismus. Modernisierungsstrategien], Tallinn 2012.

² АЛЕКСЕЙ И. МИЛЛЕР: *Империя Романовых и национализм. Эссе по методологии исторического исследования* [Das Imperium der Romanovs und der Nationalismus. Ein Essay zur Methodologie der historischen Forschung], Москва 2006, ²2008. Vgl. TOOMAS KARJAHÄRM: *Aleksei Miller ja „uus impeeriumi ajalugu“* [Aleksej Miller und die „neue Imperialgeschichte“], in: *Tuna* 2011, Nr. 3, S. 136-141.

³ ANDREAS KAPPELER: *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall*, München 1991.

⁴ TOOMAS KARJAHÄRM: *Ida ja lääne vahel. Eesti-Vene suhted 1850–1917* [Zwischen Ost und West. Estnisch-russische Beziehungen 1850–1917], Tallinn 1998.

⁵ Diese Region bildet auch den geografischen Schwerpunkt der jüngeren Historiografie. Siehe z.B. THEODORE R. WEEKS: *Nation and State in Late Imperial Russia*.

Horizont bietet eine Gewähr dafür, die spezifische baltische Erfahrung nicht zu verabsolutieren. Dies zeigt schon Karjahärms Bemerkung, dass slawische Völker wie die Ukrainer, Belarussen oder Polen grundsätzlich stärker unter den Druck des unifizierenden Staates gerieten als die Völker der Ostseeprovinzen.

Wie bereits Millers Artikelsammlung stellt auch Karjahärms Buch formal keine klassische Monografie dar. Jedes Kapitel ist in sich abgeschlossen und behandelt eine eigenständige Frage, wobei die jeweils gewählte Perspektive auf das Phänomen der imperialen Nationalitätenpolitik durchaus unterschiedlich sein kann. Für die Einordnung der diversen Ansätze des Autors ist es nützlich zu wissen, dass der *imperial turn* gerade in russischer Sicht durchaus als Reaktion auf die nach 1991 wiederbelebten nationalen Narrative der einstigen nicht-russischen Völker des Zarenreichs zu verstehen ist. Um eine Apologie des Zarenreichs geht es dabei jedoch keineswegs. Vielmehr wird unter Betonung eines „situativen Ansatzes“ (Miller) darauf hingewiesen, wie vielfältig Nationalitätenpolitik zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten im Zarenreich sein konnte.

Karjahärm macht sich diesen Standpunkt zu eigen und betont die Reaktivität dieser Politik, die weniger ausgereiften Konzeptionen als vielmehr ad hoc-Strategien folgte, um Ruhe und Stabilität gerade in den Grenzregionen zu sichern. Sicher hat er Recht, wenn er betont, dass dies die Formulierung von Zielvorstellungen nicht ausschloss, die über administrative Anpassungen regionaler Besonderheiten weit hinausgingen und in traditionellen Darstellungen gern mit dem leider nicht sehr konkreten Begriff der „Russifizierung“ umschrieben worden sind. Bei aller Kritik an diesem Begriff⁶ ist dem Autor gewiss zuzustimmen, wenn er formuliert, dass die Regierung in jeder Beziehung daran interessiert gewesen sei, „nicht-russische Gebiete russischer zu machen“ (S. 282). Dies entsprach schlicht der Logik eines Imperiums, das sich mit anderen europäischen Vielvölkerstaaten in einem Wettbewerb sah, die auch von einem Ethnos dominiert wurden. Aus diesem grundsätzlichen Interesse jedoch herauszulesen, zarische Politik in nicht-russischen Gebieten sei stets assimilierend und denationalisierend gewesen, geht zu weit, wie auch der Autor feststellt.

Nationalism and Russification on the Western Frontier, 1863–1914, De Kalb 1996; Михаил Д. Долбилов: Русский край, чужая вера: Этноконфессиональная политика империи в Литве и Белоруссии при Александре II. [Russisches Gebiet, fremder Glaube: Die ethnokonfessionelle Politik des Imperiums in Litauen und Belarus unter Aleksandr II.], Москва 2010.

⁶ KARSTEN BRÜGGEMANN: Als Land und Leute „russisch“ werden sollten. Zum Verständnis des Phänomens der „Russifizierung“ am Beispiel der Ostseeprovinzen des Zarenreichs, in: Kampf um Wort und Schrift. Russifizierung in Osteuropa im 19.–20. Jahrhundert, hrsg. von ZAUR GASIMOV, Göttingen 2012 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 90), S. 27–49; MALTE ROLF: Russifizierung, Depolonisierung oder innerer Staatsaufbau? Konzepte imperialer Herrschaft im Königreich Polen (1863–1915), in: Ebenda, S. 51–87.

Karjahärm verfolgt hier eine weitere Strategie, denn er will nicht nur dem *imperial turn* einen baltischen Anstrich verleihen, sondern auch das „nationale Narrativ mit dem imperialen Narrativ zusammenbringen“ (S. 9). Anhand seiner Diskussion der baltischen Politik des imperialen Zentrums möchte er einige Grundannahmen der Erzählung vom Kampf des estnischen Volkes um seine Unabhängigkeit in einen breiteren, integrativen Kontext stellen. Karjahärm stimmt dabei einer der wesentlichen Prämissen des *imperial turn* zu, der zufolge das Imperium als eine „alltäglich funktionierende Lebens- und Forschungsumgebung“ zu sehen sei und nicht als „letale Diagnose einer schweren Krankheit“ (S. 80).

Karjahärms sechs Kapitel lassen sich grob in zwei größere Abschnitte teilen. Die ersten vier von ihnen stellen eine Auseinandersetzung mit der Historiografie des *imperial turn* dar und fragen nach der lokalen Rezeption der Regierungspolitik. Hierbei kommt der Diskussion des Begriffs „Russifizierung“ ein zentraler Stellenwert zu. Auf die im ersten Kapitel vorgestellten wichtigsten Begriffe, mit denen im Zarenreich ethnische Beziehungen beschrieben wurden, folgt im zweiten Kapitel eine Übersicht über die jüngere internationale Historiografie zum Thema. Kapitel drei und vier beschäftigen sich dann mit den zeitgenössischen estnischen Debatten um die Unifizierungspolitik und dem Topos der „Russifizierung“ in der estnischsprachigen Historiografie.

Manchmal vermisst man hinter der ausgewogenen und abwägenden Referierung der jüngeren Beiträge zur zarischen Nationalitätenpolitik die ordnende Stimme des Autors. Wir erfahren beispielsweise nicht, wie sich Karjahärm zu der zwischen Willard Sunderland und Anatolij Remnev diskutierten Frage verhält, ob Sibirien eine Kolonie war oder nicht.⁷ In Bezug auf die Ostseeprovinzen heißt es auf ein und derselben Seite, dass politische Diskriminierung mehr oder weniger alle nicht-russischen Völker betroffen habe, doch seien sie zugleich dank der „konstitutionellen Reformen“ nach 1905 in das System der Dumamonarchie integriert worden (S. 102). Aber vielleicht sind derartige Gegenüberstellungen einander widersprechender Aussagen auch nützlich, um dem Leser die gewaltige Komplexität des Gegenstands zu verdeutlichen. Im Anschluss macht Karjahärm seine eigene Sicht jedoch unmissverständlich deutlich, indem er der von Kappeler und der St. Petersburger Historikerin Natalia

⁷ Siehe Виллард САНДЕРЕНД: Министерство Азиатской России: никогда не существовавшее, но имевшее для этого все шансы колониальное ведомство [Das Ministerium des Asiatischen Russland: Ein Kolonialministerium, das nie existierte, aber alle Chancen auf Existenz hatte], in: Imperium inter pares: Роль трансферов в истории Российской империи (1700–1917). Сб. статей [Imperium inter pares: Die Rolle von Transfers in der Geschichte des Russländischen Imperiums. Sammelband], hrsg. von МАТИН АУСТ, РИКАРДА ВУЛЬПИУС und АЛЕКСЕЙ МИЛЛЕР, Москва 2010, S. 105–145; АНАТОЛИЙ РЕМНЕВ: Российская власть в Сибири и на Дальнем Востоке: колониализм без министерства колоний – русский „Sonderweg“? [Die russländische Macht in Sibirien und im Fernen Osten: Kolonialismus ohne Kolonialministerium – ein russischer „Sonderweg“?], in: Ebenda, S. 150–181.

Andreeva⁸ vertretenen These, die Regierung habe Ruhe und Ordnung nur mit der Ritterschaften sichern können, nicht zu Unrecht entgegenhält, „dass gerade die Begünstigung der deutschbaltischen Elite (...) der wichtigste Faktor bei der Destabilisierung der Region“ gewesen sei (S. 103).

Was aber hätte die Regierung tun können, um gerade nach der Zuspitzung der ethnischen Konfrontation in der Region während der Jahre 1905/06 Ruhe und Ordnung wiederherzustellen? Die Einführung des russischen *zemstvo* konnte die Lösung nicht sein, wie Karjahärm im sechsten Kapitel ausführlich darlegt. Obwohl diese Form der lokalen Selbstverwaltung grundsätzlich den Adel begünstigte, wäre sie auf heftigen Widerstand der Ritterschaften gestoßen, deren traditionelle Kompetenzen beschnitten worden wären. Genau aus demselben Grund, weil das *zemstvo* keine autonomen Befugnisse beinhaltete, war es auch bei Esten und Letten umstritten. Eine die Esten und Letten begünstigende und die Deutschbalten isolierende Politik war von St. Petersburg erst in dem Moment zu erwarten, als während des Krieges die traditionell auf einen Schulterchluss der ständischen Eliten setzende Dynastie im Frühjahr 1917 entmachtet war.

In Bezug auf den Begriff „Russifizierung“ irritiert allerdings Karjahärms eigener Gebrauch. Nachdem er ausführlich dargelegt hat, warum die jüngere Forschung ihn entweder nur noch als Quellenbegriff nutzen möchte oder aber zumindest eine Einengung seiner Bedeutung auf eine konkrete Praxis der Assimilation von Nicht-Russen vorschlägt, nutzt er ihn weiter in einer allgemeinen, undifferenzierten Form als Dachbegriff. So schreibt er vom Jahr „1899, als die Russifizierung schon Fakt geworden war“ (S. 109), oder von den „Druckbedingungen der höchst unerwartet begonnenen frontalen Russifizierung“ (S. 216). Nimmt man die von Miller vorgeschlagene enge Definition des Begriffes als Grundlage, hätten dann – diesen Formulierungen zufolge – Esten und Letten zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre jungen Kulturen bereits eingebüßt? Demgegenüber stellt Karjahärm mit Recht fest, dass selbst die Schulen „national“ geblieben seien (S. 113). Dabei war die Einführung des Russischen als Unterrichtssprache in den Grundschulen doch der Schritt der Regierung, mit dem man am ehesten den Begriff der „frontalen Russifizierung“ verbinden könnte. Fraglos verbarg sich auf lange Sicht hinter der Schulpolitik der Regierung das größte Assimilationspotential. Einen derartigen Effekt vermag die Forschung jedoch nicht zu erkennen, wohl auch deswegen, weil sich die Wertschätzung der eigenen kulturellen Grundlagen bei Esten und Letten schon zu sehr verfestigt hatte.

Aber auch hier bietet sich eine aus Sicht der Mehrheitsvölker der Ostseeprovinzen positive Interpretation an, die schon den Zeitgenossen geläufig war: Das Erlernen der Staatssprache öffnete ihnen den weiten Horizont

⁸ НАТАЛЬЯ С. АНДРЕЕВА: Прибалтийские немцы и российская правительственная политика в начале XX века [Die Deutschbalten und die russländische Regierungspolitik zu Beginn des 20. Jahrhunderts], С.-Петербург 2008.

des Imperiums, sei es zum Studium, zur Berufsausübung oder Migration. Auch Karjahärm stimmt zu, dass die „estnische Sache“ auf Russisch wahrscheinlich besser zu betreiben gewesen sei als auf der Muttersprache (S. 169). Damit begünstigte diese Form der – potentiellen? – Assimilationspolitik einen nicht unwesentlichen Aspekt der gesellschaftlichen Modernisierung der Esten und Letten. Die Verbreitung von modernen Ideologien wie dem liberalen Nationalismus oder dem Sozialismus sei der wichtigste sich aus der Russifizierung ergebende Faktor gewesen (S. 167).

Karjahärm fragt in Auseinandersetzung mit den Arbeiten des Rezensenten, ob es einen grundsätzlichen Unterschied zwischen einer „Russifizierung“ in Aktion und einer geplanten, aber realiter behinderten „Russifizierung“ gebe (S. 101). So berechtigt diese Frage zunächst auch erscheinen mag, erheben sich doch nur neue Fragen: Ist „Russifizierung“ hier als Quellen- oder als Dachbegriff gemeint? Was konkret soll denn „in Aktion“ gewesen sein, welche Maßnahmen waren konkret „geplant“? Es scheint, als drehten wir uns im Kreis, denn wir wissen immer noch nicht, was Sache gewesen sein soll, gerade wenn, wie Karjahärm ausführt, „Russifizierung“ ein „breites Spektrum verschiedenster Bedeutungen“ umfasst habe (S. 281). Seine Frage müsste gerade aus Sicht der nicht-russischen Ethnien jedoch grundsätzlich bejaht werden, denn solange nur „geplant“ wird, passiert auch nichts. Und auch aus der Sicht des russischen Nationalismus, der bis zum Ende des Zarenreichs beklagte, die Ostseeprovinzen seien nicht ausreichend „russifiziert“ worden, lag zwischen Plan und Umsetzung ein gewaltiger Unterschied. Für den Rezensenten bezeichnet „Russifizierung“ im russischen Kontext des späten Zarenreichs, der ohnehin eher mit verschwommenen Begriffen wie „Annäherung“ (*сближение*) oder „Verschmelzung“ (*слияние*) operierte, eine vorgestellte Idee der Integration nicht-russischer, nicht-orthodoxer Menschen in die russische Kultur im weitesten Sinne: Er war in erster Linie Ausdruck eines Wunschdenkens in Bezug auf die Zukunft des russischen Imperiums. Diese Vorstellung konnte die Möglichkeit der forcierten Assimilation beinhalten, aber auch von einer freiwilligen Akkulturation unter Beibehaltung der eigenen ethnischen Merkmale träumen.

Karjahärms Plädoyer, sich auch mit der Reaktion der Objekte der imperialen Innenpolitik zu beschäftigen (S. 75f.), ist sicher berechtigt. Allerdings spielen in einer Betrachtung des für das Imperium zentralen russischen Diskurses nicht-russische Debatten nur dann eine Rolle, wenn sie in die Formierung der zentralen Absichten und womöglich in die konkreten politischen Schritte der Regierung einfließen. Karjahärms weitere Auseinandersetzung mit dem estnischen Russifizierungsdiskurs, welche den baltischen Aspekt in die Forschungsdiskussion einführen soll, leidet darunter, dass das Imperium in den Hintergrund gerät und nicht einmal die Rückwirkungen estnischer Standpunkte auf die deutschen Debatten mit derselben Aufmerksamkeit bedacht werden. Allerdings würde eine

integrative Betrachtung der miteinander in Bezug zu setzenden Diskurse im Hinblick auf die Resonanz der Petersburger Politik schon aus sprachlichen Gründen ein internationales Forschungsprojekt verlangen.

Karjahärms Schlussfolgerungen für den estnischen Kontext sind in jedem Fall beachtenswert: Die Einführung des Russischen in die Grundschulen und als Verwaltungssprache habe „den nationalen Aktivistinnen und Intellektuellen die unbegründete Grundlage dafür gegeben, von der Russifizierung im Sinne von Denationalisierung und Assimilierung zu sprechen“. Diese Gefahr sei aber, und hier ist Karjahärm völlig zuzustimmen, sowohl von den Zeitgenossen als auch von späteren Analysten überschätzt worden (S. 125). Deutlich stellt der Autor heraus, wie rasch sich der Begriff „Russifizierung“ als Dachbegriff mit breiter Bedeutung (S. 132) während der estnischen Unabhängigkeitszeit eingebürgert habe. Dabei habe das Verständnis dominiert, St. Petersburg habe auf lange Sicht einen russischen Nationalstaat schaffen wollen. „Vergleichsweise frei“ sei der Begriff der „Russifizierungspolitik“ auch in der Sowjetzeit im Gebrauch gewesen – und behaupte sich letztlich bis in die Gegenwart.

So setzt Karjahärm den Akzent für den zweiten Abschnitt, d.h. für die Kapitel fünf und sechs. Denn hierin geht es um die Auseinandersetzung mit der estnischen Historiografie zum späten Zarenreich: Der *imperial turn* wird auf das nationale estnische historische Narrativ bezogen. Konkret stellt der Autor die Frage der Periodisierung der estnischen Nationalbewegung und die Bewertung der im späten Zarenreich immer wieder aufgebrachten Möglichkeit der Einführung des *zemstvo* in den Ostseeprovinzen. So nimmt Karjahärm im fünften Kapitel ausführlich zur Datierung der Phase C in Miroslav Hrochs Schema der Entwicklung des Nationalismus bei nicht-dominanten Völkern Stellung, der so genannten Phase der „Massenbewegung“. Dabei kommt er jedoch ohne den Faktor des Imperiums aus, weshalb dieser Abschnitt etwas isoliert wirkt. In Hinblick auf das in der estnischen Historiografie weithin akzeptierte Drei-Stufen-Schema Hrochs bleibt Karjahärm aber mit guten Gründen skeptisch: Kann man die Phase der „Massenbewegung“ bereits in den 1880er Jahren ansetzen, wie es in Nachfolge Hrochs vor allem Mart Laar gemacht hat?⁹ Karjahärm zweifelt nicht, dass sich „Nationalismus“ im späten 19. Jahrhundert vor allem in einem speziellen, sich modernisierenden Milieu gezeigt habe. Aber sehr berechtigt erscheint seine Frage, was denn das Nationale am Nationalismus sei, ob jedes „nationale Projekt“ (*rahvusalgatus*) schon allein deswegen national gemeint war, weil es in der Zeit des nationalen Erwachens von Esten initiiert wurde (S. 213f.).

Periodisierungen stellen lediglich gelehrte Konstruktionen dar, mit deren Hilfe sich z.B. die Entwicklung eines ethnisch geprägten Bewusstseins

⁹ MART LAAR: Äratajad. Rahvuslik ärkamisaeg Eestis 19. sajandil ja selle kandjad [Erwecker. Die Zeit des nationalen Erwachens in Estland im 19. Jahrhundert und seine Träger], Tallinn 2005.

bei verschiedenen Kollektiven ganz gut vergleichen lässt. Hrochs Begriff der „Massenbewegung“ auf eine einzelne, im Werden begriffene Nation zu beziehen, steht methodisch jedoch auf der gleichen Stufe wie die bekannten Auslassungen sowjetischer Historiker über die revolutionäre Bewegung unter den werktätigen „Massen“, welche dem Machtanspruch einer Minderheit, der Bolschewiki, ex post Legitimität verschaffen sollten. Mit sprachlichen Mitteln wird so der Eindruck einer nahezu gesetzmäßigen linearen Entwicklung erzeugt, die womöglich den Nationalstaat (bzw. die Weltrevolution) als einzig „natürliches“ Ziel anvisiert. Das soll nicht heißen, dass es keine von Nationalismus beeinflussten Esten gegeben hätte. Man kann sicher mit Karjahärm behaupten, es habe weitaus mehr Nationalisten unter den Esten als nationale Aktivisten gegeben (S. 206). Darunter mögen sogar viele national denkende Sozialisten gewesen sein. Der Autor weiß jedoch selbst am besten, dass Geschichtsschreibung immer auch eine Frage der verwendeten Metaphern und suggestiven Begriffe ist.

Vielleicht sollte man anstelle von einer „Massenbewegung“ – ab wann ist man eigentlich eine „Masse“? Sind 20%, sind 50% oder gar 60% einer gegebenen Gruppe schon „Massen“? – lieber von einem mehrheitsfähigen Bewusstsein innerhalb des betroffenen Kollektivs sprechen. Zwar bleibt auch in diesem Fall die Frage, wie man das messen will. Gewonnen wäre aber ein Begriff, der weniger suggestiv ist. Ein Bewusstsein kann sich ändern, während einer „Massenbewegung“ eigen zu sein scheint, dass sie expansiv gedacht ist – alles andere wäre ja „Rückschritt“ – und stets auch ein gewisses messianisches Element enthält, das auf seine Erlösung hofft, sei es im Nationalstaat oder in der Weltrevolution.

Und das *zemstvo*? In seinem letzten Kapitel macht Karjahärm überzeugend deutlich, dass die vor allem zu Sowjetzeiten hervorgehobene Affinität gerade Carl Robert Jakobsons zum *zemstvo* auf einer Fehleinschätzung beruhte. Jakobson habe sich kaum mit den Details dieses Selbstverwaltungssystems ausgekannt und es wie viele andere auch als rhetorische Waffe benutzt, um auf den politischen Anspruch der Esten auf administrative Mitsprache aufmerksam zu machen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts blieb das *zemstvo* unter estnischen Politikern unpopulär, da es viel zu wenig mit den Eigenheiten der Region rechnete.

Hier greift Karjahärm noch einmal auf den zentralen Begriff seines Buches zurück, indem er den Bezug zwischen *zemstvo* und „Russifizierung“ diskutiert. Nur wenn man Letzteres als breiten Dachbegriff für die Integrationspolitik des Zentrums interpretiere, sei der Standpunkt berechtigt, der Verzicht auf das *zemstvo* habe demonstriert, dass die Regierung die „Russifizierung“ der Ostseeprovinzen nicht zu einem Abschluss geführt habe. Nutze man den Begriff jedoch im engeren Sinne, könne die Einführung des *zemstvo* eben nicht als „russifizierender Akt“ angesehen werden, da sie höchstens formal die Übertragung innerstaatlicher Strukturen, nicht

aber eine unmittelbare Stärkung des staatlichen Einflusses bedeutet oder gar assimilatorische Visionen verwirklicht hätte (S. 250f.).

Toomas Karjahärm hat mit seinem neuen Buch eine hervorragende Einführung in den heutigen Forschungsstand zur Rolle der Ostseeprovinzen im späten Zarenreich vorgelegt. Ihm ist es erfolgreich gelungen, das nationale mit dem imperialen Narrativ zu verbinden, auch wenn wir immer noch viel zu wenig über manche Aspekte der staatlichen Politik in den Ostseeprovinzen wissen. Zu diesen gehört z.B. die Orthodoxie in Est- und Livland. Karjahärm betont immer wieder, dass religiöses Bekenntnis wie politische Loyalität in den Augen des Zentrums wichtigere Kriterien waren als die Kategorie der ethnischen Zugehörigkeit. Wo aber finden wir die orthodoxen Esten in seinem Narrativ? Zudem wissen wir immer noch nicht viel über die Weltbilder der russischen Beamten, die in den Ostseeprovinzen tätig waren. Karjahärm profitiert wie viele vor ihm von den publizierten Akten des Gouverneurs Šachovskoj, aber dadurch wird in den Hintergrund gedrängt, dass eine derartig konfrontative Persönlichkeit auf diesem Posten eine einmalige Ausnahme war. Später wurden dessen Ansichten vor allem in einem kleinen Kreis rechtsnationaler russischer Aktivisten in Riga geteilt, die Karjahärm kurz erwähnt (S. 70f.). Manchmal scheint es, dass wir dazu neigen, den Einfluss derartig radikaler (verbaler!) Russifizierer aus dem einzigen Grund zu überschätzen, weil von ihnen Schriftliches erhalten blieb.

Wir müssen in dieser Hinsicht auf weitere Studien hoffen. Einstweilen bleibt zu konstatieren, dass dank Toomas Karjahärm der *imperial turn* auch in die estnische Geschichtswissenschaft Einzug gehalten hat, wofür ja schon Tõnu Tannberg und Bradley Woodworth mit ihrem 2010 erschienenen Sammelband die Grundlagen gelegt haben.¹⁰ Für den von Miller eingeklagten „situativen Ansatz“ zur Erforschung der imperialen Nationalitätenpolitik bleiben aber weiterhin in Bezug auf die Ostseeprovinzen viele Möglichkeiten. Zu Karjahärms feiner Studie bleibt abschließend nur zu konstatieren, dass die reichhaltige Illustrierung des Bandes mit Bildmaterial leider in keinerlei Zusammenhang mit dem Text steht. Der für die Repräsentation des Reiches nicht unwesentliche Faktor der visuellen Imperialisierung der Ostseeprovinzen – die baltische Spielart einer imperialen *visual culture* – bleibt damit ebenfalls zukünftigen Autoren zur Analyse überlassen.¹¹

¹⁰ Vene impeerium ja Baltikum: venustus, rahvuslus ja moderniseerimine 19. sajandi teisel poolel ja 20. sajandi alguses [Das Russische Imperium und das Baltikum: Russifizierung, Nationalismus und Modernisierung von der zweiten Hälfte des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts], hrsg. von TÕNU TANNBERG und BRADLEY WOODWORTH, Tartu 2010 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised 18 [25]).

¹¹ Siehe für den imperialen russischen Kontext z.B. *Picturing Russia. Explorations in Visual Culture*, hrsg. von VALERIE A. KIVELSON und JOAN NEUBERGER, New Haven und London 2008; ЕЛЕНА А. ВИШЛЕНКОВА: Визуальное народоведение империи, или „Увидеть русского дано не каждому“ [Visuelle Volkskunde des Imperiums, oder „Es ist nicht jedem gegeben, den Russen zu erkennen“], Москва 2011.

Die Institutionalisierung der Erforschung des sozialen Gedächtnisses in Lettland

VON MĀRTIŅŠ KAPRĀNS

Die Untersuchung des sozialen Gedächtnisses ist eine Forschungsrichtung, die in der Geschichtswissenschaft seit ungefähr hundert Jahren ihren festen Platz hat. Ihre Anfänge liegen in der Theorie des kollektiven Gedächtnisses, die von dem französischen Soziologen Maurice Halbwachs (1877–1945) entwickelt wurde. Halbwachs war der Ansicht, dass die individuellen Erinnerungen in einem kollektiven Rahmen entstehen und auch dort formiert werden, wie etwa innerhalb der Bereiche von Sprache, Familie, Religion oder sozialer Schicht. Deshalb seien die Erinnerungen sozial verankert, weshalb das Individuum ihnen nur ihre jeweils eigenartige Struktur verleihen könne, nicht aber ihren Inhalt.¹ Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts bezogen die Sozial- und Geisteswissenschaften in den westlichen Ländern unterschiedliche Positionen hinsichtlich der Erforschung des sozialen Gedächtnisses. Es entstanden miteinander konkurrierende Paradigmen, Theorieansätze und Terminologien, die das Phänomen des kollektiven Erinnerns zu klären versuchten.² Den Wissenschaftlern in Lettland blieb die Teilnahme an diesem Diskurs aufgrund des Eisernen Vorhangs lange Zeit verschlossen. Doch mit der Wiedergewinnung der staatlichen Unabhängigkeit wurde es auch für sie möglich, sich mit den Theorien vom sozialen Gedächtnis und dessen diversen Forschungsrichtungen auseinanderzusetzen. Ohne Zweifel förderten der theoretische Nachholbedarf vieler postkommunistischer Gesellschaften sowie Fragen an die eigene komplizierte Geschichte des 20. Jahrhunderts das Interesse an solchen Konzeptionen. Im Folgenden wird in der gebotenen Kürze diskutiert, wie sich die Erforschung des sozialen Gedächtnisses in Lettland institutionalisierte und welchen Platz diese Forschungsrichtung künftig in Lettland einnehmen könnte.

Die Abfassung dieses Beitrages wurde ermöglicht durch die Förderung des vom Europäischen Sozialfonds getragenen und vom Estnischen Wissenschaftsfonds koordinierten Programms für Postdoktoranden MOBILITAS (Nr. MJD409).

¹ MAURICE HALBWACHS: *On Collective Memory*, Chicago und London 1992; DERS.: *The Collective Memory*, New York 1980.

² Einen Überblick bieten *A Companion to Cultural Memory Studies*, hrsg. von ASTRID ERLI, ANSGAR NÜNNING und SARA B. YOUNG, Berlin und New York 2010; JEFFREY K. OLICK, JOYCE ROBBINS: *Social Memory Studies: From „Collective Memory“ to the Historical Sociology of Mnemonic Practices*, in: *Annual Review of Sociology* 24 (1998), S. 105-140.

Bevor wir die Situation in Lettland näher betrachten, schauen wir zunächst, wie der Stand der Erforschung des sozialen Gedächtnisses in den baltischen Staaten ist. Denn um die akademischen Abläufe in Lettland einordnen zu können, müssen sie in einem regionalen Kontext gesehen werden. Wissenschaftler, die sich für gesellschaftliche Entwicklungen in den baltischen Ländern interessieren, fragten seit 1990 verstärkt, wie die Menschen auf individueller Ebene mit ihrer jüngsten Vergangenheit zurechtkommen und wie sie die Ereignisse der 1940er Jahre sowie der sowjetischen Zeit nachträglich verarbeiten. Ähnlich wie in anderen postkommunistischen Gesellschaften wurde dadurch die Entwicklung der biografischen Forschung stark gefördert und geprägt. Dies resultierte in mehreren Monografien und zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen.³ Wie wir wissen, ist die Biografieforschung eine interdisziplinäre Forschungsrichtung, in der Vertreter der Geistes- und Sozialwissenschaften zusammenarbeiten. Nur ein Teil der Wissenschaftler befasste sich mit individuellen Lebensgeschichten und zog daraus allgemeine Schlussfolgerungen über das soziale Gedächtnis in den baltischen Staaten: Es war wichtig zu erkennen, auf welche Weise eine bestimmte Gesellschaft Stellung zu ihrer eigenen Vergangenheit bezieht und wie die unterschiedlichen sozialen Rahmenbedingungen die jeweiligen Haltungen formen und verändern.

Im vergangenen Jahrzehnt politisierte sich das Verhältnis der baltischen Gesellschaften gegenüber ihrer Vergangenheit, was zum großen Teil mit der Erinnerungspolitik der Russländischen Föderation verbunden war, die Präsident Vladimir Putin während seiner ersten Präsidentschaft initiierte. Der Zweite Weltkrieg und die Frage der sowjetischen Okkupation wurden zu zentralen Themen in den Beziehungen zwischen den baltischen Staaten und Russland, wodurch heftige Auseinandersetzungen hervorgerufen wurden. Dies wiederum förderte politologische und soziologische Fragestellungen bei der Erforschung des sozialen Gedächtnisses. Dabei handelte es sich um Themen, welche die Rolle verschiedener Gedächtnisagenten wie etwa der politischen Elite, der Historiker oder nichtstaatlicher Organisationen bei der (Um)gestaltung des sozialen Gedächtnisses wesentlich prägten. Zum Paradebeispiel dieser angespannten zwischenstaatlichen Beziehungen wurden die Feiern aus Anlass des 60. Jahrestags des Endes des Zweiten Weltkrieges in Moskau 2005 und die sogenannte „Bronzene Nacht“ in Tallinn 2007. Diese Ereignisse zogen die Aufmerksamkeit vieler Wissenschaftler, die sich für die baltische Region interessieren, auf sich. Zum Schlüsselwort in der akademischen Debatte wurde der Begriff der

³ Vgl. *Baltic Biographies at Historical Crossroads*, hrsg. von AILI AARDELAID-TART, LI BENNICHT-BJÖRKMAN, London und New York 2012; *Soldiers of Memory. World War II and Its Aftermath in Estonian Post-Soviet Life Stories*, hrsg. von ENE KÖRESAAR, Amsterdam und New York 2011; *She Who Remembers, Survives. Interpreting Estonian Women's Post-Soviet Life Stories*, hrsg. von TIINA KIRSS, ENE KÖRESAAR und MARJU LAURISTIN, Tartu 2004; *VIEDA SKULTANS: The Testimony of Lives: Narrative and Memory in Post-Soviet Latvia*, London 1998.

„Erinnerungspolitik“.⁴ Bald darauf suchten Forscher nach einer Antwort auf die Frage, wie man die Demokratisierung des sozialen Gedächtnisses der baltischen Gesellschaften befördern könne, ohne dabei nationale Interessen zu beeinträchtigen, insbesondere bezüglich der Ereignisse der 1940er Jahre.⁵ Diese Fragen haben bis in die Gegenwart nichts an Aktualität verloren. Dabei ist in der lettischen Forschung in den letzten Jahren ein gewisses Bestreben nach Demokratisierung zu erkennen: Sie befasst sich stärker mit den unterschiedlichen Gedächtnisagenten wie Historikern, Geschichtslehrern, Museen, Vereinen, Kulturereignissen usw., und viele Wissenschaftler versuchen, ihre unterschiedlichen Standpunkte hinsichtlich der nationalen Geschichte neu zu definieren.

In den 1990er Jahren wurden in Lettland überwiegend solche biografischen Untersuchungen veröffentlicht, die sich nur indirekt mit dem sozialen Gedächtnis der Letten in Lettland bzw. im Exil befassten. Denn bei der Bearbeitung der Lebensgeschichten stand zumeist die individuelle und nicht die soziale Perspektive im Vordergrund.⁶ Als das erfolgreichste biografische Forschungsprojekt, das ab 1992 vom Institut für Philosophie und Soziologie an der Universität Lettlands realisiert wurde, gilt das „Projekt der nationalen mündlichen Überlieferung“ (*Nacionālās mutvārdu vēstures projekts*)⁷, für das biografische Untersuchungen entstanden, in denen auch

⁴ MARIA MÄLKSOO: The Memory of Becoming European: The East European Subalterns and the Collective Memory of Europe, in: *European Journal of International Relations* 15 (2009), S. 653-680; SIOBHAN KATTAGO: War Memorials and the Politics of Memory: the Soviet War Memorial in Tallinn, in: *Constellations* 16 (2009), S. 150-166; EVA-CLARITA ONKEN: The Baltic States and Moscow's 9 May Commemoration: Analysing Memory Politics in Europe, in: *Europe-Asia Studies* 59 (2007), S. 23-46.

⁵ *Memory and Pluralism in the Baltic States*, hrsg. von EVA-CLARITA PETTAI, London 2011; *Forgotten Papers in Baltic History. Diversity and Inclusion*, hrsg. von MARTYN HOUSDEN und DAVID J. SMITH, Amsterdam und New York 2011; ARO VELMET: Occupied Identities. National Narratives in Baltic Museums of Occupations, in: *Journal of Baltic Studies* 42 (2011), S. 189-211; *Inheriting the 1990s: the Baltic Countries*, hrsg. von BAIBA METUZĀLE-KANGERE, Uppsala 2010 (*Studia Uralica Upsaliensia*, 37); KATJA WEZEL: Latvia's „Soviet story“. Transitional Justice and the Politics of Commemoration, in: *Atslēgvārdi / Keywords* 2009, Nr. 2, einsehbar unter dem URL: <http://www.satori.lv/raksts/3111> (letzter Zugriff 18.2.2013).

⁶ *Mēs nebraucām uz Zviedriju, lai kļūtu par zviedriem* [Wir fahren nicht nach Schweden, um zu Schweden zu werden], hrsg. von BAIBA BELA, Rīga 2010; *Dzīvesstāsti: vēsture, kultūra, sabiedrība*. [Lebensgeschichten: Geschichte, Kultur, Gesellschaft], hrsg. von MĀRA ZIRNĪTE, Rīga 2007; *Spogulis: Latvijas mutvārdu vēsture* [Der Spiegel: Mündliche Geschichte in Lettland], hrsg. von DERS., Rīga 2001; *Māja/mājas: pagātnes atmiņas – nākotnes vīzijas* [Haus/Heim: Erinnerungen an die Vergangenheit – Visionen der Zukunft], hrsg. von JOLANTA TREILE, Rīga 1998.

⁷ BAIBA BELA: *Dzīvesstāsti kā resurs sabiedrības izpētē: Nacionālās mutvārdu vēstures projekts* [Lebensgeschichten als Ressource für die Erforschung der Gesellschaft. Das nationale Projekt zur mündlichen Geschichte], in: *Socioloģija Latvijā*, hrsg. von TĀLIS TISENKOPFS, Rīga 2010, S. 380-401; siehe auch die Homepage des Projekts unter dem URL: <http://www.dzivesstasts.lv/en/default.htm> (letzter Zugriff 18.2.2013).

weiterführende Überlegungen bezüglich der Rolle des kollektiven Rahmens in autobiografischen Texten angestellt wurden. Doch war dieser Aspekt eher zweitrangig, denn das Narrativ der individuellen Erfahrung stand immer im Vordergrund. Auch dominierte die individuelle Identität des Selbst in diesen Untersuchungen stets gegenüber der sozialen Identität und den kollektiven Vorstellungen von der lettischen Vergangenheit. Jedenfalls bezogen die Forschungen nur selten Theorien des sozialen Gedächtnisses mit ein. Als Vorläufer der Erforschung des sozialen Gedächtnisses in Lettland gilt ein von Roberts Kīlis 1998 herausgegebenes Werk zum Thema Gedächtnis und Geschichte, in dem Vertreter verschiedener Disziplinen nicht nur die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeiten vorstellten, sondern sich auch um konzeptionelle Fragen bemühten.⁸ In den darauf folgenden Jahren nahmen lettische Autoren häufig Bezug auf dieses Buch. Es ist interessant, dass es genau in demselben Jahr erschien, in dem auf Anregung des damaligen Staatspräsidenten Guntis Ulmanis die Historikerkommission Lettlands einberufen wurde, die sich der Erforschung der lettischen Geschichte im 20. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Analyse der beiden „totalitären Okkupationsregime“ des nationalsozialistischen Deutschlands und der kommunistischen UdSSR.⁹ Tatsächlich gingen von dieser Kommission wichtige Impulse für die Zeitgeschichtsforschung in Lettland aus. Mit wechselndem Erfolg wurde auch auf die Gestaltung einer Erinnerungspolitik in Lettland eingewirkt. Bekanntlich wurden solche Historikerkommissionen 1998 auch in den anderen beiden baltischen Staaten und unter Beteiligung von Kollegen aus Nachbarländern gebildet.¹⁰ Das soziale Gedächtnis wurde auch durch öffentliche Selbstreflexionen lettischer Historiker, die Analyse der Rolle von Historikern während der sowjetischen Zeit und die Dekonstruktion von Mythen der lettischen Geschichte geprägt.¹¹ Forschungsergebnisse zeigen, dass die Trennung zwischen der Geschichtswissenschaft auf der einen und dem sozialen Gedächtnis auf der anderen Seite, die von

⁸ *Atmiņa un vēsture: no antropoloģijas līdz psiholoģijai* [Das Gedächtnis und die Geschichte: Von der Anthropologie bis zur Psychologie], hrsg. von ROBERTS KĪLIS, Riga 1998.

⁹ Siehe das modifizierte Statut der Kommission vom 23.8.2013, einsehbar unter dem URL: http://www.president.lv/images/modules/items/PDF/VestKom_nolikums_konsolidets.pdf (letzter Zugriff 28.2.2013 – Anm. d. Red.).

¹⁰ Siehe EVA-CLARITA PETTAI: *The Convergence of Two Worlds. Historians and Emerging Histories in the Baltic States*, in: *Forgotten Papers* (wie Anm. 5), S. 263-280; KĀRLIS KANGERIS: *Western Pressure in the Writing of Latvian History*, in: *Inheriting the 1990s* (wie Anm. 5), S. 191-198.

¹¹ JĀNIS KERUSS u.a.: *Latvijas Universitātes Vēstures un filozofijas fakultātes vēsture padomju laikā: personības, struktūras, idejas (1944–1991)* [Die Historisch-philosophische Fakultät der Universität Lettlands in der Sowjetzeit: Persönlichkeiten, Strukturen, Ideen (1944–1991)], 2. Aufl., Riga 2011; *Mīti Latvijas vēsturē* [Mythen in der Geschichte Lettlands], hrsg. von KĀSPARS ZELLIS, Riga 2006.

manchen Wissenschaftlern gern betont wird, eher theoretischer Natur ist und sich empirisch kaum fundieren lässt.¹²

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts setzte sich schließlich bei der Erforschung des sozialen Gedächtnisses in Lettland eine kulturwissenschaftliche, in den Kommunikationswissenschaften verankerte Perspektive fest, zu deren Konsolidierung die von der Historikerin Vita Zelče an der Universität Lettlands geleiteten Forschungsprojekte entscheidend beitrugen. In diesen Projekten wurden aufschlussreiche Episoden aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts sowie das Leben und Wirken von markanten Persönlichkeiten untersucht. Dazu gehören Ereignisse oder Persönlichkeiten, die die gesellschaftlichen Veränderungen und Wertvorstellungen entscheidend beeinflussten oder noch immer beeinflussen, wie etwa die Revolution von 1905, der Stalinismus, die Ereignisse der 1940er Jahre, der Politiker Kārlis Ulmanis, der Schriftsteller und Politiker Vilis Lācis u.a. Zelčes Projekte erlauben auch einen Einblick in den öffentlichen Diskurs in Lettland, d.h. wie dieser bezogen auf die genannten historischen Ereignisse und Personen entstand und sich veränderte.¹³ Bei der Beschreibung und Deutung von Phänomenen, die einerseits zwar in der Vergangenheit liegen, andererseits jedoch noch immer den öffentlichen Raum prägen und einen Platz in den Erinnerungen der Menschen einnehmen,¹⁴ balanciert die kulturwissenschaftliche Erforschung des sozialen Gedächtnisses allerdings im Schnittbereich zwischen historischer und kollektiver Analyse des Gedächtnisses.¹⁵

Im vergangenen Jahrzehnt wurden auch mehrere Forschungsprojekte zu ethnischen Problemen in Lettland durchgeführt, in denen als „Nebenprodukt“ auch Fragen des sozialen Gedächtnisses angesprochen wurden.

¹² JAMES V. WERTSCH: *Voices of Collective Remembering*, Cambridge 2002; PIERRE NORA: *Between Memory and History. Les lieux de mémoire*, in: *Representations* 26 (1989), S. 7–24.

¹³ Siehe die Schriftenreihe der Universität Lettlands *Agora*, Bde. 1–4 und 6; Pēdējais karš: atmiņa un traumas komunikācija [Der letzte Krieg: Kommunikation von Erinnerung und Trauma], hrsg. von MĀRTIŅŠ KAPRĀNS und VĪTA ZELČE, 2. Aufl., Rīga 2011.

¹⁴ Im Kontext dieser Forschungsrichtung siehe DENISS HANOVS, VALDIS TĒRDAUDKALNS: *Laiks, telpa, vadonis: autoritārisma kultūra Latvijā, 1934–1940* [Zeit, Raum, Führer: die Kultur des Autoritarismus in Lettland, 1934–1940], Rīga 2012; SERGEJS KRUKS: *Ārtelpas skulptūras semiotika, ekonomika un politika: pieminekļu celtniecība un demontāža Latvijā 1945–2010* [Semiotik, Ökonomie und Politik von Bildwerken des öffentlichen Raums: Errichtung und Demontage von Denkmälern in Lettland, 1945–2010], Rīga 2011; *Atcerēties, aizmirst, izdomāt* [Erinnern, Vergessen, Erfinden], hrsg. von DENISS HANOVS, Rīga 2009.

¹⁵ Laut der Theorie von Halbwachs bezeichnet das kollektive Gedächtnis die in einem bestimmten Zeitraum von einer sozialen Gruppe erworbene Erfahrung, das historische Gedächtnis umfasst demgegenüber die Ereignisse in der Vergangenheit, die ihren aktuellen sozialen Rahmen verloren haben und zu historischen Artefakten geworden sind. Siehe HALBWACHS, *The Collective Memory* (wie Anm. 1), S. 50–87. Zur vergleichbaren Differenzierung zwischen dem kommunikativen und dem kulturellen Gedächtnis vgl. JAN ASSMANN: *Collective Memory and Cultural Identity*, in: *New German Critique* 65 (1995), S. 125–133.

In Hinblick auf den breiteren Kontext der lettischen Minderheitenpolitik gelten unterschiedliche soziale Gedächtnisse eher als eine Art Hindernis für die soziale und ethnische Integration der Gesellschaft. Gemeint waren in erster Linie die in verschiedenen ethnischen Milieus vertretenen divergierenden Auffassungen über die Geschichte Lettlands.¹⁶ Allerdings bewirkten diese Forschungen zweifellos eine bewusster Wahrnehmung der bisher eher intuitiv erfassten sozialen Realität des Zusammenlebens verschiedener Erinnerungsgemeinschaften. Andererseits marginalisierte im Bewusstsein der Wissenschaftler die Betonung der ethnischen Dimension viele andere sozialdemografische Charakteristika wie etwa Altersgruppen, Wohnorte, Bildungsniveau etc., die das Funktionieren des sozialen Gedächtnisses ebenfalls mitbestimmen.

Die Kontroverse um die 1940er Jahre stellt seit mindestens 15 Jahren eines der wichtigsten Probleme in den Beziehungen zwischen Lettland und der Russländischen Föderation dar. Dabei geht es um die offizielle lettische (und völkerrechtlich anerkannte) Position in der Frage der sowjetischen Okkupation im Jahr 1940, die Vorstellung von der UdSSR als eines Aggressors statt eines Befreiers im Zweiten Weltkrieg, den Vergleich der sowjetischen Herrschaft mit dem nationalsozialistischen Regime und die Versuche, ehemalige sowjetische Funktionäre für Verbrechen gegen die Menschlichkeit juristisch zu verurteilen: All dies sind Aspekte einer ideologischen Konfrontation, in deren Rahmen Spannungen nicht nur in den bilateralen Beziehungen, sondern auch im sozialen Gedächtnis Lettlands aufrechterhalten werden. Diese Problematik förderte in den letzten zehn Jahren wiederum Untersuchungen, die neben der Analyse von qualitativen und quantitativen Daten auch praktische Empfehlungen für die Praktiker der Erinnerungspolitik (d.h. auch die Politiker) und der Zivilgesellschaft enthalten. Diese Empfehlungen berühren unterschiedliche Ebenen staatlicher Identität, wie etwa die lokale, die nationale und die internationale.

¹⁶ Vgl. OJĀRS SKUDRA: Historical Themes and Concepts in the Newspapers *Diena* and *Vesti Segodnya* in 2009, in: The Geopolitics of History in Latvian-Russian Relations, hrsg. von NILS MUIŽNIEKS, Rīga 2011, S. 139-174; MARIJA GOLUBEVA: Different History, Different Citizenship? Competing Narratives and Diverging Civil Enculturation in Majority and Minority Schools in Estonia and Latvia, in: Journal of Baltic Studies 41 (2010), S. 315-329; VIKTORS MAKAROV, ILZE BOLDĀNE: 20. gadsimta vēstures pretrunīgo jautājumu pasniegšana Latvijas skolās un muzejos [Die kontroversen Fragen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts im Unterricht von Schulen und Museen Lettlands], Rīga 2008; LEO DRIBINS: Latvijas vēstures faktors sabiedrības integrācijas procesā [Die Geschichte Lettlands als Faktor im gesellschaftlichen Integrationsprozess], in: Pretestība sabiedrības integrācijai: cēloņi un sekas, hrsg. von DEMS., Rīga 2007, S. 33-49; DENISS HANOVŠ, IRINA VINNIKA: Krievvalodīgie Latvijā: diasporas kultūras atmiņas saturs un veidošanas tehnoloģijas [Russischsprachige in Lettland: Inhalt und Techniken der Konstruktion des kulturellen Gedächtnisses einer Diaspora], in: Robežu paplašināšana: identitātes un kopienas, hrsg. von ŽANETA OZOLIŅA, Rīga 2006, S. 185-208; JĀNIS BROKS, AIVARS TABŪNS, AUSMA TABŪNE: History and Images of the Past, in: National, State and Regime Identity in Latvia, hrsg. von AIVARS TABŪNS, Rīga 2001, S. 72-91.

Dies führte zu einer Erweiterung des Kreises der Wissenschaftler, die sich für die Thematik der Erforschung des sozialen Gedächtnisses interessieren. Den Historikern und Soziologen haben sich nun auch Politologen und Experten für Internationale Beziehungen sowie Rechtswissenschaftler beigesehlt.¹⁷ Besondere Aufmerksamkeit verdient das Projekt „Das soziale Gedächtnis und die Identität Lettlands, 2010–2013“ (*Latvijas sociālā atmiņa un identitāte, 2010–2013*), das im Rahmen eines staatlich geförderten Programms zur nationalen Identität durchgeführt wird. Dabei untersuchen die beteiligten Wissenschaftler intensiv Fragen, die das soziale Gedächtnis Lettlands betreffen, z.B. die Genese der inoffiziellen Gedenktage am 16. März und am 9. Mai, die nationalen Partisanen im sozialen Gedächtnis Lettgallens oder die Dauerhaftigkeit des Gedenkens an die sowjetischen Deportationen.¹⁸ Dieses Forschungsprojekt gilt als das bislang umfangreichste seiner Art zum sozialen Gedächtnis. Seine Ergebnisse werden in breiter Form durch öffentliche Vorlesungen, Diskussionen und populärwissenschaftliche Schriften bekannt gemacht.

Der Beschäftigung mit Fragen des sozialen Gedächtnisses und mit historischen Kontroversen wird in Lettland gegenwärtig hohe Priorität für die weitere Entwicklung beigemessen. Das belegt auch die Tatsache, dass in den letzten zwei „Berichten für menschliche Entwicklung“ (*Human Development Report*) das soziale Gedächtnis gemeinsam mit der Geschichte analysiert wurde.¹⁹ Weitere systematische Forschungen sind jedoch zweifellos erforderlich.

Eine wichtige Rolle für die Institutionalisierung der Erforschung des sozialen Gedächtnisses spielte auch die Integrationspolitik des Landes. Bereits in dem staatlichen Programm „Die Integration der Gesellschaft Lettlands“ (*Sabiedrības integrācija Latvijā*) von 2001 wurde darauf hingewiesen, dass divergierende Auffassungen der Geschichte die ethnisch heterogene Gesellschaft Lettlands spalteten. Zunächst blieb es jedoch bei

¹⁷ MĀRIS CEPURĪTIS, RINALDS GULBIS: *Ārpolitikas mīti Latvijā: Eiropas Savienība un Krievija* [Die Mythen der Außenpolitik in Lettland: Europäische Union und Russland], Rīga 2012; *The Geopolitics of History* (wie Anm. 16); *Pagātne nākotnē: 1940. gada notikumu izvērtējums* [Die Vergangenheit in der Zukunft: die Interpretation der Ereignisse von 1940], hrsg. von ŽANETA OZOLIŅA u.a., Rīga 2005.

¹⁸ MĀRTIŅŠ KAPRĀNS u.a.: *Padomju deportāciju pieminēšana Latvijā: Atmiņu politika un publiskā telpa* [Das Gedenken an die Deportationen in Lettland: Erinnerungspolitik und Öffentlichkeit], Rīga 2012; *KLINTA LOČMELE: (Ne)izstāstītā vēsture: Skola. Mājas. Atmiņa* [Die (nicht) erzählte Geschichte: Schule, Haus, Gedächtnis], Rīga 2011; *Karojošā piemiņa: 16. marts un 9. maijs* [Die kriegerische Erinnerung: 16. März und 9. Mai], hrsg. von NILS MUIŽNIEKS und VĪTA ZELČE, Rīga 2011.

¹⁹ *Latvija. Pārskats par tautas attīstību, 2008/2009. Atbildīgums* [Lettland. Bericht über menschliche Entwicklung 2008/2009. Verantwortlichkeit], hrsg. von JURIS ROZENVALDS und IVARS IJABS, Rīga 2009, S. 42–54; *Latvija. Pārskats par tautas attīstību 2010/2011. Nacionālā identitāte, mobilitāte un rīcībspēja* [Lettland. Bericht über menschliche Entwicklung 2010/2011. Nationale Identität, Mobilität und Handlungsfähigkeit], hrsg. von BRIGITA ZĒPA und EVIJA KĻAVE, Rīga 2012, S. 37–47.

der bloßen Feststellung des Problems, ohne dass konkrete Problemlösungen angeboten wurden, weshalb Fragen der Vergangenheit auch in der letzten Dekade eine erfolgreiche gesellschaftliche Integration erschwerten. Im Herbst 2012 änderte sich die Situation jedoch. Als Reaktion auf den gescheiterten Versuch russischer Interessenverbände, mit Hilfe eines Verfassungsreferendums Russisch als zweite Staatssprache zu installieren, beschloss die Regierung am 12. Oktober „Richtlinien zu Fragen der nationalen Identität, Zivilgesellschaft und Integrationspolitik für den Zeitraum 2012–2018“ (*Nacionālās identitātes, pilsoniskās sabiedrības un integrācijas politikas pamatnostādnes 2012.–2018. gadam*). Dieses politische Dokument, welches das vorherige Integrationsprogramm ablöste, definiert u.a. die Behandlung von Problemen, die mit dem sozialen Gedächtnis zusammenhängen, als eine der zentralen Richtungen der Integrationspolitik im vorgesehenen Zeitraum. Um Unstimmigkeiten in Bezug auf die Geschichte Lettlands zu mindern, bieten die „Richtlinien“ einen detaillierten Handlungsplan an, der die Notwendigkeit einer systematischen Erforschung des sozialen Gedächtnisses und seiner „Infrastruktur“ ausdrücklich betont. Damit scheint die Erforschung des sozialen Gedächtnisses in Lettland nicht mehr allein auf akademischer, sondern auch auf politischer Ebene institutionalisiert zu sein.

In Anbetracht der definierten Forschungsziele und Aufgaben für die Integration der Gesellschaft gründeten mehrere Wissenschaftler der Universität Lettlands im Frühjahr 2012 ein „Zentrum zur Erforschung des Sozialen Gedächtnisses“ (*Sociālās atmiņas pētniecības centrs, SAPC*). Dieses Zentrum beabsichtigt:

- die Erinnerungspolitik Lettlands auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene zu popularisieren und zu deuten;
- eine koordinierte Erforschung des sozialen Gedächtnisses Lettlands zu leisten;
- die Erinnerungspolitik Lettlands zu modellieren;
- mit Forschungsinstitutionen im Ausland zu kooperieren, die das soziale Gedächtnis und Erinnerungspolitik analysieren;
- die Übersetzung von theoretischen Schriften über das soziale Gedächtnis ins Lettische zu fördern.

Das SAPC ist vorläufig die einzige derartige akademische Institution in Lettland. Vergleichbare Forschungsstellen oder Forschergruppen, die auf verschiedenen Ebenen die Beziehungen der jeweiligen Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit untersuchen, sind allerdings auch in anderen europäischen Staaten aktiv. An der Universität Tartu z.B. untersuchen mehrere Gruppen von Wissenschaftlern das soziale Gedächtnis in unterschiedlichen Bereichen – sowohl bezüglich des biografischen Gedächtnisses oder des Geschichtsunterrichts als auch der internationalen Beziehungen. In der Ukraine wiederum ist seit vielen Jahren das vom Staat finanzierte „Institut für Nationales Gedenken“ (*Український інститут національної пам'яті*)

tätig.²⁰ Es scheint, dass die Arbeit solcher Institutionen vor allem für diejenigen Gesellschaften wichtig ist, in denen die Debatte über die Ereignisse der 1940er Jahre noch immer aktuell ist.

Auch das lettische Zentrum soll künftig als eine interdisziplinäre Plattform dienen, die das Phänomen des sozialen Gedächtnisses in allen seinen Facetten untersucht – von den kognitiven Aspekten bis zur Erinnerungspolitik. Es bleibt zu hoffen, dass eine qualitative, resultative und anwendungsorientierte Forschungsarbeit des Zentrums bereits vorhandene Forschungstraditionen in Lettland stärken und die Entwicklung neuer Perspektiven fördern wird.

²⁰ In Estland gibt es ebenfalls ein Institut des historischen Gedächtnisses (*Eesti Mälu Instituut*, www.mnemosyme.ee). Siehe auch die Homepage der *Platform of European Memory and Conscience* unter www.memoryandconscience.eu (Anm. d. Red.)

Ein Rückblick auf die Feiern in Lettland aus Anlass des 200. Jahrestags des Krieges von 1812

VON ANITA ČERPINSKA

Bereits im Jahre 1912 feierten die russischen Ostseeprovinzen wie auch andere Regionen und Städte im Russländischen Reich das Jubiläum des Krieges von 1812. Damals war diese Gedenkfeier von höchster staatlicher Bedeutung. An den Veranstaltungen, die vielfältige Formen annahmen, waren die unterschiedlichsten Personengruppen beteiligt. So wurde in Riga ein Denkmal für Generalfeldmarschall Michael Barclay de Tolly (1761–1818) errichtet, im Kunstmuseum der Stadt eine umfangreiche Ausstellung zum Jahr 1812 organisiert, etliche Theaterstücke kamen zur Aufführung, im Haus des Lettischen Vereins fand sogar ein Schülerkonzert statt, in dem die „Ouvertüre 1812“ von Petr I. Čajkovskij dargeboten wurde, und die livländischen Elementarschulen bekamen Porträtzeichnungen von Zar Alexander I. als Geschenk überreicht. Zudem wurden mehrere Bücher über die Ereignisse des Jahres 1812 in den Ostseeprovinzen veröffentlicht, darunter auch eine von Friedrich Bienemann jun. (1860–1915) herausgegebene und von den Historikern noch heute geschätzte Sammlung von Quellen, Erinnerungen und Aufsätzen.¹ In der deutschen, russischen und lettischen Presse sowie in den damals populären Kalendern wurden im Laufe des Jahres regelmäßig entsprechende Themen aufgegriffen. Schwerpunktmäßig ging es um die Ereignisse in der eigenen Region, wobei die Rolle der Offiziere aus den Ostseeprovinzen besonders betont wurde. Die Erörterung dieses Themas schien für das Publikum wichtig zu sein, denn 1812 wurde in der Geschichte sowohl des Imperiums als auch der Provinzen als etwas Bedeutendes wahrgenommen.

Hundert Jahre später hat sich die Situation geändert. In Lettland wird heutzutage das Jahr 1812 keinesfalls als Wendepunkt in der Geschichte der Nation betrachtet. Auch die Formen des Gedenkens, die 1912 genutzt wurden, sind zumindest umstritten – die Denkmäler oder die Hervorhebung der Verdienste deutschbaltischer oder russischer Offiziere im Krieg gegen Napoleon. Oft genug käme man nicht einmal auf die Idee, den Krieg von 1812 in Verbindung mit der Geschichte Lettlands zu bringen. Eben aus diesem Grund ist es umso interessanter, einmal einen Blick darauf zu werfen, wie Napoleons Krieg zweihundert Jahre später in Lettland behandelt

¹ 1812. Baltische Erinnerungsblätter, hrsg. von FRIEDRICH BIENEMANN, Riga 1912.

wird. Zwar haben sich die Ereignisse von 1812 seither nicht verändert, sehr wohl jedoch die Einstellung ihnen gegenüber.

Ausstellungen

Die erste Veranstaltung in Lettland, die in diesem Zusammenhang genannt werden muss, ist eine Ausstellung im „Moskauer Haus“, einem russischen Kulturzentrum in Riga, die dem 250. Geburtstag von Barclay de Tolly gewidmet war und am 25. Januar 2012 eröffnet wurde. Hinter der Ausstellung stand der Rigaer Heimatkundler Feliks Tal'berg, der durch seine 2003 erschienene Biografie über Barclay de Tolly bekannt wurde.² Sein Buch enthält umfangreiches illustratives Material, das zum großen Teil auch in der Ausstellung Verwendung fand. Die Ausstellung informierte über die Geschichte der Familie des Feldmarschalls einschließlich ihres Rigaer Zweigs, über dessen Besitz, militärische Karriere, Tätigkeit als Kriegsminister sowie seinen Beitrag zur Verteidigung Rigas am Vorabend des Krieges von 1812. Ein spezieller Stand befasste sich mit dem Denkmal Barclays de Tolly in Riga, ein weiterer stellte den Besuchern Gedenkorte in Estland vor.

Somit bot die Ausstellung eine Gelegenheit, Orte in Riga, Lettland und Estland kennen zu lernen, an denen die Familie de Tolly ihre Spuren hinterlassen hat. Ohne Zweifel war dies einer ihrer wesentlichsten Aspekte, denn sie illustrierte die im Vergleich zu den militärischen Leistungen des Feldmarschalls weniger bekannten Episoden aus dessen Leben. Die Persönlichkeit Barclays wurde hier durchaus erfolgreich mit dem historischen Raum Lettlands in Verbindung gesetzt. In der Eröffnungsveranstaltung, die mehrere Vorträge über Barclay de Tolly bot, waren indes mehrheitlich Vertreter der russischen Öffentlichkeit anwesend. Letten fanden sich nur wenige. Immerhin war die Ausstellung im Laufe des Jahres auch in der Baltischen Internationalen Akademie (*Baltijas Starptautiskā Akadēmija*) in Riga sowie in einigen Schulen in Lettland und Litauen zu besichtigen.

Vom Juni bis Dezember lief im Rigaer Museum für Geschichte und Schifffahrt die Ausstellung *Atdzimt no pelniem. Rīga 1812. gada karā* (Auferstehen aus der Asche. Riga im Krieg von 1812). Die mehr als 70 dort ausgestellten Gegenstände waren in drei große thematische Blöcke aufgeteilt: Der erste gab Auskunft über Riga während der Napoleonischen Zeit. Hier gab es Gemälde und Zeichnungen, zeitgenössische Alltagsgegenstände, Waffen und Uniformen zu betrachten, darunter Bildnisse von Alexander I., Barclay de Tolly und Generalleutnant Friedrich Löwis of Menar. Der zweite Block behandelte die Geschichte des großen Brandes von Riga 1812.³ Eine eigen-

² ФЕЛИКС ТАЛБЕРГ: Барклай де Толли и Балтийский край [Barclay de Tolly und die Baltische Region], Riga 2003.

³ Vgl. hierzu ANITA ČERPINSKA: Als 1812 die Rigaer Vorstädte brannten. Ein Rekonstruktionsversuch, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 124-142 (Anm. d. Red).

artige Art von Reportage darüber liefern die Gemälde von Carl Traugott Fechelm (1748–1819), auf denen die Petersburger Vorstadt vor, während und nach dem Brand dargestellt ist. Sehr interessant waren auch die Bruchstücke der Fenster und der Glocke der abgebrannten St. Gertrudenkirche, die von Augenzeugen des Brandes offenbar als Erinnerungsstücke aufbewahrt worden waren. Anhand eines Stadtplans wurde das Ausmaß der abgebrannten Gebiete der Vorstädte deutlich. Mit deren Wiederaufbau beschäftigte sich der dritte Block der Ausstellung. Hier wurden die entsprechenden Entwicklungsprojekte vorgestellt, inklusive des Katalogs von amtlich zugelassenen Gebäudefassaden. Zu betrachten war auch ein Porträt von Generalleutnant Filippo Paulucci (1779–1849), das an dessen persönliche Initiative bei der Wiederherstellung der Vorstädte erinnern sollte. Dieser Teil der Ausstellung informierte auch über die Geschichte der Denkmäler, die aus Anlass dieses Krieges errichtet worden waren: ein Gemälde der Siegessäule, eine Zeichnung vom Alexandertor und ein Modell des Denkmals für Barclay de Tolly. Das Paulucci-Denkmal wurde sogar im Original ausgestellt.

Das Museum für die Nationalgeschichte Lettlands bot seinen Besuchern von Juni bis September 2012 eine kleine Ausstellung zum Thema *Napoleona laikmets un Latvija* (Die Zeit Napoleons und Lettland). Die hier ausgestellten Gegenstände zum Krieg stammen aus den Sammlungen des Museums: Uniformen, Gemälde, Stiche, Medaillen und Alltagsgegenstände. Manche der ausgestellten Exponate standen im Zusammenhang mit dem Brand von Riga, wie etwa ein Eimer, der zum Feuerlöschen eingesetzt worden sein soll, oder ein Teerkranz, mit dem die Gebäude, die angeblich die Verteidigung störten, angezündet wurden. Abbildungen dieser Gegenstände finden sich auch im 2012 publizierten historischen Reiseführer *Napoleona karaspēks Latvijā* (Die Truppen Napoleons in Lettland).⁴

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf alle kleineren Ausstellungen, die sich 2012 der Zeit Napoleons widmeten, einzugehen. Erwähnt sei aber noch die Ausstellung der Akademischen Bibliothek der Universität Lettlands, in der vor allem interessante Bücher zu sehen waren – Quellensammlungen, Memoiren, darunter auch seltene Ausgaben aus dem 19. Jahrhundert, viele Forschungsarbeiten aus verschiedenen Zeiten und diversen Ländern. Gezeigt wurde diese Ausstellung in etwas kleinerem Umfang auch im Ortsmuseum in Ludza.

Im Jahre 1912 umfasste die zentrale Rigaer Ausstellung mehr als 900 verschiedene Gegenstände aus vielen Museen, Vereinen und privaten Kollektionen. Neben der sehr umfangreichen Galerie von Porträts und Gemälden wurden damals auch Originalhandschriften, historische Literatur, Karikaturen, militärisches Zubehör, Alltagsgegenstände und vieles mehr ausgestellt. Man möchte fragen, warum hundert Jahre später jede Institution auf sich gestellt ihre kleine autonome Ausstellung organisiert hat.

⁴ AINĀRS RADOVICS: *Napoleona karaspēks Latvijā. Tūrisma ceļvedis, stāsti un romāni* [Die Truppen Napoleons in Lettland. Ein Reiseführer, Geschichten und Romane], Rīga 2008, S. 33.

Wären die Exponate in großer Anzahl gemeinsam an einem Ort ausgestellt worden, hätte dies den Besuchern zweifellos besser ermöglicht, den historischen Hintergrund der Ereignisse des Jahres 1812 wahrzunehmen und so ihr Verständnis der Vergangenheit zu bereichern.

Die Konferenz

Am 17. August 2012 fand im Rigaer Museum für Geschichte und Schifffahrt die Konferenz *Napoleona karu laikmets Baltijā: idejas, karš un sabiedrība* (Das Zeitalter der Kriege Napoleons im Baltikum: Ideen, Krieg und Gesellschaft) statt. Bei der Organisation dieser Veranstaltung waren mehrere Institutionen beteiligt, darunter die Universität Lettlands und ihr Historisches Institut, das Institut für Allgemeine Geschichte der Akademie der Wissenschaften der Russländischen Föderation sowie die internationale Stiftung „Amber Bridge“. Insgesamt wurden 15 Referate von Wissenschaftlern aus Lettland, Russland, Litauen, Polen und Finnland gehalten. Alle Referate behandelten weniger das Thema der Kriegshandlungen als vielmehr aktuelle Fragen der baltischen Geschichte im Napoleonischen Zeitalter. An der Konferenz nahm auch der Historiker Vadim Roginskij teil, der in einer jüngst erschienenen Monografie die Rolle Skandinaviens in den politischen Beziehungen zwischen Russland, Schweden, Dänemark und Frankreich in der Zeit der Napoleonischen Kriege herausgearbeitet hat.⁵ Roginskij's Vortrag sowie die Referate von mehreren anderen russischen Historikern hatten vorwiegend den skandinavischen Aspekt zum Gegenstand, während die Vorträge der litauischen und lettischen Kollegen traditionell die lokale Geschichte in den Fokus nahmen und sich vor allem mit den Spuren beschäftigten, die Napoleons Krieg in Riga und seiner Gesellschaft hinterlassen hat.⁶

Publikationen

In den lokalen russischen Medien wurden im Laufe des Jahres 2012 regelmäßig historische Themen aufgegriffen, wodurch an die Ereignisse von 1812 erinnert wurde. In diesem Zusammenhang sei auf die militärgeschichtliche Zeitschrift „Baltfort“ hingewiesen, die in jeder der drei in diesem

⁵ Вадим Рогинский: Борьба за Скандинавию. Международные отношения на Севере Европы в эпоху Наполеоновских войн [Der Kampf um Skandinavien. Die internationalen Beziehungen in Nordeuropa während der Napoleonischen Kriege], Москва 2012.

⁶ Siehe dazu ANITA ČERPINSKA: Konference „Napoleona karu laikmets Baltijā: idejas, karš un sabiedrība“ [Die Konferenz „Das Zeitalter der Kriege Napoleons im Baltikum: Ideen, Krieg und Gesellschaft“], in: Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls 2012, Nr. 3, S. 167-169.

Jahr erschienenen Nummern (Nr. 18–20) mindestens einen Artikel zur Geschichte des Krieges von 1812 enthielt.

In der Zeitung *Latvijas Avīze* (Zeitung Lettlands) wurde im Anschluss an die erwähnte Konferenz im August 2012 ein kleiner Bericht unter dem Titel „War das unser Krieg?“ veröffentlicht.⁷ Zweifellos ist das eine aktuelle Fragestellung im heutigen Lettland, doch bezieht sie sich nicht nur auf den Krieg von 1812, sondern in einem erweiterten Kontext auf die ganze mittelalterliche und neuere Geschichte: Die Frage nach „unserer“ Geschichte meint fraglos in erster Linie die Geschichte der Letten. Allerdings war die Frage im Titel des Zeitungsartikels nur rhetorisch gemeint, denn der Autor schildert nur kurz die Erkenntnisse der Konferenz. Er kommt jedoch zu dem Schluss, dass der Krieg von 1812 hinsichtlich der Geschichte Lettlands nur bedingt als „unser“ bezeichnet werden könne. Offensichtlich gilt das Attribut „unser“ ohnehin nur für die so genannten Freiheitskämpfe von 1918 bis 1920. Die Frage bleibt somit immer noch die alte – was ist mit der „übrigen“ Geschichte des Landes? Lettland und die Letten nahmen an den unterschiedlichsten Kriegen teil wie auch an vielen politischen Ereignissen der europäischen Geschichte. Ob und inwiefern wir diese Ereignisse als „unsere“ oder „fremde“ betrachten, ist eigentlich gar nicht so ausschlaggebend. Wichtiger ist, ob wir, indem wir die vielen „fremden“ Teile aus der Vergangenheit entfernen, nicht unsere Geschichte und unser kulturelles Erbe unverhältnismäßig ausdünnen, so dass von der Geschichte unseres Landes und Volkes fast nichts mehr übrig bleibt? Müssten dann die „leeren“ Stellen in der Geschichte durch die Forschung „von außen“ gefüllt werden? Es kann doch keinen Zweifel geben, dass der Krieg von 1812 einen legitimen und festen Platz sowohl in der Geschichte Lettlands und Russlands als auch in der Geschichte der Napoleonischen Kriege insgesamt einnimmt. Die Tatsache allein, dass der Krieg einst stattgefunden hat, verleiht ihm bereits einen bestimmten Platz in Zeit und Raum; das Übrige ist eine Frage der (wissenschaftlichen) Interpretation.

Von den größeren Veröffentlichungen zum Thema sei hier vor allem auf die vier Broschüren des Historikers Oleg Puchljak verwiesen, die die Ereignisse des Jahres 1812 auf lettischem Boden behandeln. Erörtert werden vor allem die Kooperation zwischen der englischen und russischen Flotte bei Riga, die Festung von Dünaburg, die Schlacht bei Eckau am 7. (19.) Juli sowie die Gedenkorte und Personen, die mit diesen Ereignissen eng verbunden sind.⁸

⁷ ĢIRTS VIKMANIS: Vai tas bija mūsu karš [War das unser Krieg?], in: *Latvijas Avīze*, 20.8.2012, S. 8.

⁸ ОЛЕГ ПУХЛЯК: Действия русского и английского флотов под Ригой в 1812 году [Kriegshandlungen der russischen und englischen Marine vor Riga im Jahre 1812], Рига 2012; ДЕРС.: Динабургская крепость в вихре 1812 года [Die Festung von Dünaburg während der Stürme von 1812], Рига 2012; ДЕРС.: Сражение при Гросс-Экау (Иецава) 7 (19) июля 1812 года [Die Kämpfe bei Eckau (Iecava) am 7. (19.) Juli 1812], Рига 2012; ДЕРС.: 1812-й в Латвии. Легендарные имена и памятные

Diese Texte stellen in erster Linie eine Bearbeitung der bereits veröffentlichten Quellen und Literatur dar und sind an einen breiten Leserkreis gerichtet. Wissenschaftlich bieten sie nichts Neues und vertreten auch keinen akademischen Anspruch. Jedes Heft ist reich bebildert mit Porträts, Gemälden, Zeichnungen von Uniformen und Waffen, Karten, Schemata und Fotografien. Erläuterungen zur Spezifik der Staatsverwaltung, zum Aufbau der Armee, zur damaligen Kriegstechnik usw. bieten nicht nur Erkenntnisse über die Ereignisse des Jahres 1812 in den Ostseeprovinzen, sondern auch über das Zeitalter insgesamt.

Puchljaks Reihe wurde Ende 2012 mit einer Artikelsammlung von Konstantin Gajvoronskij fortgesetzt, der Aufsätze zu verschiedenen Aspekten der Napoleonischen Kriege verfasst hat.⁹ Hierbei handelt es sich um Texte, die ursprünglich für die Presse geschrieben wurden, weshalb sie in einem leichten Stil ohne wissenschaftlichen Anspruch gehalten sind. Doch hat sich der Autor zweifellos intensiv mit der Erinnerungsliteratur beschäftigt. So schreibt er z.B. von den Erlebnissen mehrerer deutschbaltischer Offiziere, er liefert Einzelheiten zu Barclay de Tolly, erwähnt die britischen Waffenlieferungen, die über Riga nach Russland gelangten, behandelt die preußischen Offiziere, die auf russischer Seite kämpften, und schildert die Schlacht bei Kekau sowie die Verdienste Pauluccis beim Zustandekommen der Konvention von Tauroggen.

Aus wissenschaftlicher Perspektive verdient ein Artikel der Historikerin Lilita Zemīte genannt zu werden, in dem die aktuelle russische Historiografie zum Krieg von 1812 analysiert wird.¹⁰ Die so genannten *Napoleonica* nehmen in letzter Zeit einen festen Platz in Arbeiten zur russischen Geschichte ein, sowohl in den Publikationen von Fachleuten aus den Forschungszentren in Moskau und St. Petersburg als auch von Hobbyhistorikern, die in den Museen kleinerer Städte und in der Provinz der Russländischen Föderation tätig sind. Wir haben es mit einer stattlichen Anzahl von Publikationen sehr unterschiedlicher Qualität zu tun, die während des Gedenkjahrs noch weiter anwuchs. Zu den „zentralen strittigen Hauptfragen“ der russischen Historiografie zählt Zemīte die Ziele Napoleons und das Problem des Präventivkriegs, die Interpretation des Rückzugs der russischen Armee, den Brand von Moskau, das Scheitern der Operation

места [Das Jahr 1812 in Lettland. Legendäre Namen und Gedenkort], Рига 2012; siehe die Rezensionen ANITA ČERPINSKA, in: Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls 2012, Nr. 1, S. 181-184; Nr. 3, S. 185f.; 187-191.

⁹ КОНСТАНТИН ГАЙВОРОНСКИЙ: БИТВА С „АНТИХРИСТОМ“: 1812 ГОД В ЛАТВИИ И ВОКРУГ НЕЁ [Der Kampf mit dem „Antichrist“: das Jahr 1812 in Lettland und in seiner Nachbarschaft], Рига 2012.

¹⁰ LILITA ZEMĪTE: 1812. gada Napoleona Bonaparta karagājiens mūsdienu krievu historiogrāfijā [Der Feldzug Napoleon Bonapartes 1812 in der heutigen russischen Historiografie], in: Latvijas Vēsture 2012, Nr. 3, S. 14-19. Zemīte unterscheidet hierin drei Gruppen russischer Autoren: a) Anhänger der sowjetischen Tradition, b) „Liberale“ und „Bonapartisten“, c) „Zentristen“. Ihr zufolge dominiere in akademischen Kreisen die dritte Gruppe.

an der Berezina sowie die Konzeption dieses Krieges als Volks- bzw. als „Vaterländischer“ Krieg. Gerade die aus der Sowjetzeit tradierte Interpretation orientiert sich an Konstruktionen und Handlungsmodellen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, die künstlich auf den Anfang des 19. Jahrhunderts übertragen wurden.

Als Problem der heutigen russischen Geschichtswissenschaft darf die sehr enge Fachausrichtung gelten, die jedoch nicht allein für die Russländische Föderation typisch ist. Viele Historiker behandeln nur ihr eigenes enges Thema. So beschäftigte sich z.B. Aleksandr Smirnov vom Staatlichen Historischen Museum in Moskau jahrelang mit der Schanze von Ševardino und die mit ihr zusammenhängenden Aspekte der Schlacht von Borodino. Als Ergebnis seiner langjährigen Forschungsarbeit legte er ein historisches Lexikon der Artillerie vor.¹¹ Zu den am meisten behandelten Themen gehören vor allem Fragen der Kriegsoperationen, die Geschichte der Uniform, bestimmte Persönlichkeiten sowie Aspekte der Kulturgeschichte und der Erinnerungspolitik. Interessante, bereits veröffentlichte Forschungsergebnisse betreffen die Rolle der Orthodoxen Kirche während des Krieges. Auch gibt es wissenschaftliche Studien zu den Kosaken, den französischen Kriegsgefangenen, den Kriegsverlusten und zur Spionage. Weniger aktuell scheinen finanzielle, ökonomische oder soziale Phänomene zu sein. Die von Zemīte oft zitierte Historikerin Lidija Ivčenko betonte auf einer der zahlreichen Konferenzen des Jahres 2012, dass russische Historiker „die Quellen verfolgen“.¹² In der Tat resümieren sie die Informationen, die aus den Quellen gezogen werden können; wissenschaftliche Konzeptionen sind dabei jedoch nicht entstanden. Wahrscheinlich erklärt sich diese Art der wissenschaftlichen Arbeit durch die Traditionen der russischen Geschichtswissenschaft. Meist war ohnehin der offizielle Standpunkt des Imperiums zu vertreten oder man hatte sich an den Fixpunkten der sowjetischen Geschichtsinterpretation zu orientieren.

Ein Ereignis hinsichtlich der Erforschung des Krieges von 1812 war aber in jedem Fall eine 2012 in Moskau veröffentlichte dreibändige Enzyklopädie zu den Feldzügen der Jahre von 1812 bis 1814.¹³ Hier finden sich die

¹¹ Краткий артиллерийский военно-исторический лексикон, или терминологический словарь всего, преимущественно до русской полевой артиллерии начала 19 столетия касаемого [Kleines militärhistorisches Artillerielexikon, oder terminologisches Wörterbuch zur hauptsächlich russischen Feldartillerie zu Beginn des 19. Jahrhunderts], hrsg. von АЛЕКСАНДР А. СМЕРНОВ, Москва 2006.

¹² Aus einer mündlichen Stellungnahme von Lidija Ivčenko während einer Diskussion auf der von der Akademie der Wissenschaften der Russländischen Föderation veranstalteten Konferenz „Der Krieg von 1812 im welthistorischen Kontext“ am 10.7.2012 in Moskau. Siehe Лидия Ивченко: Не братья по славе? Историография 1812 года: нынешнее состояние [Keine Brüder im Ruhm? Die Historiografie zum Jahr 1812: der aktuelle Zustand], in: Родина 2012, Nr. 6, S. 9-16.

¹³ Отечественная война 1812 года и освободительный поход русской армии 1813–1814 годов. Энциклопедия в 3 т. [Der Vaterländische Krieg von 1812 und die Befreiungsfeldzüge der russischen Armeen in den Jahren 1813–1814. Enzyklopädie

neuesten Forschungsrichtungen versammelt, und es geht auch um Terminologie und Geschichtsschreibung hinsichtlich der Geschichte des frühen 19. Jahrhunderts.

Andere Aktivitäten

Am 2. August 2012 wurde vor dem Ortsmuseum in Ludza eine Büste von Generalmajor Jakov Petrovič Kul'nev (1764–1812) enthüllt, nicht weit vom ehemaligen Haus der Familie Kul'nev entfernt. Das bronzene Denkmal stammt von Aleksandr Taratinov aus Russland. Auf der feierlichen Veranstaltung waren der Metropolit der russisch-orthodoxen Kirche Lettlands und der Sonderbeauftragte der Russischen Föderation in Lettland, Aleksandr Vesnakov, anwesend. Auch einige Abgeordnete der Saeima und der Lokalverwaltung sowie viele Anwohner waren vor Ort.¹⁴ Generalmajor Kul'nev, der sich im Krieg in Finnland und der Türkei den Ruf eines hervorragenden Kavallerie-Offiziers verdient hatte, stammte aus Ludza. 1812 kommandierte er das Grodno-Husarenregiment. Er fiel am 1. August 1812 in der Nähe des Dorfs Sivošino in der Nähe von Polock, nicht weit von seinem Heimatort. Auf Bitten seines Bruders Michail wurden seine sterblichen Überreste 1832 in der orthodoxen Kirche von Ilsenberg beigesetzt, wo sich die Familiengruft befindet. 2012 wurde die Kirche sorgfältig restauriert und genau am 2. August feierlich wiedereröffnet.

Am 21. Juli wurde in Iecava aus Anlass des 520. Gründungstags der Stadt ein *historical reenactment* organisiert, an dem zahlreiche Vereine aus Lettland, Litauen, Polen, Belarus, Russland und Deutschland teilnahmen, die sich die Rekonstruktion der napoleonischen Zeit auf die Fahnen geschrieben haben. Das Publikum konnte dabei einzelnen Szenen der Schlacht bei Eckau beiwohnen. Demonstriert wurden die historischen Armeen aus der Zeit Napoleons bei einem Einmarsch in die Stadt. Die Veranstalter versuchen bei derartigen Aufführungen meist solche Szenen zu rekonstruieren, die den „typischen“ Kampfablauf darstellen, z.B. die Aufstellung von Infanteristen, den gegenseitigen Beschuss, den Nahkampf, einen Kavallerieangriff, den Zusammenstoß gegnerischer Kavallerieregimenter sowie die Möglichkeiten der damaligen Ersten Hilfe. All das wurde nach Möglichkeit auch in Iecava vorgeführt, einschließlich der Besetzung der Brücke des Ortes – fast wie 1812. Schade nur, dass diese theatralisierte Darbietung der Kampfhandlungen nicht von Kommentaren eines Fachmanns begleitet wurde, um den Handlungsablauf vom historischen Standpunkt aus zu betrachten. So wäre aus der Rekonstruktion des Kampfes eine Show geworden, die auch spannenden „Geschichtsunterricht“ geboten hätte.

in 3 Bänden], hrsg. von ВИКТОР М. БЕЗОТОСНЫЙ und АЛЕКСАНДР А. СМЕРНОВ, Москва 2012.

¹⁴ Siehe dazu <http://www.ludzaszeme.lv/news/KulnevaBisteUzstadita> (letzter Zugriff 10.12.2012).

Eine interessante Gedenkfeier wurde am 23. Oktober 2012 vom Rigaer Museum für Geschichte und Schifffahrt veranstaltet, die der Ankunft Generalleutnant Pauluccis 1812 in Riga gewidmet war: Paulucci war seinerzeit Rigaer Kriegsgouverneur und stand der livländischen Zivilverwaltung vor. Es wurde schon kurz angedeutet, dass sich Paulucci nach dem Brand von Riga aktiv für die Erneuerung der Stadt einsetzte. Als Dank errichteten die Rigenser ihm 1851 ein Denkmal im Wöhrmannschen Park. Mit Rücksicht auf seinen Wunsch – sein Name sollte weder zu seinen Lebzeiten noch nach seinem Tod auf irgendeinem Monument stehen – war auf der Inschrift des Denkmals nur der Tag seiner Ankunft in Riga, der 23. Oktober (a. St.) 1812, angegeben. Das Denkmal befand sich seit den 1950er Jahren im Magazin des Museums, bis 2003 eine Kopie wieder im Stadtpark aufgestellt wurde – erneut ohne jegliche informative Angabe. Am 23. Oktober 2012 wurde an diesem Denkmal eine bescheidene Gedenkfeier abgehalten, die am Nachmittag in den Räumen des Museums mit einem Vortrag des Historikers Gvido Straube über Pauluccis Wirken in Riga ausklang.

* * *

Im Unterschied zu 1912, aber auch im Unterschied zu den Veranstaltungen, die 2012 in der Russländischen Föderation stattfanden, wurde im vorigen Jahr in Lettland nur von wenigen Interessenten und Aktivisten an die Kriegseignisse von 1812 erinnert. Die Jubiläumsveranstaltungen hatten einen völlig anderen Gehalt und andere Schwerpunkte als vor hundert Jahren: Während damals dem Ereignis ein staatlich-offizielles Ausmaß verliehen worden war, trugen die Feierlichkeiten 2012 in Lettland eher privaten Charakter. Während 1912 viele interessante und wichtige wissenschaftliche Arbeiten vor allem auch zu den Geschehnissen in den Ostseeprovinzen veröffentlicht worden waren, brachte 2012 in dieser Hinsicht nichts Neues.¹⁵ Immerhin erlaubten die wenigen Veranstaltungen, die es gab – die Ausstellungen, die Konferenz und das *reenactment* der Schlacht bei Eckau –, zumindest denjenigen, die sich mit dieser Zeit befassen, eine vertiefte Kommunikation miteinander. Auch gab es einige Initiativen, das Interesse der Öffentlichkeit auf die Ereignisse von 1812 zu lenken. Zweifellos verdienen diese einen festen Platz in der historischen Forschung der baltischen Staaten. Doch leider sind die wichtigsten Forschungsarbeiten zu dieser Zeit bereits über hundert Jahre alt. Es wäre zu wünschen, dass auch die Geschichte des frühen 19. Jahrhunderts frei von politisierten und ideologisierten Intentionen untersucht wird. Die Wissenschaftler haben

¹⁵ Von den in Estland erschienenen Werken sei das folgende Werk erwähnt: Прибалтийцы в Отечественной войне 1812 года [Balten im Vaterländischen Krieg von 1812], hrsg. von Владимир Илляшевич, Таллин 2011. Das Buch informiert über Ereignisse und Persönlichkeiten in den Kriegen Napoleons und enthält auch 54 Lebensgeschichten von Offizieren deutschbaltischer Herkunft.

zudem auch alle Möglichkeiten, nach neuen Ausdrucksformen zu suchen,
um das gesellschaftliche Interesse für diese Zeit zu wecken.

*The First Conference
of Baltic Urban History*
in Riga (10.–12. Oktober 2012):
Ein Tagungsbericht

VON JUHAN KREEM

Die Idee, eine Art „Musterung“ der Stadthistorikerinnen und Stadthistoriker der drei baltischen Staaten zu veranstalten, stammt vom Rigaer Mediävisten Ilgvars Misāns. Konsequenterweise trat daher als Hauptorganisator der Tagung das Institut für Geschichte der Universität Lettlands auf. Ihm standen mit Rat und Tat das Herder-Institut Marburg sowie die Historischen Institute der Universitäten Tallinn und Vilnius zur Seite. Hiermit sei bereits angedeutet, dass das Tagungskonzept einerseits auf eine flächendeckende Übersicht der laufenden Forschung abzielte, andererseits aber unter Einbeziehung der polnischen und deutschen Kollegen und deren Blick aus der Ferne auch das theoretische Nachdenken darüber im Blick hatte, was das Fach Stadtgeschichte eigentlich ist bzw. sei soll.

Als Einführung boten einige Vorträge nach ähnlichem Muster gestrickte Übersichten darüber, wie die Stadtgeschichte sich in Estland, Lettland, Litauen und Polen entwickelt und welchen Stand sie erreicht hat. Dabei traten deutliche Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede zutage. In allen betrachteten Ländern übten die großen Umbrüche des 20. Jahrhunderts erheblichen Einfluss auf die Entwicklung der Geschichtswissenschaft aus. Die Historiografie der Länder, welche ihre Eigenstaatlichkeit auf den Ruinen der Imperien nach dem Ersten Weltkrieg (wieder)begründeten, schenkte den Städten nur relativ wenig Aufmerksamkeit. Der schwierige Prozess, der dazu führte, dass Städte als Teil der eigenen und nicht einer fremden Geschichte anerkannt wurden, trat besonders in den Vorträgen von Ilgvars Misāns zu Lettland und Juhan Kreem zu Estland hervor. Die von einer anti-deutschen Haltung geprägte lettische Historiografie der Zwischenkriegszeit suchte in der Stadt nach den Letten, und das Ergebnis dieser Suche war nicht immer befriedigend. Auch in Estland wurden die Städte als etwas Fremdes angesehen, das mit dem nationalen Selbstbild der Esten als Bauernvolk nur schwer zu vereinbaren war. Stadtgeschichte ist historisch eher mit der Lokalgeschichte verbunden, weshalb sie in den nationalen Meistererzählungen auch anderer Länder eine eher zweitrangige Rolle spielt.

Die kommunistischen Regime der Nachkriegszeit führten in Osteuropa den Zwang zum Marxismus-Leninismus als Leittheorie ein, was aber nicht

immer methodologisch konsequent praktiziert wurde. Zudem hat die Sowjetherrschaft einige ältere Tendenzen, vor allem die Ressentiments den Deutschen gegenüber, beibehalten. Dass sich trotz dieses ideologischen Drucks in den betrachteten Ländern eine vielschichtige sozial- und wirtschaftsgeschichtlich orientierte Stadtforschung etablieren konnte, wurde in vielen Vorträgen deutlich. Ein Paradebeispiel hierfür ist die Rezeption der *Annales*-Schule in Polen, deren Ertrag für die Stadtgeschichte von Roman Czaja präsentiert wurde. Jolanta Karpavičienė konnte in ihrem Vortrag über die litauische Stadtgeschichtsforschung gleichfalls auf vorbildliche Untersuchungen zur Stadtentwicklung und Sozialtopografie aus der Sowjetzeit verweisen. Auf der Basis solider und quellennaher Forschung öffnete sich die baltische Stadtgeschichtsforschung in den letzten 20 Jahren der Welt, erhielt wichtige neue Impulse und gewann neue Perspektiven.

Eingerahmt wurden diese Länderberichte von Heidi Hein-Kircher, die sich in ihrem Vortrag aktuellen Studien zur Stadtgeschichte Ostmitteleuropas in westeuropäischen Sprachen widmete. Sie wies auf das steigende Interesse an der Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts hin, benannte zahlreiche, vom *cultural turn* inspirierte neue Sichtweisen und diskutierte die ostmitteleuropäischen Spezifika der multiethnischen Städte und imperialen Brüche. Andreas Fülberth schließlich erinnerte am Beispiel deutscher Forscher an die subtilen Wege, auf denen die persönlichen urbanen Erfahrungen der Autoren deren Wahrnehmung und wissenschaftliche Arbeiten prägen.

Weitere Vorträge konzentrierten sich auf bestimmte Perioden und engere Themen. Neuere Forschungen zum mittelalterlichen Stadtwesen Livlands wurden von Inna Jürjo vorgestellt. Während aufgrund der Quellenlage allzu oft das Stadtleben des mittelalterlichen Livlands anhand der drei großen Städte untersucht wurde, sind für die letzten Jahre mehr und mehr Bemühungen zu registrieren, sich auch um die Kleinstädte zu kümmern. Aleksandrs Ivanovs untersuchte in seinem Vortrag das Bild der livländischen Städte in der russischen Chronistik. Zu Recht machte er auf zeitbedingte ideologische Zerrbilder der Chroniken aufmerksam, welche stets vor dem Hintergrund anderer Quellen zu überprüfen sind. In der Forschung zu den älteren Perioden baltischer Geschichte finden sich eher selten Anknüpfungspunkte zwischen Estland und Lettland auf der einen und Litauen auf der anderen Seite. Rasa Varsackytė jedoch zeigte in ihrem Vortrag, der sich auf die umfangreiche Historiografie zu Kaunas als Stadt im Großfürstentum Litauen stützte, durchaus Gemeinsamkeiten nicht nur in den historischen Stadtformen und den im städtischen Alltag entstandenen Quellen, sondern auch in Bezug auf die älteren und neueren Schichten der Geschichtsschreibung.

In der Forschung zur älteren Stadtgeschichte nimmt die Archäologie zweifellos einen Sonderplatz ein. Erki Russow behandelte aktuelle Probleme der Stadtarchäologie in Estland. Im Spannungsfeld zwischen

Grundbesitzentwicklungen und dem Denkmalschutz finden Archäologen durchaus eigene Existenzmöglichkeiten. Dem Fach, das immer mehr Rettungsausgrabungen durchführen muss, mangelt es aber an Ressourcen, um wissenschaftlichen Fragestellungen nachzugehen. Ein Beispiel, wie sehr die Stadtarchäologie zum Verständnis der Entwicklung urbaner Zentren beitragen kann, präsentierte Armands Vijups. Die Hafenstadt Ventpils musste sich im Laufe des 17. Jahrhunderts gegen Sandstürme zur Wehr setzen, die durch Erosion des Strandes entstanden und dazu führten, dass das historische Stadtzentrum verlegt werden musste.

Vor allem zur frühen Neuzeit in der baltischen Region wird aktiv geforscht, wenn man nach der schiereren Anzahl der in Riga gehaltenen Vorträge zu dieser Zeit urteilt. Margarita Barzdeviča präsentierte anhand von Rigaer Stadtplänen aus dem 17. Jahrhundert Einsichten in die Entwicklung der Vorstädte, in denen Raumbedürfnisse und militärische Erwägungen miteinander kollidierten. Anita Čerpinska unterzog ihrerseits die am Anfang des 19. Jahrhunderts bereits stagnierende Festungsstadt Riga einer komplexen Betrachtung. Stadtgeschichte strebt eine Synthese der räumlichen und sozialen Aspekte an, so auch hier. In seinem Vortrag über die Neubürger von Vilnius in den Jahren 1661 bis 1795 untersuchte Agnius Urbanavičius Bürgerlisten, um die bevölkerungsgeschichtliche Dynamik sowie die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Stadt während dieser Zeit zu zeigen. Peter Wörster unterzog die preußischen Neubürger Rigas in den Jahren 1603 bis 1889 einer näheren Betrachtung. Tatsächlich lieferte diese Migrationsgeschichte die Substanz für die intellektuelle und kulturelle Landschaft des Ostseeraums in der frühen Neuzeit. Etwas schwieriger sind die bevölkerungsgeschichtlichen Entwicklungen der Kleinstädte zu erfassen. Dass dies trotzdem möglich ist, demonstrierte Muntis Auns in seinem Beitrag zur kurländischen Stadtbevölkerung im 16. bis 18. Jahrhundert. Marge Rennit wählte eine andere Vorgehensweise und näherte sich dem frühneuzeitlichen Stadtleben mit Hilfe einer imagologischen Analyse von Reisebeschreibungen aus dem 18. Jahrhundert. Derartige Texte vermitteln eine Relation zu den real existierenden Städten, treten aber auch in einen Dialog miteinander und müssen im Rahmen ihrer eigenen gattungsbedingten Logik mit ihren Traditionen und Stereotypen gelesen werden.

Die Beiträge zur Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts prägte zunächst ein architekturhistorischer Schwerpunkt. Karin Hallas-Murula präsentierte den estnischen Traum von einer Großstadt, d.h. den sozialen und politischen Kontext des 1913 angefertigten Generalplans für Tallinn. Im Vortrag von Karolis Kučiauskas und Marija Drėmaitė ging es um unterschiedliche Generalpläne für Vilnius aus den 1930er und 1940er Jahren, als polnische, litauische, deutsche und sowjetische Machthaber ihre eigene Vision von Stadt durchzusetzen versuchten. Vasilijus Safronovas erweiterte den Blick auf die städtischen Narrative und sprach über

die litauische Aneignung von Klaipėda, wo nach dem Zweiten Weltkrieg und einem kompletten Bevölkerungsaustausch keines der nationalen oder sowjetischen Narrative vollständig dominieren konnte. Mārtiņš Mintāurs brachte wieder die historiografische Perspektive auf die Architekturgeschichte ein. Er hob die wertvollen empirischen, kunstgeschichtlichen und archäologischen Arbeiten zur Architekturgeschichte Rigas hervor, rief aber zugleich zu mehr Interdisziplinarität in der Stadtforschung auf. Damit konnte er an den einführenden Abendvortrag von Dagnija Baltiņa anknüpfen, die sich bei der Ausarbeitung der bisher von Architekten dominierten Auswahl- und Schutzkriterien für das UNESCO-Weltkulturerbe ein größeres Engagement der Historiker wünschte.

Als Fach ist Stadtgeschichte nicht einfach zu definieren. Als historische Erscheinung und Lebenswirklichkeit für eine Mehrheit der Europäer ist die Stadt heutzutage eine komplexe Erscheinung, die unterschiedliche Zugangsweisen ermöglicht. Die Rigaer Tagung zeigte, dass die Stadtforschung in den baltischen Staaten nicht nur von den traditionsreichen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen, sondern auch von jüngeren kulturgeschichtlichen Ansätzen geprägt ist. Als Aufgabe für die Zukunft kristallisierte sich jedoch im Laufe der Schlussdiskussion heraus, dass das Nachdenken über Theorien und die Diskussion darüber, was Stadtgeschichte eigentlich sein soll, weiter gefördert werden müssen. In mehreren Beiträgen wurde auch der Wunsch nach einer größeren Interdisziplinarität und Methodenvielfalt laut. In diesem Sinne wurde beschlossen, die Konferenzen der baltischen Stadthistoriker auf eine reguläre Basis zu stellen; der Termin für das nächste Treffen ist Tallinn 2015.

BESPRECHUNGEN

ANDRES TVAURI: *The Migration Period, Pre-Viking Age, and Viking Age in Estonia* (Estonian Archaeology, 4). Verlag Tartu University Press. Tartu 2012. 384 S., 214 Abb. ISBN 9789949199365.

Das vorliegende Buch ist in der Reihe *Estonian Archaeology* erschienen, in der bislang zwei der insgesamt sechs geplanten Bände veröffentlicht wurden.¹ Das dritte erschienene Werk dieser Reihe – Bd. 4 – widmet sich den folgenden Zeitabschnitten: der vorgeschichtlichen Migrationszeit (450–550), der Zeit vor den Wikingern (550–800) und der Wikingerzeit (800–1050) in Estland. Der Autor Andres Tvauri hat bereits zwei Monografien² und zahlreiche wissenschaftliche Schriften vorgelegt. Die Grundlage für das vorliegende Buch liefert in erster Linie das sehr reichhaltige archäologische Quellenmaterial, doch werden auch schriftliche Quellen berücksichtigt sowie vereinzelt auch ethnografische Materialien ausgewertet. Das Buch weist eine klassische Struktur auf: Einführung, sieben Kapitel, Bibliografie und ein Verzeichnis archäologischer Fundorte. Hinzu kommt vielfältiges Bildmaterial.

In der Einführung stellt Tvauri den Lesern sein Vorhaben sowie sein Quellenmaterial vor und erklärt dessen Aussagewert in Bezug auf die Wirtschaft, Besiedlung, soziale Organisation und Kultur auf dem Gebiet Estlands in der Zeit zwischen 450 und 1050 (S. 19f.). Auch will der Autor klären, welche Unterschiede es in verschiedenen Regionen des Landes gab, welche Kontakte die Einwohner zu ihren Nachbarn hatten und welcher Ort und welche historische Rolle diesem Gebiet im weiteren ökonomischen und kulturellen Kontext Nordosteuropas zukommen. Ethnische Fragen werden bewusst gemieden, denn archäologische Materialien könnten nach Ansicht Tvauris bei deren Erörterung nicht genutzt werden (S. 20). Zugleich betont der Autor jedoch, dass die Esten keineswegs späte Zuzügler in ihrem Land und diejenigen, die es in der zweiten Hälfte des

¹ Archaeological Research in Estonia 1865–2005, hrsg. von VALTER LANG und MARGOT LANEMAN, Tartu 2006 (Estonian Archaeology, 1); VALTER LANG: The Bronze and Early Iron Ages in Estonia, Tartu 2007 (Estonian Archaeology, 2).

² ANDRES TVAURI: Muinas-Tartu: uurimus Tartu muinaslinnuse ja asula asustusloost [Alt-Tartu: Untersuchung zur Entstehung der Burg und der Siedlung], Tartu und Tallinn 2001 (Muinasaja Teadus, 10); DERS.: Eesti hilisrauaaja savinõud (11. sajandist 13. sajandi keskpaigani) [Tongeschirr der späten Eisenzeit in Estland (vom 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts)], Tartu und Tallinn 2005 (Muinasaja Teadus, 16).

ersten nachchristlichen Jahrtausends bewohnten, die direkten Vorfahren der heutigen Esten gewesen seien (S. 21). Auch bei der Behandlung von Fragen der Ethnogenese können archäologische Funde von großer Bedeutung sein. Damit soll jedoch auf keinen Fall auf die Praxis der kulturhistorischen Archäologie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verwiesen werden, welche „archäologische Kulturen“ mit bestimmten (modernen) Ethnien zu identifizieren suchte.

Die Analyse der archäologischen Quellen teilt Tvauri in thematische Blöcke, in denen sich die Tätigkeitsbereiche der Menschen spiegeln. So werden z.B. die Themen Siedlung, Wohnort und Haushalt in einem Kapitel behandelt. In der behandelten Zeit gab es in Estland Siedlungen zweierlei Art: Bewohnte Burganlagen (bekannt 41) und unbefestigte Wohnorte (bekannt 39). Erstere, die in der Archäologie Osteuropas als „Burgberge“ bezeichnet werden, sind in der Landschaft wegen ihrer äußeren Umrisse relativ leicht zu identifizieren. Die Art der Burgberge auf estnischem Boden ist dem in Lettland anzutreffenden Typus sehr ähnlich, mit Ausnahme der Burgberge, die auf flachem Grund errichtet wurden, aber einen Wall ringsum hatten. Die anderen Formen sind viel schwieriger zu identifizieren, denn sie haben keine äußerlich erkennbaren Reliefmerkmale. Das einzige Indiz, das an eine von menschlicher Hand vollbrachte Landschaftsveränderung denken lässt, wäre eine „dunkle“ Kulturschicht. Aus diesem Grund sind solche Siedlungen viel seltener registriert worden: Nur sieben Siedlungen aus der Migrationsperiode und aus der vorwikingerischen Zeit sind bekannt, etwa 50 von ihnen werden auf die Wikingerzeit datiert. Doch sind auch sie bislang kaum erforscht worden. Tvauri bezeichnet diese Art von Siedlungen als „unbefestigte Einzelhöfe oder Dörfer“ (S. 39). Doch wie die in Lettland gefundenen Beispiele zeigen, konnten auch auf offene Flächen platzierte Siedlungen durch Holzpalisaden befestigt worden sein (Kerkūzi,³ Kivti⁴). Um an dieser Stelle die Debatte zu vermeiden, was eigentlich unter einer „Festung“ zu verstehen ist, ob etwa eine Palisade als Kriterium ausreicht, wäre es ratsam, sie als offene Siedlungen oder einfach als Feldsiedlungen zu bezeichnen. Da die Burgberge und die um sie herum entstandenen Siedlungen zu den wichtigsten Informationsquellen aus der Eisenzeit in Estland gehören, beschreibt sie Tvauri detailliert, wobei er vor allem den Aufbau von Festungen, den Gebäudebau und die Heizeinrichtungen ins Auge fasst. Die in direkter Nähe von Burgbergen häufig zu findenden verkohlten Holzüberreste werden meist mit Brandschäden in Verbindung gebracht, die angeblich durch feindliche Angriffe entstanden. Es ist jedoch durchaus möglich, dass zum Abbrennen hölzerner Gebäude und Festungen

³ ANDREJS VASKS: New data on Early Iron Age settlement in south-eastern Latvia, in: *Archaeologia Baltica* [1], hrsg. von VITAUTAS KAZAKEVIČIUS und RAYMOND SIDRIS, Vilnius 1995, S. 57-80, hier S. 73f.

⁴ ELVĪRA ŠNORE: Celtniecības liecības Kivtu apmetnē [Zeugnisse der Bebauung in der Siedlung Kivti], in: *Arheoloģija un etnogrāfija*, Bd. 12, Rīga 1978, S. 52-75, hier S. 53.

auch andere Faktoren beitragen konnten. Allerdings überzeugt die Vermutung des Autors nicht ganz, dass morsche Holzkonstruktionen dann in Brand gesetzt worden seien, wenn man sie durch neue ersetzen wollte (S. 52). In einem solchem Fall wäre wohl das Risiko zu hoch gewesen, auch alle anderen Gebäude durch das Feuer zu zerstören. Im Übrigen erfahren wir hier auch etwas über die Bebauung der Siedlungen, wofür Reste von Tongeschirr, Reibsteine, Schleifsteine, Messer, Kämmen und andere Gegenstände untersucht werden (S. 69-93).

In einzelnen Kapiteln wird auch die Frage der Nahrungsgewinnung und der damit verbundenen Beschäftigungen erörtert – Ackerbau, Viehzucht, Fischfang und Jagd –, aber auch das Handwerk beschrieben (S. 95-214). Interessant ist die Vermutung, Roggen sei in Estland bereits im 6. Jahrhundert oder sogar früher bekannt gewesen. Am Burgberg im lettischen Koknese ist Roggen in den Schichten der frühen Eisenzeit gefunden worden, doch rief dieser Fund bei den Archäologen Zweifel hervor, da diese Getreidekörner auch mit den Schichten aus der späten Eisenzeit in die älteren gelangt sein könnten: In Lettland kommt Roggen als Getreidekultur erst im 8. bis 9. Jahrhundert auf.⁵ Doch erhält in Anbetracht der Funde auf estnischem Boden die Datierung des Funds in Koknese auf die frühe Eisenzeit eine neue Bestätigung.

Zur Frage der Herstellung von Bronzeschmuck erklärt Tvauri, es gebe keine direkten Beweise dafür, dass größere Schmuckstücke aus diesem Metall vor Ort produziert worden seien. Ein Teil der gefundenen Schmuckstücke stamme eindeutig aus den baltischen Siedlungsgebieten bzw. Skandinavien. Doch ist es durchaus denkbar, dass entsprechende Belege einfach nicht mehr erhalten sind. Dazu könnte beispielsweise die Herstellung von unterschiedlichen Formstoffen (*modeling clay*, *moulding clay*) zählen. Auch in Lettland und Litauen gibt es keine direkten Indizien dafür, dass solche bronzenen Zierstücke wie Halsringe, Armbänder oder Fibeln vor Ort hergestellt worden sein könnten. Doch schließt dies ja nicht aus, dass solche Gegenstände einst auch in dieser Region angefertigt worden sind. Tvauri macht den Leser auf die große Anzahl von Tiegeln aus Ton (Burg und Siedlung Unipiha, ca. 15 km südlich von Tartu) aufmerksam, die auf eine intensive Bearbeitung von Buntmetall verweisen.

Ein eigenes Kapitel ist den Bestattungssitten und den religiös-kultischen Praktiken gewidmet. Die Erforschung von „Religion“ erlaubt gewiss, zu einem besseren Verständnis vergangener Gesellschaften gelangen zu können. Doch bietet das archäologische Material ohne schriftliche Zeugnisse nur begrenzte Möglichkeiten zur Klärung derartiger Fragen. Was könnten wir beispielsweise über das Christentum, den Islam oder eine andere

⁵ ALFREDS RASIŅŠ, MILDA TAURIŅA: Pārskats par Latvijas PSR arheoloģiskajos izrakumos konstatētajām kultūraugu un nezāļu sēklām [Bericht über die während der archäologischen Ausgrabungen gefundenen Samen von Kulturpflanzen und Kräuter in der Lettischen SSR], in: Arheoloģija un etnogrāfija, Bd. 14, Riga 1983, S. 152-176, hier S. 154.

Religion sagen, wenn uns nur archäologische Artefakte zur Verfügung stünden? Und was könnten solche Folgerungen tatsächlich über die historische Realität aussagen? Sind Fragen der Religion nicht genauso schwer zu beantworten wie die ethnischen? Trotzdem setzt sich Tvauri dafür ein, es zumindest zu versuchen, das religiöse Bewusstsein alter Gesellschaften zu rekonstruieren. Das, was er diesbezüglich schreibt, ist überzeugend. Dennoch bleiben dabei nicht wenige Fragen unbeantwortet.

Auch demografische Probleme finden ihre Erörterung (S. 305f.). Nach den Berechnungen verschiedener Autoren betrug die Zahl der Einwohner in der betrachteten Region um das Jahr 500 etwa 23 000, 400 Jahre später waren es schon 95 000 und im 13. Jahrhundert zwischen 150 000 und 180 000. Gewiss, und das weiß auch Tvauri, sind diese Daten nur ungefähre Schätzungen. Diese Berechnungen können seiner Ansicht nach nur dann als objektiv gelten, wenn man den Zuwachs der Einwohnerzahl als konstant betrachtet. Doch gab es in der untersuchten Zeit auch Notjahre, die durch Missernten, Hungersnot oder Epidemien ausgelöst wurden und eine hohe Sterblichkeit zur Folge hatten. Der Autor erwähnt mehrmals „das Ereignis im Jahr 536“ (S. 36, 307, 311), woraufhin sich das Klima plötzlich verschlechterte. Diese klimatischen Veränderungen könnten entweder durch einen gewaltigen Vulkanausbruch oder die Kollision eines kosmischen Körpers wie eines Asteroiden mit der Erdoberfläche hervorgerufen worden sein, was dazu führte, dass sich eine dicke Schicht von Staub und Asche bildete, die das für den Ackerbau so wichtige Sonnenlicht absorbierte. Die lettische und litauische archäologische Literatur enthält indes keine Hinweise auf eine Verringerung der Einwohnerzahl in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, doch die palynologischen Daten verweisen auf einen Rückgang menschlicher Aktivitäten im 6./7. Jahrhundert, der vielleicht auch mit den Folgen des erwähnten Ereignisses im Jahre 536 in Verbindung gebracht werden könnte.

Von höchstem Interesse ist das letzte Kapitel, in dem es über das Land und die Menschen geht (S. 305-326). Im Allgemeinen wird angenommen, dass bei den eisenzeitlichen Gesellschaften Nordosteuropas der Einzelhof meist sechs bis acht Personen umfasste, die eine wirtschaftliche Grundeinheit bildeten – Mann, Frau, Kinder und die Großeltern. Um die soziale Stratifikation zu beschreiben, beruft sich der Autor auf das skandinavische Erklärungsmodell, indem er die von ihm beschriebenen gesellschaftlichen Strukturen nach einem bestimmten Muster einteilt: die Nobilität, also diejenigen, die das Land besaßen und verpachteten, die freien Bauern und die Abhängigen, d.h. die unfreien Bauern. In der Wikingerzeit wurden die Burgberge, also die von der Nobilität beherrschten Wohnorte, zu Machtzentren, die kleinere Zentren einschlossen. Da die zur Nobilität gehörenden Familien das Land verpachteten und Machtstrukturen auf zwei Ebenen bestanden, schließt Tvauri auf ein vasallenähnliches Verhältnis untereinander, in dem er den „Anbruch frühfeudaler sozialer Organisation“

erkennt (319). Allerdings ist diese Annahme ziemlich umstritten. Auch unter den lettischen Vorzeithistorikern herrscht diesbezüglich keine einheitliche Meinung.

Zweifellos ist Tvauri ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der prähistorischen Zeit in Estland gelungen. Zudem gibt seine Arbeit genügend Anlass, über vergleichbare Tendenzen in den Nachbarregionen nachzudenken.

ANDREJS VASKS

Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 18). Hrsg. von MATTHIAS THUMSER. Lit Verlag, Berlin 2011. 306 S. ISBN 9783643114969.

Für gewöhnlich lesen Historiker Schriften ihrer mittelalterlichen Vorgänger auf der Basis derselben Codes wie die Arbeiten ihrer zeitgenössischen Kollegen. Sie schöpfen aus diesen Texten historische Fakten über die jeweils behandelte Periode, prüfen die Argumente des Autors auf ihre Überzeugungskraft und unterscheiden zwischen richtigen und falschen Informationen. Die mittelalterliche Geschichtsschreibung galt ihnen lange Zeit vor allem als Mittel zur Erschließung des Zugangs zu dem jeweils behandelten Zeitalter. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich ein eindeutiger Wandel in der Herangehensweise der Wissenschaftler vollzogen: Nicht mehr die Zeit, *worüber* der mittelalterliche Historiograf schreibt, wird untersucht, sondern in zunehmendem Maße diejenige, *in der* er schreibt. Diesem neuen Verständnis zufolge erschließen uns mittelalterliche Geschichtswerke – mehr noch als das Verständnis der in ihnen behandelten Zeit – den Zugang zur Gegenwart des jeweiligen Autors. Heute gilt es darüber hinaus als ausgemacht, dass jeder, der Kenntnisse über die in einer mittelalterlichen Chronik behandelten Zeit gewinnen möchte, den Text dekodieren, d.h. seine Poetik und Politik analysieren muss, um erst dadurch die Voraussetzungen für ein adäquates Verständnis der chronikalischen Informationen zu schaffen. All dies beruht auf der Tatsache, dass im Unterschied zur gegenwärtigen Geschichtsschreibung die mittelalterliche Historiografie eindeutig im Dienst ihrer Zeit stand. Die vergangenen Ereignisse wurden nicht so sehr wegen der ihnen innewohnenden Bedeutung aufgezeichnet, sondern weil aus ihnen Lehren für die Zeitgenossen gezogen und Argumente für deren Taten gewonnen werden sollten. Das mittelalterliche

Livland bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme und die Historiografie wurde hier von Anfang an als mächtige politische Waffe im lokalen Machtkampf und bei der Selbstbehauptung eingesetzt. Aufgrund der historischen Entwicklungen entstanden in Livland zwei historiografische Traditionen – Bischofs- und Ordenschroniken –, zu denen sich im Spätmittelalter noch die Chroniken der Städte hinzugesellten (eine klösterliche Historiografie setzte sich in Livland nie durch). Jede Tradition versuchte, eine eigene Version der Geschichte des christlichen Livlands im Allgemeinen oder hinsichtlich bestimmter historischer Perioden im Besonderen zu etablieren, um dadurch Vorrechte auf Besitzungen und Macht und die eigenen Taten zu legitimieren.

Der von Matthias Thumser herausgegebene Sammelband „Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland“ lässt sich deutlich in die skizzierte neuere historiografische Forschungsrichtung einordnen; dabei gilt sein Hauptaugenmerk der Geschichtsschreibung als einem pragmatischen Schrifttum, das als politisches Argument, Mittel der Identitätsbildung oder Instrument der Legitimation eingesetzt wurde. Betrachtet man den Band vor einem breiteren Hintergrund, so handelt es sich im Grunde um einen ersten Versuch, eine etwas übersichtlichere und auf neueren Forschungsergebnissen beruhende Abhandlung in Buchform über die Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland vorzulegen. Wohl aus Bescheidenheit hat der Herausgeber des Sammelbandes weder diesen Umstand betont noch hat er es für nötig gehalten, in seinem Vorwort eine Übersicht über den aktuellen Forschungsstand der Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland zu bieten.

Die Bedeutung des hier besprochenen Buches wird noch durch die Tatsache erhöht, dass es die spätmittelalterliche Geschichtsschreibung Livlands in den Fokus nimmt, der in der bisherigen Forschungstradition relativ wenig Aufmerksamkeit zuteil geworden ist. Es ist kein Geheimnis, dass in der Historiografie Alt-Livlands die mit Abstand größte Aufmerksamkeit den Chronisten des 13. und 16. Jahrhunderts, d.h. Heinrichs *Chronicon Livoniae* und Balthasar Russows *Chronica der Prouintz Lyfflandt* gewidmet wurde. Diese zwei Zeugnisse aus einer Umbruchszeit, die auch den gesamteuropäischen Vergleich nicht scheuen müssen, haben sowohl die ihnen nachfolgende als auch die ihnen vorangegangene Geschichtsschreibung weitgehend in den Schatten gestellt. Somit ist die Entscheidung der Autoren des hier anzuzeigenden Sammelbandes durchaus lobenswert, das Hauptgewicht auf historiografische Texte zu legen, die von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts verfasst worden sind. Somit stellen die Autoren zehn kürzere oder längere Texte aus Livland ausführlich vor und behandeln nebenbei noch einige weitere.

Den Sammelband eröffnet der wohl originellste Beitrag, ein Aufsatz von Arno Mentzel-Reuters, der sich mit der verlorenen Reimchronik Bartholomaeus Hoenekes auseinandersetzt. Der Autor zählt zu den besten

Kennern der mittelalterlichen Schriftkultur des Deutschen Ordens, und sein Aufsatz ist in erster Linie einem glücklichen Archivfund in Berlin zu verdanken, auf den ihn Ralf Päsler aufmerksam machte.¹ Wie Mentzel-Reuters darlegt, handelt es sich um das Originalfragment der Chronik von Hoeneke, das über die Ereignisse des Jahres 1343 in Livland berichtet. Im Anhang zum Aufsatz wird dieses Fragment (insgesamt 30 lückenhafte Verse) kritisch editiert präsentiert. Um diesen Fund herum bietet der Autor eine sehr gehaltvolle Analyse der bisherigen Erforschung der Chronik wie auch ihres Inhalts und Formats. Er steht der bahnbrechenden Abhandlung Konstantin Höhlbaus recht kritisch gegenüber, doch bezieht er leider kaum Stellung zu Sulev Vahtres Forschungen.² Eine der zweifelsohne wichtigsten Behauptungen des Autors lautet, dass Hoenekes Reimchronik ursprünglich vermutlich nicht in niederdeutscher, sondern in ostmitteldeutscher Sprache geschrieben worden sei. Wertvoll sind auch seine Hinweise auf eventuelle literarische Vorbilder der „Jüngeren livländischen Reimchronik“, seine Überlegungen zur Funktion der Chroniken im Deutschen Orden³ sowie eine kritische Zusammenfassung der Informationen zur Person Hoenekes.

Der zweite Artikel stammt aus der Feder von Anti Selart und beschäftigt sich mit der Livländischen Chronik des Hermann von Wartberge. Diese lateinische Chronik des Kaplans und Kanzleileiters des Deutschordensmeisters ist ein recht unikales Beispiel für die livländische Geschichtsschreibung im 14. Jahrhundert, die offensichtlich in erster Linie in Hinblick auf ein externes Publikum verfasst wurde. Sie liefert einen kurzen Überblick über die christliche Geschichte Livlands, wobei das Hauptgewicht auf der militärischen und diplomatischen Tätigkeit des Deutschen Ordens in den Jahren 1350 bis 1370 liegt. Selart legt eine überzeugende politische Interpretation von Wartberges Chronik vor, die hauptsächlich das Ziel verfolgt habe, die Privilegien des Deutschen Ordens in Livland zu bestätigen und die Macht des Ordens gegenüber dem Erzbischof von Riga zu behaupten. Selarts Ausführungen über die spätere Rezeption der Chronik sind ebenfalls wertvoll.

Der dritte Beitrag unter dem Titel „Konflikt und Rechtfertigung in der Geschichtsschreibung Alt-Livlands. Christoph Forstenau – Silvester Stodewescher – Hermann Helewegh“ von Thomas Brück befasst sich

¹ RALF G. PÄSLER: *Deutschsprachige Sachliteratur im Preußenland bis 1500. Untersuchungen zu ihrer Überlieferung*, Köln, Weimar und Wien 2003 (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas, 2), S. 272.

² Leider konnte Mentzel-Reuters die unveröffentlichte Dissertation von SULEV VAHTRE nicht heranziehen: *Liivimaa noorem riimkroonika (1315–1348) ajalooallikana* [Die Jüngere livländische Reimchronik als Geschichtsquelle]. Diss. Phil. Tartu 1955 (MS in der Bibliothek der Universität Tartu).

³ Hier fällt überraschenderweise auf, dass ein wichtiger Aufsatz von ALAN V. MURRAY nicht berücksichtigt wurde: *The Structure, Genre and Intended Audience of the Livonian Rhymed Chronicle*, in: *Crusade and Conversion on the Baltic Frontier*, hrsg. von ALAN V. MURRAY, Aldershot 2001, S. 235-251.

kontrastierend mit drei Beispielen für kurze historiografische Texte aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die unter verschiedenen Gesichtspunkten den Kampf zwischen dem Rigaer Erzbischof Silvester Stodewescher und dem Deutschen Orden um die Herrschaft in der Stadt thematisieren. Unter den drei Texten kommt zweifelsohne die größte Bedeutung dem „Rothen Buch“ aus der Feder des Rigaer Ratssekretärs und Ratsherrn Hermann Helewegh zu, das wir allerdings nur nach einer hochdeutschen Übersetzung kennen, die vom Rigaer Ratsherrn Johann Witte im 17. Jahrhundert angefertigt worden ist; auf Witte geht auch der Titel des Werks zurück. Dies ist das erste bekannte Beispiel für eine Stadtchronik im mittelalterlichen Livland, deren Bedeutung Brück bereits in seinen früheren Einzelstudien aufgezeigt hat.⁴ Diesmal geht er auf den Ratsherrn Helewegh und dessen Position in Hinsicht auf die internen Kämpfe in Livland in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein, indem er dessen Standpunkt mit zwei anderen Perspektiven kontrastiert, die durch die polemischen Aufsätze von Christoph Forstenau, dem Schreiber des Deutschordensmeisters, und Erzbischof Stodewescher vertreten werden. Aus dem Vergleich dieser drei Positionen geht anschaulich hervor, dass die Historiografie um die Mitte des 15. Jahrhunderts politische Zwecke erfüllte und dass die drei Autoren eindeutig parteiische Versionen in Bezug auf den Kampf um Riga vertraten. Der Aufsatz von Brück zeichnet sich durch eine Fülle von konkreten Feststellungen und quellenkritischen Beurteilungen aus, die unter anderem deutlich auf die Notwendigkeit hinweisen, sich bei der Erforschung der Historiografie Livlands nicht nur auf die einzelnen Chroniken zu konzentrieren, sondern sie vor dem breiteren Hintergrund der polemischen und diplomatischen Dokumente zu betrachten.

Der Aufsatz des Herausgebers beschäftigt sich mit dem Traktat *Eynne Schonne hysthorie*, der wohl vom Sekretär des Deutschordensmeisters Wolter von Plettenberg, dem späteren Bischof von Dorpat Christian Bomhower bzw. von jemandem aus dessen engsten Kreis verfasst wurde. Dieses 1508 geschriebene Pamphlet diente zur Unterstützung einer Ablasskampagne, mit der ein vom Deutschen Orden organisierter Kreuzzug gegen das Großfürstentum Moskau finanziert werden sollte. Das Schriftstück liefert im Hauptteil einen polemischen Überblick über die livländische Politik in der Zeit von 1491 bis 1507, wobei der Schwerpunkt auf den Beziehungen des Deutschen Ordens zu Moskau liegt. Während die bislang gründlichste Abhandlung über die *Schonne hysthorie*, Friedrich Benninghovens vor einem halben Jahrhundert verfasster Aufsatz,⁵ die Ansicht vertrat, der Ver-

⁴ Siehe z.B. THOMAS BRÜCK: Rigaer Chronistik im 17. Jahrhundert. Johann Witte und seine Bearbeitung der Chronik des Hermann Helewegh, in: *Historiographie, Briefe und Korrespondenzen, editorische Methoden*, hrsg. von MATTHIAS THUMSER und JANUSZ TANDECKI unter Mitarbeit von ANTJE THUMSER, Toruń 2005 (Editionswissenschaftliche Kolloquien 2003/2004), S. 142-168.

⁵ FRIEDRICH BENNINGHOVEN: Rußland im Spiegel der livländischen Schonnen Hystorie von 1508, in: *Rossica externa, Studien zum 15.-17. Jahrhundert*. Festgabe

fasser des Traktats habe den deutschen Lesern ein recht wahrheitsgetreues Bild von Russland zu Beginn des 16. Jahrhunderts vermittelt, analysiert Thumser den Text in einem eindeutig propagandistischen Rahmen und deckt dessen rhetorische Mechanismen und geschichtspolitische Ziele auf.

Im nächsten Beitrag behandelt Klaus Neitmann die Zeit um die Mitte des 16. Jahrhunderts und analysiert die von Johann Lohmüller verfasste livländische Geschichte – die *Warhaftig Histori*. Es handelt sich um eine interessante und wichtige Ergänzung zur grundlegenden Abhandlung von Ulrich Müller.⁶ Die Chronik eines ausgebildeten Juristen, des Kanzlers vieler livländischer Bischöfe und Rigaer Ratssekretärs, umfasst die Periode von 1199 bis 1542. Auch ihr von Neitmann sorgfältig dargestellter ideologischer Schwerpunkt liegt auf den komplizierten und konfliktreichen Beziehungen zwischen den Erzbischöfen von Riga und dem Deutschen Orden. Der größte Wert der Analyse Neitmanns besteht darin, dass er Lohmüllers Chronik einer konkreten politischen Situation, der Koadjutorfehde, zuordnet, dem 1556/57 in Livland ausgebrochenen internen Konflikt zwischen dem Rigaer Erzbischof und dem Deutschen Orden. Neitmann hält zudem fest, dass Lohmüller zwar die traditionellen feindlichen Lager behandelt, ihnen jedoch aufgrund seiner reformatorischen Ansichten eine neue lutherische Auslegung verleiht.

Der sechste Artikel im Sammelband ist ein sehr wertvoller und wichtiger Beitrag zur bisherigen Erforschung der livländischen Geschichtsschreibung des Mittelalters, denn Antje Thumser analysiert drei spätmittelalterliche Chroniken, die bislang nur wenig Aufmerksamkeit erfahren haben. Diese drei Texte zeichnen sich durch eine ähnliche Form aus: Im Hauptteil findet sich ein knapp kommentiertes Personenverzeichnis, das in der Zeit von etwa ab dem Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Ende des 16. Jahrhunderts erstellt wurde. Signifikant ist auch die verhältnismäßig große Verbreitung dieser Chroniken, wovon eine Reihe von Handschriften und Abschriften zeugt. Die erste unter den drei Chroniken, die so genannte „Kleine Meisterchronik“, stammt offensichtlich vom Ende des 15. Jahrhunderts und enthält ein Verzeichnis der Meister des Deutschen Ordens in Livland, durch knappe Angaben zu ihren Tätigkeiten ergänzt. Mit der zweiten Chronik, der so genannten „Rigaer Bischofschronik“, wurde offenkundig im 14. Jahrhundert begonnen. Sie enthält eine Liste der Bischöfe und Erzbischöfe mit kurzen Angaben zu ihren Amtszeiten und Aktivitäten. Die letzte Chronik, die so genannte *Series episcoporum Curoniae*, wurde in ihrer ursprünglichen Gestalt wahrscheinlich am Ende des 14. Jahrhunderts verfasst und enthält außer dem Verzeichnis der Bischöfe von Kurland (samt einigen kurzen Mitteilungen über ihre Aktivitäten) auch

für Paul Johansen zum 60. Geburtstag, hrsg. von HUGO WECZERKA, Marburg 1963, S. 11-35.

⁶ ULRICH MÜLLER: Johann Lohmüller und seine livländische Chronik „Warhaftig Histori“. Biographie des Autors, Interpretation und Edition des Werkes, Lüneburg 2001 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 10).

die Legende von der Gründung des Bistums Kurland durch den König Abel von Dänemark 1161. Auch wenn die erwähnten drei Chroniken für Historiker, die nach konkreten Fakten zur Geschichte Livlands suchen, nur wenig zu bieten haben, halten diese anonymen Aufzeichnungen, wie Antje Thumser überzeugend darlegt, sehr wertvolles Material für diejenigen bereit, die sich für die Identitätsbildung und die Gedächtniskultur des Deutschen Ordens interessieren.

Abschließend bietet Volker Honemann eine Art Zusammenfassung, indem er auf der Grundlage der Mehrzahl der im Sammelband behandelten Chroniken die hauptsächlichen Elemente der Identitätsbildung der livländischen Elite aufzeigt. Honemann stützt sich auf die Feststellung Matthias Thumser, der zufolge das gemeinsame Geschichtsbewusstsein bei der Herausbildung der lokalen Identität als einer gesonderten Geschichtsregion eine wichtige Rolle gespielt habe.⁷ Honemann arbeitet die Merkmale, die in Livland zur Entstehung eines Wir-Gefühls führten, heraus, indem er zum Vergleich andere Geschichtsregionen heranzieht. Er zählt in seiner Abhandlung insgesamt acht Kriterien auf, wobei nach Einschätzung des Rezensenten der Umstand, dass sich Livland seines Namens, seiner Lage an den Grenzen der christlichen Welt und der (angeblichen) Gefahr aus dem Osten bewusst war, hierunter als besonders wichtig gelten muss.

Bei der Lektüre dieses durchaus gelungenen Sammelbandes, auf dessen inhaltlichen Reichtum an dieser Stelle nur flüchtig eingegangen werden kann, kristallisieren sich einige kritische Bemerkungen allgemeinerer Natur heraus. Erstens fällt auf, dass nur einzelne Auto(rinn)en (Anti Selart, Antje Thumser, Volker Honemann) ihre Abhandlung in den breiteren Kontext der Erforschung der mittelalterlichen Geschichtsschreibung einordnen. Somit nimmt das Buch nur recht zufällig einen Dialog mit der internationalen Mediävistik auf und neigt eher zu eindeutig dazu, eine ausschließlich lokalgeschichtliche Perspektive einzunehmen. Wenngleich es selbstverständlich ist, dass eine adäquate Analyse der livländischen Geschichtsschreibung gründliche Kenntnisse über den lokalen Kontext voraussetzt, gilt es jedoch zu berücksichtigen, dass die damaligen historischen Texte keineswegs nur auf die regionalen Entwicklungen zurückgeführt werden können, sondern in einem viel breiteren Kontext stehen. In Zusammenhang mit der ersten Bemerkung sei darauf hingewiesen, dass nicht nur die estnisch- und lettischsprachige, sondern auch die englisch- und französischsprachige Fachliteratur überraschend selten herangezogen wurde. Dadurch nahmen sich die Autor(inn)en oft die Möglichkeit, sich kreativ mit solchen Fragestellungen bezüglich der mittelalterlichen Historiografie auseinanderzusetzen, die außerhalb der deutschsprachigen Forschungstradition aktuell sind – Fragen der Rhetorik und Performanz, des Geschlechts und Gedächtnisses. Gerade weil in den Beiträgen des

⁷ MATTHIAS THUMSER: Das Baltikum im Mittelalter. Strukturen einer europäischen Geschichtsregion, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 58: 2011 (2010), S. 17-30.

Sammelbandes der Ansatz dominiert, Geschichtsschreibung als Instrument der Selbstlegitimation und Identitätsbildung anzusehen, gerät die Funktion der Historiografie als ein dem Gedächtnis und der Erinnerung dienendes Mittel etwas unverdient in den Hintergrund, war doch die mittelalterliche Historiografie ein Teil des damals hochgeschätzten Kults der Memoria. Zwar finden sich im Sammelband einige flüchtige Hinweise darauf, etwa in den Aufsätzen von Antje Thumser und Volker Honemann, doch wartet die Rolle der Geschichtsschreibung in der Memoria-Kultur des mittelalterlichen Livland noch auf ihre gründlichere Untersuchung.⁸

Alles in allem erinnert uns der Sammelband aber daran, dass sich die Erforschung der livländischen mittelalterlichen Geschichtsschreibung in sehr großem Umfang auf die gewaltige Editionsarbeit im 19. Jahrhundert stützt und dass sich ein weites Arbeitsfeld im Hinblick auf eine den gegenwärtigen Anforderungen genügende Publikation der mittelalterlichen historischen Texte eröffnet. Es bleibt nur zu hoffen, dass es für diese Arbeit heutzutage noch ausreichend gut ausgebildete Wissenschaftler, aber insbesondere auch interessierte Geldgeber und motivierte Verleger gibt.

MAREK TAMM

⁸ Vgl. HARTMUT KUGLER: Über die ‚Livländische Reimchronik‘. Text, Gedächtnis und Topographie, in: Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft 2 (1992), S. 85-104; ANDRIS LEVANS: Die lebendigen Toten. Memoria in der Kanzlei der Erzbischöfe von Riga im Spätmittelalter, in: Kollektivität und Individualität. Der Mensch im östlichen Europa. Festschrift für Prof. Dr. Norbert Angermann zum 65. Geburtstag, hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN u.a., Hamburg 2001 (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, 23), S. 3-35. Die relevante Dissertation von GUSTAVS STRENGA befindet sich in Vorbereitung.

Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier. A Companion to the Chronicle of Henry of Livonia. Hrsg. von MAREK TAMM, LINDA KALJUNDI und CARSTEN SELCH JENSEN. Verlag Ashgate. Farnham 2011. XXXVIII, 484 S., 10 Ktn., zahlreiche Tab. und Abb. ISBN 9880754666271.

Es dürfte wenige mittelalterliche Chroniken geben, die für die Kenntnis der Anfänge einer Region oder eines Landes von so großer Bedeutung sind wie das *Chronicon Livoniae*, das der Priester „Henricus de Lettis“ in den Jahren 1225 bis 1227 verfasst hat: Sein umfangreiches Werk stellt, von wenigen, im Vergleich mit dem seinen unbedeutenden Texten abgesehen, die einzige von einem Augenzeugen und Mit-Akteur herrührende schriftliche Quelle für die Eroberung, Christianisierung und Kolonisierung Livlands (des heutigen Lettland und Estland) von etwa 1180 bis 1227 dar. Es lag von daher nahe, diesen außerordentlichen Text zum Thema einer eigenen Konferenz zu machen, die 2008 in Tallinn stattfand. Der nun vorgelegte Band publiziert 16 dort gehaltene Vorträge und zwei zusätzlich aufgenommene. Er erscheint im gegenwärtig modernen Format eines *companion*, weshalb zu fragen ist, ob er denn zukünftig ein unverzichtbarer Begleiter bei der Beschäftigung mit der Chronik des Heinrich von Livland sein wird.

Eröffnet wird der Band durch eine magistrale Einführung von James A. Brundage, die besonders kirchenrechtliche Aspekte der Chronik betont. Darauf folgen drei umfangreiche Teile des Bandes, überschrieben „Representations“, „Practices“ und „Appropriations“; diese Gliederung soll eine synthetische und kohärente Sicht auf die Chronik Heinrichs ermöglichen und so eine pluralistische Sicht der Eroberung der baltischen Länder als Kreuzzugsunternehmen mit einer diplomatischen, religiösen und militärischen Praxis (siehe Teil II) ermöglichen, wobei stets zwischen dem Kreuzzug als „lived experience“ und dem Kreuzzug als „written representation“ (Teil I) zu unterscheiden ist; Teil III befasst sich ausführlich mit der – für die nationalen Traditionen der baltischen Staaten überaus wichtigen – Rezeption des Textes, die teilweise geradezu als eine Indienstnahme desselben zu sehen ist.

Teil I behandelt seinem Obertitel entsprechend Heinrichs Verhältnis zur Kreuzzugs-Ideologie (Christopher Tyerman), die verschiedenen Formen des Gebrauchs der Bibel im *Chronicon Livoniae* (Jaan Undusk), ihren Umgang mit den verschiedenen Ethnien (Jüri Kivimäe), Heinrich als Dolmetscher: Sprache, Mündlichkeit und Kommunikation in der livländischen Mission (Alan V. Murray), ein besonders wichtiger Beitrag, weil er einen bisher zu wenig beachteten Aspekt der Chronik herausarbeitet, Märtyrer und Wunder (Heinrichs Todesdarstellungen; Marek Tamm), Wälder und Wildnis in der Chronik (Torben Kjersgaard Nielsen), die Predigt in Heinrichs Werk (Carsten Selch Jensen). Insgesamt wird hier ein zwar nicht ganz systematisch angeordnetes – der Beitrag zum Missionstheater

aus Teil II sollte besser hier stehen –, aber breites Panorama zentraler Aspekte des Textes entfaltet, die in der bisherigen Forschung zwar immer wieder angesprochen, aber nie derart eingehend behandelt wurden.

Teil II widmet sich den ‚Realien‘: Hier geht es um Heinrichs Verhältnis zur römischen Kurie (Iben Fonnesberg-Schmidt), um seine berühmte Darstellung eines *ludus magnus*, der zur Missionierung der heidnischen Rigenser beitragen sollte, diese aber in die Flucht schlug (Nils Holger Petersen, mit neuen Aspekten, so Papst Innozenz’ III. Kritik an Spielen), zur Waffentechnologie in der Realität des frühen 13. Jahrhunderts und in Heinrichs Chronik (Kurt Villads Jensen), zu Schusswaffen („mechanical artillery“) und Kriegführung in der Chronik (Ain Mäesalu); des Weiteren wird ein „Archeological reading“ des Textes geboten (Valter Lang und Heiki Valk) und das Verhältnis Ösels zu Dänemark unter archäologischem Aspekt untersucht (Marika Mägi). Dieser Teil des Bandes erreicht, trotz wertvoller Beiträge (z.B. zu den Schusswaffen), nicht die Geschlossenheit des ersten; der Beitrag zum Missionstheater hätte sicher besser in Teil I gestanden, und der (gute) Beitrag zu Ösel wirkt strukturell gesehen etwas zufällig, weil er – eine einzelne Region behandelnd – ganz für sich steht.

Sehr geschlossen erscheint demgegenüber dann wieder Teil III: Hier geht es um den Gebrauch, der von Heinrichs Chronik, die ja im Mittelalter praktisch nicht rezipiert wurde, seit dem 16. und besonders ab dem 18. Jahrhundert (erste Druckausgabe 1740) und bis in die Gegenwart hinein gemacht wurde. Unter dem provokativen Titel „The Use and Uselessness of the Chronicle“ zeigt Anti Selart überzeugend, dass die politische Ausrichtung der Chronik für die spätere baltische Chronistik wie für die politischen Entwicklungen des Raums kaum brauchbar war. Stefan Donecker bietet einen gründlichen Überblick über die humanistische Rezeption des Textes: Er behandelt die handschriftliche Überlieferung und die Rezeption – u.a. durch Albert Krantz und Philipp Melanchthon – bis hin zur Erstausgabe Grubers von 1740. Tiina Kalla nimmt sich unter dem Stichwort „Historical Thought“ der Editoren und Editionen, damit auch erneut der handschriftlichen Überlieferung an – hier ist eine leichte Überschneidung zum vorhergehenden Beitrag zu beobachten. Der letzte, sehr ausführliche Beitrag des Bandes (Linda Kaljundi, unter Mitarbeit von Kaspars Klaviņš) ist dann der Rezeption des Textes seit der Aufklärung gewidmet, wobei auch bildende Kunst, Theater und Film in den Blick genommen werden.

Beschlossen wird der Band durch eine Auswahlbibliographie zum *Chronicon Livoniae* (Marek Tamm, S. 457-472), und durch ein Register der Orts- und Personennamen (S. 473-484, mit dem Stichwort „Chronicon Livoniae“, dessen Untergliederung es ermöglicht, einzelne Aussagen, z.B. zu „Biblical citations“, schnell aufzufinden). Ausgesprochen nützlich sind auch die Bemerkungen zum Namensgebrauch und die anschließende, in Englisch / Deutsch, Estnisch und Lettisch gehaltene Liste der Namen von Orten und

Landschaften (S. XXIX-XXXII). Der Band ist ausgesprochen sorgfältig ediert; ich habe nur sehr wenige Druck- und Lateinfehler bemerkt. Die aus Heinrichs Werk zitierten Stellen werden im Haupttext, wie in englischsprachigen Publikationen üblich, in englischer Übersetzung geboten; der lateinische Originaltext ist in den Anmerkungen beigefügt.

Insgesamt hat sich der stattliche Band den Namen eines *companion* verdient: Künftige Heinrich-Forschung wird an ihm nicht vorbeigehen können. Aus deutscher Sicht überrascht, dass die – im Bande vielfach zitierte – deutschsprachige Heinrich-Forschung nur durch einen einzigen Forscher (Donecker) vertreten ist. Die Gründe dafür wären von Interesse.

VOLKER HONEMANN

Russland an der Ostsee. Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster (16. bis 20. Jahrhundert) / Russia on the Baltic. Imperial Strategies of Power and Cultural Patterns of Perception (16th–20th Centuries) (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 22). Hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN und BRADLEY D. WOODWORTH. Böhlau Verlag, Wien u.a. 2012. 423 S. ISBN 9783412206710.

Dieser von Karsten Brügge mann und Bradley D. Woodworth herausgegebene Sammelband basiert auf Vorträgen zweier Tagungen aus dem Jahr 2007 – dem alljährlichen Historikertreffen der Baltischen Historischen Kommission in Göttingen und der 7th *Baltic Studies Conference in Europe*, organisiert vom Lüneburger Nordost-Institut. Die sechzehn Beiträge des Bandes (eine Hälfte davon auf Englisch, die andere auf Deutsch) geben einen Überblick über die mit dem Baltikum verbundenen (nicht nur) imperialen Interessen des Moskauer Großfürstentums, des Russländischen Imperiums bzw. der Sowjetunion sowie über die Rhetorik, mit der diese Interessen begründet wurden.

Gestützt auf die skrupulöse Lektüre zeitgenössischer Quellen stellt Anti Selart fest, dass es sich nicht eindeutig ermitteln lässt, wann genau Livland zum ersten Mal als „Ermland“ (*[v]otčina*) der Moskauer Großfürsten bezeichnet worden ist. Obwohl die großfürstliche Diplomatie ihre livländischen Nachbarn schon im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts nicht mehr als ranggleich behandelte, sei der Ermland-Status Livlands erst in den 1560er Jahren, als sich auch andere europäische Mächte mit Ansprüchen auf Livland in den von Moskau ausgelösten Livländischen Krieg eingemischt hatten, zu einem stets betonten Bestandteil des Zarentitels

geworden. Die historische Argumentation (z.B. mithilfe der Gründung Jur'evs durch Großfürst Jaroslav Vladimirovič 1030) sei in den diplomatischen Verhandlungen flexibel und situationsbezogen verwendet worden. Aleksandr Filjuškin widerlegt die in der späteren Historiografie verbreitete These, Moskau habe den Livländischen Krieg entfesselt, um freien Zugang zum Meer zu erhalten. In den zeitgenössischen Texten fand Filjuškin nur eine einzige Passage, in der Russen auf die Notwendigkeit bestanden, einen Zugang zur Ostsee zu haben – die Begründung dafür war allerdings kurios: Ohne Narva zu besitzen fiel es ihnen schwer, zum Papst zu segeln. Aus russischer Perspektive war der Livländische Krieg konzipiert als ideologischer Kampf gegen die europäischen Antichristen, die „Latiner“ und „Luthers“, als heilige Mission, anderen Völkern den richtigen Glauben zu bringen, schließlich auch als „Reinigung“ der Livländer von der Judassünde (d.h. der Reformation). Ausführlich behandelt Filjuškin das im damaligen Westen verbreitete Verständnis von den „wohlgeborenen“ Russen, welche gegen den blutigen Despoten Ivan IV. zu unterstützen seien. Dem schließt sich der Aufsatz von Nikolai Petručintsev an, dem zufolge das Hauptaugenmerk Peters I. im Großen Nordischen Krieg zunächst auf dem „Asiatischen Projekt“ gelegen habe. Erst nach der Niederlage am Pruth 1711 habe er sich endgültig der Ostsee zugewandt.

Die von Ralph Tuchenhagen behandelte russische Herrschaftslegitimation gegenüber den Ostseeprovinzen im 18. Jahrhundert beruhte auf den in der Kriegspropaganda während des Großen Nordischen Krieges benutzten Thesen über die Deutschbalten als von Schweden Erniedrigte und Beleidigte, als Verratene und Verkaufte, weshalb sich das Russländische Reich zum Retter und Befreier aus schwedischer Bedrückung stilisieren konnte. In den folgenden Jahrzehnten rechtfertigte St. Petersburg seine Präsenz in Est- und Livland, indem es sich als Stabilitätsfaktor darstellte, welcher die „Ruhe des Nordens“ garantiere. Karsten Brüggemann zeigt, wie die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts recht fremden *Ostzeiskie gubernii* (Ostseegouvernements) sich seit den 1820er Jahren zu einer Art „unser Westen“ entwickelten, zu einer Region, die sich zwar interessanterweise vom restlichen Russland unterschied – sie war „europäisch“ konnotiert –, wo man aber trotzdem mit Rubeln und Kopeken bezahlen konnte. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts jedoch entwickelte sich die Vorstellung des den Russen mental viel näheren *Pribaltiiskii krai* (Baltisches Gebiet) als integraler Bestandteil des Imperiums. Brüggemann betont zugleich den Wandel in der russischen Einstellung gegenüber den baltischen Ureinwohnern, der sich nach der Konversion von 100 000 Esten und Letten zur Orthodoxie in den 1840er Jahren und dem zeitgleich auftauchenden Nationalismus als neuer Ordnungskategorie ethnischen Mit-einanders abzeichnete. So stellten die Russen dem Konzept des deutschen Kulturträgertums ihre eigene imperiale *mission civilisatrice* gegenüber, zu deren Symbol schließlich die auf dem Revaler Domberg 1900 errichtete

orthodoxe Aleksandr-Nevskij-Kathedrale wurde. Bemerkenswert ist, dass Esten und Letten in der populären russischsprachigen Literatur weiterhin als exotische Bauernvölker dargestellt wurden, wobei z.B. deren hohes Alphabetisierungsniveau nur selten zur Sprache kam.

Evgenija Nazarova schreibt in ihrem Aufsatz über die zahlreichen Letten, die im späten Zarenreich auf bedeutende Positionen im Staatsdienst aufstiegen. Natalia Andreeva wiederum betrachtet die in der Dumaperiode von der Regierung ausgearbeiteten Reformen – einen Änderungsentwurf für die Kirchspieleinrichtungen der evangelisch-lutherischen Kirche (Abschaffung des adeligen Patronatsrechts) und Vorschläge für eine Umwandlung des Quoten- und Sechstellandes – sowie die Gründe des Scheiterns dieser Initiativen. Dabei betont sie in erster Linie den wachsenden Konservatismus in der Regierung in den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg.

Ein spezifischeres Thema behandelt Svetlana Kovalčuk, in deren Aufsatz es um den baltischen Generalgouverneur Fürst Aleksandr Suvorov geht, der in Göttingen studiert hatte und eher westeuropäische Wertvorstellungen repräsentierte, aber während seiner Amtszeit in den 1850er Jahren die Altgläubigen in Riga verfolgte. Ihnen wurde vorgeworfen, die Ehe nicht anzuerkennen – ihre Ehen wurden nicht von staatlich anerkannten Priestern geschlossen –, und nicht für den Zaren zu beten. Katja Wiebe wiederum begibt sich auf das Gebiet der Literatur. Sie vergleicht die mythische Traumwelt des finnischen und estnischen „Nordens“ in russischen literarischen Texten während des *Fin de siècle*. Ülle Tarkia inen betrachtet die Ostseeprovinzen als Versuchsfeld der agrarischen Innovationen im Zarenreich und geht näher auf die Tätigkeit der Livländischen Gemeinnützigen und Ökonomischen Sozietät ein, wobei sie in erster Linie die Rolle der Universität Dorpat als Ausbildungsstätte für Spezialisten hervorhebt.

Um die benachbarten Gebiete Litauen und Finnland geht es in zwei weiteren Beiträgen. Theodore R. Weeks untersucht den Prozess der sogenannten Russifizierung in Litauen in den Jahren von 1863 bis 1914 und stellt fest, dass deren primäres Ziel die Entfremdung der katholischen Weißrussen von der polnischen Kultur gewesen sei. Robert Schweitzer wiederum zieht einen interessanten Vergleich zwischen den Ostseeprovinzen und den beiden autonomen Gebieten Kongresspolens und Finnlands im Hinblick auf die Frage nach der lokalen Vertretung gesamtstaatlicher Interessen des Imperiums. Hierbei kommt er zu dem Schluss, dass eine solche Repräsentanz in den Ostseeprovinzen gefehlt habe.

Einige weitere Beiträge führen in die 1920er und 1930er Jahre. Moskaus Verhältnis zu seinen nach dem Ersten Weltkrieg unabhängig gewordenen baltischen Nachbarn analysiert Tobias Privitelli. Der sowjetische Journalismus habe Estland, Lettland und Litauen als rückständige Agrarländer mit unterentwickelter Industrie dargestellt, in denen der einzige Hoffnungsschimmer für das unter dem „weißen Terror“ ächzende Volk

die Vereinigung mit der Sowjetunion gewesen sei – was dann durch die Annexionen von 1940 Realität wurde. Unter den sowjetischen Rechtfertigungen für die Annexion der baltischen Staaten nennt Privitelli neben der gemeinsamen Vergangenheit unter dem Zaren und der ideologisch bedingten sowjetischen Hilfestellung für die Arbeiterklasse auch die These, der Arbeiterstaat müsse sich gegen seine Gegner verteidigen dürfen. Schließlich strebte der internationale Imperialismus der sowjetischen Rhetorik zufolge nach nichts anderem, als diese „dubiosen Kleinstaaten“ zu einem Brückenkopf für einen Angriff auf die UdSSR zu machen. Jelena Nõmm und Timur Guzarov untersuchen die Frage, wie Estland in der sowjetischen Propaganda während der Zwischenkriegszeit dargestellt wurde, wobei sie die militärische Rhetorik betonen, die es als Feind der Sowjetunion ansah. In den 1930er Jahren habe dann in der Propaganda die Hoffnung zugenommen, dass sich der „imperialistische Krieg“ zu einem Bürgerkrieg zwischen den estnischen Werktätigen und der „sozialfaschistischen“ Führungsspitze ausweiten könnte. 1939 wurde dann die bisherige Propaganda auf den Kopf gestellt, als nach der Unterzeichnung der Verträge über die Errichtung von Militärstützpunkten auf dem Gebiet der baltischen Staaten die Sowjetunion plötzlich zum „Freund und Beschützer der kleinen Völker“ wurde und man die Unabhängigkeit Estlands als Ergebnis der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution interpretierte. Eine weitere Kehrwendung macht die Propaganda dann im Sommer 1940, als die ideologischen Klischees der frühen 1920er Jahre zurückkehren.

Der Sammelband endet mit einem Aufsatz von Olga Kurilo, in dem einmal nicht die russische Perspektive auf die Ostseeküste, sondern das lokale Russlandbild im Mittelpunkt steht. Hierfür nutzt Kurilo vor allem die deutschbaltische Erinnerungsliteratur, aus der sie auch einige Angaben über das regionale Selbstbild zieht.

Insgesamt bietet dieser Band eine gelungene Sammlung von verschiedenen Ansätzen, in denen ein vielseitiger und auch systematischer Überblick über die russischen bzw. sowjetischen Interessen im oder am Baltikum sowie deren Legitimation über einen langen historischen Zeitraum hinweg präsentiert wird. Für ein vollständiges Bild fehlt eigentlich nur der Einbezug der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, um auch die Moskauer Perspektive auf die baltischen Sowjetrepubliken im Unionskontext zu erhellen. Die Beiträge zeigen aber darüber hinaus, welche wichtige Rolle in der russischen politischen Rhetorik (bis heute!) die Orthodoxie spielt. Zudem leistet der Sammelband einen anregenden Beitrag zur aktuellen Debatte um den Begriff der „Russifizierung“.

MATI LAUR

Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721. Teil 4 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 72). Hrsg. von MATTHIAS ASCHE, WERNER BUCHHOLTZ und ANTON SCHINDLING. Verlag Aschendorff. Münster 2012. 215 S. ISBN 9783402110904.

Die Reformation ist in der deutschen Geschichtsschreibung ein altbekanntes und im Grunde recht gründlich erforschtes Thema. Das hohe Niveau der regionalen Reformationsgeschichte hat es bereits vor ein paar Jahrzehnten ermöglicht, in der Reihe „Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung“ eine siebenteilige Übersicht über deutsche Regionen im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung herauszugeben. Dem folgten Übersichten über Ungarn und Skandinavien sowie zuletzt auch eine insgesamt vierteilige Unterreihe zu den baltischen Ländern (hauptsächlich zum estnischen und lettischen Gebiet), die 2012 durch den hier anzuzeigenden Band abgeschlossen wurde. Wie schon seine Vorgänger widmet auch der vierte Band viel Raum der Kunstgeschichte, doch werden auch Themen wie die Historiografie der Reformationsgeschichte, die Sozialgeschichte und die Herrscherpersönlichkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts angesprochen. Am Ende des Bandes findet sich ein für die ganze Unterreihe erstelltes Gesamtregister.

Im Vorwort zum vierten Teil, welches sich auf alle Bände zu den baltischen Ländern bezieht, betonen die Herausgeber (ähnlich wie in den „Prolegomena“ im 1. Teil), ihr hauptsächliches Ziel sei es gewesen, einen neuen Ansatz an die Reformationsgeschichte der baltischen Länder zu erproben: Es komme darauf an, neue Akzente zu setzen, größere Aufmerksamkeit auf „periphere“ Phänomene – wie etwa die katholische Reform oder den Einfluss des Calvinismus und des orthodoxen Glaubens – zu richten und insbesondere das deutschbaltische Paradigma, die protestantische „Meistererzählung“, zu vermeiden (S. 8). All dies sind durchaus seriöse Ziele, doch wurden bereits in Hinblick auf den ersten Band ernsthafte Zweifel geäußert, ob diese auch umgesetzt werden konnten.¹

Im ersten Aufsatz des 4. Bandes analysieren Markus Gerstmeier und Krista Kodres eine Abbildung auf dem vom Ende des 17. Jahrhunderts stammenden Hauptaltar des Revaler Doms. Eine nicht mehr ganz dem aktuellen Forschungsstand entsprechende Beschreibung der früheren Geschichte Revals erscheint dabei etwas fragwürdig (S. 15), denn die Forschung stellt in letzter Zeit in Frage, ob die Dominikaner tatsächlich 1229 nach Reval kamen und eine steinerne Kirche auf dem dortigen Domberg

¹ Siehe die Rezensionen von JÜRGEN BEYER, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 5 (2010), S. 307-315, und von ANTI SELART, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 7 (2012), S. 212-215.

(*Toompea*) errichteten.² Zudem geht man heute davon aus, dass weder der Papst noch seine Legaten danach trachteten, in Livland faktisch einen „Kirchenstaat“ zu gründen.³ Auch die von Magnus von Hirschheydt zusammengestellte Liste der Herrscher und der höchsten geistlichen und weltlichen Amtsträger in den baltischen Ländern (S. 27–38) steckt voller faktischer Fehler. Zwar ist es fast unvermeidlich, dass solche Listen falsche Angaben enthalten, da verschiedene, sich oft widersprechende Quellen herangezogen werden müssen, doch häufen sie sich in diesem Band: Stefan Báthory wurde 1576 König von Polen, nicht 1575; Ferdinand Kettler regierte Kurland von 1730 bis 1737, nicht von 1711 bis 1737; der Bischof von Ösel-Wiek Johannes II. Orgas müsste eigentlich Johannes III. sein; Robert von Geldern war Bischof von Estland in den Jahren 1565 bis 1572, nicht ein Jahrhundert später; Jakob Pontusson de la Gardie war in den Jahren 1622–1628 Generalgouverneur von Livland, nicht von Estland; Gouverneur von Estland war er von 1619/20 bis 1622 und nicht von 1620 bis 1628; die Amtszeit von Gabriel Oxenstierna als Gouverneur von Estland ist in zwei unterschiedlichen Varianten angegeben. Auch ist umstritten, ob die Regierungszeit von Herzog Magnus als Ösel-Wiekscher Bischof 1570 endete; offensichtlich ging von Hirschheydt davon aus, dass er dann zum „livländischen König“ aufstieg, doch unterstellte der dänische König Ösel erst 1572 seiner direkten Herrschaft. Dass Herzog Magnus von 1560 bis 1578 als Superintendent der Insel Ösel fungiert haben soll, erscheint ebenso fragwürdig, zumal es nicht einmal sicher ist, ob dieser Posten damals überhaupt existierte.

Diesen Listen folgt eine Sektion über einen der letzten livländischen „Fürstbischöfe“, Markgraf Wilhelm von Brandenburg-Ansbach (Erzbischof von Riga 1539–1563), und über Herzog Magnus (S. 39–65). Gerstmeier analysiert das „Markgrafenfenster“ der St. Sebaldkirche zu Nürnberg, auf dem Wilhelm und seine Familie abgebildet sind. Eine kurze biografische Übersicht liefert Angaben von einem dichten familiären Netzwerk: Weltliche und geistliche Fürsten waren dort genauso vertreten wie hohe Amtsträger im Dienst des Kaisers. Auch zeigt sich die konfessionelle Teilung der Familie: Neben entschlossenen Vorkämpfern für die Reformation gab es auch hohe Geistliche, die weiter dem alten Glauben anhingen.⁴

Im Anschluss an diese Abhandlung über die Familie des Markgrafen stellen Gerstmeier und Ojārs Spārītis das Grabmal Wilhelms im Rigaer Dom vor, auf dem dieser teils im Gewand eines weltlichen und teils in dem

² MAREK TAMM: When did the Dominicans Arrive in Tallinn?, in: Tuna. Special issue on the history of Estonia, Tallinn 2009, S. 35–45.

³ MIHKEL MÄESALU: Päpstliche Gewalt im Kreuzzugsgebiet: Gründete Wilhelm von Modena in Estland einen „Pufferstaat“?, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 6 (2011), S. 11–30.

⁴ Allerdings hat sich auch in diesen Beitrag ein irreführender Druckfehler eingeschlichen: Der Würzburger Dompropst Friedrich starb nicht 1528, sondern 1536.

Kleidern eines geistlichen Fürsten mit nur karger geistlicher Symbolik dargestellt ist. Indes könnten auch hier ein paar Fakten präzisiert werden: Wilhelm gab die Stelle des Erzbischofs von Riga nicht bereits 1561 auf (S. 57), sondern behielt diesen Titel bis zu seinem Tode zwei Jahre später. Auch kann man ihn wohl kaum als den letzten Erzbischof von Riga bezeichnen (S. 57), da dieses Amt bis heute existiert; wohl aber war Wilhelm letzter mittelalterlicher Erzbischof. Im Beitrag von Jens Olesen und Wolf von Buchholtz über Herzog Magnus (S. 63ff.) fällt auf, dass merkwürdigerweise Oberpahlen nicht ein einziges Mal erwähnt wird, das ja immerhin als Hauptresidenz seines „Königreichs“ fungierte.

Nach den „Fürstbischöfen“ werden die kurländischen Herzöge einer Betrachtung unterzogen (S. 66–97). Der von Matthias Asche erstellte Stammbaum der Kettlers (S. 66) gibt zwar eine gute Übersicht über die Dynastie, doch muss angemerkt werden, dass Gotthard Kettler erst 1562 offiziell Herzog wurde, nicht 1561. Herzogin Anna Ivanovna war von 1730 bis 1740 zugleich russische Kaiserin. Julia Trinkert untersucht das Doppelbildnis Gotthard Kettlers und seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg (S. 69–73) und datiert die darauf abgebildete Szene wohl zutreffend nicht auf die Zeit der Fertigstellung des Gemäldes (1584), sondern auf die Phase ein paar Jahrzehnte vorher, als die Ehe des Paares geschlossen wurde, durch die der ehemalige Ordensmeister seine Position als weltlicher Herrscher nachhaltig stärken konnte. Im Text hätte man außer dem einen Bruder Annas, Herzog Ulrich von Mecklenburg (1555–1603), auch ihren anderen Bruder, Herzog Johann Albrecht (1547–1576), erwähnen können, der in Livland sehr weitreichende Ambitionen hegte und die Ehe zwischen Anna und Gotthard vermittelt hatte. Auch kann Kettler kaum als „letzter katholischer Ordensmeister“ bezeichnet werden, denn er war bereits in seiner Eigenschaft als Ordensmeister Protestant, wie auch ein Großteil seiner Mitbrüder. Die folgenden Aufsätze von Gerstmeier, Späritis und Buchholtz behandeln die Porträts der kurländischen Herrscher als Machtmanifestationen; im letzten Beitrag dieser Sektion (S. 91–95) geht es um das Herzogsschloss in Mitau.

Juhan Kreem und Valda Kļava steuern lesenswerte Übersichten über die Historiografie zum Reformationszeitalter in Estland (S. 99–121) und Lettland (S. 123–146) bei. Beide heben hervor, dass die Historiker in Est- und Lettland kein besonderes Interesse für diese Zeit gezeigt haben, da ja über die Rolle der Landbevölkerung, also dem Kern der Nation, in der Reformation nur wenig bekannt ist. Erst in letzter Zeit sei man zu der Einsicht gelangt, dass die Reformationsgeschichte eigentlich doch ein relevantes Forschungsgebiet darstellt. Während Kreem das Hauptaugenmerk auf die Reformationsproblematik und in erster Linie auf die Literatur über die Zeit vor dem Livländischen Krieg richtet, so geht Kļava recht ausführlich auf den breiteren Hintergrund der Entwicklung der lettischen Geschichtsschreibung ein, insbesondere auf den lettisch-deutschen

Antagonismus. Tatsächlich war die Situation in Lettland angespannter als in Estland, doch fragt sich, ob die Autorin dabei nicht zu sehr von ihrem eigentlichen Thema, der Historiografie der Reformation, abkommt. Da der deutschsprachige Leser mit dem Hintergrund der estnisch- bzw. lettischsprachigen Historiografie jedoch nicht allzu gut vertraut sein dürfte, kann man dies auch als Vorteil sehen.

Sergiusz Michalski untersucht zehn Bilderstürme, die in livländischen Städten in den Jahren 1524 bis 1526 erfolgten (S. 147-162). Dabei geht er sowohl auf deren Verlauf, die konkret mit ihnen verbundenen Aktionen wie auch deren Folgen ein. Zudem beschäftigt er sich mit den ideologischen Hintergründen und den wichtigsten Vertretern dieser Ideologen, Sylvester Tegetmeyer und Melchior Hofmann. Außer den beschriebenen Fällen hätte man jedoch auch den ersten livländischen Fall wenigstens erwähnen können, der einem Bildersturm zumindest ähnelte: Den Angriff der Rigenser auf das Kloster zu Hasenpoth im Jahre 1523. Etwas unklar bleiben indes die internen politischen Verhältnisse in Livland. So kann man den Eindruck gewinnen, als ob es in Livland 1525/26 nur eine „bilderfreundliche“ Ritterschaft gegeben hätte (S. 155f.), obgleich sich die Korporationen der diversen livländischen Territorien durchaus unterschiedlich in der Glaubensfrage verhielten. Durch eine reformationsfeindliche Haltung ist damals insbesondere die Harrisch-Wierische Ritterschaft aufgefallen, die auch verhinderte, dass der von Michalski erwähnte „bilderfeindliche“ Tegetmeyer auf dem Landtag von 1525 predigen konnte. Die Reformation und der Bildersturm in Neu-Pernau werden lediglich mit dem Machtkampf im Magistrat erklärt, doch dürften sich der 1524 in der Stadt ausgebrochene Brand und die Hungersnot der Jahre 1524/25 weitaus gravierender ausgewirkt haben.⁵ Es ist begrüßenswert, dass Michalski den Aspekt des orthodoxen Glaubens berücksichtigt, der in den üblichen Darstellungen zur livländischen Reformation nur zu oft außer Acht gelassen wird. Dem Bildersturm fielen auch die Kirchen der Russen zum Opfer, weshalb der Moskauer Großfürst vor dem Livländischen Krieg und zu dessen Beginn die Livländer als Ketzer bezeichnen konnte, wodurch er einen weiteren Anlass für die Kriegserklärung erhielt. Zugleich lässt Michalski die Rachsucht des Zaren im Hinblick auf die Bestrafung der „Ketzer“ größer erscheinen als sie tatsächlich war. Es gab auch keine „brutale“ Einnahme Dorpats 1558 (S. 160), denn die Russen schlossen mit der Stadt einen sehr großmütigen Kapitulationsvertrag, dem zufolge die Einwohner ihre Stadt ungehindert verlassen und sogar ihr Vermögen mit sich nehmen durften.

Im Beitrag von Gerstmeier und Späritis über die Abbildungen an den Glasfenstern der Eckeschen Kapelle am nördlichen Seitenschiff des Rigaer Doms (S. 163-170) ist die Abbildung leider viel zu klein, um informativ sein

⁵ INNA PÖLTSAM-JÜRJO: Liivimaa väikelinn Uus-Pärnu 16. sajandi esimesel poolel [Die livländische Kleinstadt Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Tallinn 2009, S. 381-396.

zu können. Am linken Fenster der Kapelle ist dargestellt, wie Ordensmeister Wolter von Plettenberg 1525 der Stadt Riga die Religionsfreiheit garantiert, wodurch die Stadt, die bisher unter gemeinsamer Herrschaft des Erzbischofs und des Ordens gestanden hatte, der Alleinherrschaft des Ordens unterstellt wurde. In der Illustration vom Ende des 19. Jahrhunderts vermischen sich in interessanter Weise konfessionelle und nationale Tendenzen, weshalb man auch im Aufsatz deutlicher das Paradox eines Mannes hätte betonen können, der in einer durchaus lutherischen Szene den Ehrenplatz einnimmt, aber bis zum Ende seines Lebens katholisch blieb. Am rechten Fenster der Kapelle wiederum zeigt sich Gustav II. Adolf als Retter der Lutheraner, der die Stadt von der Herrschaft des katholischen Polens „befreite“. Hierzu formulieren die Autoren zutreffend, dass dieses Idealbild mit dem tatsächlichen Machtwechsel nur wenig zu tun hatte.

Wie oben bereits erwähnt, kann die deutsche Reformationsforschung auf eine ehrwürdige und ergebnisreiche Tradition zurückblicken, was man jedoch im Hinblick auf Livland nicht behaupten kann, wie aus den Beiträgen von Kreem und Kļava hervorgeht. Daher war es dieser Unterreihe zu den baltischen Ländern eigentlich von Beginn an nicht möglich, zu einem Handbuch über die Reformations- und Konfessionalisierungsgeschichte der Region zu werden, dessen Niveau z.B. dasjenige der genannten Reihe zu den deutschen Regionen erreicht. Immerhin gibt es nun vier Sammelbände zur baltischen Reformationsgeschichte, in denen sich auch einige gute Übersichtsbeiträge finden lassen. Insgesamt fällt das analysierende, verallgemeinernde Element jedoch etwas mager aus. Es bleibt daher nur zu hoffen, dass diese Bände die Kollegen dazu motivieren, das Reformationszeitalter weitaus intensiver zu erforschen als bisher.

MADIS MAASING

DENNIS HORMUTH: *Livonia est omnis divisa in partes tres. Studien zum mental mapping der livländischen Chronistik in der Frühen Neuzeit (1558–1721)* (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 79). Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2012. 248 S. ISBN 9783515100977.

Der Gegenstand der Kieler Dissertation von Dennis Hormuth ist die Selbstverortung der livländischen frühneuzeitlichen Chronisten. Der Autor nennt als Ziel seiner Untersuchung, er strebe an, „sich den Identitäten und den Selbstverortungen der Livländer in der Frühen Neuzeit zu nähern“ (S. 14), genauer im Zeitraum von 1558 bis 1721. „Identitätsregionen werden,

wie auch lokale und politische Selbstverortungen, im Rahmen des mental mappings der Einwohner der Region erstellt“ (S. 21). Als Quelle werden die livländischen Chroniken aus dieser Zeit genutzt: die Darstellungen von Balthasar Russow, Salomon Henning, Moritz Brandis, Franz Nyenstädt, Dionysius Fabricius, Thomas Hiärn, Christian Kelch, Gustav von Lode und Otto Fabian von Wrangel.

Die bisherige Erforschung der livländischen frühneuzeitlichen Chronistik hat sich vornehmlich auf einzelne Autoren konzentriert. Als komplexe Untersuchung des gesamten Textkorpus leistet die Studie somit verdienstvolle Pionierarbeit. Das Ergebnis ist kompetent und sachlich, gut und übersichtlich strukturiert. Die Bibliographie ist umfangreich, bezieht sich aber im Wesentlichen auf die Einleitung und das einführende Kapitel. Auch dies zeigt, dass Hormuth hier wirklich Neuland betreten hat.

Hormuths Aufgabe wird besonders durch die Tatsache erschwert, dass gerade im behandelten Zeitraum die politische Teilung des Landes – und in längerer Perspektive auch das regionale Selbstverständnis – grundlegend verändert wurde. Die eigentlich recht zufällige Demarkationslinie zwischen den schwedischen und polnischen Territorien wurde zur dauerhaften Grenze der Gouvernements Estland und Livland. Kurland wurde „selbständig“, Ostlettgallen integrierte sich in die Rzeczpospolita. Die territorialen Bezeichnungen, regionalen Identitäten und Herrscherloyalitäten veränderten sich. Hormuth strebt hier Quellennähe an und unterscheidet orthographisch zwischen (Alt-) „Livland“ und (Gouvernement) „Liefland“, was jedoch nicht allzu hilfreich ist, weil schon die Sprache der Quellen nicht immer bestimmen lässt, in welchem konkreten Sinn die Autoren die Ortsnamen jeweils verwendet haben. Zwar ist sich Hormuth dieser Unklarheit bewusst, doch wird dieser Umstand bei der Darstellung der Forschungsergebnisse ausgeklammert. Der Überblick über die herrschaftlich-territoriale Entwicklung Livlands lässt übrigens außer Acht, dass einige Teile des Landes zwischen 1558 und 1582 ständig unter Moskauer Herrschaft standen – wäre unter Umständen vielleicht auch eine dementsprechende politische „Selbstverortung“ der Livländer möglich gewesen?

Allerdings erlaubt die Quellenauswahl des Autors – die Chroniken – nur im begrenzten Umfang Antworten auf die grundlegende Forschungsfrage der Studie: Die Chroniken wurden nicht überall und auch nicht gleichmäßig über den Zeitraum verteilt geschrieben, und sie vermitteln die Gedankenwelt einer nur recht begrenzten Gruppe von Menschen. Auch dies ist dem Verfasser im Grunde bewusst. Jedoch bleiben auch hinsichtlich der Aussagekraft der für die gebildeten Schichten geschriebenen Chroniken Fragen. Insgesamt bieten sie wahrscheinlich nicht den besten Quellenkorpus für eine historische Untersuchung dieser Art zu einer Zeit, aus der zahlreiche andere Quellengattungen – hier sei nur auf Briefe als ego-Dokumente verwiesen – überliefert sind.

Nach Ansicht des Rezensenten kommt ein weiterer wesentlicher Umstand hinzu. Hormuth behandelt die frühneuzeitlichen Chronisten als souveräne und bewusste Beherrscher ihres Stoffes und ihrer Sprache. Er fragt überhaupt nicht danach, ob und in welcher Weise diese von ihren Quellen abhängig waren oder wie sie eigentlich kompiliert haben. Denn in Wirklichkeit kann der Text einer Chronik nicht immer als auktoriale Stimme angesehen werden. Oft haben die frühneuzeitlichen Autoren längere Textabschnitte aus den Werken ihrer Vorgänger wörtlich übernommen, häufig unsystematisch und zuweilen sogar zufällig.¹ Somit spiegelt eine Chronik eben nicht unbedingt die Selbstverortung ihres Verfassers wider, sondern simultan auch diejenige der Autoren älterer historischer Aufzeichnungen.

So schreibt Hormuth über die Chronik des Revaler Pastors Balthasar Russow: „Die verstärkte Hinwendung zu Reval fand erst in der zweiten Hälfte der Chronik statt. Die Forschung hat sich (...) zu sehr auf die zeitgenössischen Chronikteile konzentriert und die historischen Teile und damit sein historisches Selbstbewusstsein vernachlässigt. Die ersten Teile der Chronik tragen fast ausschließlich das Signum der Region Livland“ (S. 76). Ist es aber wirklich das „historische Selbstbewusstsein“ Russows? Vielmehr handelt es um den Sichthorizont seiner Quellen. Auch der Umstand, dass Thomas Hiärn in seiner Darstellung der Zeit der Christianisierung in Livland die Russen als Christen zu akzeptieren scheint, diese aber im Kontext des Livländischen Krieges als Feinde der Christenheit dargestellt werden (S. 203), verweist eher auf die Quellen des Autors, denn in den Zeiten Heinrichs von Lettland, auf dessen *Chronicon Livoniae* Hiärn hier zurückgreift, war der Topos der spezifisch russischen Gefahr noch nicht entwickelt worden. Hormuth bemerkt ja hier und da auch selbst, dass z.B. die Kritik an den Sitten der Wesenberger bei Kelch und Hiärn wörtlich aus Russows Chronik übernommen wurde, weshalb „ein bewusstes Konzept Hiärns oder Kelchs, das mit der negativen Beschreibung Wesenbergs verbunden gewesen wäre“, nicht zu identifizieren sei (S. 185). Dass Franz Nyenstädt „ein zu ausdifferenziertes Russlandbild“ hatte, „um [in seiner Chronik; A.S.] die antemurale-Vorstellung zu teilen“ (S. 204), könnte übrigens auch damit zusammenhängen, dass er, als Kaufmann ohne literarische Schulung und hinsichtlich der livländischen Traditionen der diplomatischen Rhetorik ein Außenseiter, die Texte, die eine entsprechende Interpretation vermittelten, einfach nicht genügend kannte.

Insgesamt handelt es sich bei Hormuths Studie um eine interessante und auch im Kontext der Forschung zur frühneuzeitlichen livländischen Geschichtsschreibung innovative Darstellung, die jedoch mehrere Fragen offen lässt, besonders weil die Quellen nicht textkritisch analysiert werden. Die Chroniken sind komplexe und mehrschichtige literarische

¹ Vgl. z.B. PAUL JOHANSEN: Balthasar Rüssow als Humanist und Geschichtsschreiber, hrsg. von HEINZ VON ZUR MÜHLEN, Köln, Weimar und Wien 1996 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 14), S. 97f.

Werke, denen nicht allein die Person des Verfassers, sondern auch dessen Quellen und die Traditionen des Genres ihren Stempel aufgedrückt haben. Von den zuweilen zu bemerkenden Fehlern seien abschließend noch vier korrigiert. Kurland ist heute ein Teil Lettlands (S. 11). Die Aussagen Paul Johansens über die angebliche estnische Herkunft Balthasar Russows stellen in der Tat lediglich eine „Indizienkette“ (S. 57) dar, weshalb sie eben kaum wahrscheinlich sind.² Sulev Vah tre hat überzeugend dargelegt, dass die Behauptung, Dionysius Fabricius sei Jesuit gewesen, grundlos ist.³ Es ist sicher auch unzutreffend, das ganze mittelalterliche Livland mit dem Gebiet des Deutschen Ordens gleichzusetzen (S. 183).

ANTI SELART

Från Nyens skans till Nya Sverige: språken i det Svenska Riket under 1600-talet [Von Nyenschantz bis Neuschweden: Die Sprachen im Schwedischen Reich im 17. Jahrhundert] (Kungl. Vitterhets historie och antikvitets akademien, Konferenser, 78). Hrsg. von Bo ANDERSSON und RAIMO RAAG. Kungl. Vitterhets historie och antikvitets akademien. Stockholm 2012. 376 S. ISBN 9789174024098.

Anfang 2007 fand am Institut für moderne Sprachen der Universität Uppsala ein internationales Symposium über die Sprachen im Schwedischen Reich im 17. Jahrhundert statt. Mit einiger Verzögerung sind die Beiträge des Symposiums nun von Bo Andersson und Raimo Raag publiziert worden. 18 Wissenschaftler stellen zahlreiche Sprachen vor: Schwedisch (Gun Widmark), Dänisch und Schwedisch in Schonen (Stig Örjan Ohlsson), Gotländisch (Lars Wollin), Samisch (Lars-Gunnar Larsson), Finnisch (Erling Wande), Latein (Hans Helander), Deutsch (Bo Andersson), Niederländisch (Ingrid Wikén Bonde), Französisch (Sigbrit Swahn), Englisch (Daniel Ogden), Karelisch (Tapani Lehtinen), Estnisch (Raimo Raag), Wotisch und Ischorisch (Virve Raag), Lettisch (Pēteris Vanags), Livisch (Riho Grünthal), Russisch (Ulla Birgegård) und Polnisch (Lennart Larsson). Kim-Eric Williams behandelt die Sprachkontakte

² JÜRI KIVIMÄE: Uurimus Balthasar Russowist ja tema kroonikast [Untersuchung zu Balthasar Russow und seiner Chronik], in: Keel ja Kirjandus 1999, Nr. 4, S. 285-289; ENN TARVEL: Russowi kroonikast [Über Russows Chronik], in: Tuna. Ajalookultuuri ajakiri 1999, Nr. 1, S. 144-146.

³ SULEV VAHTRE: Dionysius Fabriciuse Liivimaa kroonika [Die Livländische Chronik von Dionysius Fabricius], in: Ajalooline Ajakiri 2007, Nr. 1, S. 3-21, hier S. 19.

der Schweden in Neuschweden, der Kolonie auf der anderen Seite des Atlantiks. Darüber hinaus beinhaltet der Band zwei allgemeinere Texte: Stig Strömholm behandelt Sprache und Kultur im schwedischen Reich im 17. Jahrhundert und Aleksander Loit gibt einen Überblick über die Geschichte Schwedens und seiner Provinzen während der Großmachtzeit.

Das Schwedische Reich, das 1561 die Grenzen seines Kerngebiets überschritt und im Laufe des folgenden Jahrhunderts die Ostseeprovinzen, einige norddeutsche Regionen und den südlichen Teil der skandinavischen Halbinsel unter seine Macht brachte, gewann durch diese Expansion neue Untertanen, aber auch eine neue sprachliche und kulturelle Vielfalt. Schweden wurde ein polyglottes Reich, dessen vielsprachige Untertanen idealerweise durch ihre Loyalität gegenüber dem Monarchen miteinander verbunden waren. Ein weiteres Bindeglied war für den größten Teil der Bevölkerung der evangelisch-lutherische Glaube – eine Ausnahme bildeten nur die russisch-orthodoxen östlichen Gebiete des Reiches. In Betracht zu ziehen sind auch die militärischen, administrativen und wirtschaftlichen Faktoren, die das Reich effektiv zusammenhielten. Lässt man Schonen einmal beiseite, kümmerte sich Schweden jedoch zumindest im 17. Jahrhundert kaum um die sprachliche Einheit. Selbstverständlich war Schwedisch die Hauptsprache, doch wurden die anderen Sprachen toleriert und darüber hinaus zur sozialen Disziplinierung, zur Übermittlung des Regierungswillens sowie zur Verkündigung des göttlichen Wortes und zur Seelsorge eingesetzt.

Andersson und Raag beschränken sich jedoch nicht nur auf die von schwedischen Untertanen gesprochenen Sprachen. Sie beziehen auch solche mit ein, deren Sprecher einen wesentlichen wirtschaftlichen oder kulturellen Einfluss auf Schwedens Gesellschaft hatten. Die verschiedenen Sprachen hatten im schwedischen Großreich nicht viel Kontakt untereinander; die Mehrzahl der Gemeinden war einsprachig, obwohl es auch Menschen und Gruppen gab, die zwei, drei oder mehrere Sprachen beherrschten. Deren Mehrsprachigkeit hatte mit der familiären Herkunft zu tun oder aber mit wirtschaftlichen, kulturellen oder anderen Interessen; manche wohnten an den Grenzen der diversen Sprachgebiete. Es gab auch innerhalb einer jeden Sprache mehrere Dialekte, Mundarten und Varianten, welche die Kommunikation erschwerten. Eine solche Sprachenvielfalt war jedoch zu dieser Zeit auch in anderen europäischen Staaten eine übliche Erscheinung.

Da die Autorinnen und Autoren des Bandes meistens Sprachwissenschaftler sind, ist man positiv überrascht, dass das Thema nicht ausschließlich vom philologischen und sprachhistorischen Standpunkt her behandelt wird. Auf die rein philologischen Entwicklungen der Sprachen wird oft nicht einmal eingegangen. Offenbar herrschte bei der Abfassung der Beiträge eine recht große Handlungsfreiheit, weshalb diese sehr unterschiedlich strukturiert sind. Wahrscheinlich wäre es auch schwer gewesen,

einheitliche, verbindliche Vorgaben für jeden einzelnen Beitrag zu formulieren. Allgemein wurde versucht, den durch den sozialen Status, die politische Rolle und die wirtschaftliche Position der Sprecher einer jeweiligen Sprache bedingten praktischen Sprachgebrauch zu charakterisieren und die Errungenschaften auf dem Gebiet der Schriftsprache vorzustellen. Deshalb hätten vielleicht auch im Titel des Bandes die Sprecher anstatt der Sprachen eine Hervorhebung verdient gehabt. Weitere Grenzen wurden aufgrund der Konzentration auf nur ein Jahrhundert gezogen. Manche Beiträge halten diese vorgegebenen zeitlichen Schranken ein, während andere sich durchaus Exkurse in frühere bzw. spätere Zeiten erlauben.

Das Schwedische wird hauptsächlich vom Standpunkt der Gestaltung einer einheitlichen normativen Sprache behandelt: Wie entwickelte sich aus der Hofsprache nach und nach die Sprache der Beamten und Geistlichen und schließlich die Alltagssprache, wobei sich diese einheitliche Sprache vor dem Hintergrund der dialektalen Vielfalt herausbildete. Die speziellen Sprachen z.B. der Kanzleibeamten, Militärpersonen, Geistlichen und Juristen kamen noch hinzu. Erstaunlicherweise wird die Rolle der Bibel bzw. anderer geistlicher Texte im Entwicklungsprozess des Schwedischen übergangen, auch wenn die Rolle der Pastoren als Vermittler für die Anweisungen der Regierung durchaus hervorgehoben wird. Denn so gelangte das in der Hauptstadt gebräuchliche Schwedisch in die Landgemeinden, in denen Dialekte vorherrschten.

Die Entwicklung des Dänischen in Schonen wird im Rahmen der schwedischen Regionalpolitik und der Schwedisierungsstrategien vorgestellt. Das Niederländische wird über die wirtschaftlichen Aktivitäten der Niederländer charakterisiert. Der Beitrag über das Englische betont die kulturellen und akademischen Kontakte, obwohl den Engländern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch in der urbanen Wirtschaft, vor allem im Handel, große Bedeutung zukam. Man hätte auch erwähnen können, dass es in Narva eine anglikanische Gemeinde gab. In Bezug auf das Deutsche geht es vor allem um dessen Status als *lingua franca* (neben Latein) sowohl in Schweden als auch in Europa in den höheren Schichten der Gesellschaft sowie unter der Stadtbevölkerung, aber auch um die deutschen Lehnwörter im Schwedischen oder die Bedeutung der deutschen Poesie. Darüber hinaus lagen deutschsprachige Provinzen auf dem Gebiet Schwedens, und viele Deutsche ließen sich als Militär-, Verwaltungs-, Kultur- und Wirtschaftsexperten vor allem in der Hauptstadt Stockholm nieder. Dadurch kam dem Deutschen immer mehr an Bedeutung zu. Das Russische war im schwedischen Reich demgegenüber eher marginal und wurde vor allem in zwei Bereichen benutzt. Erstens waren in Ingermanland und Kexholms län ethnische Russen schwedische Untertanen, und ostseefinnische Völker orthodoxen Glaubens besuchten russische Gottesdienste. Zweitens gab es russische Dolmetscher im Staatsdienst sowie Slawistik-Experten, welche das Russische studierten, Wörterbücher zusammenstellten und russische

Literaturdenkmäler sammelten. Latein verband zwar keine breiten Volksschichten, war aber nach wie vor die wichtigste Sprache der Bildung, Wissenschaft, Literatur und Diplomatie. In gewissen Bereichen, wie z.B. in der Theologie und der Staatswissenschaft, war es weiterhin einfacher, sich auf Latein auszudrücken, weil sich im Laufe der Zeit eine allen Experten verständliche Fachsprache herausgebildet hatte.

Eine Gruppe für sich bildeten im schwedischen Großreich die ostseefinnischen Sprachen und deren Sprecher – die Finnen, Karelier, Ischoren, Woten, Liven und Esten. Die gleiche gesellschaftliche Position hatten auch die Letten. In der günstigsten Lage befand sich selbstverständlich das Finnische, weil Finnland staatsrechtlich dem Mutterland gleichgestellt war. Die Verwendungsbereiche des Finnischen einerseits und des Estnischen und Lettischen andererseits stimmten größtenteils überein: Geistliche Texte wurden übersetzt und gedruckt, Lesefibeln für die Volksschulen verfasst, doch waren diese Sprachen der Minderheiten auch z.B. in der Armee in Gebrauch. In Finnland fanden diese Entwicklungen jedoch früher statt als im estnischen oder lettischen Sprachraum. Darüber hinaus war das Finnische neben dem Schwedischen als Verwaltungssprache in Gebrauch; junge Finnen hatten die Möglichkeit, an den Universitäten zu studieren, und konnten zu Hochschullehrern und Professoren aufsteigen, ganz zu schweigen von anderen angesehenen Ämtern, wie beispielsweise dem des Geistlichen. Esten und Letten blieben diese Sphären weitgehend verschlossen. In Bezug auf die kleineren ostseefinnischen Völker waren für Schweden in erster Linie ihre Konvertierung zum Luthertum sowie die lutherische Seelsorge von Belang. Diese Völker selbst dürften keine Loyalität gegenüber dem schwedischen Staat empfunden und eine größere Nähe zu den Glaubensgenossen in Russland gespürt haben, was sich in einer umfangreichen Migration äußerte. Die verödeten Dörfer in Ingermanland und Kexholms län wurden mit neuen Einwohnern aus Savo und anderen Gebieten Finnlands kolonisiert. Da die Bevölkerung von Ingermanland und Kexholms län im anzuzeigenden Band vorwiegend aus der schwedischen Perspektive gesehen wird, wäre es durchaus wünschenswert gewesen, auch die russische Einstellung zu den nach dem Frieden von Stolbovo auf schwedischem Gebiet gebliebenen Glaubensgenossen zu behandeln. Laut Konstantin Žukov fanden die Migranten im Russländischen Reich keinen besonders freundlichen Empfang.¹ Dort wurden sie vor allem aus wirtschaftlichen Erwägungen und nicht aus Glaubensgründen aufgenommen.

Das Thema des Estnischen, die Analyse der Rahmen seines Gebrauchs im 17. Jahrhundert, lässt sich auf etwa zwanzig Seiten kaum erschöpfend

¹ Константин Жуков: История Невского края (с древнейших времён до конца XVIII века). Книга для учителя [Geschichte des Neva-Gebietes (von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Buch für den Lehrer], Санкт-Петербург 2010.

behandeln. Raag bietet trotzdem einen ziemlich ausführlichen Überblick über das estnische Sprachgebiet und dessen territorial-administrativen Aufbau, die Größe der Bevölkerung und die anderen ethnischen Gruppen, die dort lebten, aber auch über das Verhältnis zwischen den baltischen Deutschen und der schwedischen Regierung. Auch werden die in Ingermanland und Russland lebenden Esten erwähnt, ohne jedoch zu präzisieren, ob es auch estnische Kirchengemeinden auf der anderen Seite des Narva-Flusses gab, und ob sich dort die lutherische oder die orthodoxe Kirche um deren religiöses Leben kümmerte. Einer gründlichen Behandlung wird der Verfasser einer estnischen Grammatik (1660) und Bibelübersetzer Heinrich Göseken unterzogen. Dabei kommen auch dessen Argumente zur Sprache, warum es nützlich und notwendig sei, das Estnische zu studieren. Die die Auseinandersetzungen über die estnische Schriftsprache am Ende des 17. Jahrhunderts werden indes nicht erwähnt, obgleich dieses Thema Raag keineswegs fremd ist, hat er doch z.B. die damaligen Orthografiediskussionen in Schweden und Estland vergleichend behandelt.² Auch liegt zu den Diskussionen über die estnische Sprache eine spezielle Dokumentensammlung vor.³ Auf die Tätigkeit des Spracherneuerers und Förderers der Volksschulen Bengt Gottfried Forselius wird ebenfalls nicht eingegangen, während Ernst Glücks Verdienste um die lettische Sprache und Förderung der Volksbildung in Vanags Beitrag über die lettische Sprache hervorgehoben werden.

Während die Esten den größten Teil des 17. Jahrhunderts über schwedische Untertanen und im estnischen Sprachgebiet zwei Schriftsprachen in Gebrauch waren, blieben die Lettisch-Sprecher unter drei Obrigkeiten aufgeteilt: Schweden in Livland, Polen-Litauen in Lettgallen und das Herzogtum Kurland. Für die Obrigkeiten war das Lettische für die Umsetzung ihrer Ambitionen, die soziale Disziplinierung der Bevölkerung sowie für die Verbreitung des göttlichen Wortes von Bedeutung. Konfessionell teilten sich die Letten in Katholiken und Lutheraner. Dies alles spiegelt sich in den lettischen Sprachdenkmälern, die Vanags recht detailliert schildert. Diese Entwicklungen fanden im estnischen und lettischen Sprachgebiet parallel statt. Häufig wurden zur selben Zeit dieselben Bücher gedruckt, wie z.B. der katholische Katechismus von 1585 oder die „Agenda Parva“ (Braunsberg 1622), die den lettischen und den estnischen Text beinhaltet.

² RAIMO RAAG: Keelevaidlused Läänemere ida- ja läänekaldal 17. sajandi lõpus [Diskussionen um die Sprache am Ost- und Westufer der Ostsee am Ende des 17. Jahrhunderts], in: Läänemere rahvaste kirjakeelte ajaloo, Tartu 1995 (Tartu Ülikooli eesti keele õppetooli toimetised, 1), S. 145-163.

³ Piiblikonverentsid ja keelevaidlused. Põhjaeestikeelse Piibli tõlkimise ajaloo (1686–1690). Allikapublikatsioon [Bibelkonferenzen und Sprachstreitigkeiten. Quellen zur Geschichte der Übersetzung der Bibel ins Revallestnische (1686–1690)], hrsg. von LEINO PAHTMA und KAI TAFENAU, Tartu 2003.

Leider sind Raags und Vanags Texte nicht parallel aufgebaut, so dass auf diese Zusammenhänge nicht eingegangen wird.⁴

Es seien noch einige allgemeinere Fragen erwähnt. Sowohl im Vorwort des Bandes als auch in einigen Artikeln wird der Eindruck erweckt, als hätten die diversen Sprachen im schwedischen Großreich problemlos nebeneinander existiert. Das mag vielleicht für die Sprachen an sich stimmen, doch sieht es anderes aus, wenn wir ihre Sprecher miteinbeziehen. Die Spannungen unter diesen hatten ihren Ursprung in den sozialen Beziehungen; die verschiedenen Bereiche und Sphären des gesellschaftlichen Lebens waren auf Grund des sozialen Status verteilt. Die Rolle des Schwedischen in verschiedenen Teilen des Staates hätte einer ausführlicheren Erörterung bedurft. Der Standpunkt des ersten livländischen Generalgouverneurs, Johan Skytte, *unus rex, una lex et grex unus* (ein König, ein Gesetz und ein Volk) wird im Grunde auch nicht weiter diskutiert. Bekanntlich wurde dieser Wahlspruch während der Alleinherrschaft Karls XI. wieder aktuell, als damit begonnen wurde, auch die Ostseeprovinzen wenigstens administrativ zu „schwedisieren“. Aufgrund des Ausbruchs des Großen Nordischen Krieges wissen wir jedoch nicht, wie sich dieser Prozess weiterentwickelt hätte. Wäre als Nächstes die sprachliche „Schwedisierung“ vorgenommen worden wie in Schonen, Blekinge und Halland? Dank der sprachlichen und territorialen Nähe war es dort leichter für die Schweden, sich gegen die Dänen durchzusetzen. Für Schonen lag Schweden in jedem Fall näher als Dänemark. Die Ostseeprovinzen waren weit entfernt, sprachlich und kulturell anders; auf den ersten Blick könnte auch ihr Rechtssystem, das sich von dem des Mutterlands unterschied, als Behinderung empfunden werden. Die Regierung hatte es nicht leicht, sich östlich der Ostsee durchzusetzen und sah sich zur Vorsicht gezwungen. Zuerst wurde die administrative Angleichung vorgenommen, weshalb das schwedische Recht in den Provinzen eingeführt werden sollte. So fand an der *Academia Gustavo-Carolina* in Pernau der Juraunterricht anstatt auf Latein auf Schwedisch statt. Schließlich wurde u.a. auch den Ritterschaften von Livland und Ösel ihr Mitspracherecht bei der Verwaltung der Provinzen genommen.

Man kann es zusammenfassend nur begrüßen, dass ein derartig breites Themenfeld wie das der Sprachen im Schwedischen Reich in Form eines Sammelbandes behandelt worden ist. Dieser bietet Interessenten einen ersten Überblick über die Stellung, Bedeutung und Rolle der verschiedenen Sprachen und deren Sprecher zur Großmachtzeit sowie über die damals publizierten Druckschriften und andere schriftliche Denkmäler. Zugleich bieten die Artikel wenig neue Erkenntnisse und stellen in erster Linie den bisherigen Forschungsstand dar. Allerdings ist zuweilen die benutzte Literatur nicht mehr auf dem neuesten Stand, auch gibt es hin

⁴ Hierzu vgl. *Common Roots of the Latvian and Estonian Literary Languages*, hrsg. von KRISTIINA ROSS und PĒTERIS VANAGS, Frankfurt am Main 2008.

und wieder faktische Fehler. Eine abschließende zusammenfassende Analyse wäre ebenfalls hilfreich gewesen.

ENN KÜNG

JOHANNES BOBROWSKI: *Pruzzische Vokabeln. An Old Prussian Glossary* (Otago German Studies, 25). Hrsg. von KRISTINA BRAZAITIS. University of Otago. Dunedin (New Zealand) 2010. 373 S. ISBN 9780958271653.

Das hier zu besprechende Werk schließt eine Lücke in der Literaturwissenschaft und der Linguistik, was mit Dankbarkeit zur Kenntnis zu nehmen ist. Kristina Brazaitis hat das von Johannes Bobrowski (1917–1965) zusammengestellte handschriftliche Wörterbuch der altpreußischen Vokabeln erstmals veröffentlicht¹ und eine ausführliche wissenschaftliche Analyse vorgelegt. Die Verfasserin selbst will mit ihrer Studie das Interesse an der preußischen Sprache und Kultur wiedererwecken (S. 354). Vor allem werden Geisteswissenschaftler von dieser Arbeit profitieren: Linguisten, da die akribische Analyse die bisherigen Forschungen zum Altpreußischen ergänzt, und Literaturforscher, denen das Werk ein vollständigeres Bild der für Bobrowski wesentlichen Themenkreise ermöglicht. Insgesamt werden sich hoffentlich weitere Forschungen hieraus ergeben (S. 49). Unseres Erachtens ist es besonders aktuell und zeitgemäß, dass neben den linguistischen Aspekten auch die Beziehung des deutschen Autors zum Altpreußischen (und zum Baltischen) in den Fokus gerät. Brazaitis gilt bereits seit Jahrzehnten als gute Bobrowski-Kennerin. In ihrer Beziehung zum Baltischen, d.h. dem Litauischen, gibt es eine autobiografische Parallele zum Leben Bobrowskis, der wie die Autorin die Heimat verloren hat. Als gebürtige Litauerin ließ sich Brazaitis nach dem Zweiten Weltkrieg in Australien nieder und promovierte in Heidelberg.

In ihrer neuen Arbeit bietet sie einen frischen Blick auf Bobrowski, indem sie ihn mit dem Klassiker der litauischen Literatur Kristijonas Donelaitis in Verbindung bringt. Dabei räumt sie dem Roman Bobrowskis „Litauische Claviere“ viel Platz ein, der die deutsch-litauische Koexistenz im Memelgebiet 1936 schildert und die historische Figur Donelaitis' auftreten

¹ Das handschriftliche Original dieses Wörterbuchs altpreußischer Vokabeln mit den beigelegten deutschen Entsprechungen wird im Deutschen Literaturarchiv Marbach aufbewahrt; in die sechsbändige Gesamtausgabe der Werke Bobrowskis wurde es nicht aufgenommen.

lässt. Neben dem litauischen Thema hat sich Bobrowski mit der früheren Geschichte dieser Region beschäftigt: In seinem Schaffen lassen sich Intentionen erkennen, seine deutschen Leser an den ausgerotteten Stamm der Prußen zu erinnern (S. 33). Diese Haltung des in den 1950er und 1960er Jahren im geteilten Deutschland populären, in Tilsit (Sovetsk) geborenen Autors hat sich aufgrund seiner frühen Beziehung zu dieser Region herausgebildet.

Brazaitis publiziert nicht nur die Vokabelsammlung Bobrowskis erstmals, sondern bietet auch eine ausführliche linguistische Analyse der Begriffe und stellt deren Verhältnis zu der baltischen Lexik dar, die in den Werken Bobrowskis vorkommt. Auf eine historische Einführung (S. 10-33) folgt die Darstellung der Analyseprinzipien des Wörterbuchs (S. 35-49), das kommentierte alphabetische Verzeichnis der altpreußischen Wörter sowie eine in Sachgruppen organisierte Analyse (S. 50-332).

Auf den ersten etwa 40 Seiten werden die Kenntnisse über die Prußen, ihre Sprache und Schriftdenkmäler sowie die litauischen und preußischen Themen im Werk Bobrowskis dargelegt. Neben den Einblicken der Autorin zur Bedeutung des Hornhauses (lit. *klėtis*) und des Pferdes (lit. *arklys*) in der baltischen Mythologie überzeugt die Auseinandersetzung mit letztlich ungeklärt bleibenden Fragen: Warum das Wörterbuch zusammengestellt wurde (S. 49) und welcher Quellen sich Bobrowski bedient hat.

Im zweiten Teil verlässt sich die Herausgeberin auf Bobrowskis Wörtersammlung, die sie unverändert reproduziert. Jede der 583 Vokabeln² wird von ihr nach drei Schwerpunkten analysiert: 1) ein Vergleich mit den Einträgen des Elbinger deutsch-preußischen Vokabulars (um 1400) und des dritten Katechismus (1561); 2) eine Bestimmung der von Bobrowski vorgelegten zusammenhängenden, auf dieselbe Wurzel zurückgehenden Eigennamen; 3) eine Untersuchung der indoeuropäischen und baltischen Etymologie der Vokabeln. Auf fast alle maßgeblichen Publikationen zum Altpreußischen gestützt, demonstriert Brazaitis, dass die von Bobrowski gesammelten Vokabeln größtenteils altpreußische Überlieferungen sind.

Die Ergebnisse der Analyse legen die Vermutung nahe, dass Bobrowskis Interesse am Altpreußischen nicht wissenschaftliche, sondern eher persönliche Hintergründe hatte (S. 47). Schließlich untersucht Brazaitis noch die irrtümlichen Interpretationen Bobrowskis, die sich nicht auf das Altpreußische zurückführen lassen. Im Wörterverzeichnis fallen 11 Vokabeln auf, die Bobrowski selbst mittels Assoziationen aus polnischen, lettischen und litauischen Elementen gebildet hat (S. 353). Beispielsweise lässt sich das Wort *bala* (Sumpf) nicht als altpreußische Überlieferung bezeichnen, da es litauischer Herkunft ist. Möglicherweise irritierten Bobrowski hier zwei der von ihm selbst verwendeten Eigennamen: der Ortsname litauischer

² Tatsächlich finden sich im Wörterbuch 644 Vokabeln, weil Bobrowski bei manchen Schlagwörtern mehrere Vokabeln mit gemeinsamer Wurzel eintrug. All das könnte ca. 25 Prozent des damaligen altpreußischen Wortschatzes darstellen.

Herkunft *Balischken* (Bališkai) und der Ortsname *Balga* (heute in der Oblast Kaliningrad). Auch die Forschung ist sich uneins, ob diesem Begriff deutsche oder altpreußische Formen zugrunde liegen. 440 Lexeme der Zusammenstellung von Bobrowski werden in den genannten Quellen oder den einschlägigen Arbeiten von Georg Gerullis und Georg Nesellmann³ gar nicht aufgeführt. Eventuell könnten Bobrowskis Vokabeln zumindest teilweise die lebendige litauische Sprache im ehemaligen nördlichen Ostpreußen widerspiegeln. Diesen Aspekt spricht Brazaitis jedoch kaum an.

Begrüßenswert ist, dass die Autorin die Verbindung zwischen Bobrowskis Werken und dem altpreußischen Wortschatz herzustellen sucht. Manchen Vokabeln sind Erläuterungen beigelegt, in denen auf die jeweilige Verwendung in Bobrowskis literarischen Texten hingewiesen wird. Das ist eine große Hilfestellung für Literaturwissenschaftler, die des Litauischen nicht mächtig sind. Tatsächlich lässt sich nur ein kleiner Anteil des im Vokabular vorhandenen altpreußischen Wortschatzes in Bobrowskis Texten finden. Möglicherweise war es nicht als praktisches Nachschlagewerk gedacht, sondern eher als Speicher dieser Sprache, um das historische Gedächtnis zu bewahren. Bobrowski hat in seiner Lyrik des Rhythmus wegen die Wortformen verändert, was an einigen Beispielen erläutert wird. Einige litauische und altpreußische Ortsnamen im Verzeichnis zeugen von persönlichen Erfahrungen Bobrowskis. So werden in seinem Roman „Litauische Claviere“ ca. 20 Ortsnamen erwähnt, wobei den litauischen Namensformen meist deutsche Parallelförmungen zugefügt werden. Allerdings ist die russische Form des litauischen Flussnamens *Nemunas* nicht *Nemen*, sondern *Neman*, russ. *Неман* (S. 45).

Sehr ausführlich ist Brazaitis' linguistische Analyse. Interessant ist es, die altpreußischen Vokabeln nach Sachgruppen zu ordnen, wodurch ein kulturwissenschaftlicher Ansatz zum Vorschein kommt. Deutlich wird hier, dass nur die Aspekte, die Bobrowski wichtig erschienen, auch in seinem Wörterverzeichnis vertreten sind, wie z.B. die altpreußische Mythologie. Die Themen Krieg oder Kolonisierung werden nicht aufgenommen, es finden sich nur einige Benennungen von Kirchendienern. Allerdings sah sich Brazaitis zuweilen gezwungen, einen Begriff künstlich irgendeiner Gruppe zuzuordnen. Dass sie die Rubrik „Grammatische Einheiten“ schafft, führt dazu, dass manche der hier versammelten Begriffe auch in die Rubriken „Fauna“, „Flora“, „Religion“ und „Menschliche Tätigkeit“ passen würden.

Ein wesentlicher Aspekt kommt jedoch in diesem Buch zu kurz: Die Frage nach dem Zweck des Vokabulars. Neben der These der Autorin, Bobrowski habe das historische Gedächtnis stützen wollen, sei darauf hingewiesen, dass es sich bei diesem Manuskript um ein sekundäres

³ GEORG GERULLIS: Die altpreußischen Ortsnamen, Berlin und Leipzig 1922; Ein deutsch-preußisches Vocabularium aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts: nach einer Elbinger Handschrift mit Erläuterungen, hrsg. von GEORG F. H. NESSELMANN, Königsberg 1868.

Schriftstück handelt, denn sonst wäre das alphabetische Prinzip kaum zu erklären. Das Wörterbuch zeigt zweifellos das spezifische Interesse Bobrowskis an der altpreußischen Sprache, doch könnte sich dahinter auch ein Tribut an die Litauer im historischen nördlichen Ostpreußen verbergen, in deren alltäglicher Sprache sehr wahrscheinlich auch altpreußische Vokabeln anklangen. Diese Sprache könnte auch eine Quelle für die hier nicht nachgewiesenen Dreiviertel des altpreußischen Wortguts aus dem Bobrowski-Vokabular gewesen sein.

Im Ganzen liegt aber eine sehr wertvolle Studie vor – die weltweit erste englischsprachige Monografie zum Thema. Sie bietet eine gut durchdachte, präzise durchgeführte und solide Analyse. Die Verfasserin hat somit eines ihrer wesentlichen Ziele erreicht, denn ihr Werk enthält zahlreiche Anregungen zur weiteren Erforschung des Altpreußischen und von Bobrowskis Werk, gerade auch in komparatistischer Hinsicht für Baltisten und Germanisten.

GIEDRĒ ĆĒPAITIENĒ & INDRĒ BROKARTAITĒ-PLADIENĒ

Eesti ajaloost 19.–20. sajandil. Uurimusi historiograafiast, allikaõpetusest ja institutsioonidest [Über die Geschichte Estlands im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungen zur Historiografie, Quellenkunde und zu den Institutionen] (Eesti Ajalooarhiivi toimetised, 19 [26]). Hrsg. von TÕNU TANNBERG. Eesti Ajalooarhiiv. Tartu 2012. 555 S. ISBN 9789985858790.

Der vorliegende Sammelband ist erschienen in der Reihe der Veröffentlichungen des Estnischen Historischen Archivs, deren vorangegangene Bände verschiedenen historischen Perioden sowie spezifischeren Problemen der estnischen Geschichte gewidmet waren. Demgegenüber enthält der neueste Band 22 sehr unterschiedliche Beiträge über die letzten zwei Jahrhunderte der estnischen Geschichte und ihre Quellen. Der einzige gemeinsame Nenner dieser Texte scheint zu sein, dass bei ihrer Anfertigung zum Teil Dokumente aus den estnischen Archiven benutzt wurden. Zweifellos gibt der Sammelband somit einen repräsentativen Überblick über den Stand der historischen Forschung zu den letzten 200 Jahren estnischer Geschichte. Der Band ist unterteilt in zwei Sektionen, wobei das Jahr 1917 wohl aus pragmatischen Gründen als Zäsur dient.

Weil der Umfang dieser Besprechung eine eingehende Diskussion jedes einzelnen Texts nicht erlaubt, seien nur einige Arbeiten ausgewählt, die

nach Meinung des Rezensenten entweder im positiven oder im negativen Sinne auffallen. Toomas Hiiu liefert einen umfangreichen Überblick über die geografische und soziale Herkunft der Studenten der Universität Dorpat in den Jahren von 1802 bis 1855, wobei ihm als Quelle die Matrikelbücher der Universität dienen. Der Autor behauptet, diese Quellen erlauben ihm Schlüsse über die Herkunft der Studenten zu ziehen, die sich von den bisherigen Erkenntnissen unterscheiden. Tatsächlich bleiben diese Unterschiede jedoch noch im Rahmen der Standardabweichung, sind also keineswegs gravierend.¹ Leider liefert der Autor keine Erklärung dafür, warum das von ihm gewählte Thema wichtig sein soll. Genau diese Frage nach der Bedeutung des jeweiligen Untersuchungsgegenstands und was mit den jeweiligen Ergebnissen anzufangen sei, stellt sich bei der Lektüre des Sammelbands mehrfach. Das wiederum wirft die Frage nach der Qualität der redaktionellen Bewertung, der Hinzuziehung von Rezensenten und der Editionsarbeit auf.

Aus dem ersten Teil des Buches kann der Aufsatz von Toomas Karja härm hervorgehoben werden, in dem ausführlich die Frage behandelt wird, wie die mit den Völkern und der Nationalitätenpolitik verbundene Terminologie im späten Zarenreich im zeitgenössischen Sprachgebrauch und von der Forschung benutzt wurde. Zwar hält sich der Aufsatz in Bezug auf neue Schlussfolgerungen zurück, doch handelt es sich dabei zweifellos um eine gute Zusammenfassung, die wohl für alle Historiker von Nutzen sein kann, die sich mit dieser Periode beschäftigen.

Im zweiten Teil des Buches untersucht Triin Kark die Mentalität der deutschbaltischen Studenten der Universität Tartu in der Zwischenkriegszeit. Beim näheren Lesen stellt sich heraus, dass der Aufsatz sich mit den Faktoren beschäftigt, die die Verbreitung des Nationalsozialismus unter den Studenten verhinderten bzw. begünstigten. Die Deutschbalten hat auch Olev Liivik zum Thema seines Aufsatzes gewählt, in dem er sich damit auseinandersetzt, wie deren Umsiedlung in der estnischen Erinnerungsliteratur behandelt wurde. Liivik hofft, dass dieses Thema aus estnischer Perspektive bald in einer längeren Abhandlung erörtert werden wird. Der einzige quellenkritische Beitrag des Sammelbands stammt von Olaf Mertelmann, der sich mit den Problemen der sowjetischen Statistik beschäftigt. Dem Autor zufolge könnte man diese Statistiken durchaus häufiger in verschiedenen Studien über diese Periode einsetzen, wenn man die Methodik, die den Datensammlungen zugrunde liegt, und weitere Hintergrundkenntnisse kritisch miteinbezieht.

Der Titel des Buches nennt sowohl die Historiografie als auch die Quellenkunde. Daraus jedoch abzuleiten, dass die Beiträge unterschiedliche

¹ Wenn Schlüsse über die Herkunft nur aufgrund der Angaben zu 72% der Studenten gezogen werden können, ist es wohl kein wirklich neues Ergebnis, wenn statt 73% nur 72% der Studenten aus den Ostseeprovinzen stammten und von ihnen nur 18% anstatt 20,5% aus dem Gouvernement Estland.

Strategien diskutieren, wie Quellen interpretiert und wie diese Interpretationen wiederum beschrieben werden können, wäre verfehlt, denn die Realität sieht anders aus. Keiner der Autoren erklärt seine Forschungsstrategie oder die Gründe, warum diese Strategie gewählt wurde. Damit reflektiert dieser Sammelband gewissermaßen den Forschungsstand im Bereich der estnischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Doch hinterlässt diese Reflexion den Eindruck, dass Phänomene wie der *linguistic turn* und der *cultural turn*, welche der internationalen Geschichtswissenschaft der letzten Jahrzehnte ihren Stempel aufgedrückt haben, für estnische Historikerinnen und Historiker, die sich mit dieser Periode beschäftigen, etwas zu sein scheint, das sie nichts angeht. Zumindest kann man aus diesem Band den Schluss ziehen, dass die bei weitem nicht mehr so neuen selbst-reflexiven, text- und kontextbezogenen modernen Forschungsstrategien für die estnischen Zeithistoriker weitgehend *terra incognita* geblieben sind.

RAIKO JÄÄRATS

Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge / Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regional Features and the European Context (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 20; Veröffentlichungen der Aue-Stiftung, 26). Hrsg. von JÖRG HACKMANN. Böhlau Verlag. Köln u.a. 2012. 778 S. ISBN 9783412201364.

Das anzuzeigende Werk enthält die gesammelten Beiträge des V. Internationalen Symposiums zur Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten in Tallinn (2004) sowie Vorträge vom 59. Baltischen Historikertreffen in Göttingen (2006) und vom 15. Baltischen Seminar der Carl-Schirren-Gesellschaft in Lüneburg (2003). Die insgesamt 33 Artikel beschäftigen sich mit der Entwicklung der Zivilgesellschaft im Baltikum und seiner nächsten Umgebung. In seiner Einführung stellt der Herausgeber Jörg Hackmann die methodischen Ansätze vor, die bei der Erforschung der Vereinsbewegung genutzt werden, bietet eine Periodisierung ihrer Entwicklung und diskutiert die rechtlichen Rahmenbedingungen. Als Ziel des Bandes formuliert Hackmann, die Rolle der freiwilligen Assoziationen bei der Ausgestaltung des lokalen sozialen Raums und des kulturellen Feldes zu bewerten.

Der Band besteht aus drei chronologisch aufeinander folgenden Teilen unterschiedlichen Umfangs („Vormoderne Formen der Vergemeinschaftung

und ihre Traditionen“, „Das Jahrhundert der Vereine“, „Verein, Zivilgesellschaft und Staat im 20. Jahrhundert“), einem komparativ angelegten Kapitel „Wechselwirkungen und Vergleiche“ sowie sage und schreibe drei Schlussbetrachtungen.

Die ersten beiden Aufsätze, verfasst von Anu Mänd und Lars Bisgaard, bilden den ersten Teil dieses Bandes. Sie beschäftigen sich mit der institutionellen Organisation der Revaler Großen Gilde, der Schwarzhäupterbruderschaft, der Olaigilde und St. Kanutigilde sowie ihren Tätigkeitsgebieten im Spätmittelalter. Der zweite Teil zum „Jahrhundert der Vereine“ wird von Hackmann selbst eingeleitet, der über die Verbreitung der Vereinskultur im urbanen Dorpater Raum von den 1780er bis zu den 1940er Jahren schreibt. Wesentlicher Teil seines Beitrags ist eine nach Stadtteilen organisierte vereinstopografische Analyse der deutschen, estnischen und russischen Vereine, bei der die zahlreichen jüdischen Vereine der Stadt jedoch außer Betracht bleiben.¹ Ein weiterer Artikel des Herausgebers über die Deutschen Vereine in den Ostseeprovinzen von 1905 bis 1915, die unter diesen Namen sowohl in Estland und Livland als auch in Kurland tätig waren, hebt deren ursprüngliche Funktion hervor: die Organisation des deutschsprachigen Schulwesens.

Mit dem Beitrag von Margit Romang begibt sich der Sammelband auf das Tätigkeitsfeld der Gesellschaften für Hobbywissenschaftler und Gelehrten. 1834 wurde die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der russischen Ostseeprovinzen zu Riga gegründet, die den Anspruch eines Forschungszentrums für die drei Ostseeprovinzen erhob und sich u.a. zum Ziel setzte, eine „Regestensammlung aller im Lande auf Livland bezogenen Urkunden“ zusammenzustellen (S. 209). Die Autorin führt dankenswerterweise ihre Vorstellung der Tätigkeit der Gesellschaft bis in die 1930er Jahre fort. Der Aufsatz von Indrek Jürjo (†) stellt einige weniger bekannte Episoden aus der zwanzig Jahre währenden Gründungsgeschichte der Estnischen Literarischen Gesellschaft dar, aus der Zeit also, bevor sie offiziell 1842 erlaubt wurde. Enn Küng berichtet in seinem Beitrag von der Narvaschen Alterthums-Gesellschaft, einem Verein von Hobbyhistorikern, der der als konservativ geltenden Großen Gilde der Stadt nahestand. Im Anhang ist eine Mitgliederliste des Vereins veröffentlicht. Ea Jansen (†) wiederum widmet ihren Text der zwanzig Jahre währenden Tätigkeit des Vereins estnischer Gelehrter (*Eesti Kirjameeste Selts*, 1871/72–1893). Gegründet nach dem deutschbaltischen Vorbild, wurde der Verein zum öffentlichen Forum des gesellschaftlichen Lebens der Esten. Zu einem der Hauptziele des Vereins zählt Jansen die Standardisierung der estnischen Sprache, für die bereits zu Beginn des Jahrhunderts die Estophilen den Weg bereitet hatten. Svetlana Bogojavlenska skizziert

¹ Siehe dazu TOOMAS HIIO: Jewish students and Jewish student organisations at the University of Tartu, in: Tartu University History Museum. Annual Report 1998, Tartu 1999, S. 119-172, hier S. 138f., 150-169.

die Tätigkeit des jüdischen Bildungsvereins in Riga in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ralph TUCHTENHAGEN beschreibt die Heimatbewegung des 19. Jahrhunderts in den Ostseeprovinzen anhand des Beispiels der Vereine auf der Insel Ösel, wo allerdings nicht nur deutsche, sondern auch skandinavische Beispiele als Vorbild dienten.

Der Beitrag von Karsten BRÜGGMANN diskutiert die Verbindung der Sportbegeisterung der Esten mit der Nationalbewegung anhand des Revaler Sportvereins „Kalev“, der in den Anfangsjahren der estnischen Sportbewegung gegründet wurde. Deutlich wird die Symbiose von nationaler Agitation und kultureller Selbstorganisation mit Hilfe des als unpolitisch deklarierten Sports, während zugleich Athleten estnischer Herkunft zu Symbolen des Nationalen wurden. Bradley WOODWORTH betrachtet das Revaler Musikleben in den Jahren von 1850 bis 1914 in seiner nationalen Vielfalt. Bei seiner Analyse der deutschen und estnischen Liederfeste, der russischen Musikkreise oder des estnischen Musik- und Theatervereins „Estonia“ wird deutlich, dass neben der Herausbildung von Gemeinschaft auf ethnischer Basis auch die Abkehr von der traditionellen ständischen Gesellschaft eine Rolle spielte. Deniss HANOVSKÝ diskutiert die Zusammenarbeit der zentralen Organisation des lettischen nationalen Erwachens, des Rigaer Lettischen Vereins, mit der städtischen multinationalen Öffentlichkeit. In seiner Analyse der späteren politischen Tätigkeit des Vereins kommt er zu dem Schluss, dass die „Konstruktion der eigenen ethnischen Kultur als ‚Erinnerung‘ an die kollektive Vergangenheit“ als regionales Beispiel des europäischen Nationalismus im Rahmen einer autokratischen politischen Kultur dienen kann (S. 386).

Im dem 20. Jahrhundert gewidmeten dritten Teil des Sammelbands beschäftigen sich Tat'jana ŠOR und Annette FORSÉN mit dem Vereinsleben von nationalen Minderheiten. In Bezug auf die Russen im unabhängigen Estland, denen sich ŠOR widmet, ist bemerkenswert, dass es über 600 registrierte Gesellschaften gab, in deren Angelegenheiten sich der Staat kaum einmischte. Forséns Fokus liegt demgegenüber auf dem deutschen Vereinswesen in Finnland und Schweden in der Zwischenkriegszeit. Aili AARELAID-TART vergleicht „civil initiatives“ in der Estnischen SSR und im schwedischen Exil nach 1945, wobei sie die methodischen Schwierigkeiten hervorhebt, die bei der Erforschung gerade der sowjetischen Periode entstehen.

Der komparatistisch orientierte letzte Teil besteht aus neun Beiträgen, von denen fünf dem Vereinswesen in den inneren Gouvernements des Russländischen Reichs gewidmet sind. Anastasiia TUMANOVA erklärt die rechtlichen Grundlagen des Vereinslebens im Zarenreich sowie die Gründe, diese im Zuge der ersten Revolution von 1905 zu ändern. Joseph BRADLEY nimmt die mehr als 1000 Konferenzen, die von 1861 bis 1904 stattfanden, als Ausgangspunkt für seine Überlegungen zu den Mechanismen der Öffentlichkeit und zur Beziehung zwischen Staat und Zivilgesellschaft.

Im Endeffekt sei es vor allem wichtig gewesen, dass auch diese Konferenzen die Öffentlichkeit von staatlicher Aufsicht emanzipierten. Lutz Häfners Fallstudie über die Gesellschaften und den öffentlichen Raum in den Provinzen des Reichs am Beispiel Saratovs vergleicht die dort begründeten Vereine mit der europäischen Vereinskultur. Der weitaus geringere Urbanisierungsgrad Russlands führte zu einer weitaus langsameren Vereinsentwicklung als etwa im deutschen Raum. Zugleich aber waren die Vereinigungen im russischen Fall wesentlich für die Etablierung bürgerlicher bzw. „zivilisierter“ Verhaltensnormen.

Auch die Wohltätigkeitsvereine werden von zwei Autorinnen des Sammelbands berücksichtigt. Liudmila Bulgakova befasst sich mit dem Prozess der Einbeziehung der karitativen Gesellschaften des Russländischen Reichs in das System der internationalen Wohltätigkeitsorganisationen, während Ritta Mäkinen sich mit der Tätigkeit der finnischen Wohltätigkeitsvereine in Bezug auf Skandinavien und die baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit befasst (weshalb ihr Beitrag im dritten Teil des Bandes platziert ist).

Egidijus Aleksandravičius kümmert sich demgegenüber um die Entwicklungsgeschichte des litauischen Vereinswesens in der Zarenzeit. Dabei betont er vor allem die Rolle der Universität Vilnius mit ihren zahlreichen Bildungs-, Wohltätigkeits- und Kulturvereinen. Nachdem die Universität in Folge des polnischen Novemberaufstands 1831 geschlossen wurde und die dortigen Vereine ihre Tätigkeit einstellen mussten, erwiesen sich die katholischen Vereine mit bäuerlicher Mitgliedschaft als überlebensfähig. Neue Möglichkeiten eröffneten sich im litauischen Vereinsleben jedoch erst nach 1905.

Ulrich Simon befasst sich mit der 1789 gegründeten Lübecker Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit und ihren Aktivitäten bei Bildungsförderung und sozialer Fürsorge. Christian Pletzing widmet seinen Aufsatz den politischen Clubs in Ost- und Westpreußen seit dem Vormärz sowie den in den 1860er Jahren gegründeten neuen Handwerker- und Arbeitervereinen. Elena Mannová betrachtet das Vereinswesen in der Slowakei als ein gutes Beispiel für den Prozess des Kulturtransfers in Zentraleuropa. Deutsche trugen die Vereinskultur in die slowakischen Gebiete, Juden beeinflussten die Expansion der ungarischen Kultur und politische Strömungen differenzierten die verschiedenen Typen von freiwilligen Vereinigungen.

Zwei Beiträge beschäftigen sich mit studentischen Vereinigungen. Valters Ščerbinskis vergleicht im dritten Teil des Bandes die Interaktion der lettischen Studentenkorporationen des deutschen Typs, der in den 1920er Jahren gegründeten vier *konkordija*, und der Mitte der 1930er Jahre gegründeten Studentenvereine des Typus *vienība* (Union) in der lettischen Öffentlichkeit. Arkadiusz Janicki beschreibt (im zweiten Teil des Buches) die polnischen Studentenvereine an der Universität Dorpat und

am Rigaer Polytechnischen Institut bis 1918. Zwei Beiträge behandeln auch das Genossenschaftswesen. Ebenfalls im zweiten Teil des Bandes berichtet Tiit Rosenberg von der Tätigkeit des Dorpater Estnischen Landwirtschaftlichen Vereins im Rahmen der Bauernemanzipation. Anhand des Beispiels der Provinz Posen diskutiert Torsten Lorenz – wiederum im vierten Teil – den Einfluss der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften als Förderer der gegenseitigen wirtschaftlichen Unterstützung und des Genossenschaftswesens in Polen.

Die Ergebnisse des Sammelbandes werden in drei etwas theoretischer angelegten Beiträgen zusammengefasst. Torkel Jansson analysiert das Dreiecksverhältnis Staat – Gemeinden – freiwillige Vereine und das Dilemma der Staatsmacht, ob sie entweder auf die Institutionen der lokalen Selbstverwaltung oder eher auf die aus Eigeninitiative entstandenen Gesellschaften und Vereine bauen sollte. Risto Alapuro vergleicht die Herausbildung des Vereinswesens in Frankreich, Skandinavien und Finnland. Während das Vereinsleben in den inneren Provinzen des Russländischen Reichs in erster Linie durch eine gebildete Elite getragen wurde, war es eine Eigenart der Ostseeprovinzen, in denen alle Gesellschaftsschichten daran beteiligt waren. Robert Morris deutet in seinem „Baltic afterword“ die Perspektive an, bei der Erforschung des Vereinswesens die Möglichkeiten der Mikrogeschichte, der Sozialwissenschaften und der Kulturanthropologie in größerem Maße anzuwenden.

Eventuell hätte das umfangreiche Material des Sammelbands, das dankenswerterweise von einem Namensregister erschlossen wird, einer abschließenden Betrachtung unterzogen werden können, in der die regionale Spezifik des Forschungsobjekts, die nordosteuropäische Vereinskultur, stärker hätte hervorgehoben werden können. Für die weitere Diskussion anregend sind mit Sicherheit die auch von den Autorinnen und Autoren dieses Bandes angesprochenen Fragen, worauf sich der transnationale Kulturtransfer erstreckte und wie intensiv der Ideenaustausch in europäischer Dimension war.

SIRJE TAMUL

LEA LEPPIK: *Kalefaktoripojast professoriks. Tartu ülikooli teenistujate sotsiaalne mobiilsus 1802–1918* [Janitor's son into professor. The social mobility of employees of the University of Tartu, 1802–1918]. Kleio / Tartu Ülikooli ajaloo muuseum. Tartu 2011. 380 pp. ISBN 9789985930496.

This study of the non-professorial employees of the University of Dorpat from the university's re-founding under Emperor Alexander I to the end of the tsarist era is a significant contribution to the literature finding increasing social and economic vitality in tsarist-era Estonian lands of the nineteenth century and early twentieth century. The strengthening middle classes of Dorpat, increasingly Estonians as the century progressed, provided the bulk of these employees. Reciprocally, the expanding university provided new and more enhanced employment opportunities.

Based on the author's doctoral dissertation completed at the University of Tartu in 2006, this book places its subject in a very broad framework; the result is much more than a study of university employees but rather a social history of those connected with the university and even to some degree of the town Dorpat itself in the nineteenth century and early twentieth century. Lea Leppik emphasizes social change, particularly social mobility and the professionalisation of a wide range of employees, and she assays these trends as constituent aspects of social modernization (*ühiskonna moderniseerumine*). Throughout the volume she stresses that the human capital developed in this period at the University of Dorpat in the tsarist era provided a healthy inheritance for the inter-war Estonian Republic.

As the university expanded since its re-founding, employees who were not professors grew exponentially in number. Between 1802 and 1916 the number of full professors increased from 25 to 50, while the number of lecturers of various kinds increased from 7 to 92, technicians in clinics from 2 to 68, chancery staff from 6 to 34, and other lower ranks of employees (simply, *teenijad*) from 2 to 150. The key sources for Leppik's study are the personnel files and service records of university employees in non-teaching positions, held in the Estonian Historical Archives (*Eesti Ajalooarhiiv*) in Tartu.¹ The some 1,400 individuals represented by these files make up three fourths of the surviving files of all university personnel – about whom little would be known were it not for the existence of these files. (The remaining quarter of personnel files are those of university instructors, about whom additional sources of information are often available.)

Leppik begins with a comprehensive survey of the concept of estate (Ger. *Stand*, Est. *seisus*) in the Baltic region and of the various major estate categories – nobility, clergy, townspeople (upper-class “citizens” and lower-class non-citizens), the particular Baltic German group known as *Lit-eraten*, and peasants. Estate was important for those who worked at the University of Dorpat since instructors at the university were considered

¹ The material is collected in fond 402, *Tartu Keiserlik Ülikool*.

state employees. Leppik writes that the tsarist state wanted institutions of higher learning to contribute to social stabilization, which would have discouraged individuals from changing their estate status. But a number of factors worked against social stasis: geographic mobility was ever more salient as the century wore on, the population of Dorpat was expanding, and higher education and training – though often difficult to attain – was available as a path to higher status.

Chapter 2 sets the stage in presenting an overview of the history of Dorpat in the eighteenth and nineteenth centuries. The town grew even faster than other significant cities and towns in the Baltic provinces – Riga and Reval, in particular. In the late eighteenth century the small burg of some 3,400 inhabitants became by the end of the nineteenth century a flourishing city of over 42,000. Like these other cities, Dorpat was diverse in terms of language and religious affiliation. In Dorpat, the number of those with the legal status of peasant was relatively high – 70% – and, correspondingly, the number of citizens (*kodanikud*, *Bürger*) was low, at 18%. Estonians dominated numerically, as nearly two thirds of the population spoke Estonian more frequently than any other (16% spoke German most often and 9% Russian).

The most important factor in Dorpat's development was, of course, the university. As the university grew after its re-establishment in 1802, so did Dorpat. The student body was increasingly diverse – even after Russian became the language of instruction in 1894 in most areas of study, and the university was open to individuals from the lower social classes. Thus, as the university expanded, the educated came primarily from groups not part of the traditional elites – people from the urban middle class and poorer working-class and peasantry.

University instructors – that is, those who were lecturers, not part of the university professoriate – are examined in Chapter 3. This group included instructors in languages, various arts and forms of physical education, as well as religion (Lutheran, Catholic and Orthodox). The ethnic and social background of these instructors was diverse; some came from outside the Russian Empire. Many of these instructors both taught university students and gave private lessons to the public. Leppik notes the presence early in the century of individuals fleeing conditions in revolutionary-era France who worked as instructors of French, fencing, dance and swimming. Throughout the century, instructors from German lands came to Dorpat to teach music, drawing and gymnastics; for more than half a century the skills of equestrianism was passed on to university students by a father and son from Denmark. Estonians and Latvians advanced into the ranks of university instructors notably in the areas such as language instruction (Estonian and Latvian) and drawing.

New technical fields were central aspects of the university's growth. Leppik writes: "society increasingly expected of higher education not only

problem-solving abilities typical of the Humboltian university ideal, but also practical proficiencies” (p. 128).² In Chapter 4 Leppik describes how medical and pharmacological studies grew in scope and complexity; the fields of physics, chemistry, botany, and zoology expanded, and with new laboratories came employees to direct and run them. Much of the new support staff early in the century came from abroad, but in time staff – and occasionally professors – were graduates of the university. Many who worked at the university went on to advance their careers with positions elsewhere in the Russian Empire. But the university also provided careers and even some degree of social mobility to those from lower social classes and who were the more poorly paid among university employees, such as laboratory assistants. Aleksander Reinvald, an Estonian who began working at the university in 1885, when he was twenty-four years of age, was the son of a turner and had himself originally prepared to become a shoemaker. He flourished in university employment and became famed for his superior dissection work in the human anatomical lab; eventually he obtained the title of “preparator.” His career at the university continued for 45 years to his death in 1930, by which time the university had been for over a decade the leading institution of higher learning in independent Estonia. Leppik comments:

“The formal [social; B.D.W.] status during one’s time of employment generally did not change; future social advancement was for one’s children. Laboratory employees played an important role in connecting the imperial university with the Estonian national university. Many laboratory assistants continued their work in the University of Tartu within the Republic of Estonia, carrying with them continuity of structure. Many succeeded in obtaining the position for which their true skills they were qualified – as in the case of preparator Reinvald” (p. 146).

Assistants in the various medical clinics at the university – the focus of Chapter 5 – grew in number by the early twentieth century to be the largest group within academic support personnel. Work as medical assistants was often part of preparatory studies prior to becoming a physician. Midwifery grew already in the early nineteenth century, and this brought positions for women, even before the position of nurse developed, which was not until the 1870s. The first teaching positions for women at the university were in the field of midwifery.

Trained tradesmen in university employment are discussed in Chapter 6, including printers, mechanical engineers and makers of precision instruments, and builders and architects, though the latter of course differed from the others in terms of status. Highly trained tradesmen early in the century were generally from German lands, though over time the local population made inroads into this group. Over the course of the century tradesmen were increasingly not full-time university employees, their

² All translations from the book given in this review are by the reviewer.

services instead acquired through separate contracts. Only mechanical engineers remained as university employees by the end of the period. Among those with valued technical skills, as in other professions associated with the university, upward mobility was noted, particularly between generations as sons of lower-skilled workers moved into positions of greater skill and thus social status.

The university's chancery and clerical staff is discussed in Chapter 7. Leppik writes of a "service revolution" that took place toward the end of the nineteenth century in the Baltic provinces. For centuries positions in local administrative bodies had been created for the educated *Literaten* – lawyers, notaries and secretaries. Increasingly, however, chancery and other higher-level work (what we might call "desk jobs") were in the hands of trained professional administrators, while lower-level tasks were completed by copyists and others working on contracts. During the Russification period at the university – the late 1880s to 1905 – when the university's self-governance was limited and Russian became the language of instruction, the number of chancery and clerical workers began to rise significantly and the composition of this sector of university employees became more diverse, to include not only Estonians and Russians, but also women. That chancery work was characterized by increasing professionalisation can be seen from the fact that employees often moved laterally between positions not only within the university, but also between positions at the university and in state and local administrative offices – for example, in city government, the police, and offices managing economic affairs.

Those responsible for the university's finances and for its physical plant are examined in Chapter 8. Leppik pays particular attention to the position of *kalefaktor* (Ger. *Kalfaktor*), a type of low-level employee that generally provided custodial, janitorial and other low-level services. By the 1840s Estonians commonly held this position. Some *kalefaktorid* had careers that brought financial security, and even modest wealth. *Kalefaktor* Thomas Brügger – Leppik does not indicate whether he was an Estonian or German – was able over his career, which lasted from 1814 to 1849, to assemble enough money to leave a house to his two daughters, and a substantial loan he had made to the university's revenue secretary continued to bring in money after his death. As a result, both daughters were left sufficient wealth to provide for their educations and living expenses.

Security and the maintenance of order at the university were entrusted to beadles (*pedellid*), the subject of Chapter 9. There were no beadles at universities in Russia, but the position had been a feature of the Swedish-era Academia Gustaviana in Dorpat in the seventeenth century when Livland was under Swedish rule, and the position was restored with the reopening of the university in the early nineteenth century. Even when new university inspectors were appointed to the university according to

empire-wide laws in 1895, the university's beadles kept their positions, continued in them until 1918.

Beadles were also able with hard work to move upward in status; social mobility was particularly evident between generations. The earliest beadles in the nineteenth century were all Germans, but by the 1840s, nearly all were Estonians. Senior beadle Wilhelm Beik (1822–1874) was born a peasant (Rättsepa Jüri by name) on an estate north of Dorpat. He had managed to attend primary school in Dorpat and then worked as assistant to a parish clerk in a nearby village. He became an assistant beadle at the university in 1851 and in 1867 rose to the rank of senior beadle. His son, Wilhelm Beik Jr., studied theology and law at the university, was active in the Estonian national awakening, and eventually became a lawyer and a parish-level judge in the town of Werro, south of Dorpat. The sons of peasant-born beadle Carl Hohlbeck (1796–1853) went on to have brilliant careers; Fromhold Hohlbeck studied medicine at the university and became the head physician of the Kronshtadt harbour near St. Petersburg, attaining the rank of Actual State Councillor – the fourth-highest position in the Russian Table of Ranks; son Carl Hohlbeck Jr. became assistant comptroller within the Russian armed forces; son Marcus Hohlbeck became a physician and worked in the university's medical clinic before leaving for positions in Russia and elsewhere in the empire, becoming in 1879 head physician of a hospital in Tbilisi and attaining the rank of State Councillor. Marcus Hohlbeck's son, Otto Hohlbeck – grandson of peasant-cum-beadle Carl Hohlbeck – also studied medicine at the University of Dorpat, though he had been born in the central Russian province of Viatka where his father was practicing medicine. Otto Hohlbeck travelled the world as a physician in the Red Cross, serving in South Africa and the Far East; he also obtained further training in Germany, Switzerland and France before eventually returning to Dorpat to work as a surgeon at the university hospital. Thus, within three generations members of single family advanced from village peasant life to travel and serve throughout the Russian Empire and the world, holding positions of high responsibility, largely as a result of social mobility made possible by employment in the University of Dorpat.

A lacuna in this book is a lack of a discussion of the influence of the First World War and the revolutionary events of 1917 on university employees. Such coverage might be expected as the book's subtitle declares that developments to 1918 are included. What role did employees have in the evacuation of university property to Russia that began in 1915? What part did they play in the so-called *Landesuniversität* that functioned in German-occupied Dorpat in the fall of 1918? Only in the very brief Chapter 10, on employees' own voluntary and self-help organizations, is there a brief treatment of efforts by the University of Dorpat Employees' Consumer Union, founded in 1917, to help its members secure goods during

the difficult conditions during the war. This group was replaced by other similar organizations in 1918.

The concluding chapter, titled “Conclusions and Thoughts” recapitulates the book’s main arguments, placing them within the framework of familiar themes of Estonian history such as ethnicity/nationality, urbanization, rural to urban career patterns, Baltic particularism, and Russification. Leppik writes in this conclusion that by the end of the nineteenth century “Laboratory and other university assistants and chancery employees included the full range of local social groups, indicating movement toward professionalisation among those of differing social estate. Children no longer continued in their parents occupations, but instead strove higher or tried their efforts elsewhere (...). The university as employer taught peasants to associate with those in higher society, trained them as professionals, and taught the tolerance necessary to move within a multicultural environment, thus nurturing intellectual maturity. The university gave rise to social activism and new ideas in the city” (p. 273).

Leppik estimates that by 1918 Estonians made up some 50 per cent of mid-level university employees and 80 per cent among lower-level employees. More significantly, “the imperial university left as an inheritance to the Estonian Republic a university in which four fifths of those employees with the needed skills [for the university’s success; B.D.W.] were already in place” (p. 274).

The book is richly illustrated with some 76 photographs and other images, such as reproduced primary sources. At the back of the book are appendices listing university employees, by category, over the time period the book examines, as well as other relevant information about these employees. Also included is a twenty-page English-language summary; it reviews the book’s objectives, methodology and sources (this is material translated from the book’s introduction) and presents a translation of the bulk of the “Conclusions and Thoughts” chapter. This summary cannot, however, encapsulate the fascinating detail presented in this admirable book.

BRADLEY D. WOODWORTH

A Pragmatic Alliance. Jewish-Lithuanian Political Cooperation at the Beginning of the 20th Century. Hrsg. von VLADAS SIRUTAVIČIUS und DARIUS STALIŪNAS. Verlag CEU Press. Budapest und New York 2011. 274 S. ISBN 9786155053177.

Dieser Sammelband bietet nicht nur eine wertvolle Ergänzung unserer Kenntnisse über die komplexen interkonfessionellen und -ethnischen Beziehungen in Ostmitteleuropa, sondern liefert auch Einblicke in politische und kulturelle Adaptionsprozesse vor allem der jüdischen Bevölkerung an der Schnittstelle von Imperium und Nationalstaat. Gerade die jüdische Koexistenz mit den Litauern steht einerseits im Schatten des Holocaust, doch hat sich andererseits auch die Bezeichnung der heutigen litauischen Hauptstadt Vilnius als einstiges „Jerusalem des Ostens“ eingepreßt. Die Geschichte der bedingten politischen Zusammenarbeit beider Bevölkerungsgruppen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, die bislang kaum je als eigenständiges Forschungsproblem zur Kenntnis genommen wurde, bezeichnen die beiden Herausgeber des vorliegenden Sammelbands als eine „pragmatische Allianz“, war sie doch eher von antipolnischen Überzeugungen der Protagonisten geprägt denn von einer tiefgehenden inneren Befürwortung und Akzeptanz des beidseitigen Nutzens eines Zusammengehens. Insgesamt besteht der Band aus sieben Artikeln und drei kommentierten Quellenpublikationen; die Autorin und die Autoren stammen aus Litauen, Israel und den USA. In ihrer Einleitung machen die Herausgeber die historiografische Lücke deutlich, die sie zu füllen beabsichtigen. Während die über lange Zeit ethnozentrische litauische Geschichtsschreibung andere ethnische Gruppen schlicht nicht berücksichtigt habe, sei aus jüdischer Sicht die Rolle der Litauer gerade in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zu unbedeutend gewesen, um sich näher mit ihnen zu beschäftigen.

Im ersten Beitrag seziert Mordechai Zalkin (S. 21-44) anschaulich die diversen Kontexte jüdischen politischen Agierens in den litauisch besiedelten Regionen des Russländischen Imperiums, in denen die Litauer zwar als Teil des durchaus über ihre eigentlichen Siedlungsgebiete hinausgehenden jüdischen Lebensraums *Lite*, aber nicht als Nation aufgefasst worden seien. Vor allem die ökonomisch argumentierende anti-jüdische Rhetorik der litauischen Nationalbewegung habe bei einigen Segmenten der jüdischen Bevölkerung nicht gerade Begeisterung für die nationalen Aspirationen ihrer Nachbarn ausgelöst, so diese überhaupt ernst genommen wurden. Traditionell eher mit Russen oder Polen verbunden, hätten die litauischen Juden erst in den 1920er Jahren die Kultur des jungen Staats „entdeckt“ (S. 36). Wie Darius Staliūnas zeigt (S. 45-75), gab es jedoch schon zuvor politische Zusammenarbeit zwischen beiden Gruppen, nämlich in den Jahren der ersten beiden Dumawahlen 1905 bis 1907. Diese Kooperation, die in Vilnius, wo Litauer nur symbolische Bedeutung hatten, und im litauisch

besiedelten Gouvernement Kaunas durchaus unterschiedlich gelagert war, hatte dennoch ihren Kern in dem Prinzip „Der Feind meines Feindes (die Polen) ist mein Freund“, auch wenn es durchaus einige kontextgebundene gemeinsame Ziele gab. Da eine litauische Autonomie damals nicht im Bereich des Möglichen lag, brauchten Fragen ihrer Ausgestaltung ohnehin nicht diskutiert zu werden. Für Vladimir Levin (S. 77–118) gab es wenig Anknüpfungspunkte zwischen jüdischer und litauischer Kultur, was für ihn die marginale Rolle der Litauer in der jüdischen Politik dieser Jahre erklärt. Gleichwohl sei den Juden bewusst gewesen, in dieser Region von vergleichbaren Exzessen wie in den südlichen Gebieten des Ansiedlungsrayons, in denen immer wieder anti-jüdische Pogrome stattfanden, weitgehend verschont geblieben zu sein. In seinem Beitrag analysiert Levin im Anschluss an Staliūnas zudem jüdisch-litauische Kooperation in der politischen Arena der Staatsduma. Hier sei es zwischen den „progressiven“ und „demokratischen“ Kräften beider Seiten zu einer „perfectly effective“ Allianz gegen den polnischen Nationalismus und das russische *ancien régime* gekommen (S. 108). Ob diese potentiell den Weg für eine gemeinsame Zukunft gewiesen habe, sei jedoch dahingestellt, handelte es sich doch in erster Linie um Kooperation im linken Spektrum der Opposition, in deren Programmen nationale Positionen weniger scharf betont wurden.

Den Prozess der Adaption jüdischer politischer Gruppierungen, der keineswegs von einheitlichen Zielvorstellungen geleitet wurde, an die Möglichkeit eines litauischen Nationalstaats in den Jahren des Ersten Weltkriegs behandelt Marcos Silber (S. 119–157). Für die jüdischen Politiker war die Aussicht auf ein demokratisches und föderales Russland eindeutig Favorit, schon weil nur so die Chance bestand, in Form einer Kulturautonomie die Einheit der Millionen von Juden im Nordwesten des Reiches zu bewahren. Wie viele Zeitgenossen betrachteten sie einen Nationalstaat der Litauer in ökonomischer Hinsicht als zu schwach und unterentwickelt, um in der Nachbarschaft größerer Staaten zu überleben. Die Aussicht, nationale Minderheit unter litauischer Herrschaft auf ethnischem Territorium zu werden, war dabei weitaus unattraktiver als die Idee eines Groß-Litauens, das die jüdische Bevölkerung von *Lite* umfasst hätte und als Vielvölkerstaat zu Kompromissen in der Minderheitenfrage gezwungen wäre. Erst als seit Ende 1917 die Entstehung eines litauischen Nationalstaats tatsächlich in der Luft lag, kam es zu einem pragmatischen Umschwung jüdischer Politik, die sich nun darauf einstellte, Minderheitenrechte einzuklagen. Wie diese Politik sich auch bei den Zionisten durchzusetzen begann, betrachtet Eglė Bendikaitė in ihrem Beitrag (S. 159–180). Erneut wird deutlich, wie sehr ein Nationalstaat den Vorstellungen jüdischer Politik widersprach, doch fürchteten die Zionisten nichts mehr als unter polnische Herrschaft zu geraten, weshalb Litauen zur Option wurde. Als die Zionisten 1918 aktiv versuchten an der Staatsgründung mitzuwirken, war deutlich geworden, dass es eigentlich keinen grundsätzlichen Widerspruch zwischen ihnen

und den litauischen Politikern in Fragen der kulturellen Autonomie und der Repräsentanz aller Bevölkerungsgruppen in der Selbstverwaltung gab. Und trotzdem: Bei den Wahlen zur litauischen Verfassungsgebenden Versammlung im April 1920 warnten litauische Stimmen davor, wie Vladas Sirutavičius zeigt (S. 181-205), dass die einheitlich auftretenden Juden eine viel zu hohe Vertretung im Parlament erhalten könnten; diese Warnungen sollten nicht zuletzt die eigene Klientel mobilisieren. Dass die Wähler zu über 90% für litauische Listen stimmten, wurde in der litauischen Historiografie stets als Votum für den Nationalstaat angesehen, doch ist Sirutavičius skeptisch, ob dem tatsächlich so war. Zum einen sei die Zahl der wahlberechtigten Bürger weiterhin genauso unbekannt wie die Zahl der auf den Wahllisten tatsächlich eingetragenen Personen. Der in der Forschung etablierten Ansicht, über 90% der Wähler hätten abgestimmt, kommt seiner Auffassung nach nicht mehr als symbolische Bedeutung zu. Zum anderen wiesen die Quellen darauf hin, dass bei der Erstellung der Wahllisten nicht nur Fehler vorkamen, sondern auch ethnische Vorurteile eine Rolle gespielt haben mögen. Spezielle Aufmerksamkeit verdienen die Juden in Vilnius, wo sie, wie Theodore R. Weeks zeigt (S. 207-227), gezwungen wurden, sich zu einem nationalen Konflikt zu verhalten, der nicht der ihre war, weshalb sie einen diplomatischen Kurs zwischen polnischen und litauischen Forderungen – *Wilno nasze* vs. *Vilnius mūsų* – einzuschlagen versuchten. Nicht einmal die Versuche der polnischen Administration nach General Żeligowski's Okkupation der Stadt im Oktober 1920, die jüdische Bevölkerung auf ihre Seite zu ziehen, konnten die dunklen Vorahnungen vertreiben, die für die Juden mit Polen verbunden waren; schließlich war es bei der polnischen Befreiung der Stadt von der Roten Armee im April 1919 zu einem Pogrom gekommen. Doch fielen ihre Ideen einer kantonalen oder föderalen Lösung der Vilnius-Frage auch bei den Litauern auf taube Ohren.

Die drei beigefügten Dokumente betreffen die entscheidende Phase der Jahre 1917/18, in der sich die Nationalstaatsvision durchsetzte. Darius Staliūnas präsentiert das Protokoll eines Treffens Petersburger Juden (S. 231-243), die das Verfahren diskutierten, eigene Vertreter für das von der Provisorischen Regierung auf litauische Initiative begründete Provisorische Komitee für die Verwaltung Litauens zu entsenden. Deutlich wurde hier die imperiale Orientierung der jüdischen Vertreter, die die Legitimität des Komitees an sich in Zweifel zogen. Staliūnas zufolge kamen die Kritiker aus Vilnius, während die Mehrheit der Anwesenden aus dem Gouvernement Kaunas stammte, weshalb letztlich beschlossen wurde, dem Komitee beizutreten. Šarūnas Liekis kommentiert drei Dokumente aus dem Jahr 1918, in welchen es um die Zusammenarbeit der litauischen Taryba mit jüdischen Vertretern geht, die dann Ende des Jahres besiegelt wurde (S. 245-256). Schließlich diskutiert Eglė Bendikaitė die erste Zionistenkonferenz in Vilnius von Anfang Dezember 1918, auf der dieser Beitritt von jüdischen

Vertretern zur Taryba – ohne offiziellen Auftrag und ohne den Anspruch, die gesamte jüdische Minderheit zu repräsentieren – beschlossen wurde.

Diese mit einem Personenregister ausgestattete Buch ist ein gelungenes Beispiel dafür, wie ein Sammelband zu einem engen Thema mit gut aufeinander abgestimmten Beiträgen aussehen kann. Kritisch anzumerken bleibt höchstens, dass sich der Nicht-Spezialist etwas mehr Information über die Stellung des spezifisch jüdisch-litauischen Dialogs im Rahmen der Optionen, über welche die ostmitteleuropäische Judenheit nach dem Zusammenbruch der multinationalen Imperien verfügte, wünschen könnte. Ansonsten ist den beiden Herausgebern nur zu danken für aufschlussreiche Einblicke in die lokale Relevanz dieser Schlüsselphase des frühen 20. Jahrhunderts.

KARSTEN BRÜGGEMANN

Encapsulated Voices: Estonian Sound Recordings from the German Prisoner-of-War Camps in 1916–1918 (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart, 5). Hrsg. von JAAN ROSS. Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2012. 197 S. ISSN 9783412209117.

Im Jahre 2005 entdeckte Jaan Ross, Professor an der Estnischen Musik- und Theaterakademie (*Eesti Muusika- ja Teatriakadeemia*), estnischsprachige Tonaufnahmen von Texten, Liedern oder Liederfragmenten aus der Zeit des Ersten Weltkrieges in Berliner Archiven, die in Estland bislang unbekannt waren. Dieser Fund bildet die Grundlage für den nun erschienenen Sammelband mit neun Aufsätzen aus der Feder von Sprach- und Musikwissenschaftlern, Folkloristen und Historikern aus Estland und Deutschland. Dem Buch liegt eine CD mit sämtlichen erhaltenen Tonaufzeichnungen der estnischen Kriegsgefangenen bei. Zudem ist der Band mit einschlägigen Fotos und Schriftstücken illustriert sowie mit einem Sach- und Personenregister versehen.

Soweit wir wissen, kämpften im Ersten Weltkrieg mehr als 100 000 Esten, von denen beinahe 10 000 fielen, mehrere Tausende von Esten, die in die russische Armee eingezogen worden waren, gerieten in Kriegsgefangenschaft. Ihre genaue Zahl ist mangels Spezialstudien bislang nicht bekannt. Nach unvollständigen deutschen Angaben waren in verschiedenen Gefangenenlagern in Deutschland insgesamt beinahe 13 000 Kriegsgefangene aus den Ostseegouvernements des russischen Imperiums interniert. Das aus vielen Nationen bestehende Kontingent der Kriegsgefangenen

war ein ergiebiges Forschungsobjekt für Ethnologen, Anthropologen und Sprachwissenschaftler, welche die Kriegsgefangenenlager alltäglich besuchten. Die Kriegsgefangenen wurden auch dafür genutzt, um eine möglichst repräsentative Sammlung von Tonaufnahmen der Sprachen und der Musikkultur verschiedener Völker in Berlin zu schaffen. Dafür wurde 1915 die „Königlich Preußische Phonographische Kommission“ gegründet, die während des Krieges eine ehrfurchtgebietende Sammlung von Aufnahmen mit Beispielen für 250 Sprachen und Mundarten anlegte, die auf 1 650 Schellackplatten und 1 022 Wachswalzen aufgezeichnet wurden. Die Phonografenrollen werden im Lautarchiv des Berliner Ethnologischen Museums, das als Phonogrammarchiv bekannt ist, und die Schellackplatten im Lautarchiv der Humboldt-Universität aufbewahrt.

Das ganze Vorhaben wurde hauptsächlich von einem Enthusiasten der Tonaufzeichnung initiiert, Wilhelm Doegen (1877–1967), der an der Humboldt-Universität Nationalökonomie, Handelsrecht und Anglistik studiert hatte. Ihm zur Seite stand der Musikpsychologe und Ethnologe Carl Stumpf (1848–1936), doch konnten sich die beiden Männer nicht darüber einigen, welcher Tonträger zur Aufnahme verwendet werden sollte. Doegen interessierte sich vor allem für Sprachbeispiele der unterschiedlichen Völker und setzte sich für die Aufnahme auf Schallplatten ein; Stumpf als Musikwissenschaftler wollte in erster Linie deren Musik aufzeichnen und zog die Verwendung des Phonographen vor, mit dessen Hilfe Töne auf einer Wachswalze aufgezeichnet wurden. Daher gibt es in der Kollektion Aufnahmen auf Tonträgern zweierlei Typs, die sich auch inhaltlich unterscheiden: Das Phonogrammarchiv enthält vor allem Musik-, das Lautarchiv umfasst vorwiegend Sprachaufnahmen. Es ist etwas überraschend, dass diese Sammlung in der Zwischenkriegszeit nicht weiter untersucht wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg verfrachteten die Sowjets sämtliche Wachszylinder als Kriegsbeute in die UdSSR, wo sie jahrelang auf dem Dachboden des *Puškinskij Dom* (Puškin-Haus) in Leningrad verstaubten. Die in Ostberlin verbliebenen Schallplatten wurden an der Humboldt-Universität aufbewahrt. Ende der 1950er Jahre wurden die Wachswalzen aus Leningrad wieder in die DDR gebracht und nach der deutschen Wiedervereinigung an das Ethnologische Museum zurückgegeben. Heute sind die beiden Sammlungen digitalisiert. Im anzuzeigenden Sammelband stellt der derzeitige Kurator des Lautarchivs Jürgen-Cornelius Mahrenholz im einleitenden Aufsatz Geschichte und Kollektion des Lautarchivs der Humboldt-Universität vor (S. 14–26). Einen ausführlicheren Überblick über den Hintergrund des Berliner Fundes gibt Ross im Geleitwort (S. 7–13) und in seinem längeren eigenen Beitrag (S. 41–57).

Mit den estnischen Kriegsgefangenen beschäftigte sich der spätere Professor für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Marburg Hermann Jacobsohn (1879–1933), der sie in den Lagern aufsuchte, geeignete Personen auswählte und mithilfe von ausführlichen und detaillierten

Fragebögen z.B. die Sprachkenntnisse und musikalische Fähigkeiten der Informanten beurteilte. Jacobsohn selbst verfügte über recht gute estnische Sprachkenntnisse, wovon seine Kommentare und Bemerkungen zeugen. In Berlin sind Sprachbeispiele und Lieder von 22 in fünf verschiedenen deutschen Lagern internierten estnischen Männern erhalten geblieben, die alle in den 1890er Jahren geboren worden waren und aus Südestland stammten. Man ließ die Kriegsgefangenen die Wortreihen, welche die Quantitätsstufen der estnischen Sprache charakterisieren, Fragmente aus der Bibel und einzelne Auszüge aus belletristischen Texten (etwa die Novelle von Juhan Liiv „Auf dem Eise des Peipussees“) vorlesen. Außerdem hatten sie die Möglichkeit, volkstümliche und patriotische Lieder aus einem offensichtlich von ihnen selbst gewählten Repertoire zu singen. Die Sprachwissenschaftler Pärtel Lippus (Universität Tartu) und Kristiina Ross (Institut für estnische Sprache, Tallinn), die sich mit der Analyse der Aufnahmen beschäftigen, kommen zu dem Schluss, dass das Lesen von Texten im Laufe eines Jahrhunderts zahlreiche Änderungen erfahren hat, so hat sich z.B. das Tempo erhöht und die Lesestimme ist niedriger. Verändert hat sich auch die Verwendung der dritten Quantitätsstufe der estnischen Sprache. Nach Einschätzung der Folkloristin Janika Oras sind die Berliner Tonaufnahmen einzigartig für den Bereich der Volksmusik, schon weil sie auch eine Vorstellung davon vermitteln, welche Lieder in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unter Männern populär waren.

Die Stärke des hier anzuzeigenden Sammelbandes liegt zweifelsohne in seiner Interdisziplinarität. Die einzelnen Studien diverser Wissenschaftszweige ergänzen sich im Allgemeinen und bilden alles in allem ein recht gelungenes Ganzes. Somit richtet sich das Buch nicht nur an Spezialisten eines engeren Fachgebiets, sondern bietet interessanten Lesestoff für ein breiteres Publikum. Da die in Berliner Archiven aufbewahrten Tonaufnahmen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges bislang kein großes wissenschaftliches Interesse hervorgerufen haben, steht es außer Zweifel, dass der hier anzuzeigende Sammelband diese Situation positiv beeinflussen wird.

Schließlich sei auch noch einmal auf die dem Buch beigelegte CD verwiesen, die es durchaus wert ist angehört zu werden. Unter anderem findet sich auf ihr eine Aufzeichnung der estnischen Nationalhymne in zwei verschiedenen Darbietungen, wovon die eine sogar zweistimmig ist.

TÕNU TANNBERG

MARJU MERTELSMANN, OLAF MERTELSMANN: *Landreform in Estland 1919. Die Reaktion von Esten und Deutschbalten* (Tartuer historische Studien, 2). Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2012. 114 S. ISBN 978383006274.

Die hier vorgestellte Arbeit ist Ergebnis der Kooperation einer Germanistin und eines Historikers und beruht auf der Tartuer Abschlussarbeit von Marju Mertelsmann. Die kleine Studie gibt einen Überblick darüber, wie sich Esten und Deutschbalten gegenüber einer der wichtigsten legislativen Neuerungen der jungen Republik Estland – der Agrarreform von 1919 – verhalten haben. Die Studie beruht in erster Linie auf Texten aus der estnischen Presse und konzentriert sich auf je ein Jahr vor und nach Verabschiedung des Gesetzes. In der Einleitung geben die Autoren einen Überblick über die historischen Hintergründe, d.h. über die wichtigsten Argumente für die Reform sowie die politischen und wirtschaftlichen Vorstellungen, die vor und während des Ersten Weltkrieges verbreitet waren. Außerdem wird die wichtigste estnische und deutsche Historiografie zum Thema vorgestellt. Der Hauptteil der Studie ist in drei zeitlich gegliederte größere Kapitel unterteilt: die Zeit bis zur Eröffnung der estnischen Verfassungsgebenden Versammlung am 23. April 1919, dann die Phase bis zur Verabschiedung des Agrargesetzes am 10. Oktober und schließlich die Periode bis zum Ende des Jahre 1920. Zum Abschluss wird noch ein Überblick über die Ergebnisse der Agrarreform geliefert, der sich auf die Zeit nach 1920 bezieht.

Für die Autoren sind die folgenden Anmerkungen zu ihrer Studie vermutlich keine Überraschung, weil sie selbst mehrfach Vorschläge machen, in welche Richtung das Thema zukünftig weiterentwickelt werden könnte. Im Hauptteil der Studie wird eine sehr kurze Periode unter die Lupe genommen. Die Debatten über die Reform sind jedoch in der Presse noch weit über das Jahr 1920 hinaus weitergeführt worden, zudem nahm die Republik in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre mehrere Gesetzesänderungen vor, mit denen die Folgen des Agrargesetzes gemildert werden sollten. 1925 kam erneut die Frage nach der Kompensation für die Verstaatlichungen auf die Tagesordnung, die 1919 offen gelassen worden war. Im selben Jahr wurde ein Gesetz verabschiedet, mit dem den Besitzern von Rittergütern und Landstellen bzw. ihren Erben ein Grundstück von bis zu 50 ha zurückerstattet wurde. Im März 1926 wurde aus außenpolitischen Gründen und um sich der Loyalität der Deutschbalten zu versichern, ein Entschädigungsgesetz für die enteigneten Böden verabschiedet. Auch das Gesetz über die Kulturautonomie von 1925 war ein Versuch, die Unzufriedenheit der deutschen Minderheit mit den Folgen der Reform zu besänftigen. Für die hier besprochene Studie heißt dies, dass der Zeitabschnitt, der für die Analyse der Reaktionen auf die Agrarreform gewählt wurde, um einiges länger hätte sein müssen.

Der Hauptteil der Studie stützt sich im Wesentlichen, wie bereits erwähnt, auf eine bestimmte Quellengattung: die Presse. Dies ist einerseits der grundsätzliche Wert der Arbeit, die auf diese Weise einschlägiges Material für die historische Forschung erschließt, das bislang weitgehend unbeachtet geblieben ist. Wie die Autoren selbst schreiben, herrschte in Estland in den Jahren 1919/20 trotz des Krieges eine relativ große Pressefreiheit. Die Menschen konnten in den Zeitungen ihre Ansichten recht frei äußern. Den Autoren ist es z.B. auch gelungen, einige verblüffende Leserbriefe zu finden, die nicht gerade mit dem im Einklang stehen, was man für die übliche Tonlage der deutschsprachigen „Revaler Zeitung“ halten würde. So rief ein anonymes Baron in einem Leserbrief im August 1919 die deutsche Minderheit dazu auf, mehr mit den Esten zusammenzuarbeiten, die führende Rolle des estnischen Volkes anzuerkennen und zuzugeben, dass die eigene Zeit der Vormacht vorbei sei. Die Tatsache, dass dieser Brief in der „Revaler Zeitung“ veröffentlicht wurde, zeigt, dass die Zeitung eine gewisse politische Neutralität anstrebte, auch wenn die Redaktion diese Positionen schon in derselben Nummer kritisch kommentierte (S. 66f.).

Andererseits ist es unverständlich, warum sich die Autoren mit den Zeitungen begnügen. Man hätte erwarten können, dass im Hauptteil der Studie die Presstexte mit anderen Quellen verglichen worden wären. Anbieten würden sich z.B. die wichtigsten politischen Debatten, die in der Verfassungsgebenden Versammlung und in ihren Kommissionen über die Agrarreform geführt wurden. Natürlich wurden die Reden der Abgeordneten auch in der Presse veröffentlicht, doch wären die zeitnah veröffentlichten Protokolle der Konstituante¹ im Vergleich zu den Medien in jedem Fall die primäre Quelle. Auch die Gesetze und Verordnungen, mit denen in die Situation auf dem Lande eingegriffen wurde, rezipieren die Autoren nur über Berichte in der Presse. Dabei sind bereits 1930 die Gesetze und Anordnungen zur Agrarreform in Form eines Sammelbandes veröffentlicht worden.² Auch Archivmaterialien hätte man sicherlich heranziehen können, so die einschlägigen Bestände des Landwirtschaftsministeriums im Estnischen Staatsarchiv, wo sich z.B. Beschwerden über die Willkür und den Machtmissbrauch der Beamten finden lassen, die die Agrarreform durchgeführt haben.

Aufgrund der Begrenzung der Studie auf die Jahre 1919 und 1920 bleiben auch die verschiedenen Broschüren zum Thema Agrarreform, die Anfang der 1920er Jahre in mehreren Sprachen sowohl von deutschbaltischen als auch von estnischen politischen Kreisen veröffentlicht wurden, außerhalb

¹ Asutawa Kogu II istungjärk (17. juuni – 20. dets. 1919. a.): protokollid nr. 28-97 [II. Sitzungsperiode der Verfassungsgebenden Versammlung (17. Juni – 20. Dezember 1919). Protokolle Nr. 28-97], Tallinn 1920.

² Seadused ja määrused maareformi, maakorralduse ja põllumajanduse alal ühes riigikohtu otsustest võetud seletustega [Gesetze und Verordnungen zum Thema Agrarreform, Agrarordnung und Landwirtschaft samt den Erklärungen der Beschlüsse des Staatsgerichts], hrsg. von JOH. KAIV, Tallinn 1930.

des Blickfelds der Autoren. Es handelt sich dabei um propagandistische Schriften, die einerseits die Überzeugungen und die Atmosphäre weitergaben, die in der jeweiligen Volksgruppe herrschten, andererseits diese aber auch prägten.³

In der Einleitung der Studie wird die Erinnerungsliteratur als eine problematische, jedoch für das Ziel einer Studie, der es um die Darstellung der Stimmung in der Bevölkerung geht, wesentliche Quelle erwähnt. Doch spielen Memoiren in der Arbeit unverdienterweise nur eine recht bescheidene Rolle.

In den Debatten über die Agrarreform äußerten sich nicht nur ethnische Konflikte, sondern auch solche, die auf unterschiedlichen politischen Ansichten beruhten. Die Parteien, die in die Verfassungsgebende Versammlung gewählt worden waren, hatten ihre jeweils eigenen Positionen in Bezug darauf, wie die Reform aussehen und durchgeführt werden sollte. Da die sozialistischen Parteien bei den Wahlen 1919 die meisten Sitze bekommen hatten, wurde auch eine Reform verabschiedet, die linke Weltanschauungen zum Ausgangspunkt nahm. Die Sympathie der Autoren gehört – was in Vielem berechtigt sein mag – zweifellos den liberalen Parteien, die für eine moderatere Reform plädierten. Zugleich hätte man aber erwarten können, dass die linken Parteien in der Arbeit mehr zur Wort kommen, da sie ja am stärksten kritisiert wurden. Doch werden die sozialistischen Positionen in der Arbeit oft nur indirekt, vermittels der oppositionellen Presse zitiert.

Insgesamt wiegt die hier formulierte Kritik allerdings nicht die positiven Seiten der Arbeit auf. Diese stellt einen weiteren Schritt in Richtung auf ein differenzierteres Verständnis einer der wichtigsten Reformen der Republik Estland in der Zwischenkriegszeit dar. Bis heute wird in der estnischen Historiografie, gerade auch in Gesamtdarstellungen, die Position verbreitet, die Agrarreform von 1919 sei eine der innovativsten und erfolgreichsten Reformen ihrer Zeit gewesen. Die Arbeit von Marju und Olaf Mertelsmann zeigt jedoch, dass nicht nur die Gruppe der enteigneten Gutsbesitzer, sondern auch ein bemerkenswerter Teil der Esten der Reform gegenüber sehr kritisch eingestellt waren. Dies ist schon daraus ersichtlich, dass das Parlament in den späteren Legislaturperioden, als die Sozialisten über weniger Abgeordnete verfügten, neue Gesetze verabschiedete, durch welche die Folgen der Agrarreform gedämpft werden sollten. Auch sind die Autoren der Meinung (S. 93), dass das ganze Land

³ Siehe z.B. ARTHUR WELLER: Die Agrarreform in Estland in juristischer Beleuchtung, Berlin 1922; GEORG BOGDANOFF: Die estnische Agrarreform: ein Mittel zur Unterdrückung der nationalen Minorität, Berlin 1922; ROBERT BALTENIUS: The Balts in the History of Esthonia, Berlin 1922; ERNEST FROMME: Die Republik Estland und das Privateigentum, Berlin 1922. – Vgl. hierzu HEIDI LEPLAAN: „Mein Haus, mein Land, mein Erb und Eigen“: Deutsche Reaktionen auf das estnische Agrargesetz 1919, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 7 (2012), S. 141-167 (Anm. d. Red.).

mehr davon profitiert hätte, wenn die Reform in einer moderateren Version durchgeführt worden wäre und wirtschaftliche anstelle von sozialen und politischen Aspekten stärker berücksichtigt worden wären.

HEIDI LEPPLAAN

Образ Другого – страны Балтии и Советский Союз перед Второй мировой войной [Das Bild des Anderen – die baltischen Länder und die Sowjetunion vor dem Zweiten Weltkrieg]. Hrsg. von РАЙНХАРД КРУММ, ДЕНИС ХАНОВ und НИКИТА ЛОМАГИН. Verlag РОССПЭН. Москва 2012. 207 S. ISBN 9785824316636.

Der von Reinhard Krumm (Friedrich-Ebert-Stiftung in Moskau), Nikita Lomagin (Staatliche Universität St. Petersburg) und Denis Hanov (Stradiņš-Universität Riga) herausgegebene Aufsatzband, erschienen im renommierten Verlag „Rosspën“, enthält Studien von Historikern, Soziologen und Kulturwissenschaftlern. Er verfolgt das Ziel, die Mechanismen aufzuzeigen, die bei der Entwicklung stereotypischer Bilder der jeweiligen Nachbarländer zu beobachten sind. Einer kurzen Einleitung folgen Beiträge von zehn Autoren aus Estland, Litauen und der Russländischen Föderation, die von unterschiedlichen Gesichtspunkten aus das sogenannte Bild des Anderen behandeln. In erster Linie geht es hier um das Bild der UdSSR in den drei baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit sowie um das Bild der letzteren in der Sowjetunion. Weniger Aufmerksamkeit wird dabei den politischen Verhältnissen in diesen Staaten und dem internationalen Hintergrund zuteil.

Indrek Paavle (*Eesti Mälu Instituut*, Estnisches Gedächtnisinstitut, Tallinn) beschäftigt sich mit den Vorstellungen der estnischen Bevölkerung von der internationalen Lage in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre (S. 16-30).¹ Die Zuspitzung der internationalen Situation in Europa wirkte sich auf die Stimmung der Bevölkerung aus, welche zugleich Angst vor dem eventuellen Ausbruch eines Krieges hatte und zugleich die Hoffnung hegte, dass es Estland unter Umständen irgendwie gelingen könnte, sich aus den großen Konflikten herauszuhalten. Unter den Bedingungen eines

¹ Vgl. auch die ergänzte estnische Version des Aufsatzes: INDREK PAAVLE: Hirmu ja lootuse vahel. Eesti elanike ettekujutus rahvusvahelisest olukorrast 1930. aastate teisel poolel [Zwischen Angst und Hoffnung. Die Vorstellung der estnischen Bevölkerung von der internationalen Lage in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre], in: Akadeemia 25 (2013), S. 212-238.

autoritären Regimes vermittelten die Medien jedoch nur gefilterte Informationen aus der weiten Welt, was einen recht nachhaltigen Einfluss auf die Vorstellungen der Bevölkerung von der internationalen Lage ausübte. Toomas Hiiu (*Eesti Mälu Instituut*) behandelt die Staatliche Propagandaverwaltung der Republik Estland von 1934 bis 1940, indem er detailliert auf die Hintergründe der Gründung dieser Institution eingeht, deren Struktur und Personal beschreibt und versucht, die Grundzüge der Tätigkeit zu charakterisieren (S. 31-57). Liisi Rannast-Kask (Universität Tallinn) beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Frage, wie in den größten Zeitungen VorkriegsEstlands – „Päevaleht“ und „Postimees“ – in der Zeit von Anfang 1935 bis zum 20. Juni 1940 das Leben in der UdSSR dargestellt wurde (S. 58-78).² Sie zeigt dabei auf, wie sich die Tonart der Artikel in den beiden Zeitungen veränderte: Die zunächst in den Medien vorherrschenden negativen Informationen wurden nach der aufgrund des Stützpunktvertrages erfolgten Stationierung von Einheiten der Roten Armee in Estland durch ausschließlich positive Nachrichten über die UdSSR ersetzt.

Das Bild der UdSSR in der lettischen Presse behandelt Denis Hanov, wobei er sich auf drei wichtige Leitbegriffe konzentriert: Führer, Feind und Krieg (S. 79-105). Das Forschungsobjekt von Vladislav Volkov (Universität Daugavpils) ist dagegen die von 1919 bis 1940 in Lettland erschienene größte russischsprachige Tageszeitung „Segodnja“, welche die Ereignisse in der UdSSR bis 1939 kritisch betrachtete, danach aber einen konformistischen und lobenden Ton anschlug (S. 106-120). In einem gemeinsamen Beitrag von Algimantas Kasparavičius und Česlovas Laurinavičius (Litauisches Historisches Institut, Vilnius) wird das Sowjetunion-Bild in der Zwischenkriegszeit in Litauen untersucht (S. 121-136). Den Autoren zufolge herrschte dort im Vergleich zu Estland und Lettland eine positivere Einstellung gegenüber dem kommunistischen Nachbarn. Ein Grund dafür war die Tatsache, dass die UdSSR einer der wenigen Staaten war, der im Kontext des litauisch-polnischen Territorialkonflikts das Recht Litauens auf Vilnius anerkannte.

Vorkriegslitauen zeichnete sich im Vergleich zu Estland und Lettland auch dadurch aus, dass dort früher ein autoritäres Regime eingeführt wurde. Der Autoritarismus in Litauen in der Zwischenkriegszeit wird im anzuzeigenden Band in zwei Aufsätzen thematisiert. Gediminas Rudis (Litauisches Historisches Institut) gibt eine Übersicht über die Entstehung des autoritären Regimes (S. 137-150), und Dangiras Mačiulis (Litauisches Historisches Institut) setzt sich mit der Frage auseinander, wie sich

² Der Beitrag beruht auf der an der Universität Tallinn verteidigten Magisterarbeit: LIISI RANNAST-KASK: „Enamiselts kaldalt“. Nõukogude Venemaa eluolu ja suhted Eesti Vabariigiga Päevalehe ja Postimehe põhjal 1920–1929 [Vom bolschewistischen Ufer. Die Lebensverhältnisse in Sowjetrußland und die Beziehungen zur Republik Estland auf der Grundlage der Zeitungen „Päevaleht“ und „Postimees“]. Magisterarbeit, Tallinn 2008.

dieses Regime legitimierte und welche Maßnahmen dafür ergriffen wurden (S. 151-166).

Der Sammelband wird abgeschlossen durch einen umfangreichen gemeinsamen Beitrag von Nikita Lomagin und Natalja Savinova (Zentrales Staatsarchiv für historisch-politische Dokumente, St. Petersburg), in dem die Einstellung der Einwohner Leningrads zu den baltischen Ländern von 1934 bis 1940 untersucht wird. Die Autoren nehmen in erster Linie auf das Archivmaterial der städtischen Parteibehörden und der Roten Armee sowie auf die Parteipresse Bezug (S. 167-202). Zweifellos ist dies eine der besten Abhandlungen zu diesem konkreten Thema. Ausführlich kommen verschiedene Aspekte der Haltung der Leningrader zu den baltischen Ländern im Kontext der raschen Veränderungen der internationalen Beziehungen in dieser Zeit zur Sprache.

Von Lomagin stammt auch die bereits erwähnte Einleitung zu diesem Sammelband, in der er neuere Ansätze zur Erforschung der Stimmungen der sowjetischen Bevölkerung während des Stalinismus vorstellt (S. 8-15). Ein vergleichbarer übersichtlicher Aufsatz wäre jedoch auch am Schluss des Sammelbandes am Platz gewesen, um die Ergebnisse der aus unterschiedlichen Perspektiven verfassten Beiträge über das Bild des Anderen komprimiert vorzustellen.

TÖNU TANNBERG

JÜRI ANT: *August Rei – Eesti riigimees, poliitik, diplomaat* [August Rei – ein estnischer Staatsmann, Politiker, Diplomat]. Rahvusarhiiv. Tartu 2012. 360 S. ISBN 9789985858806.

Im Jahre 2007 schrieb die estnische Reichskanzlei (*Riigikantslei*) gemeinsam mit dem Nationalarchiv (*Rahvusarhiiv*) einen Wettbewerb aus, in dessen Rahmen Biografien der 13 estnischen Staatsoberhäupter (Ministerpräsidenten, Staatsälteste, Präsident) aus der Zwischenkriegszeit verfasst werden sollen. Das erste in dieser Reihe veröffentlichte Buch stammt vom emeritierten Professor der Universität Tartu Jüri Ant und behandelt den Staatsältesten August Rei (1886-1963).

Auf den ersten Blick ist die Entscheidung, das erste Buch der Reihe ausgerechnet dem Lebenswerk Reis zu widmen, etwas überraschend. Rei bekleidete das Amt des Staatsältesten nur ein einziges Mal – Konstantin Päts z.B. bildete sieben Kabinette – und nur für relativ kurze Zeit (acht Monate von Dezember 1928 bis Juli 1929). Seine Regierung war in der Zeit

vor den Wahlen zur IV. Staatsversammlung (*Riigikogu*) tätig, weshalb Regierungschef und Minister bestrebt waren, ihre Aufgaben ohne großes Aufsehen wahrzunehmen, um nicht mit eventuellen Missgriffen das eigene Renommee bzw. das ihrer jeweiligen Partei zu beschädigen und die Chancen auf Wiederwahl zu verringern. Reis Regierung war die 18. von insgesamt 27 während der Phase der Eigenstaatlichkeit. Sie ist nicht durch ihre großen Taten in die Geschichte eingegangen, sondern eher deswegen, weil sie die einzige estnische Regierung war, die unter der Leitung eines Sozialisten stand. Das bedeutendste Ereignis in Reis Regierungszeit war der Besuch des schwedischen Königs Gustav V. in Estland, bei dem der Staatsälteste als Gastgeber auftrat.

Allerdings ist August Rei nicht nur deshalb von Bedeutung für die estnische Geschichte, weil er für kurze Zeit das Amt des Staatsältesten innehatte. Der aus Mittelestland stammende Sohn eines Dorfschulmeisters beteiligte sich bereits während seiner Dorpater Gymnasialzeit um die Jahrhundertwende am öffentlichen geselligen Leben und war Mitglied eines Geheimbundes estnischer Schüler. Wie viele andere war er nicht nur von den nationalen Ideen hingerissen, sondern begeisterte sich auch für die sozialistische Bewegung, die im russischen Imperium verboten war. Im Revolutionsommer 1905 wurde er zu einer der Führungsfiguren des Revaler Komitees der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands. Auch eine Gefängnisstrafe vermochte Reis Begeisterung für die marxistische Theorie nicht zu vermindern, und er wurde zu einem der einflussreichsten Protagonisten, Theoretiker und Propagandisten der estnischen Sozialdemokratie.

Während der Wahlen zur estnischen Verfassungsgebenden Versammlung im April 1919 herrschten in der estnischen Gesellschaft infolge der russischen Revolution eindeutig linke Ansichten vor. Daher stieg die Estnische Sozialdemokratische Arbeiterpartei zur größten Fraktion der Versammlung auf, in der sie 41 von insgesamt 120 Mandaten erhielt. Da nach einer Vereinbarung der Parteien das Amt des Präsidenten der Konstituante den Sozialdemokraten gebührte, wurde August Rei im Alter von 33 Jahren zur wichtigsten Amtsperson der neu gegründeten Republik: Er war faktisch Staatsoberhaupt, ohne dass er zu dieser Zeit in politischer Hinsicht irgendwelche besonderen hervorragenden Verdienste aufzuweisen gehabt hätte.

In den folgenden Jahrzehnten nahm die Popularität des Sozialismus in der Gesellschaft jedoch rapide ab. Reis politische Karriere geriet ins Stocken: Von 1925 bis 1926 war er Parlamentspräsident, von 1928 bis 1929 Staatsältester, von 1932 bis 1933 Außenminister, von 1936 bis 1938 stellvertretender Außenminister und von 1938 bis 1940 estnischer Botschafter in Moskau. Er tauschte somit die Position des ersten Bürgers der Republik gegen die Stellung diverser hoher Staatsbeamter. Ende der 1930er Jahre rückten die für die baltischen Staaten tragischen Entwicklungen das Amt des Botschafters in Moskau jedoch in den Brennpunkt der Politik des

Landes. Als Botschafter erlebte Rei den Abschluss des Stützpunktvertrags im September 1939 und das sowjetische Ultimatum im Juni 1940, das zum Verlust der Selbstständigkeit führte, hautnah mit.

Möglicherweise war es die Rolle eines Augenzeugen der Ereignisse, die Rei einen neuen politischen Höhenflug starten ließ. Im Anschluss an seine Flucht aus Moskau nach Stockholm machte sich Rei an die Organisation der Zusammenarbeit der im Ausland verbliebenen estnischen Diplomaten, regte die Gründung einer Außendelegation an und spielte eine wichtige Rolle bei der Anknüpfung geheimer Beziehungen zur Heimat, nachdem diese im Sommer 1941 von der Wehrmacht besetzt worden war. Rei betonte im Besonderen die Notwendigkeit, die rechtliche Kontinuität der estnischen Staatlichkeit zu gewährleisten, wofür er auch die in der Heimat verbliebenen Politiker zu gewinnen suchte.

Erwartungsgemäß wurde Rei in der Regierung, die vom letzten Ministerpräsidenten Estlands Jüri Uluots am 18. September 1944 gegründet wurde, zum Außenminister ernannt. Nach dem Tod Uluots' im Januar 1945 war er das älteste Regierungsmitglied, weshalb er Ministerpräsident mit den Aufgaben des Präsidenten wurde. Damit war er der wichtigste Garant der rechtlichen Kontinuität, eine Position, die Rei bis zu seinem Tod bewahrte. Dabei ist es nicht wesentlich, dass kein Staat die Existenz der Exilregierung anerkannte, die Regierung nicht über reale Macht verfügte und Reis persönlicher Status aufgrund der politischen Spaltung der Exilesten nicht allgemein anerkannt war. Er war der wichtigste Exilpolitiker, ohne dessen Tätigkeit die Wiedererlangung der estnischen Unabhängigkeit auf der Grundlage der rechtlichen Kontinuität äußerst fraglich gewesen wäre.

Jüri Ant hat mit seiner Monografie eine große Lücke in der estnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts geschlossen, und dies auf durchaus gelungene Weise. Reis Biografie wird vor dem Hintergrund der estnischen Geschichte betrachtet, wodurch sowohl der Einfluss der Geschichte auf Rei wie auch der Einfluss von Reis Tätigkeit auf die Geschichte deutlich werden.

In kompositioneller Hinsicht gliedert sich das Buch in drei Teile: Im ersten Teil zu den Jahren von 1886 bis 1918 liefert der Autor einen Überblick über Kindheit und Jugendjahre Reis, worunter auch dessen Teilnahme an der Revolution von 1905 fällt. Im zweiten Teil wird Reis Tätigkeit im selbständigen Estland von 1918 bis 1940 untersucht, während der dritte Teil sich mit Reis Aktivitäten im Exil von 1940 bis 1963 beschäftigt. Den größten Raum nehmen dabei die Abschnitte zur Rolle Reis als führende Figur der estnischen Sozialdemokratie, als Botschafter in Moskau und als Ministerpräsident der Exilregierung in Schweden ein. Allerdings beschränkt sich Ant auf die politische Sphäre. Auf eine Darstellung des Privatlebens des Staatsmanns und dessen Leben außerhalb der Politik wurde bewusst verzichtet.

Die Anzahl der Quellen, die für dieses Buch herangezogen wurden, ist beeindruckend: Mehr als 20 Archivbestände aus fünf verschiedenen Archiven, außerdem zahlreiche Quellenpublikationen, darunter die Protokolle aller Zusammensetzungen der Konstituante und des Parlaments. Verwertet wurden auch etwa ein halbes Hundert Aufsätze aus der Feder von Reiselbst. Allerdings dürften diejenigen Leser von diesem Buch etwas enttäuscht sein, die Wert auf neue Herangehensweisen und/oder spannende Intrigen legen. Wenn Ant schreibt, dass Reis Tätigkeit durch Vorsicht und Rationalität gekennzeichnet gewesen sei, so charakterisiert er damit gewissermaßen auch seine eigene Arbeitsweise. Ant hält sich bewusst von den Skandalen, Intrigen und Spekulationen, die mit Reis Person und der estnischen sozialistischen Bewegung verbunden sind, fern. Nicht einmal die Flucht von August und Therese Rei im Juli 1940 nutzt Ant, um etwas Spannung in seinen Text zu bringen. Allerdings hätte man den Beziehungen der estnischen Sozialisten, darunter auch Reis, zur sowjetischen Botschaft in Tallinn mehr Aufmerksamkeit widmen können, schließlich wurde dadurch eine ganze Menge an Informationen über Estland nach Moskau vermittelt. Auch hätten die Motive, die zu dieser Preisgabe von Informationen führten, analysiert werden können. Zudem wäre es interessant gewesen, außer dem dankenswerterweise vorhandenen Personenregister und einigen Fotos auch einige der wichtigeren Dokumente über Rei dem Publikum z.B. in einem Anhang vorzulegen. Im vorliegenden Band findet sich lediglich die im Rahmen des Haupttextes abgedruckte Rede Reis auf der Eröffnungssitzung der Verfassungsgebenden Versammlung im April 1919.

AGO PAJUR

Reichskommissariat Ostland. Tatort und Erinnerungsobjekt. Eine Publikation des Instituts für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte der Universität Flensburg und des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (Zeitalter der Weltkriege, 8). Hrsg. von SEBASTIAN LEHMANN, ROBERT BOHN und UWE DANKER. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2012. 372 S. Abb. ISBN 9783506771889.

Dieser Sammelband mit siebzehn Beiträgen verschiedener Autoren ist das Ergebnis einer Konferenz, die im Mai 2009 an der Universität Flensburg stattfand.¹ Leider konnte nur ein Teil der damals vorgetragenen Referate in

¹ Mehr über die Konferenz siehe im Bericht von ARMIN NOLTZEN: Das „Reichskommissariat Ostland“. Tatort und Erinnerungsobjekt: Konstruktionen, einsehbar

Aufsatzform in das Buch aufgenommen werden. Dessen inhaltliche Auswertung ist nicht ganz einfach, da es sehr unterschiedliche Problembereiche behandelt und sich die Autoren verschiedener theoretischer und methodischer Werkzeuge bedienen. Aber soll dieses Buch nun vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft aus bewertet werden oder soll man als Maßstab die Kulturwissenschaften nehmen, die sich mit der Erinnerungskultur befassen? Historiografie ist nur ein Element, das zur Herausbildung einer solchen Erinnerungskultur beiträgt, und häufig nicht einmal das Wesentlichste. Wenn aber die Geschichtsschreibung neue Themen und Akzente setzt, kann dies die Erinnerungskultur verändern.

Die zentralen Fragen dieses Bandes lauten: Wie äußerte sich die Politik der zivilen deutschen Besatzungsverwaltung und welche Verantwortung trugen die Akteure dieser Politik an den Verbrechen, die während der deutschen Besatzung in dieser Region begangen wurden? Die Herausgeber betonen, dass die gestellten Fragen nicht nur allgemein für das Verständnis der deutschen Geschichte und für das Land insgesamt wichtig seien, sondern auch für Schleswig-Holstein, woher viele führende Beamten des Reichskommissariats Ostland (RKO) kamen und wohin sie nach dem Krieg auch zurückkehrten. Zudem hat diese Problematik eine gewisse Bedeutung auch für die heutige Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur in Litauen, Lettland, Estland und Belarus, den Regionen, die das RKO umfasste. Die verschiedenen Perspektiven, die das Buch bietet, ergänzen unser Verständnis der Okkupationspolitik und eröffnen womöglich auch neue Diskurse der aktuellen Erinnerungskultur.

Für einen allgemeinen Überblick über den Inhalt des Sammelbandes können die Beiträge thematisch systematisiert werden. Zunächst finden sich Texte zum Holocaust, wie z.B. der Beitrag von Wolfgang Benz „Im Schatten von Auschwitz? Der Holocaust im Baltikum“ (S. 35-49). Der Verfasser untersucht sein Thema unter besonderer Berücksichtigung der Pläne und Aktionen der Besatzungsmacht, des Verhältnisses der örtlichen Bewohner zu dem, was sich zutrug, und des Vergleichs mit den Verbrechen, die von den Nazis in anderen okkupierten Territorien begangen wurden. Andrej Angrick geht der Frage nach, wie die Juden im RKO ermordet wurden und durch welche Umstände der Genozid gefördert wurde (S. 69-87). Martin Dean untersucht die Abläufe der Gettoisierung im „Generalkommissariat Weißruthenien“ (S. 89-99) und Klaus Bästlein erörtert die verschiedenen Phasen und Problemstellungen der Geschichtsschreibung über den Genozid an den europäischen Juden im RKO (S. 303-329).

Die Erforschung des Holocaust sowie dessen fester Platz in der deutschen und europäischen Gedächtnispolitik, die Claus Leggewie als den

unter dem URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2648> (letzter Zugriff 29.11.2012).

„negativen Gründungsmythos Europas“ bezeichnet hat,² bedarf keines Kommentars. Daher ist die Dominanz dieser Problematik im Buch auch verständlich. Doch sie verdrängt andere Opfergruppen der nationalsozialistischen Politik im RKO, wie etwa die russischen Kriegsgefangenen, die an Geisteskrankheiten Leidenden, die Sinti und Roma, die als politisch unzuverlässig Geltenden usw. Wem es um eine möglichst vollständige Erinnerungskultur geht, darf diese Menschengruppen jedoch nicht ausschließen oder gar vergessen.

Eine zweite Gruppe von Beiträgen widmet sich der institutionellen Arbeit des RKO. Hierzu zählen folgende Bereiche: Ernst Pippert schreibt über die Tätigkeit des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete (S. 51-67), Sven Jüngerkes untersucht die Rolle interner Konflikte im RKO (S. 209-228) und Armin Nolzen untersucht die Rolle der Parteistrukturen in der Okkupationspolitik anhand der Landesleitung Ostland der NSDAP (S. 147-170).

Den dritten Themenbereich bilden Texte über das Phänomen der Kollaboration. Hier verdient der Beitrag von Matthew Kott Erwähnung (S. 117-145), in dem die Rekrutierung der Einwohner Lettlands und Estlands in die Strukturen der Waffen-SS analysiert wird. Mats Deland wiederum erörtert die passive Haltung Schwedens gegenüber den Kriegsverbrechern (S. 251-268). Interessant ist auch der von Robert Bohn untersuchte Fall von Viktors Arājs (S. 269-284): Diese Untersuchung gilt der Frage, wie der 1979 abgeschlossene Prozess – Arājs wurde wegen der Ermordung von mindestens 13 000 Juden in Riga und Umgebung zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt – das Rechtssystem, die Politik und das Geschichtsverständnis der Bundesrepublik Deutschland beeinflusst hat. Die Akzentuierung derartiger juristischer Aspekte der Geschichte bzw. der juristischen Aufarbeitung der Vergangenheit führt nicht selten dazu, dass andere Motive im Handeln der Menschen erkannt werden. So verändert sich das Verständnis der Vergangenheit und es können neue Diskurse oder Repräsentationen historischer Fakten möglich werden. In gewissem Sinne ist diese Perspektive auch im Aufsatz von Uwe Danker über die „Täter narration“ von Reichskommissar Heinrich Lohse (S. 229-250) festzustellen. Der Autor beschreibt, wie Lohse speziell für die Öffentlichkeit und die Ermittler in seinem Fall – er wurde 1951 aus der Haft entlassen, lebte aber bis zu seinem Tod 1964 mit der Möglichkeit der Wiederaufnahme von Ermittlungen – seine Arbeit als Reichskommissar nachträglich konstruierte. Diese biografischen narrativen Konstruktionen, wenn sie mit historischen Quellen wie Gerichtsakten und anderen narrativen Zeugnissen konfrontiert werden, bieten tatsächlich mehr als nur Portraits konkreter Personen, wodurch auch ganze Gesellschaftsschichten charakterisiert werden können.

² CLAUS LEGGEWIE: Der Kampf um die Europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt, München 2011, S. 15.

Zur vierten Gruppe gehören Artikel zur Kulturpolitik des Okkupationsregimes. Anastasia Antipova analysiert die deutsche Sprachpolitik in Belarus, dem „Weißruthenien“ des damaligen Sprachgebrauchs (S. 189-208). Malte Gasche geht der Frage nach, wie die Nationalsozialisten für die Realisierung ihrer politischen Ziele im RKO sogar die Prähistorie instrumentalisierten (S. 171-187). Die Spezifika in der regionalen Okkupationspolitik untersucht Tilmann Plath in seinem Beitrag über Lettgallen im Osten Lettlands (S. 101-118).

Die fünfte Gruppe bilden schließlich Texte, in denen es um Vergangenheitsdiskurse geht. Jörg Hackmann geht der Frage nach, welchen Platz das Thema des RKO in der deutschen Historiografie einnimmt (S. 285-301). Joachim Tauber untersucht die politische und gesellschaftliche Beschäftigung mit dem Holocaust in Litauen (S. 331-348). Olaf Mertelsmann diskutiert die Rolle des Generalkommissariats Estland im estnischen Vergangenheitsdiskurs (S. 349-366). Wie übrigens auch in Lettland stützt sich die estnische Debatte um die deutsche Besatzungszeit auf das Paradigma des so genannten „kleineren Übels“ der NS-Herrschaft im Vergleich zum Sowjetregime.

Abschließend sei die komplizierte Frage angesprochen, ob das Thema des RKO einen Platz in der baltischen und europäischen Erinnerungskultur beanspruchen kann. Zweifellos spielt das nationalsozialistische Besatzungsregime eine Rolle in den Vergangenheitsdiskursen der baltischen Staaten und vor allem auch in Belarus. Allerdings scheint es, dass diese Debatten sich an den jeweiligen Generalkommissariaten ausrichten, was wohl mit der Tradition der nationalen historischen Erzählung zu erklären ist, die seit dem Zusammenbruch der UdSSR in erster Linie die jeweils eigene Vergangenheit untersucht. Dabei ist es jedoch wichtig nicht zu vergessen, dass es wesentliche Unterschiede in der Okkupationspolitik etwa in Lettland oder in Belarus gab, weshalb diese Eigenarten auch in wissenschaftlichen Arbeiten deutlich werden sollten. Auch die in der letzten Zeit in Deutschland veröffentlichten Untersuchungen konzentrieren sich mehr auf die Erörterung der Problematik der deutschen Okkupationsherrschaft allgemein, sie kümmern sich weniger darum, was in den einzelnen Generalkommissariaten passierte, oder auf bestimmte Fragen zum Gesamtbild des Krieges zwischen Deutschland und der Sowjetunion.³ Dies stellt auch Hackmann in seinem Beitrag über den Platz des RKO in der deutschen Geschichtsschreibung fest (S. 300f.).

³ Ausnahmen bestätigen die Regel. Siehe SVEN JÜNGERKES: Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941-1945. Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen, Konstanz 2010 (Historische Kulturwissenschaft, 15) – siehe die Rezension von TOOMAS HIIO, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 7 (2012), S. 255-262; CHRISTOPH DIECKMANN: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941-1944, 2 Bde., Göttingen 2011 – siehe die Rezension in diesem Heft; JÖRN HASENCLEVER: Wehrmacht und Besatzungspolitik in der Sowjetunion. Die Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete 1941-1943, Paderborn 2010 (Krieg in der Geschichte, 48).

Zweifellos bietet der Sammelband vielfältige und in wissenschaftlicher Hinsicht wertvolle Beiträge. Die hier vermittelten Perspektiven sind auch in der Zeit der Europäisierung und Globalisierung der Erinnerungskulturen nur zu begrüßen. Zunächst ist dies für Deutschland selbst wesentlich, wenn neuere Untersuchungen zum RKO betrieben und die diversen Aspekte des Besatzungsregimes außerhalb Deutschlands analysiert werden. Darüber hinaus ist diese Aufsatzsammlung aber auch für die Spezialisten der baltischen und belarussischen Geschichte wichtig, denn sie bietet eine erweiterte Perspektive, welche eben den bislang dominierenden Rahmen der nationalen Historiografien durchbricht. Man kann nur hoffen, dass viele der im Buch aufgeworfenen Fragen als Inspiration für weitere, vertiefende Untersuchungen dienen werden. Von einer derartig justierten Perspektive, in der es um die Integration der nationalen Meistererzählungen in ein Gesamtbild der nationalsozialistischen Besatzungspolitik geht, kann die europäische Historiografie nur profitieren.

KASPARS ZELLIS

CHRISTOPH DIECKMANN: *Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941–1944*. Wallstein Verlag. Göttingen 2011. 2 Bde. 1652 S. ISBN 9783835309296.

Dieses zweibändige, preisgekrönte Buch von Christoph Dieckmann wird mit Sicherheit zu einem Standardwerk für die deutsche Okkupation während des Zweiten Weltkrieges nicht nur in Litauen bzw. dem Baltikum, sondern in ganz Osteuropa werden. Dem Rezensenten zumindest ist keine vergleichbare Studie für diese Region bekannt, die auf einer solchen Materialfülle an Quellen und Literatur beruht oder die sich so umfassend und dennoch tiefgehend ihrem Thema nähert. Zweifelsohne handelt es sich um eine außergewöhnliche Forschungsleistung Dieckmanns, die in erweiterter und überarbeiteter Form acht Jahre nach der Freiburger Promotion im Jahre 2003 in Buchform erschienen ist. Schätzungsweise fünfzehn Jahre Arbeit dürften in diesen beiden ehrfurchtgebietenden Bänden stecken. Bevor ich aber zu viel lobe, möchte ich erst einmal kritisieren.

Mit über 1500 Seiten Text ist die Darstellung Dieckmanns einfach viel zu lang. Drei Jahre deutscher Besatzung rechtfertigen letztlich nicht eine so detaillierte Darstellung. Der Verfasser leidet mit Sicherheit nicht an Grafomanie, er schreibt nicht alles auf, was die Quellen hergeben, und er gebraucht keine endlosen Wiederholungen. Auf den ersten Blick lässt sich

der Text schwerlich kürzen, alles ist irgendwie relevant, solide dokumentiert und dicht beschrieben. Sprachliche oder stilistische Fehler tauchen auch nur äußerst selten auf. Trotzdem leidet das Werk an seiner Überlänge. Welcher Leser wird es wirklich von Anfang bis Ende lesen? Zwar gelten im deutschen Kulturraum „Ziegelsteine“, also besonders umfangreiche Monografien, als Beweis wissenschaftlicher Exzellenz, doch darüber wird in anderen Wissenschaftskulturen zu Recht gelacht. Eine Geschichte Frankreichs oder Litauens mag mehr als 1000 Seiten umfassen, aber nicht eine Monografie zu einer dreijährigen deutschen Okkupation.

Durch die lange Zeit, die der Verfasser mit seinem Thema verbracht hat, sind einige seiner Ansätze inzwischen etwas veraltet. Die deutsche Besatzungspolitik in den Mittelpunkt zu stellen, ist sicherlich berechtigt, doch litauische Akteure kommen deutlich zu kurz, obwohl der Autor sie auch behandelt. Laut Dieckmann führte die Wehrmacht im Osten anfangs einen Blitzkrieg, und darauf baut er seine Argumentation bezüglich des Beginns der deutschen Herrschaft auf. Jedoch wissen wir spätestens seit Karl-Heinz Friesers Studie aus dem Jahr 1995,¹ dass der „Blitzkrieg“ eher eine Konstruktion denn eine Realität war. Schwer verständlich und eher veraltet klingt auch die Formulierung: „der Baltendeutsche Reichsleiter Alfred Rosenberg“ (S. 223). Heute spricht man doch wohl eher von Deutschbalten und da es zahlreiche Reichsleiter gab, bleibt der Verfasser dem Leser die Erläuterung schuldig, von was Herr Rosenberg denn nun Reichsleiter war.

Der Autor hat vielfältig gearbeitet und möchte gerne alles behandeln. Dies wird aber problematisch, wenn ihm die nötigen Grundkenntnisse fehlen wie im Falle der Wirtschaftsgeschichte. So behauptet er, das litauische Bruttosozialprodukt sei von 1924 bis 1939 um fünf Prozent jährlich real gewachsen (S. 101). Das aber entspräche einer Verdoppelung der Wirtschaftsleistung trotz der Weltwirtschaftskrise. Kein europäisches Land, das über eine zuverlässige Statistik verfügte, hat dies damals erreicht. An anderer Stelle wundert sich der Verfasser über den Rückgang von Ernten und landwirtschaftlicher Produktion unter deutscher Herrschaft und kann dies nicht erklären (S. 586–587). An dieser Stelle hätte der Autor Kenntnisse der Kriegswirtschaft brauchen können. Aber insgesamt hätte er die Wirtschaftsfragen auch grundsätzlich knapper behandeln können, schon um Raum zu sparen.

Ein weiteres Problem, das sich aus dem Umfang ergibt, ist die Notwendigkeit, häufig Abkürzungen zu verwenden – im Text und in den Fußnoten. Das Abkürzungsverzeichnis befindet sich aber am Ende des zweiten Bandes. Wer bei der Lektüre des ersten Teils also ein Archiv oder einen Dienstgrad der SS nachschlagen möchte, muss den zweiten Teil stets griffbereit haben.

¹ KARL-HEINZ FRIESER: Blitzkrieg-Legende. Der Westfeldzug 1940, München 1995.

Wie eingangs bereits angedeutet, kommt der Rezensent dessen ungeachtet insgesamt zu einem positiven Eindruck. Das Werk ist gut strukturiert und logisch aufgebaut. Der Autor schreibt eine verständliche Prosa und spart nicht mit Analyse. Dieckmann hat Archive in sieben Staaten bearbeitet und sicherlich hat sich noch nie jemand zuvor dermaßen gründlich mit den Dokumenten zur deutschen Okkupation im Baltikum auseinandergesetzt. Unter den Quellen finden sich beispielsweise amtliche deutsche Dokumente, Unterlagen von Wehrmacht und SS, Akten der landeseigenen, litauischen Verwaltung, die spätere Dokumentation der Justiz oder auch die Erinnerungen jüdischer Überlebender. Der Autor hat sich das Ziel gesetzt, sein Thema aus drei Perspektiven – der deutschen, der litauischen und der jüdischen – zu bearbeiten. Dies gelingt ihm überzeugend, zumal er neben Litauisch und Russisch auch Jiddisch und Hebräisch beherrscht. Auch das Literaturverzeichnis ist nahezu erschöpfend, allerdings gilt es hier Einschränkungen zu machen. Es wurden nicht alle einschlägigen russischsprachigen Titel erfasst, polnischsprachige Literatur, die wegen der Vilnius-Region von Bedeutung gewesen wäre, wurde ignoriert, und der Vergleich mit Lettland und Estland gescheut. Einerseits ist es verständlich, dass der Verfasser nicht alles abdecken konnte oder wollte. Andererseits hätte die russisch- und polnischsprachige Fachliteratur die Perspektive erweitert, und ein Vergleich mit den baltischen Nachbarn hätte neue Erkenntnisse bringen können. Rund die Hälfte des Textes behandelt ohnehin den Holocaust: Gerade hier aber wäre der Blick über die Grenze wirklich wichtig gewesen² – immerhin geht der Autor auf die Situation in Belarus ein. Weitgehend fehlen im Literaturverzeichnis auch Studien zum ersten Jahr sowjetischer Herrschaft im Baltikum 1940/41, dessen Erfahrung die Haltung der Einwohnerschaft Litauens gegenüber den Deutschen tief beeinflusst hat.

Dieckmann beginnt mit einer umfangreichen und sehr klugen Einleitung. Er macht dem Leser klar, dass die deutsche Herrschaft in Litauen mindestens 420 000 Opfer forderte, darunter in erster Linie Juden und sowjetische Kriegsgefangene. Angesichts dieser Größenordnung erscheint es als verständlich, warum der Verfasser die Shoah und die anderen

² Siehe beispielsweise RUTH BETTINA BIRN: Die Sicherheitspolizei in Estland 1941–1944. Eine Studie zur Kollaboration im Osten, Paderborn 2006; Estonia 1940–1945: Reports of the Estonian International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity, hrsg. von TOOMAS HIIO, MEELIS MARIPUU und INDREK PAAVLE, Tallinn 2006; ANDREW EZERGALIS: The Holocaust in Latvia 1941–1944. The Missing Center, Riga und Washington D.C. 1996; BJÖRN FELDER: Lettland im Zweiten Weltkrieg. Zwischen sowjetischen und deutschen Besatzern 1940–1946, Paderborn 2009 (Krieg in der Geschichte, 43); KATRIN REICHEL: Lettland unter deutscher Besatzung. Der lettische Anteil am Holocaust, Berlin 2011; Reichskommissariat Ostland. Tatort und Erinnerungsobjekt, hrsg. von SEBASTIAN LEHMANN, ROBERT BOHN und UWE DANKER, Paderborn 2012 (Zeitalter der Weltkriege, 8); ANTON WEISS-WENDT: Murder without Hatred. Estonians and the Holocaust, Syracuse 2009.

Massenverbrechen in den Mittelpunkt rückt. Die Ziele der deutschen Besatzungspolitik in Litauen waren Massenmord, Ausbeutung, Mobilisierung einheimischer Ressourcen und die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung.

Der Autor liefert sowohl einen Überblick über die jüngere litauische Geschichte vor 1940 als auch über Juden im unabhängigen Litauen. Die kurze Sowjetherrschaft wird jedoch etwas zu knapp geschildert. Wirklich ausgezeichnet sind die Ausführungen des Verfassers bezüglich der deutschen Planungen vor Beginn der Operation „Barbarossa“ sowie ihre spätere Umsetzung und die Kooperation von litauischer Seite. An deutschem Personal mangelte es stets. Hierbei geht der Verfasser auf die ersten Massenerschießungen und Pogrome ein sowie auf die Frage, ob sie spontan oder organisiert erfolgten – letzteres war der Fall. Gründlich behandelt er die deutsche Zivilverwaltung und die litauische Selbstverwaltung sowie das gegenseitige Verhältnis. Während die Überlegungen zur Wirtschaft, wie bereits angedeutet, an fehlenden allgemeinen Kenntnissen der Wirtschaftsgeschichte leiden, wird die Frage der personellen Mobilisierung überzeugender behandelt. Zum Ende des ersten Bands thematisiert Dieckmann noch „Lebensraum“- und Siedlungspläne sowie die erneute Ansiedlung von Litauendeutschen.

Der zweite Band widmet sich in erster Linie (aber nicht ausschließlich) der Shoah. Bis zum Dezember 1941 wurden immerhin rund drei Viertel aller litauischen Juden ermordet. Darauf folgte für die Überlebenden in einer „stabilen Phase“ ein Einsatz in der Zwangsarbeit. Die umfangreichen Schilderungen der Massenmorde, aber auch des Alltags im Ghetto oder später im Konzentrationslager können den Leser ziemlich belasten. Der Autor untersucht ebenso gründlich den Widerstand oder die Situation der sowjetischen Kriegsgefangenen und anderer Opfergruppen. Die zusammenfassenden klugen Überlegungen am Schluss runden das Werk ab.

In vielen Fragen hat Christoph Dieckmann nun einen hohen Standard gesetzt, an dem andere Forschungen zur deutschen Okkupation im Baltikum in Zukunft gemessen werden. In vielen Aspekten betritt er Neuland und bereichert unser Wissen über die deutsche Besatzung Litauens wesentlich. Zweifelsohne handelt es sich um ein großes Werk, vielleicht um das Hauptwerk des derzeit am renommierten Frankfurter Fritz-Bauer-Institut tätigen, aber weiterhin in Großbritannien lehrenden Historikers Dieckmann. Eine knappe Rezension kann all dem kaum gerecht werden und auch nicht auf alle aufgeworfenen Fragen eingehen. Aber die Probleme eines zu langen Textes dürfen nicht verschwiegen werden. Kaum jemand wird die beiden Bände komplett durchlesen und der Verfasser diskutiert manche Themen, die er vielleicht besser weggelassen hätte.

OLAF MERTELSMANN

OLAF MERTELSMANN: *Everyday Life in Stalinist Estonia* (Tartu Historical Studies, 2). Peter Lang Verlag. Frankfurt 2012. 163 S. ISBN 9783631623091; DERS.: *Die Sowjetisierung Estlands und seiner Gesellschaft* (Tartuer historische Studien, 1). Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2012. 157 S. ISBN 9783830062738.

Es scheint ein wachsender Trend zu sein, dass Historiker ihre bereits in Aufsatzform publizierten Forschungsergebnisse zu Sammelbänden zusammenfassen. Im estnischen Kontext lässt sich dies zumindest zum Teil dadurch erklären, dass die Anzahl der Monografien im Rückgang begriffen ist. Historiker schreiben zwar mehr als früher, doch hat sich die Form der Publikation der Forschungsergebnisse geändert. Da die Wissenschaftsbürokratie Artikel höher schätzt, werden diese den ausführlichen Gesamtstudien vorgezogen. Olaf Mertelsmann hat 2012 sogar zwei Aufsatzbände gleichzeitig publiziert (was seine Publikationsstatistik umfangreicher macht), einen auf Englisch und einen auf Deutsch, die insgesamt 18 Abhandlungen über den Stalinismus und die Sowjetisierung enthalten, die in den letzten zehn Jahren geschrieben worden sind. In den eher lakonisch gehaltenen Vorworten der anzuzeigenden Bände heißt es, diese sollen Texte bündeln, die entweder unveröffentlicht sind oder nur auf Estnisch oder Russisch bzw. an schwer zugänglichen Orten publiziert wurden. Die nun gesammelt vorliegenden Beiträge, so heißt es hier, seien aktualisiert, revidiert und um die neueste Literatur ergänzt worden (Sowjetisierung, S. 7).

In den Texten liegt das Hauptgewicht auf der Wirtschafts-, Sozial- und Alltagsgeschichte. Mertelsmann zufolge sind diese Bereiche im Vergleich zu Studien über die politische Geschichte, die Repressionsmaßnahmen und den Widerstandskampf in der Zeitgeschichte der baltischen Staaten unterrepräsentiert. Im Vorwort zur englischsprachigen Ausgabe führt der Autor die Hauptquellen seiner Forschungen an: Außer Archivforschungen stützt er sich auch auf mündliche Interviews und unveröffentlichte Biografien, die vor allem für die Alltagsgeschichte unersetzlich sind.

In der englischsprachigen Ausgabe finden sich Beiträge über den Begriff der „Sowjetisierung“, den Lebensstandard der Arbeiter in Estland von 1938 bis 1955, die Schnapsbrennerei in den 1940er Jahren, zur Frage, wie die Russen zu einem „nationalen Feind“ wurden, Widerstand und Anpassung in Nachkriegs Estland, die Überlebensstrategien unter den Bedingungen der Kolchoswirtschaft in der Stalinzeit, die Privatsphäre und das Medienpublikum während des frühen Kalten Krieges, die Freizeit unter dem Stalinismus und das Jahr 1956 in der Estnischen SSR. Der deutschsprachige Sammelband beginnt ebenfalls mit der Erläuterung des Begriffs der „Sowjetisierung“. Die folgenden Texte thematisieren die Sowjetisierung des Alltags, die Beziehungen zwischen der estnischen Bevölkerung und den „Okkupanten“ in den 1940er und 1950er Jahren, den Wiederaufbau,

die Überlebensstrategien in der Nachkriegszeit, die Freizeit unter dem Stalinismus, wirtschaftliche und soziale Folgen des frühen Kalten Krieges sowie die Lebenserwartung in der frühen Estnischen SSR. Wie aus dieser Themenliste hervorgeht, stimmt der Inhalt der Publikationen zum Teil überein. Im Folgenden soll ausführlicher auf solche Studien eingegangen werden, die nach Ansicht des Rezensenten zum Verständnis der Nachkriegszeit in der Estnischen SSR beitragen und neue Gesichtspunkte eröffnen bzw. für ein breiteres Publikum von Interesse sind.

Bei der Erforschung der Geschichte Estlands und der ganzen baltischen Region in der Nachkriegszeit kann der Begriff der „Sowjetisierung“ keineswegs umgangen werden. Die Bestimmung dieses Terminus, seine Geschichte und Nutzung als „sowjetisches Modell“ eignen sich gut als Einleitung in die beiden Aufsatzbände. Mertelsmann hat diesen Terminus bereits in einem 2003 erschienenen Sammelband zur Sowjetisierung der baltischen Staaten analysiert.¹ Ihm zufolge sei „Sowjetisierung“ nach dem Oktober 1917 in Umlauf gekommen als Bezeichnung für den Versuch der Umsetzung eines bolschewistischen Machtmodells. In der UdSSR sei der Begriff in der Zwischenkriegszeit verwendet worden, aber spätestens in den 1950er Jahren komme er in sowjetischen Archivquellen nicht mehr vor. Dies könnte nach Ansicht des Autors daran gelegen haben, dass der Begriff in den 1940er Jahren von den Exilbalten gebraucht wurde und in der westlichen Geschichtsschreibung sowie der Presse Verwendung fand, um die Umgestaltungen in den unter sowjetische Herrschaft gefallenen ost- und mitteleuropäischen Staaten zu beschreiben. Der Begriff der „Sowjetisierung“, inzwischen in Vergessenheit geraten, sei nach dem Zusammenbruch der UdSSR wieder in zunehmendem Maße in der Historiografie genutzt worden. Nach Ansicht Mertelsmanns sei er bei der Analyse der politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Änderungen in Estland nach 1940 bzw. 1944 durchaus gerechtfertigt.

Als geradezu sensationell kann die im deutschsprachigen Sammelband publizierte Kurzstudie über die Lebenserwartung während des Stalinismus angesehen werden. Mertelsmann bietet der Öffentlichkeit erstmals Angaben zur Lebenserwartung in den Nachkriegsjahren, die er auf Grundlage von Statistiken aus dem Russischen Staatlichen Wirtschaftsarchiv zur Sterblichkeit der estnischen Stadt- und Landbevölkerung ermittelt hat. Neben der Darlegung der Angaben zur Lebenserwartung mit Hilfe der sowjetischen Statistik kommt es dem Autor aber offenbar darauf an, die Unzuverlässigkeit der sowjetischen Bevölkerungsstatistiken um jeden Preis aufzuzeigen und zu beweisen, dass die Daten gefälscht worden seien. So

¹ The Sovietization of the Baltic States, 1940–1956, hrsg. von OLAF MERTELSMANN, Tartu 2003, S. 9–15. Die frühere estnischsprachige Version des Aufsatzes: OLAF MERTELSMANN: „Sovetiseerimise“ mõistet [Über den Begriff der „Sowjetisierung“], in: Eesti NSV aastatel 1940–1953. Sovetiseerimise mehhanismid ja tagajärjed Nõukogude Liidu ja Ida-Euroopa arengute kontekstis, hrsg. von TÕNU TANNBERG, Tartu 2007 (Eesti Ajalooarhiivi Toimetised, 15 [22]), S. 13–29.

sollen die sowjetischen Behörden behauptet haben, dass die Lebenserwartung sowohl in der UdSSR als auch in der Estnischen SSR im Jahre 1950 65 Jahre betrug. Zum Vergleich sei angeführt, dass die Lebenserwartung am Ende der 1930er Jahre in Estland bei 58,4 Jahren lag, aber nach Angaben der Volkszählung von 1959 bei den Männern auf 64,3 Jahre und bei den Frauen auf 71,6 Jahre stieg.

Woher stammen eigentlich diese dem Autor zufolge gefälschten Angaben zum Jahr 1950? Mertelsmann verweist in Bezug auf die UdSSR auf eine Übersicht aus der Feder des britischen Wissenschaftlers Angus Maddison, der in einer Tabelle seiner Studie tatsächlich Angaben zur Lebenserwartung in Russland in diesem Jahr anführt.² Zu Estland wurden bisher nicht einmal ungefähre Angaben aus dieser Zeit veröffentlicht. Sollte die sowjetische Statistik etwas publiziert haben, hätte dies Eingang in die Arbeiten estnischer Demografen finden müssen, und dies sogar dann, wenn die Zahlen fraglich gewesen wären. Leider bietet Mertelsmann keine Hinweise auf vergleichbare Studien. Eine Prüfung des Berichts des Internationalen Währungsfonds aus dem Jahre 2007, auf den er an dieser Stelle ausschließlich Bezug nimmt,³ führt zu einer Grafik, in der die Veränderung der Lebenserwartung in Europa und Estland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts veranschaulicht wird. Zwar sind die Daten aus der Grafik recht kompliziert zu erschließen, und die Skala sowie die Kurve der Lebenserwartung können eine geringe Verschiebung aufweisen, doch steht es außer Zweifel, dass dem Währungsfonds erst über die zweite Hälfte der 1950er Jahre Statistiken zur Verfügung standen. Zudem findet sich hier kein Hinweis darauf, dass die Lebenserwartung in Estland 1950 65 Jahre betragen hätte.

Umso wertvoller ist das Material aus dem russischen Archiv, das dem Autor als zuverlässig gilt. Es zeigt sich, dass die Lebenserwartung der estnischen Landbevölkerung 1950 54,9 Jahre betrug, wohingegen die Stadtbevölkerung mit nur 47,6 Jahren rechnen konnte. In der zweiten Hälfte der 1940er Jahre war die Lebenserwartung in Estland noch niedriger. 1947 sank sie im Falle der Stadtbevölkerung sogar auf nur 42,5 Jahre ab, was sich durch die schlechte Lebensmittelversorgung aufgrund des Hungers in der Sowjetunion und eine beträchtliche Zunahme der Stadtbevölkerung infolge der Zuwanderung erklären lässt. Angesichts dessen, dass nur die Zivilbevölkerung erfasst wurde, dürfte die Lebenserwartung insgesamt sogar noch niedriger gewesen sein, denn die Soldaten und Gefängnisinsassen, die zweifelsohne zu einer höheren Risikokategorie gehörten, wurden nicht berücksichtigt.

² ANGUS MADDISON: *The World Economy: A Millennial Perspective*, Paris 2001, S. 30.

³ IMF Country Report No. 07/256. Republic of Estonia: selected issues. International Monetary Fund, Washington DC, 2007, S. 31. Einsehbar unter dem URL: <http://www.imf.org/external/pubs/ft/scr/2007/cr07256.pdf> (letzter Zugriff 5.6.2012).

Einer näheren Vorstellung bedürfen auch Mertelsmanns Studien über die Veränderungen im Lebensstandard der Arbeiter in Estland in den Jahren 1938 bis 1955 sowie über die Lebensgrundlage und die Überlebensstrategien der Kolchosbauern; beide Texte befinden sich im englischsprachigen Sammelband. Während der erste hauptsächlich auf Archivforschungen basiert, werden im zweiten außer Archivmaterial auch personengeschichtliche Quellen wie etwa biografische Interviews, publizierte und handschriftliche biografische Texte sowie Antworten auf Umfragen des Estnischen Nationalmuseums (*Eesti Rahva Muuseum*) herangezogen. Die von Mertelsmann gezogenen Schlussfolgerungen über die wirtschaftliche Lage der Arbeiter in Estland kommen freilich nicht ganz unerwartet: Der Lebensstandard der Einwohner Estlands sei in der Stalinzeit niedriger als am Ende der 1930er Jahre gewesen. Der Verfasser führt dafür folgende Gründe an: den Krieg, die deutsche Okkupation und die Prinzipien des Nachkriegswiederaufbaus, welcher die Schwerindustrie bevorzugte. Ein Rückgang des Lebensstandards zeigte sich auch im Hinblick auf den Konsum. Der private Konsum machte an der sowjetischen Volkswirtschaft einen weit aus geringeren Anteil aus als in marktwirtschaftlich orientierten Staaten. Zu einem Rückgang des privaten Konsums trugen die Verminderung der Kaufkraft der Bevölkerung sowie ein Defizit an Verbrauchsgütern und Lebensmitteln bei. In die erbärmlichste Lage gerieten nach der Kollektivierung die Bauern, denn mit der Vergütung für die Arbeit im Kolchos konnte der Lebensunterhalt nicht bestritten werden. Daher wurden alternative Überlebensstrategien notwendig. Für die Kolchosbauern wurde das persönliche Stück Ackerland, dessen Größe etwa 0,6 Hektar pro Familie betrug, zu einer unentbehrlichen Unterhaltsquelle. Mitte der 1950er Jahre überstieg die Gesamtproduktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus privater Erzeugung der Kolchosbauern sogar die Produktion der Kolchose selbst. Dies lag Mertelsmann zufolge zum Teil daran, dass das Vermögen der Kolchose entwendet worden war. Zu den Überlebensstrategien im Kolchosalltag zählten des Weiteren Diebstähle, das Fernbleiben von der Arbeit, Müßiggang, Schnapsbrennerei, Sammeln von Pilzen und Beeren sowie das Verstecken der Tiere, die über die festgesetzte Norm hinausgingen. Einem Teil der Kolchosbauern gelang es, der Armut der Kolchose zu entkommen und in die Städte zu ziehen. Dies geschah im Allgemeinen auf legalem Wege, in der Mehrzahl der Fälle in Zusammenhang mit der Aufnahme eines Studiums.

Allerdings muss erneut auf die Statistiken eingegangen werden. Mertelsmann zeigt sich in der Regel vorsichtig und skeptisch gegenüber den offiziellen sowjetischen Statistiken. In einer früheren Studie ordnete er die Statistiken je nach Zuverlässigkeit in drei Gruppen ein.⁴ Zur ersten Gruppe

⁴ OLAF MERTELSMANN: Alatoitumuse tekitamine põllumajanduslikult rikkas piirkonnas: stalinistlik toiduainetega varustamise poliitika 1940. aastate Eestis [Die Auslösung der Unterernährung in einem landwirtschaftlich reichen Gebiet: die

gehören die Angaben, die in methodologisch korrekter Weise erfasst wurden und daher als zuverlässig gelten können. Dazu zählt der Autor Untersuchungen zu den Familienbudgets. Zur zweiten Gruppe zählen ihm zufolge Angaben, die auf Grundlage einer falschen Methode erfasst wurden, wie z.B. Angaben zur Industrieproduktion, der etwa die Inflationsrate nicht hinzugerechnet wurde. Zur dritten Gruppe gehören Zahlenreihen, die Anzeichen für Fälschungen aufweisen, zu denen Mertelsmann offensichtlich die Statistiken zur Lebenserwartung zählt (bis auf die eine, die er nutzt). In einem der nun vorgelegten Beiträge gibt es eine Tabelle mit detaillierten Angaben zur Herkunft der Lebensmittel bei Arbeiterfamilien in den Jahren 1952 bis 1956. Im Aufsatz über den Lebensstandard der Arbeiter ist daneben zum Vergleich eine Tabelle zum Lebensmittelkonsum in den Arbeiterfamilien von 1952 bis 1956 angebracht. Da diese Daten auf Budgetuntersuchungen zurückgehen, ist anzunehmen, dass Mertelsmann sie als korrekt ansieht. Werden die besagten Tabellen jedoch miteinander verglichen, so zeigt sich, dass etwas nicht stimmt. Die größten Diskrepanzen gibt es im Hinblick auf den Konsum von Kartoffeln. Betrachten wir etwa das Jahr 1952. Wenn eine Arbeiterfamilie – Familien von Kolchosbauern gehören nicht dazu – damals durchschnittlich 12,4 kg Kartoffeln monatlich pro Familienmitglied verzehrte, so wurden nach Auskunft der anderen Tabelle 17,3 kg Kartoffeln pro Familienmitglied im Einzelhandelsnetz des staatlichen Handelswesens, auf dem Markt und aus privater Hand besorgt. Noch größere Abweichungen gibt es in Hinsicht auf die späteren Jahre. 1956 belief sich der Unterschied zwischen dem Verbrauch und der Besorgung bereits auf das Doppelte, denn von den besorgten Kartoffeln im Umfang von 23,5 kg pro Familienmitglied wurden durchschnittlich 12 kg monatlich verzehrt. Es kann nicht stimmen, dass sich eine Arbeiterfamilie 1956 pro Familienmitglied im Monat durchschnittlich über 6 kg Kartoffeln mehr als 1952 besorgte, von dieser Menge jedoch fast die Hälfte nicht verzehrte. Das weist darauf hin, dass nicht einmal die sowjetischen Budgetuntersuchungen korrekt sein müssen. Worauf die Diskrepanzen in den Zahlenreihen zurückzuführen sind, kann ohne Kenntnis der Besonderheiten bei der Erstellung der Budgetstatistiken nicht erklärt werden. Wahrscheinlich war es realiter nicht möglich, den Ursprung der Lebensmittel auf den Esstischen der Bevölkerung zu überprüfen.

Die im englischsprachigen Sammelband publizierte Untersuchung über die Schnapsbrennerei in Estland in den 1940er Jahren setzt sich mit zwei wichtigen Fragen auseinander. Zum einen geht es um die illegale Herstellung von Schnaps. Mertelsmann zufolge stellte der Fusel eine wichtige Einnahmequelle für die estnischen Bauernhöfe dar. Seinen Angaben zufolge beschäftigte sich ein Großteil der Bauernhöfe damit. Der in privaten Haushalten illegal gebrannte Schnaps wurde als Beamtenbestechung

stalinistische Politik der Lebensmittelversorgung in Estland in den 1940er Jahren], in: Ajalooline Ajakiri 2010, Nr. 2, S. 191-211.

eingesetzt, er war eine gefragte Ware auf dem Schwarzmarkt und diente als liquides Ersatzgeld. Die Behörden blieben dieser gesetzwidrigen Tätigkeit gegenüber verhältnismäßig passiv. Daher nimmt der Autor an, dass die Beamten selbst ebenfalls Fusel brannten und Alkohol missbrauchten. Die negativste Folge der illegalen Schnapsherstellung war die Verbreitung des Alkoholismus in ländlichen Gegenden, wo dieser zu einem ernsthaften sozialen Problem wurde. Mertelsmann zufolge wurde in Estland in den 1940er Jahren wegen des hohen Preises und der Schwierigkeiten, legal Alkohol zu bekommen, in erster Linie privat hergestellter Schnaps konsumiert. Aufgrund des Ausfalls der Produktionsbasis infolge der Kollektivierung wurde er in kurzer Zeit durch staatlicherseits hergestellten Alkohol ersetzt, dessen Produktion Anfang der 1950er Jahre zunahm. Wurden 1940 für den estnischen Binnenmarkt 3,5 Mio. Liter Alkohol legal hergestellt, stieg das Produktionsvolumen bis zum Jahr 1956 auf 10 Mio. Liter. Zwar liegen keine quantitativen Angaben zur illegalen Alkoholherstellung vor, doch glaubt Mertelsmann, das Volumen der illegalen Produktion in den 1940er Jahren abschätzen zu können. Seiner Ansicht nach dürfte dies „nach vernünftiger Einschätzung“ zwischen 10 bis 20 Mio. Litern jährlich gelegen haben (Everyday Life, S. 51). Er kommt zu der unglaublichen Schlussfolgerung, dass die Herstellung von Fusel an einem bestimmten Zeitpunkt sogar ein Zehntel des Bruttoinlandsproduktes der Republik ausgemacht habe. Da der Rezensent kein Wirtschaftshistoriker ist, wäre es gewagt, diese Angaben zu kommentieren, doch wirft diese Studie über das Schnapsbrennen mehr Fragen auf, als sie Antworten gibt. Wie hoch war in den 1940er Jahren die Produktion von legalem Alkohol? Überstieg die illegale Schnapsbrennerei in jedem Fall die legale Herstellung von Alkohol? Wurde bei der Messung des Alkoholkonsums auch die Verringerung der Einwohnerzahl Estlands berücksichtigt? Welchen Einfluss übte der erhebliche quantitative Rückgang der Männer in den Jahren des Zweiten Weltkrieges auf den Alkoholkonsum aus?

Der im englischsprachigen Sammelband abgedruckte Aufsatz über das nationale Feindbild der Esten dürfte für einen ausländischen Forscher für das Verständnis der nationalen Leiden, Ängste und Komplexe der Esten in der jüngsten Vergangenheit sehr hilfreich sein. Vermutlich macht seine Herkunft es dem Autor auch etwas leichter, einen für die Esten recht unbequemen Aspekt, ihre von nationalen Vorurteilen und Tabus umwobene Einstellung zu den Russen, emotionsfrei zu analysieren. Mertelsmann interessiert sich für die Frage, wie im Blick der Esten die Russen die Deutschbalten als nationaler Feind Nr. 1 ablösten. Die Veränderungen des Bildes werden in historischer Perspektive mentalitätsgeschichtlich betrachtet. Die Entstehung des neuen nationalen Feindbildes ordnet der Autor der stalinistischen Periode zu, d.h. den 1940ern und dem Beginn der 1950er Jahre. Als Gründe werden die Deportation und der Terror, die Gewaltakte, die Kriminalität und die Armut angeführt. Darüber hinaus

wird als ein wichtiger Faktor die Migration aus den übrigen Sowjetrepubliken hervorgehoben, die für die Esten immer wieder mit unangenehmen Alltagserfahrungen verbunden war. Doch hat Mertelsmann auch etwas am kollektiven Geschichtsbild der Esten auszusetzen. Seiner Ansicht nach sei unter den Esten eine einseitige Auffassung verbreitet, als seien sie die einzigen Opfer der Verbrechen der Sowjetmacht, die von Russen begangen worden seien. Ein Großteil der Esten ignoriere die Tatsache, dass auch Russen unter der Diktatur Stalins zu leiden hatten. Auf Grundlage seiner eigenen subjektiven Beobachtungen und Erfahrungen kann der Rezensent jedoch versichern, dass sich die Mehrzahl der Esten nicht als Opfer der sowjetischen Macht sieht. Die zahlenmäßig stärksten Altersgruppen der estnischen Bevölkerung haben die kommunistischen Grausamkeiten nicht mehr persönlich erlebt. Gewisse Altersgruppen neigen im Gegenteil geradezu zu einer Idealisierung der Sowjetmacht, da auf die Kindheit oder die Jugendjahre in aller Regel nostalgisch zurückgeblickt wird. Und die Leiden der Russen zur Stalinzeit? Es ist zu bezweifeln, dass sich die normale Bevölkerung der Russischen Föderation dessen bewusst ist, weshalb es umso mehr unangebracht ist, den Esten die Ignoranz dieses Umstands zur Last zu legen.

Die in der englischsprachigen Publikation abgedruckte Studie über den Widerstand und die Anpassung in Nachkriegsestland wurde noch nicht publiziert. Ihre Problemstellung ist für den Kontext der estnischen Geschichtsschreibung durchaus ungewöhnlich, wurde doch der bewaffnete Widerstand in Nachkriegsestland bisher noch nicht vor dem Hintergrund des Phänomens der Anpassung an die Sowjetmacht betrachtet. Allerdings hätte man im Hinblick auf die Anpassungsprozesse eine ausführlichere Analyse erwarten können, wenngleich gegen die konkreten Beispiele nichts einzuwenden ist. Mertelsmann betont drei Aspekte: die Veränderung der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung, die Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei und die Repressionsmaßnahmen. Die Veränderungen in der ethnischen Zusammensetzung sieht der Autor als einen Faktor an, der zur Beschleunigung der Anpassung beigetragen habe. Die Sowjetmacht habe zum einen mit denjenigen, die nach dem Krieg ins Land kamen, an Befürwortern gewonnen, und zum anderen ging die Zahl der Widerstandskämpfer stetig zurück, zumal viele Leute im Krieg gefallen, in den Westen geflohen oder Repressalien ausgesetzt waren. Die Zunahme der Mitglieder in der Kommunistischen Partei gilt Mertelsmann als ein weiterer wichtiger Indikator für den Anpassungsprozess. Es sei jedoch ergänzt, dass in den 1940er Jahren vor allem diejenigen Aufnahme in die Partei fanden, die in der Roten Armee gekämpft und sich in der sowjetischen Etappe aufgehalten hatten, wobei die als Arbeitskräfte in die Estnische SSR geschickten Esten und Russen aus der UdSSR zahlenmäßig am stärksten vertreten waren. Wird die Verschärfung der parteilichen Kontrolle mit Anpassung gleichgestellt, so ist dieser Faktor

tatsächlich als wichtig anzusehen. Schließlich nennt Mertelsmann noch die Repressionsmaßnahmen als durchaus ambivalenten Faktor. Zum einen hätten sie der Widerstandsbewegung Auftrieb gegeben, doch zum anderen aufgrund der verbreiteten Angst vor Arretierung und der Einschüchterung der Bevölkerung dazu beigetragen, dass die Hilfsleistungen an den Widerstand zurückgingen. Nach Mertelsmann erwiesen sich die Repressionsmaßnahmen im Hinblick auf die Bekämpfung der Widerstandsbewegung in längerer Perspektive als erfolgreich, wobei er nicht vergisst, nicht-repressive Methoden wie z.B. die Amnestien zu erwähnen.

Mertelsmann entwickelt in Hinsicht auf die Widerstandsbewegung einen interessanten Gedanken. Seiner Meinung nach wurde die bloße Tatsache, dass Widerstand geleistet wurde, zu einem Teil der estnischen Identität. Tatsächlich können Anzeichen dafür in der aktuellen Rezeption der Waldbrüder erkannt werden. Zumindest einen gewissen Beitrag zur Gestaltung dieser Identität dürfte auch die estnische Historiografie geleistet haben, welche die stalinistische Periode mehr oder weniger als Zeit des Widerstands charakterisiert, und in der von einer Anpassung an das Regime erst in Hinsicht auf die Periode seit etwa Mitte der 1950er Jahre gesprochen wird.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass Mertelsmann in der Politik der sowjetischen Behörden den Anlass für die bewaffnete Widerstandsbewegung erkennt. Er stellt fest, dass sich infolge des wirtschaftlichen Elends, des öffentlichen Terrors und der Gewaltakte eine Partisanenbewegung entwickelt habe. Womit er sich nicht einverstanden erklärt, ist die Gesamtzahl der Waldbrüder, die Mart Laar vor ein paar Jahrzehnten auf 30 000 bestimmt hat und die als allgemein akzeptiert gilt – allerdings unter dem Vorbehalt, dass nur ein Drittel davon tatsächlich zu den aktiven Kämpfern zählte. Da die Bewegung jedoch verhältnismäßig passiv geblieben sei, hält Mertelsmann auch diese Zahl für zu hoch. Es habe schließlich keine großen militärischen Zusammenstöße gegeben und die Zahl der Opfer auf beiden Seiten sei im Vergleich etwa zur Litauischen SSR oder zur West-Ukraine sehr viel geringer gewesen. Als zusätzliches Argument führt er die Tatsache an, dass es der Widerstandsbewegung an einer zentralen Organisation gefehlt habe. Realistische Zahlen finden sich bei Mertelsmann jedoch nicht. Der Autor nimmt lediglich an, dass etwa 1 000 bis 2 000 Männer zur gleichen Zeit gekämpft hätten, während sich ein Großteil der Waldbrüder verborgen gehalten habe und nicht am aktiven Kampf beteiligt gewesen sei.

Bei der Ermittlung der Zahl der Waldbrüder sehen wir uns nach wie vor mit quellenkritischen Problemen konfrontiert. Die Dokumente der Staatssicherheitsbehörden der UdSSR gelten als unzuverlässig. Unter Berücksichtigung derjenigen, die im Laufe der gegen die Waldbrüder unternommenen Operationen gefallen sind, arretiert oder legalisiert wurden, könnte man jedoch realistischere Angaben vorlegen. Aber auch diese Zahlen wären

immer noch nicht annähernd richtig. Auch Mertelsmann hält es für möglich, dass die Organe der Staatssicherheit die potentielle Gefahr und die Zahl der Kämpfer absichtlich höher ansetzten, um die eigene Existenz zu rechtfertigen und für sich Pluspunkte zu verbuchen. Lässt man diese Zweifel beiseite, dann kann man annehmen, dass in der Statistik der Staatssicherheit solche Personen unberücksichtigt blieben, die eines natürlichen Todes starben, die aus irgendeinem Grund nicht entdeckt werden konnten, die sich für kürzere Zeit verbargen und einen legalen Status genossen sowie die zu den Kriminellen gezählt wurden. Damit soll keineswegs behauptet werden, dass die Ermittlung einer realistischen Zahl der Waldbrüder vollkommen hoffnungslos ist. Am besten wäre es, auf der Grundlage methodisch abgesicherter Archivarbeit eine Datenbank der Widerstandskämpfer zu erstellen.

Die estnische Geschichtsschreibung hat viel dadurch gewonnen, dass sich Olaf Mertelsmann Anfang der 2000er Jahre an die Erforschung des Stalinismus am Fallbeispiel Estland gemacht hat. Seine Forschungsarbeit hat einerseits unsere Kenntnisse über die wichtigen Probleme, welche die estnische Gesellschaft während der sowjetischen Okkupation charakterisierte, erweitert und andererseits aufgezeigt, welche methodologischen Ansätze und Möglichkeiten es bei der Erforschung dieser Zeit gibt.

OLEV LIIVIK

KRISTIN ROTH-EY: *Moscow Prime Time. How the Soviet Union Built the Media Empire that Lost the Cultural Cold War*. Cornell University Press. Ithaca u.a. 2011. ISBN 9780801448744; *The Baltic Sea Region and the Cold War* (Tartu Historical Studies, 3). Hrsg. von OLAF MERTELSMANN und KAAREL PIIRIMÄE. Verlag Peter Lang. Frankfurt am Main u.a. 2012. 292 S. ISBN 9783631623107.

Auf den ersten Blick scheinen die beiden hier zur Besprechung anstehenden Werke wenig miteinander zu tun zu haben, sieht man einmal von der Erwähnung des Kalten Kriegs im Titel ab. Ein zweiter Blick jedoch erlaubt uns einen Einblick in die Bandbreite, die gerade die *Cold War Studies* mittlerweile auszeichnet. Schwächen und Stärken dieser Forschungsrichtung können dabei ganz unterschiedlich gewichtet werden. Olaf Mertelsmann und Kaarel Piirimäe haben aber zweifellos recht, wenn sie in ihrem reichlich knappen Vorwort erklären, dass „leider“ für einen Großteil der Forschung der nationale Rahmen ausschlaggebend sei, während die

„transnationalen Aspekte“ des Kalten Krieges in der Ostseeregion (einschließlich der UdSSR) zum Teil ausgeblendet würden. Zugleich stellen sie fest, dass die Geschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr nur als bipolare Konfrontation konzipiert werden könne, da der Eiserne Vorhang nicht undurchdringlich gewesen sei und es eine Vielzahl an Kontakten „in such fields as economics, culture, media or tourism“ gegeben habe (S. 7). Und genau hier kommt Kristin Roth-Eys Studie ins Spiel, die ein brillantes Beispiel dafür ist, wie kulturwissenschaftliche Forschung unser Verständnis der sowjetischen Gesellschaft (die *per se* transnational war) vor dem Hintergrund der globalen Konfrontation der Systeme erweitern kann.

In der Perspektive diverser *turns* der letzten Dezennien bestätigt der Sammelband allerdings die Kritik seiner Herausgeber. Auf den ersten hundert Seiten kreisen Kari Alenius, Eero Medijainen, Kaarel Piirimäe und Pauli Heikkilä um die diplomatische Frage, ob die sowjetische Annexion der baltischen Staaten 1940 von verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten *de jure* (oder doch nur *de facto*) anerkannt worden sei. Vahur Made setzt diesen Aspekt in zwei Artikeln fort, welche sich mit der Haltung Finnlands bzw. der VR China zur „baltischen Frage“ beschäftigen. Zu den Akteuren all dieser Texte zählen baltische Exilaktivisten (meist Esten, kaum einmal treten auf den Seiten dieses Bandes Letten oder Litauer hervor) und nicht-baltische Diplomaten, deren Formulierungen die Autoren nachspüren: Haben sie – oder doch nicht? – die Annexion anerkannt? Dabei wird in solider Quellenarbeit durchaus Interessantes auf hohem Niveau diskutiert: Begann der Kalte Krieg im Ostseeraum schon 1939 (oder – eine Ergänzung des Rezensenten – gar 1917)? Wie ernst nahmen die Amerikaner ihre Nicht-Anerkennung? Wie stark beeinflussten sie die Briten in ihrer Haltung? Welche Position nahm das baltische Exil zur europäischen Einigung ein? War die „non-declaration policy“ der Finnen in der baltischen Frage Voraussetzung dafür, dass der Eiserne Vorhang im Finnischen Meerbusen seit Ende der 1950er Jahre durchbrochen werden konnte? Im Ganzen geben diese Beiträge ein komplexes Ganzes wieder, das man den diplomatischen Rahmen des Kalten Krieges im Ostseeraum nennen könnte, auch wenn hier die baltische Frage eindeutig im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht, und nicht etwa die schwedische Neutralität oder die kulturdiplomatischen Aktivitäten der Ostseerainer im Rahmen des Systemkonflikts – von der Frage nach der Undurchlässigkeit des Eisernen Vorhangs oder der Transnationalität diplomatischer Praktiken ganz zu schweigen.

Der Band hätte insgesamt sicher gewonnen, wenn die unterschiedliche thematische Ausrichtung der Beiträge sich in seiner Struktur gespiegelt hätte, all die bislang genannten Texte also in einem Block gebracht worden wären. Doch wurde bei der Anordnung der Artikel von einer nicht immer überzeugenden Chronologie ausgegangen. So sind selbst die beiden Texte

zum Thema Luftaufklärung und Geheimdienstaktivität im Ostseeraum von Sigurd Hess und James G. Connell, Jr. an verschiedenen Stellen platziert, wohl weil Connell sich grundsätzlich über russisch-amerikanische Untersuchungen zum Schicksal von im feindlichen Luftraum abgeschossenen Piloten äußert, die nach 1991 stattfanden, während Hess einzelne Episoden westlicher Spionage aus den Jahren des Kalten Kriegs beleuchtet.

Dazwischen verstreut finden sich aber auch Beiträge, in denen Fragen behandelt werden, die abseits dieser Dominante „harter Themen“ der Blockkonfrontation angesiedelt sind. So sehr sie diesen Band zweifellos bereichern, können auch sie den Eindruck einer gewissen Zufälligkeit nicht verschleiern. Völlig aus dem Rahmen fällt Martins Kaprans' interessante Analyse der Narrative lettischer Autobiografien aus den Jahren seit 1991, wobei der Autor sich der Praxis vieler Autoren widmet, die Sowjetzeit im Kontext der eigenen Vergangenheit zu „normalisieren“. Olaf Mertelsmann stellt die These auf, der Kontext des Kalten Krieges habe die Lebensbedingungen der Menschen in der Estnischen SSR nachhaltig negativ beeinflusst, da die UdSSR sich zur Aufrüstung gezwungen sah, anstelle den Menschen das Leben zu erleichtern. Zwar könne man die soziale Krise der Jahre nach 1944 nicht allein mit dem Kalten Krieg erklären, doch hätte es, bezogen auf die ESSR, durch Mangelernährung und andere Faktoren mehr indirekte Todesopfer dieses internationalen Konflikts gegeben als in Folge von Massendeportationen und Guerillaaktivitäten (S. 153). Setzt man diese Trennung absolut, wären die Konsequenzen des Kalten Krieges schlimmer gewesen als die der Sowjetisierung. Letztlich bleibt dies jedoch Spekulation, denn wenn nicht der Kalte Krieg im Westen der UdSSR „hot“ geworden wäre, wie Mertelsmann hier etwas überspitzt behauptet – die „Waldbrüder“ als Akteure des Kalten Krieges –, heißt das ja nicht, dass Sowjetisierung ohne Großmachtkonfrontation ein friedlicher Prozess gewesen wäre.

Wenigstens Virpi Kaisto, Pierre-Frédéric Weber und Lars Fredrik Stöcker versuchen, der Klage der Herausgeber über die weithin dominierenden nationalen Rahmen der Forschung transnationale Ansätze entgegenzustellen. Kaisto verschafft uns Einblicke in den Alltag des finnisch-sowjetischen *joint venture* einer Papierfabrik in Svetogorsk, wobei die finnischen Akteure erhebliche Kenntnisse dieser speziellen Form der Kooperation sammelten, die späteren bilateralen Projekten zugutekamen. Dass für die finnischen Arbeiter die Grenze geöffnet wurde, es aber einen ganzen Katalog an Verhaltensmaßregeln gab (kein Kontakt zu russischen Kollegen!), macht den politischen Charakter dieser Zusammenarbeit deutlich. Weber wiederum untersucht die Grenzregion des Stettiner Haffs nach 1945 und macht auf das erhebliche Konfliktpotential aufmerksam, das sie nicht zuletzt aufgrund der faktisch sowjetisierten Oder für die Anrainer DDR, VR Polen und sogar die ČSSR barg; Letztere wickelte offenbar nicht zuletzt deshalb einen weitaus größeren Anteil ihres Außenhandels über

Hamburg als über Szczecin ab. Stöcker schließlich zeigt die Möglichkeiten und Schwierigkeiten estnischer Exilaktivitäten in Stockholm. Schwedische Politiker, andere estnische Exilzentren, sowjetische Praktiken und die – immer geheimnisvoller werdenden – Landsleute in der ESSR waren die Fixpunkte, an deren sich diejenigen zu orientieren hatten, deren anti-sowjetische Agenda vielen Realpolitikern bald zu weit ging. Deutlicher als bei Heikkilä tritt bei Stöcker auch der Generationsfaktor zutage, der in Vielem die Richtung der Exilpolitik beeinflusst hat. Die Behauptung jedoch, Stalins Sowjetunion hätte es vermocht, „nearly every aspect of life“ in den baltischen Republiken zu kontrollieren (S. 119), dürfte der extensiven Lektüre von Dokumenten des Exils zuzuschreiben sein.

Sowjetische Kulturdiplomatie schließlich steht im Mittelpunkt von Kim Frederichsens Beitrag über die Gesellschaft für Zusammenarbeit zwischen Dänemark und der UdSSR. Immerhin verfügte diese in Kopenhagen über eine eigene Immobilie, was, auch wenn sie aus Moskau subventioniert wurde, im europäischen Kontext einmalig war. Dass in einer im Umkreis dieser Freundschaftsgesellschaft Ende der 1970er Jahre entstandenen dänischen Publikation behauptet werden konnte, die baltischen Völker hätten überhaupt kein Interesse an ihrer Unabhängigkeit und in jeder sowjetischen Kantine stehe ein Softisautomat (S. 199), klingt zwar für heutige Leser nur noch absurd, spiegelt aber eine gern verdrängte Seite der Systemkonfrontation. Die ebenso aus heutiger Sicht überraschende Überzeugung der dänischen Sowjetfreunde aus der Nachkriegszeit, sowjetische Filme könnten kommerziell mit Hollywood-Produktionen konkurrieren, führt uns hinüber in das Medienimperium, das den Kalten Krieg verlor, um Roth-Eys Untertitel zu zitieren.

Kristin Roth-Ey demonstriert überzeugend, dass die wesentlichen Elemente dieses Medienimperiums – Kino, Radio, Fernsehen – ihre Legitimation aus der Systemkonfrontation zogen, weshalb sie pointiert von einem „erfolgreichen Misserfolg“ sprechen kann (S. 1). Denn so sehr die sowjetischen Medien das eigene Publikum in ihren Bann zogen, blieben sie doch hoffnungslos unterlegen, wenn sie in direkte Konkurrenz zum Westen traten (S. 66). Aber auch, wenn man sich den ideologischen Anspruch sowjetischer Kultur vergegenwärtigt, kann man von einem „erfolgreichen Misserfolg“ sprechen, denn je erfolgreicher ein sowjetischer Film in den eigenen Kinos lief, desto mehr kann man davon ausgehen, dass er sich nicht in den offiziellen Rahmen fügte, der dem Kino eine moralische und ästhetische Erziehungsaufgabe zuschrieb (S. 130). Diesem eigenen Gebot widersetzte sich das sowjetische Kino jedoch bereits im Spätstalinismus der unmittelbaren Nachkriegszeit, als Trophäenfilme die Leinwände beherrschten: Wohl nicht nur in Riga lief rund um die Uhr „Die Frau meiner Träume“ mit Marika Rökk, der meistgesehene Film in der Sowjetunion der 1940er Jahre, und 1952 standen vier „Tarzan“-Filme an der Spitze der Zuschauerzahlen. All das wurde zwar durchaus als „bourgeoise Propaganda“ entlarvt,

doch bedeutete der Vertrieb von erbeuteten Filmen auch, dass die Kassen klingelten (S. 39-43). Egal ob Holly- oder Bollywood: „Westliche“ Filme blieben stets ein Kassenmagnet; es war aber ein mexikanisches Melodrama namens „Esenija“ (Yesenia, 1971), das nach Auskunft der Zuschauerzahlen der beliebteste Film war, der je in sowjetischen Kinos lief. Demgegenüber kamen sowjetische Produktionen im Westen selbst zu Zeiten des *Sputnik*-Booms am Ende der 1950er Jahre kaum je über den Status von Filmen für ein meist akademisches Spezialpublikum hinaus, selbst wenn etwa „Die Kraniche ziehen“ (*Letjat žuravli*) 1958 in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet wurde.

Die Zeit Chruščevs brachte eine irreversible Öffnung der sowjetischen Kulturlandschaft für Einflüsse aus dem Westen, was Roth-Ey eindrücklich anhand der Entwicklung des sowjetischen Starkults herausarbeitet. Ging die ideologische Kulturauffassung des Regimes davon aus, dass die Rolle wichtiger als der Schauspieler sei, der keine Fans, sondern höchstens Imitatoren haben dürfte, drehte das Publikum dieses Verhältnis um. Die Kulturbürokratie musste in der Folge damit leben lernen, dass der Schauspieler Nikolaj Rybnikov z.B. nicht etwa wegen seiner Rolle als heldenhafter Bauarbeiter zu einem Vorbild wurde, sondern weil er als Star gleichsam außerhalb des sowjetischen Alltags stand. In der Folge deckten selbst sowjetische Filmzeitschriften dieses Bedürfnis des Publikums nach Individualisierung der Schauspieler ab.

Auch das sowjetische Radiowesen steckte voller Widersprüche. Einerseits wurde die Versorgung der Bevölkerung mit Kurzwellenempfängern befördert, andererseits konnten mit diesen Geräten auch die „Stimmen“ der westlichen Stationen *Voice of America*, *BBC* oder *Radio Liberty* empfangen werden – in Roth-Eys Worten „the irony of *radiofikatsiia*“ (S. 135).¹ Diese Stationen wiederum mit Störsendern unschädlich zu machen, war nicht nur teuer, sondern behinderte z.B. 1958 in der Litauischen SSR den Empfang von Vilnius TV (S. 137f.); gehört wurden sie trotzdem. Willis Conover, der Moderator der *Jazz Hour* auf *Voice of America*, wurde zu einer Kulturikone der Nachkriegszeit – und als solche 1967 in Tallinn empfangen, als mit dem Charles Lloyd Trio erstmals eine US-Jazzband auf dem Festival „Tallinn-67“ auftrat.² Paradoxerweise gehörte es aber durchaus zu den Qualitäten eines kultivierten Sowjetbürgers, Fremdsprachen zu beherrschen, weshalb das Hören fremder Stationen nicht *per se* kriminalisiert werden konnte. Es blieb eine Grauzone: Als 1968 ein Mann aus Versehen seinen eigenen Empfänger mit einem Lautsprechersystem verband, wodurch er einen ganzen Strand in der Estnischen SSR mit *Voice of America* beschallte, wurde das Verfahren rasch eingestellt (S. 142).

¹ Siehe hierzu auf den Seiten dieser Zeitschrift SIMO MIKKONEN: Gefährliche Republiken – Moskaus Medienpolitik im besetzten Baltikum, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 184-204.

² VALTER OJAKÄÄR: Sirp ja saksofon. Eesti levimuusika ajaloost 3 [Sichel und Saxofon. Aus der Geschichte der estnischen Unterhaltungsmusik 3], Tallinn 2008, S. 368.

Zugleich wurde versucht, das sowjetische Radio zu reformieren, indem der Sender *Majak* (Leuchtturm) 1964 gestartet wurde. Erneut ergab sich ein Paradox: Wollte man dem Einfluss der „Stimmen“ etwas Eigenes entgegensetzen, näherte man sich unwillkürlich den Formaten des Gegners an und widersetzte sich zugleich den Geboten des offiziellen propagandistischen Auftrags. Interessanterweise zählte zu den Vorbildern, an denen sich dieses neue Informations- und Unterhaltungsprogramm orientierte, das estnische Radio, das ja seinerseits auf den Konkurrenzkampf mit den Programmen aus Finnland zu reagieren hatte (S. 168f.). Letzten Endes, so die Pointe der Autorin, produzierten die „Stimmen“ umfangreiche Gegenreaktionen – Störsender genauso wie neue Programme –, weshalb sie ganzen Kohorten von Bürokraten und Medienleuten als Legitimation ihres Tuns dienen konnten.

Und das Fernsehen? Auch hier folgte in offizieller Sicht der Aspekt Unterhaltung erst nach den Zielen der politischen Erziehung und Mobilisierung sowie der kulturellen Aufklärung. Den Menschen *kul'turnost'* nahezubringen, blieb vornehmste Aufgabe der Medien, auch wenn die Funktionäre den Geschmack der Mächtigen stets zu berücksichtigen hatten – und die Brežnev-Sippe liebte eben Eishockey- und Eiskunstlaufübertragungen (S. 279). Live-Produktionen wurden, als die technischen Möglichkeiten es erlaubten, zugunsten von aufgezeichneten Sendungen aufgegeben (was auch jobsichernd für die Mitarbeiter in den Studios war). Dies traf 1968 auch das äußerst populäre studentische Comedy-Programm „KVN“ (*klub veselych i nachodčivych* = Club der Lustigen und Einfallsreichen), um die Inhalte besser kontrollieren zu können; dass die Reihe 1972 eingestellt wurde, lag Roth-Ey zufolge hingegen an den immer professioneller auftretenden Teams, die das Programm in „show business“ ausarten ließen und den Amateurcharakter der Auftritte untergruben (S. 259f.). Typisch für die Verhältnisse in der Sowjetunion scheint der in einer Anmerkung versteckte Hinweis zu sein, dass ein erfolgreicher Trainer aus Odessa Teams aus Riga, Minsk und Baku coachte, um den Moskauer Teams eins auszuwischen.³

„Moscow Prime Time“ ist ein faszinierender kulturwissenschaftlicher Ausflug in die sowjetische Medienwelt, die vor allem aus der Perspektive der Partei und der eigentlichen Macher analysiert wird. Man mag kritisieren, dass die Zuschauer für den Leser das Enigma bleiben, das sie wohl auch für die Produzenten und Regisseure dargestellt haben. Aber dieses Buch bietet viel: Es verknüpft politische Entscheidungsprozesse, technische Möglichkeiten, ökonomische Erwägungen und Statistiken mit konkreten Filmen, TV-Programmen und Anekdoten aus der umfangreichen Memoirliteratur. All das wird in einer hoch sensiblen Sprache mit einem feinen

³ Gegenseitige Sympathien von Vertretern der Peripherien, gerichtet gegen die antizipierte Über- bzw. Vormacht Moskaus, sind z.B. auch aus dem Bereich des Fußballs bekannt: MANFRED ZELLER: „Our Own Internationale,“ 1966: Dynamo Kiev Fans between Local Identity and Transnational Imagination, in: *Kritika* 12 (2011), S. 53-82.

Gespür für Ironie dargebracht, der anzumerken ist, wie sehr die Autorin von den Paradoxien ihres Gegenstands fasziniert ist. Es ist auch diese sprachliche Qualität, welche wiederum den Leser fesselt. Im Vergleich zu dem auch ästhetischen Genuss, den dieses Werk bietet, ist der Sammelband zur Ostseeregion tatsächlich nur nicht mehr (aber auch nicht weniger) als die Dokumentation einer Tagung ohne weitergehende Ansprüche in Bezug auf thematische Kohärenz oder gar Gestaltung (keine Karten, kein Register). Das einzige, was man in Roth-Eys Buch vermissen könnte, ist ein Verzeichnis der schönsten, ausgefallensten und absurdesten Szenen aus sowjetischen Kino- und TV-Produktionen auf youtube.

KARSTEN BRÜGGEMANN

Mood ja külm sõda. Fashion and the Cold War. Hrsg. von EHA KOMISSAROV und BERIT TEEÄÄR. Eesti Kunstimuseum – Kumu kunstimuseum / Art Museum of Estonia – Kumu Art Museum. Tallinn 2012. 272 S. ISBN 9789949485123.

Mit zahlreichen Abbildungen führt der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des estnischen Kunstmuseums KUMU „Mood ja külm sõda. Fashion and the Cold War“ (14. September 2012 – 20 Januar 2013) durch zwei Jahrzehnte Modegeschehen in der Estnischen SSR. Dieser Sowjetrepublik kam im Kontext des Kalten Krieges als „the Soviet Union’s most westerly, and probably also most Western-minded, province“ (Eha Komissarov und Berit Teeäär, S. 5) eine bedeutungsvolle Position zu, wobei für synthetische Materialien auch die Litauische SSR in den Blick des Bandes gerät (Živilė Etevičiūtė, S. 184-195). Eingebettet in die historischen Zusammenhänge und die in den letzten Jahren zahlreich gewordene Forschung zur Mode in sozialistischen Staaten, gibt der Katalog einen fundierten Überblick über verschiedene Ebenen des estnisch-sowjetischen Bekleidungsdiskurses und nimmt erste institutionelle Klassifizierungen vor. Damit leistet er einen wichtigen Forschungsbeitrag zur sowjetischen Kultur- und Kunstgeschichte und bietet eine solide Materialgrundlage für vergleichende Perspektiven und weitere Forschungen zum estnischen Modediskurs sowie zur Kleidungsproduktion und -rezeption. Der behandelte Zeitraum endet mit dem Aufkommen der Pop-Mode 1970, die in der estnischen Kulturgeschichte ein eigenes Kapitel bildet, zumal es in der restlichen Sowjetunion nichts Vergleichbares gab. Das erklärte Ziel von Ausstellung und Katalog ist die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Facetten „sowjetischer Mode“

von 1950 bis 1970 sowie mit den Polemiken, die sich um die Beurteilung einer solchen eröffneten (Komissarov und Teeäär, S. 8).

Der *top-down*-Prozess, der die Modesysteme sowjetischen Zuschnitts bestimmte und wie in anderen Ländern auch durch jugendliche Subkulturen konterkariert wurde, wird durch die Abfolge der Beiträge nachvollziehbar: Den Auftakt macht das Kapitel zur Amerikanischen Ausstellung 1959 in Moskau mit ihren politischen und kulturellen Implikationen, die mit einer veränderten Haltung gegenüber westlicher Mode einhergingen (Teeäär, S. 10-29). Die Verlagerung des Wettkampfs zwischen den Systemen auf das Feld der Massenkultur ging Hand in Hand mit der Transformation des idealen sowjetischen Menschen vom Produzenten zum Konsumenten und bereitete den Boden für eine veränderte Beschäftigung mit Fragen der Schönheit und des guten Geschmacks, womit die Frau erneut in den Fokus sozialistischer Propaganda geriet. Doch auch den Männern wird besondere Beachtung geschenkt. So erfährt der Leser mehr zu den Kleidungspraktiken sowjetischer Führungspersonen: Lenins Kappe etwa entsprach dem Vorbild der Kopfbedeckung amerikanischer Büroangestellter und Stalins halb-militärischer Anzug wurde gern von seinen Untergebenen kopiert. Brežnev war verglichen mit dem zwar eitlen, aber konservativ gekleideten Chruščev ein Dandy, der seine Kleidung von einem privaten Designer anfertigen ließ und als erster Kremloboss seinen Hang für Sonnenbrillen auslebte. Die eigentlichen Renner unter den Funktionären aber blieben die „Fedoras“; selbst als diese Kopfbedeckung in Amerika längst aus der Mode war, wurden Dolmetscher in New York damit beauftragt, die „echten“, grauen Filzhüte zu besorgen, damit das Politbüro damit ausgerüstet werden konnte (Ilona Martson, S. 30-35).

Trotz der renommierten Stellung Estlands innerhalb des sowjetischen Modesystems bedeuteten gewisse aus Moskau kommunizierte Vorgaben für die Bekleidungsproduktion eine Herausforderung für das Modegeschehen in der Republik. So verhielt es sich beispielsweise mit dem Appell aus Moskau, nationale Ornamentik als kulturelles Erbe in der Bekleidung zu nutzen; dies war jedoch eine Referenz, die es in Estland als Teil der nationalen Identität eher zu überwinden als zu adaptieren galt, wo auch die Farbkombination blau-schwarz-weiß untersagt war.

Die Frage nach dem Verhältnis visueller Repräsentation und der Alltagsrealität zeichnete sich in Estland durch Inkongruenz aus; im Gegensatz zu den entsexualisierten Frauen auf den politischen Plakaten waren die Frauen in den Familienalben „simply, but carefully, dressed with properly coiffed hair“ (Komissarov, S. 63). Ein Blick in die in diesem Beitrag erwähnten Privatalben bleibt dem Leser jedoch leider verwehrt. Das ab 1952 jährlich erscheinende „Moealbum“ (Modealbum) setzte schließlich neue Maßstäbe in puncto Mode und im Sinne eines angepassten Standards des „guten Geschmacks“, der sich an Christian Diors „new look“ orientierte. Wie (offizielle) Vorstellungen für den Alltag ausgesehen haben, wird im

Kapitel zu Küche und Heim deutlicher (Karin Paulus, S. 76-97), welche im Katalog als Ort weiblichen Konsums und weiblich konnotierter Arbeit besondere Berücksichtigung erfahren. Obschon im Bereich der Kleidung nach wie vor Praktikabilität als oberstes Gebot galt, empfahl das bekannteste estnische Modemagazin „Siluett“ Mitte der 1960er Jahre, dass man sich zuhause in der Kleidung (Schürzen und Kittel) durchaus „kleine Extravaganzen“ erlauben könne (S. 92).

Mit der Modedesignerin Melanie Kaarma, deren Illustrationen ab 1957 im „Moealbum“ zu sehen waren, kommt eine interessante Akteurin des medialen Diskurses zu Wort, die über die Republiksgrenzen hinaus agierte. Maßgeblich inspiriert von westlichen Modemagazinen erlangte sie auch außerhalb der Estnischen SSR Bekanntheit und arbeitete bis Mitte der 1970er Jahre für russische Modemagazine (Juta Kivimäe, S. 98-107).

Eine institutionelle Scharnierfunktion zwischen Ost und West, zwischen Anspruch und Realität, Kollektiv und Individuum übte das Tallinner Modehaus (*Tallinna Moemaja*) aus, das Ende der 1950er Jahre gegründet wurde (Jukka Gronow und Sergej Žuravlev, S. 108-137). Seine Aufgaben bestanden in der Entwicklung des Designs moderner Kleidung für die Moskauer Kleidungsindustrie sowie für estnische Schneider- und Modestudios. Eine propagandistische Rolle erfüllte es in der Organisation von Schauen und der Publikation von Modemagazinen. Die Absicht hinter dem Ausbau eines Systems von Modehäusern in der gesamten Sowjetunion war das Ersetzen ausländischer Designs durch die eigenen und die Verringerung westlichen Einflusses in der estnischen Modeszene. Verantwortlich für den außerordentlich guten Ruf des Tallinner Modehauses in der Sowjetunion dürfte sein Modemagazin „Siluett“ gewesen sein, das besonders für seine zahlreichen Farbfotografien und Schnittmuster geschätzt und als „almost as attractive as *Žurnal Mod*“, das bekannteste sowjetische Magazin, galt (S. 121). Besonders beliebt war dabei die letzte Seite, wo kommentarlos Fotos aus englischen, französischen, aber auch italienischen und schwedischen Modemagazinen abgedruckt wurden. Diese Seite und die „europäische Atmosphäre“ Tallinns trugen dazu bei, dass die Estnische SSR in der Sowjetunion als Repräsentantin der westlichen Welt wahrgenommen wurde.

Ein Interview mit der ehemaligen Modeillustratorin Mari Kanasaar gewährt interessante Einblicke in die Praxis des Tallinner Modehauses (S. 138-149). Besonders spannend ist hier die Frage nach dem Verhältnis zu Moskau: Prototypen des Tallinner Modehauses, das wegen seines „guten Geschmacks“ in Moskau sehr geschätzt war, wurden zur Demonstration der besten sowjetischen Mode zu ausländischen Messen entsandt. Kanasaar zufolge habe sich im sowjetischen Russland selbst ein anderer Stil entwickelt: „The Russians themselves fell into the trap of graving Byzantine glamour, which has always been inherent to them, and they were much better at creating non-Soviet extravagances“ (S. 146). Die Existenz einer „sowjetischen Mode“ bezweifelt sie jedoch: „in reality, the authorities proceeded

from the bourgeois way of thinking that they held dear“ (S. 147). Für die Modeschaffenden selbst bot Moskau die einzige Möglichkeit, ausländische Modenschauen zu sehen. Was ihnen hingegen fehlte, war eine konkrete Vorstellung, wie die Menschen im Westen sich tatsächlich kleideten; eine Leerstelle, die im Falle der Esten wiederum das finnische Fernsehen zu füllen vermochte.

Das Ziel des Katalogs sich mit den verschiedenen Facetten „sowjetischer Mode“ auseinanderzusetzen, wird im Katalog zwar implizit eingelöst; gerade vor dem Hintergrund der exklusiven Stellung Estlands innerhalb des sowjetischen Modesystems hätte sich eine Diskussion um Vorstellungen einer „sowjetischen Mode“ in einem gesonderten Kapitel aber doch gelohnt.¹ Stattdessen wartet eines der letzten Kapitel mit einigen wesentlichen Informationen auf, die sich an früherer Stelle angeboten hätten: Wichtige Zusammenhänge zur innersowjetischen Bedeutung des Tallinner Modehauses und von „Siluett“ werden so erst am Ende des Katalogs deutlich (Komissarov, S. 216-263). Auch wäre angesichts der reichhaltigen Forschungsliteratur die Zusammenstellung einer Bibliografie sehr hilfreich gewesen.

Spannend ist die Idee des Aufrufs „minu armastatuim kleit“ (mein liebstes Kleid), in dessen Rahmen auf einer facebook-Seite Privatfotos von Frauen in ihren Lieblingskleidern zu sehen sind.² Im Katalog selbst finden Fragen der Alltagspraxis und des Konsums jedoch kaum Berücksichtigung. Hier bestehen Anknüpfungsmöglichkeiten für weiterführende Studien, für die der Katalog „Mood ja külm sõda. Fashion and the Cold War“ eine lesens- und ansehenswerte Anlauf- und Inspirationsquelle darstellt.

NATHALIE KEIGEL

„Schleichwege“: *Inoffizielle Begegnungen sozialistischer Staatsbürger zwischen 1956 und 1989*. Hrsg. von WŁODZIMIERZ BORODZIEJ, JERZY KOCHANOWSKI und JOACHIM VON PUTTKAMER. Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2010. 381 S. ISBN 9783412205614.

Der Tourismus ist in der bisherigen Historiografie zum Kalten Krieg als Forschungsgebiet eher übersehen worden. Zwar sind zu dieser Zeit zahlreiche Aufsätze, Sammelbände und Quellenpublikationen unterschiedlichen

¹ Gerade in Verbindung mit der einschlägigen Studie LARISSA ZAKHAROVA: *S'habiller à la soviétique. La mode et le Dégel en URSS*, Paris 2011.

² Siehe unter dem URL: <https://www.facebook.com/pages/Mood-ja-k%C3%BClms%C3%B5da/359159227448379> (letzter Zugriff 2.4.2013).

Umfangs veröffentlicht worden, doch konzentrieren sie sich meistens auf die traditionellen Themen wie das diplomatische Gegeneinander der beiden Supermächte USA und UdSSR, regionale Konflikte und all das, was in den Bereich Spionage und Sabotage fällt.

Diese Konzentration auf die „high politics“, die klassischen Themen der Geschichtsschreibung, hat sich in der letzten Zeit etwas verschoben; Historiker haben solche Lebensbereiche in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht, die weniger unmittelbar vom Kalten Krieg beeinflusst wurden. Dieser Themenkreis ist außerhalb der „high politics“ angesiedelt, weshalb er unter den „low politics“ eingeordnet wird.¹ Diese „weichen“ Themen, wie schon der Name sagt, beschäftigen sich weniger mit „Blut und Eisen“, sondern nehmen Faktoren ins Visier, die den Alltag der Menschen beeinflussen haben. Hierzu gehören Kultur, Medien (TV, Rundfunk), Mode, Denkmuster, die Rolle der Frauen oder Wandlungen im Lebensstandard.

Ein Unterthema der „low politics“ ist wiederum der Bereich der so genannten Kulturdiplomatie, wozu auch der internationale Tourismus und seine Entwicklung während der Kalten Kriege auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs zählen. Zu einem gründlicher untersuchten Thema der historischen Forschung wurde der Tourismus allerdings erst in diesem Jahrtausend, als vor allem westliche Historiker damit begannen, sich für Reisen von US-Amerikanern in andere Länder zur Zeit des Kalten Krieges zu interessieren.²

Der internationale Tourismus in die Sowjetunion geriet Ende der 1990er Jahre ins Blickfeld der historischen Forschung. Hervorzuheben wären hier der von Diane P. Koenker und Anne E. Gorsuch 2006 herausgegebene Sammelband, der eine Einführung in die osteuropäische Tourismusgeschichte liefert und zeitlich sowohl Reisen im Russländischen Imperium als auch Verbesserungen der touristischen Infrastruktur in der Sowjetunion nach 1953 umfasst.³ Die Zeit von 1950 bis 1970 wurde in der Sowjetunion dadurch dominiert, dass Moskau in ausländischen Touristen ein Mittel sah, um harte Devisen zu verdienen. Tourismus wurde so im Sozialismus zu einem neuen Wirtschaftszweig, in der die Ökonomen erstaunlicherweise sogar von „Dienstleistungswirtschaft“ und „globaler Konkurrenz“ sprachen.⁴

¹ NIGEL GOULD-DAVIES: *The Logic of Soviet Cultural Policy*, in: *Diplomatic History* 27 (2003), H. 2, S. 193-214, hier S. 193.

² Aus US-amerikanischer Perspektive ist das Thema heute gründlich erforscht. Siehe KENNETH OSGOOD: *Total Cold War: Eisenhower's Secret Propaganda Battle at Home and Abroad*, Lawrence, Kans. 2006; CHRISTOPHER ENDY: *Cold War Holidays: American Tourism in France*, Chapel Hill 2004.

³ *Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism*, hrsg. von ANNE E. GORSUCH und DIANE P. KOENKER, Ithaca u.a. 2006.

⁴ Siehe z.B. ENSV Teaduste Akadeemia majandusinstituudi aruanne a-st 1971 [Bericht des Wirtschaftsinstituts der Akademie der Wissenschaften der ESSR zum Jahr 1971], in *Eestisches Staatsarchiv (Eesti Riigiarhiiv, Tallinn, künftig: ERA)*, R-2347-3-1068, Bl. 16.

Die gründlichste Behandlung dieses Themas stammt von Gorsuch.⁵ Die Autorin betrachtet den Tourismus von Sowjetbürgern in der Zeit nach Stalin sowohl in den eigenen „Westen“, d.h. in die Estnische SSR und in die Ostblockländer, als auch in den eigentlichen Westen, also die kapitalistischen Länder. Sie kommt darin zu dem Schluss, dass die Sowjetunion zwar zunächst Angst vor dem Tourismus hatte, doch hätten die globalen Entwicklungen, d.h. die Entstehung des Massentourismus, dazu geführt, dass die Sowjetbürger das Recht erhielten, die Grenze der UdSSR zu überqueren und zu erfahren, wie das Leben jenseits des Eisernen Vorhangs aussah. Allerdings interessiert sich Gorsuch weder für die Frage, warum Ausländer die Sowjetunion besuchten, noch für die Konjunktur und den wirtschaftlichen Nutzen, der daraus gezogen wurde. Zwar untersucht sie die Abenteuer sowjetischer Touristen in den Ostblockländern, doch analysiert sie nicht die Reisen von Osteuropäern in die UdSSR oder den gegenseitigen touristischen Austausch zwischen den Volksdemokratien.

Diese Lücke füllt zum Teil der hier anzuzeigende Sammelband, indem er sich mit den gegenseitigen inoffiziellen Beziehungen der Bürger aus den Ostblockländern beschäftigt und diese aus der Perspektive des Tourismus erforscht. Er enthält Beiträge von 17 Autoren, die sich jeweils mit konkreten Ländern oder der Kommunikation zwischen den Nachbarländern beschäftigen. Thematisch sind die Aufsätze in fünf Gruppen unterteilt. Die ersten beiden beschäftigen sich mit der grenzüberschreitenden Kommunikation und mit dem Schleichhandel, die dritte Gruppe analysiert politische Aspekte des Tourismus, die vierte behandelt kulturelle Transfers und die letzte kümmert sich um einen Aspekt der Wirtschaftsmigration – um saisonale Vertragsarbeit in den Nachbarländern.

Mit der Vereinfachung des Visaregimes und mit den verbesserten Reisemöglichkeiten bildete sich in den 1960er Jahren nach und nach ein internationaler Tourismus sowohl in der Sowjetunion als auch in den anderen Ostblockländern heraus. Die zentrale Schlussfolgerung des ganzen Bandes lautet, dass dieser grenzüberschreitende Tourismus zur Herausbildung des Schleichhandels und des Einkaufstourismus im Sozialismus beigetragen hat. Unter den Bedingungen der wirtschaftlichen Knappheit brachten der durch Planwirtschaft bedingte permanente Warenmangel und die niedrige Qualität der vorhandenen Waren die Menschen dazu, ständig nach alternativen Mitteln zu suchen, um ihre materielle Lage rasch zu verbessern. In der Regel verstießen die Maßnahmen, die auf individueller Ebene ergriffen wurden, zwar nicht direkt gegen die geltenden Gesetze, doch waren sie höchstens halb legal. Besonders die Möglichkeit, die Nachbarländer zu besuchen und dort illegalen Straßenhandel zu treiben, einzukaufen und/oder Geld zu wechseln, um an die jeweilige Landeswährung zu gelangen, führten dazu, dass schon zu Beginn der 1960er Jahre der Schleichhandel das

⁵ ANNE E. GORSUCH: *All This is Your World: Soviet Tourism at Home and Abroad after Stalin*, Oxford u.a. 2011.

wirtschaftliche Fundament des internationalen Individualtourismus in den Volksdemokratien bildete. In der Sowjetunion entstand der Schwarzhandel als Begleiterscheinung des internationalen Tourismus in der Sowjetunion erst in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre; er wurde in den 1970er Jahren zu einer Massenerscheinung und einem verbreiteten Problem.

Die zweite Schlussfolgerung des Bandes ist die Tatsache, dass die Bürger aller sozialistischen Länder – vielleicht mit der Ausnahme der Rumänen und Bulgaren – regelmäßig in andere volksdemokratische Länder reisten, um sich dort Waren zu besorgen, die in ihrer Heimat schwer zugänglich waren oder gänzlich fehlten. Zu diesem Zweck reisten z.B. die Ungarn in die ČSSR und die Polen in die DDR. Dabei wurde die Währung des Reiselandes in der Heimat in der Regel nur in begrenzten Mengen umgetauscht. Was der Verhinderung von Spekulation dienen sollte, führte aber dazu, dass Schleichhandel und Valutaspekulation geradezu gefördert wurden. Der Einkaufstourismus brachte auch Spannungen unter der einheimischen Bevölkerung mit sich, der es nicht gefiel, dass die Gäste aus den Bruderländern die Geschäfte leer kauften, wobei sie sich vor allem für Mangelwaren interessierten. Der lokale Unmut wuchs sich manchmal zu zwischenstaatlichen Konflikten aus, in denen sich Außenministerien gegenseitig beschuldigten, Wirtschaftskrisen bewirkt und Valutaspekulationen provoziert zu haben. Das Problem verschärfte sich mit der Herausbildung des sozialistischen Massentourismus in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre. Wie Jerzy Kochanowski zeigt, wurde der erste inoffizielle „Zollkrieg“ zwischen Polen, der DDR, der ČSSR, Ungarn und Rumänien 1968 entfacht.

Somit verursachte sogar der auf den ersten Blick sichere und politisch unbedenkliche Reiseverkehr von Zeit zu Zeit internationale Zoll- und Handelskriege, die wiederum alte, noch unverheilte politische Wunden aufrißen, welche die Nachkriegsgrenzen und die Minderheitenfrage verursacht hatten. Aus dem Umstand, dass die Bürger der sozialistischen Länder mehr Kontakt untereinander hatten, erwuchs eher Streit als Nutzen, und von einer Freundschaft zwischen den Völkern konnte keine Rede sein.

Die dritte Schlussfolgerung des Bandes besteht für den Rezensenten darin, dass nach den Angaben der Aufsätze von Mikolaj Morzycki-Markowski und Lars Frederik Stöcker die Ostmitteleuropäer im Vergleich zu den Touristen aus der Sowjetunion viel bessere Möglichkeiten hatten, ins Ausland zu reisen. So konnten sie inoffiziell ins kapitalistische Österreich fahren – der polnische Tourist z.B. fuhr zu einer offiziellen Einkaufsreise nach Ungarn, überquerte dort die Grenze nach Österreich und kehrte dann über Ungarn wieder zurück –, über Bulgarien in die Türkei oder nach Griechenland einreisen – in Bulgarien konnte man im entsprechenden Konsulat ein Einreisevisum bekommen – und von Griechenland weiter nach Jugoslawien gelangen. Seit 1972 konnten Polen sogar visafrei nach Schweden reisen. Und im Unterschied zur Sowjetunion, wo das

Monopol des Auslandstourismus auf „Intourist“ und die Jugendreiseorganisation „Sputnik“ verteilt war, konnten in einigen sozialistischen Ländern neben den offiziellen Reisebüros auch kleinere Unternehmen tätig sein.

Die vierte und letzte Schlussfolgerung bezieht sich auf das wirtschaftliche Kalkül, das den Tourismus begleitete, denn auch die offiziell sozialistische Ideologie beugte sich in dieser Hinsicht der Verlockung der kapitalistischen Devisen: Die Reisebüros der osteuropäischen Volksdemokratien waren in erster Linie darin interessiert, Touristen aus dem Westen unterzubringen, weil diese mit Valuta zahlten. Daher wurden sowjetische Reisende oft als Gäste zweiter Klasse behandelt, die unter schlechten Unterkünften und teilweise auch unter Erniedrigungen leiden mussten, hatte doch der Rubel keinen realen wirtschaftlichen Wert. Auf unangenehme Überraschungen stießen auch Touristen aus der Estnischen SSR in den Ostblockstaaten: Die für sie gebuchten Hotelplätze wurden an Touristen aus dem Westen vergeben, in Zimmern fehlten Waschmöglichkeiten, die Reiseführer verspäteten sich oder die ihnen zugeteilten Reisebusse ließen Regen durch.⁶

Zweifelloos stellt dieser Sammelband einen wichtigen Beitrag für die Forschung dar, doch seien zwei Kritikpunkte angebracht. Zum einen vermisst man Bulgarien und Jugoslawien in der Liste der behandelten sozialistischen Länder: Gerade durch diese beiden jedoch gelangten osteuropäische Touristen häufig in deren kapitalistische Nachbarländer. Jugoslawien stellte auch deswegen eine Ausnahme dar, weil es trotz seines sozialistischen Images eher zum kapitalistischen Westen als zur Familie der sozialistischen Bruderländer zählte. Die Sowjetunion schickte ihre Touristen lieber nach Finnland, Schweden und Italien als nach Jugoslawien. Wie Włodzimierz Borodziej zeigt, konnte man von Jugoslawien aus in den Westen fliehen, doch war dies auch aus Italien oder Schweden möglich.

Zweitens bleiben die Reisen von Osteuropäern in die Sowjetunion außer Betracht, und es finden sich keine Angaben zum Anteil der sowjetischen Touristen an der allgemeinen Tourismuskonjunktur Osteuropas. Dieser Aspekt hätte schon deshalb diskutiert werden können, weil auch die Sowjetbürger in durchaus nennenswertem Maße als Käufer und als Valutaspekulanten auftraten, deren Ansehen aber oft niedriger war als das der übrigen Osteuropäer. Auch Touristen aus der Estnischen SSR sind an der Grenze wegen Schleichhandels von sowjetischen Zollbeamten erwischt worden, wodurch sich so mancher von ihnen großen Ärger einhandelte.⁷

OLIVER PAGEL

⁶ Siehe z.B. den Brief von J. Ulfsak, dem Sekretär des Gewerkschaftsrats der ESSR, an den Vorsitzenden des Zentralkomitees für Tourismus und Exkursionen, V. Barbin, 16.12.1971, in: ERA, R-1040-13-987, Bl. 122.

⁷ Ebenda, Bl. 120.

The Geopolitics of History in Latvian-Russian Relations. Ed. by NILS MUIŽNIEKS. Academic Press of the University of Latvia. Rīga 2011. 238 pp. ISBN 9789984453231.

“History is written by winners” is the quotation which comes first to my mind while reading the collection of analytical papers written by a number of Latvian social scientists and edited by Nils Muižnieks, a former NGO activist, former Minister for Social Integration Affairs of Latvia and current High Commissioner of Human Rights of the Council of Europe.

History has always been a part of politics and it continues to be a mighty weapon in the hands of a skilled user. Even more so, if history, historical facts, their interpretations, misperceptions or stereotypes are combined with modern media, the child of the latest information revolution. In democratic countries the politics as well as interpretation of history and its use in politics can be analysed and questioned by the public and the mass media. In authoritarian countries such a possibility is limited, even in the modern world of internet and information technologies. Therefore, in authoritarian countries history is frequently used to serve the regime to justify its existence and increase the loyalty of its people. Traditionally, governments and countries have always paid great attention to its information space, since no government can survive if it is unable to communicate its policies to its people as well as their neighbours and adversaries. History and its interpretations are an integral part of overt and covert media wars between people, governments, NGOs and even individuals. In recent years we have seen the rise of satellite TV stations such as “Al Jazeera” and “Russia Today” which communicate their message across the world. An important part of their content is devoted to politics and geopolitics, with history frequently used to legitimise their arguments.

The publication of Muižnieks’ book is both relevant and timely. The Baltic region, including Latvia, still today continues to be the battleground of ideas and perceptions, where history is used as a political tool to gain the support of the populations living in the geopolitically important and ethnically diverse region.

The book consists of two parts, where the first part analyses Russia’s historical narrative about Latvia, while the second part is devoted to the comparison of Latvian and Russian attitudes, perceptions, and statements vis-à-vis historical topics, political rituals and the use of history in international diplomatic and legal battles between Latvia and Russia. As the editor notes in his introduction, history and subjective memories and perceptions of historical events loom large on the agenda of Latvian-Russian bilateral relations. Latvian officials have often accused Russia of trying to “whitewash” the past of Soviet totalitarianism and Soviet occupation of the Baltic countries in 1940. In turn, the Kremlin and its official historians and ideologists have regularly accused their Latvian counterparts of “revising”

the history and “glorifying” Nazism. Twenty years after the collapse of the Soviet Union and restoration of Baltic independence, there still seems to be no clarity who won the battle and who has the right to write history. Are the winners those who represent the liberal democratic views or those standing for the rights of the Empire to strike back?

In the first part of the book, the interpretations of history in post-Soviet Russia is analysed from four perspectives. Kristine Doronenkova discusses the official Russian perspectives on the historical legacy. Vita Zelče analyses Latvia and the Baltic states in Russian historiography. Solvita Denisa-Liepniece scrutinizes Russia’s school textbooks which form the basis of political awareness in the young generation of Russians, shape their attitudes towards history and their neighbouring countries. Finally, Dmitrijs Petrenko analyses three Russian documentary films about Latvian history, revealing stereotypes and presenting a strong case about films as tools serving ideological aims and bearers of certain political values.

In the second part of the book, Klinta Ločmele, Olga Procevska, and Vita Zelče present an analysis of contemporary Russian political rituals in Russia and Latvia. Particular attention is devoted to the role and political transformation of the Soviet Victory Day on 9 May. Ojārs Skudra compares historical topics and concepts in two Latvian newspapers – *Diena*, a Latvian language newspaper, and *Vesti Segodnya*, a Russian language newspaper. The comparison clearly demonstrates how the historical topics presented for readers of different ethnic and linguistic groups can serve to support the political division based on ethnic origin and facilitate forming two mutually conflicting perceptions of the same historical facts.

Ivars Ijabs touches upon the issue of compensation for the losses caused by the illegal occupation of Latvia by the Soviet Union, while Toms Ros-toks discusses the use of history in the European Parliament and the Parliamentary Assembly of the Council of Europe. Last but not least, Nils Muižnieks analyses seven court cases at the European Court of Human Rights. The presented cases have at least one common feature – the role of history in the interpretation of these cases.

Regarding the methodology of the articles, in the introduction by Muižnieks, a considerable number of references on the contemporary analysis of the role of history in international relations are given. It sets a good prelude to the following studies of the Latvian situation in this area. Obviously, as editor, Muižnieks has a profound knowledge of the events and discourses in particular and the role of history in the Baltic region in general. All nine contributors have provided a great deal of instrumental information regarding the respective topics which until now was unavailable for non-Latvian speakers. There is vast information on school textbooks and their contents, various statistics, references to quantitative and qualitative sociological data. In the references one can find information on contemporary political theory and various policy and political analyses papers. In

general, these are concise, but academically and scientifically significant publications providing a solid basis for further discussions about the role of history in geopolitics in the Baltic region. The analytical papers are very timely and well-fitted in the context of the general academic research conducted on other historically controversial geopolitical regions.¹

In any case, it is difficult to imagine that the identity of respective populations would not be deeply influenced by history and its major events. It is also clear that history has a strong influence on contemporary and future political decisions and events. The major challenge is to find what the connection between the historical events and today's political decisions is, and make it obvious to academics, decision makers and the general public. This book on the geopolitics of history in Latvian-Russian Relations is a valuable contribution to such a task. Finally, it is obvious that one of the major historical conflicts that continues to determine Latvian-Russian relations is the interpretation of the Soviet occupation of the Baltic countries in 1940, where contemporary Russia continues to claim that it was anything else but occupation.

The collection of various analyses on the use of history, memories, and media in the political discourse of Latvian-Russian relations is the great strength of the book. It can be used as a case-study for many other regions and relations between countries with conflicting interpretations of their history. One might argue that our past continues to determine not only the present, but, to a great extent, also the future of politics and daily lives of people across the globe. There is no time-machine invented that would allow us to return to the past events in order to find out the one and only so-called "objective" truth about history. All we can do now is try to find some common ground how to use the history for the benefit of the "general good" instead of using different interpretations of the history to promote the interests of a particular group, nation, or regime. However, in the world of geopolitical struggles, for the time being, it remains wishful thinking.

ARTIS PABRIKS

¹ Here, one must add, that the issues of identity, history, and politics are not a new area in the writings on political science. To mention just a few of them: ADRIAN HASTINGS: *The Construction of Nationhood. Ethnicity, Religion and Nationalism*, Cambridge 1997; ROGERS BRUBAKER: *Nationalism Reframed. Nationhood and the National Question in the New Europe*, Cambridge 1996; ANTHONY SMITH: *National Identity*, London 1991.

Die Archive Estlands im europäischen Kontext. Vorträge der Konferenz im Tallinner Stadtarchiv vom 15. bis zum 16. September 2005. Hrsg. von LEA KÕIV und PEET PILLAK. Eesti Arhivaaride Ühing, Tallinn 2005. 378 S. ISBN 9789949304240.

Der Tagungsband enthält Vorträge, die auf einer vom Verein Estnischer Archivare durchgeführten Veranstaltung im Jahre 2005 in Tallinn gehalten worden sind. Dabei stand die Tagung in der Tradition einer bereits zu Beginn des 21. Jahrhunderts geplanten estnisch-deutschen Veranstaltung, die die Bedeutung des deutschen Archivwesens und der deutschbaltischen Archivare für die Archive in Estland thematisieren sollte. Angesichts des bevorstehenden Beitritts Estlands zur Europäischen Union erhielt die Tagung nun, 2005, eine umfassendere Ausrichtung und bezog einen größeren Kontext ein: An dem Treffen beteiligten sich nicht allein Vertreter aus Estland und Deutschland, sondern ebenfalls aus Finnland, Schweden und Belgien. Vertreter aus Russland mussten aufgrund bürokratischer Hindernisse auf die Teilnahme verzichten.

Zunächst einmal geht es um Vorgeschichte und Anfang des nationalen Archivwesens in Estland: Einleitend behandelt Klaus Neitmann Aufstieg und Fall der deutschbaltischen Ritterschaftsarchive vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. An den Beginn des Archivwesens in Estland wird damit das ständisch-deutsche Archivwesen gestellt – nach wie vor eine Grundlage für die heutigen Archive in Estland. Reformen und Reformversuche im estländischen Ritterschaftsarchiv vor dem Ersten Weltkrieg beschreibt der 2009 verstorbene Indrek Jürjo und kann auf die bereits damals vorhandenen Bestrebungen einer stärkeren Zentralisierung hinweisen. Peep Pillak gibt eine Übersicht über maßgebliche deutschbaltische Archivare in jener Zeit und zeigt damit den deutschen und deutschbaltischen Einfluss auf die Entwicklung des Archivwesens in Estland auf, der auch die Archivistik der neugegründeten Republik Estland bestimmte; hervorgehoben werden dabei auch die zahlreichen Lehnwörter, die das Estnische auf diesem Gebiet aus dem Deutschen übernommen hat. Demgegenüber betont Raimo Pohjola im folgenden Beitrag nicht allein die Bedeutung der Deutschen für die Entstehung des Archivwesens in Estland, sondern stellt auch russische, skandinavische und finnische Einflüsse heraus.

Im Weiteren geht es um Archivbestände in Estland mit ausländischen Bezügen sowie um ausländische Archive mit auf Estland bezogenen Unterlagen. Tapio Salminen hebt die Bedeutung des Revaler Stadtarchivs für die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Finnlands hervor und geht auf die Arbeit finnischer Historiker mit der in Tallinn vorhandenen Überlieferung ein. Kari Tarkiainen berichtet von der Überlieferung zum heutigen Estland innerhalb der „Livonia-Sammlung“ im schwedischen Reichsarchiv in Stockholm. Torkel Jansson hebt die Bedeutung

der Archive in Estland für die Erforschung der Geschichte des „Schwedentums“ in Estland hervor und betont die Bedeutung der dortigen archivistischen Überlieferung für die Erforschung der bäuerlichen estländischen Schweden, die ihre Kultur allen Widerständen zum Trotz bis ins 20. Jahrhundert erhalten haben. Volker Baron von Buxhoeveden stellt archivistische Quellen zu seiner Familiengeschichte vor und kann damit ein Beispiel einer breit verstreuten Überlieferung geben, die sich zu einem Teil in Estland, zu einem großen Teil aber auch in anderen Ländern erhalten hat.

Drei weitere Beiträge behandeln das Schicksal der archivistischen Überlieferung Estlands während des Zweiten Weltkriegs: Anhand einschlägiger Dokumente des Auswärtigen Amtes in Berlin geht Wilhelm Lenz der Frage der „kulturellen Güter der Umsiedler“ nach, die nach langwierigen Verhandlungen auf estnisch-deutscher Regierungsebene in den Jahren 1939 bis 1941 nach z.T. fragwürdiger Aufteilung zusammen mit den umgesiedelten Deutschen außer Landes gelangten. Lea Kõiv beschreibt die Situation während der Kriegsjahre unter deutscher und sowjetischer Besatzung im Stadtarchiv Tallinn, die Verbringung des Revaler Stadtarchivs nach Deutschland und dessen Rückkehr nach Tallinn im Jahr 1990. Dirk-Gerd Erpenbeck geht auf das Schicksal des Stadtarchivs Narva im Zweiten Weltkrieg ein, das in den letzten Kriegstagen unter dramatischen Umständen geborgen wurde.

Abschließend stellen Peter Wörster und Dorothee Goetze die heutige Dokumentensammlung des 1950 gegründeten Herder-Instituts in Marburg vor, die zu einem großen Teil auf der Sammlung von Unterlagen zum Baltikum beruht und in die auch eine umfangreiche Überlieferung zur Geschichte Estlands gelangt ist.

Entstanden ist damit eine Publikation, die maßgeblich werden dürfte für jede künftige Beschäftigung mit den Archiven und der archivistischen Überlieferung Estlands.

MANFRED VON BOETTICHER

